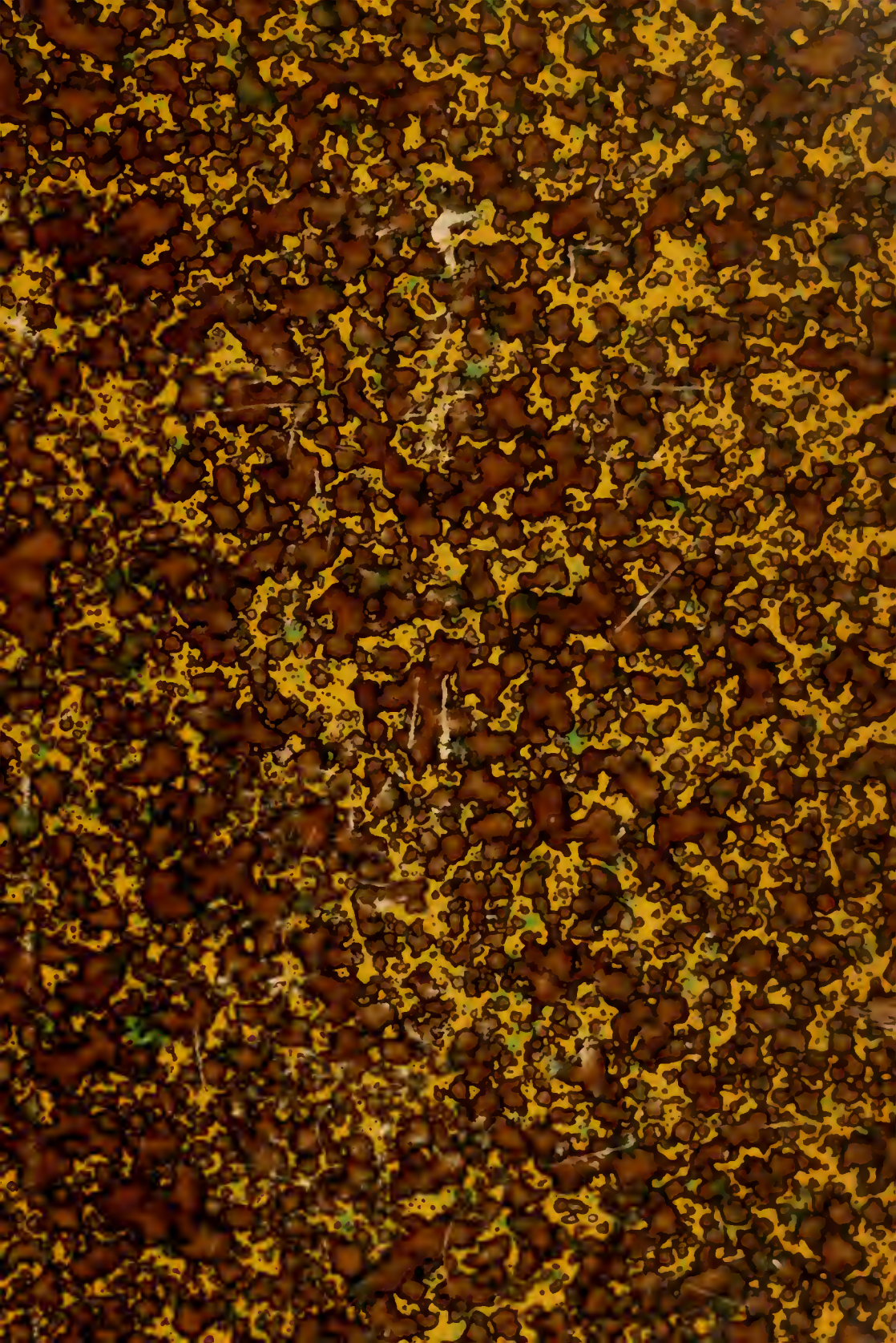


Phil 161
A

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

70. JAHRGANG, 134. BAND
DER NEUEN SERIE 34. BAND

158796
5/2/21

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1916

PB
3
A5
B1 134

Inhalts-Verzeichnis des 134. Bandes

der neuen Serie 34. Bandes

Seite

George Sylvester Viereck, The Iron Chancellor. (1915) 1

Abhandlungen

Albert Malte Wagner, Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs. I. 3
Albert Leitzmann, Zu Schillers dramatischem Nachlaß 27
Werner Richter, Christian Weises nordische Dramen 'Regnerus' und 'Olvilda' . . . 245

A. E. H. Swaen, Entirely, wholly, largely, frankly 48
Bernhard Fehr, Oscar Wildes 'The harlot's house'. Eine kritisch-ästhetische Untersuchung 59
Max Förster, Beiträge zur mittelalterlichen Volkskunde. IX. 264

M. L. Wagner, Ein mexikanisch-spanischer Schelmenroman: Der 'Periquillo Sarniento' des José Joaquín Fernández de Lizardi. (1816) 76
Albert Stimming, Zu Bertran de Born. (Mit einem Nachwort von O. Schultz-Gora) 101
Erhard Lommatzsch, Zum Ritterbrauch des Prahlens 114
Carl Voretzsch, Alter und Entstehung der französischen Heldendichtung 294
Max Leopold Wagner, Das Sardische im Romanischen etymologischen Wörterbuch von Meyer-Lübke (Lieferung 4—8). I. 309
Rudolf Zenker, Zwei Quellen von Molières Misanthrope. I. 321
Gertrud Richert, Aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Romanisten und Schriftstellern. I. 339

Kleinere Mitteilungen

Zu einem Briefe Goethes. Von Ludwig Geiger 128
Heinrich von Kleist und Karl Friedrich Hindenburg. Von Alfred Heinrich 129
Georg Forster über deutsche Literatur und über Schiller. Von Ludwig Geiger . . . 372

Zwei angebliche mittelenglische Interjektionen. Von Otto Zippel 131
The Middle English Westminster prose psalter, Ps. 90, 10. By H. Logeman 132
Notes on 'Twelfth night'. By M. P. Tilley. 133
Bemerkungen zu Galfred von Monmouth. Von Albert Leitzmann 373
To Luick's 'Historische Grammatik'. By R. E. Zachrisson 378

Rum. *grui̯ŭ* (*gruńŭ*) 'Hügel'. Von L. Spitzer 138
Zum Geschlecht von afrz. *ost*. Von O. Schultz-Gora 139
Zur *Bibliographie des voyages en Espagne*. II. Von Ludwig Pfandl 143
Eine Stelle im *Placidas-Eustachius* (V. 278). Von O. Schultz-Gora 146
Clément Marot. Nachlese. Von Ph. Aug. Becker 147
Molière und della Porta. Von Max J. Wolff 148
Zur spanisch-deutschen Ortsnamenkunde des Mittelalters. Von Ludwig Pfandl . . . 380
Savaric von Mauleon und Gottfried Keller. Von Erhard Lommatzsch 384
Zur Lehre vom Akzent in den galloromanischen Mundarten. Von Eva Seifert . . . 387

Sitzungsberichte der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1915 395
Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Januar 1916 408

Beurteilungen und kurze Anzeigen

E. Abegg, s. A. Bachmann.
Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. LXVI.—LXVIII. Heft, Bd. VII, Bogen 17—96, enthaltend die Stämme *s-cht—s-s* (bis *Uf-satz*). Bearb. von A. Bachmann u. E. Schwyzer. H. Blattner, J. Vebsch, L. Wipf, E. Abegg, W. Wiget, O. Gröger. (August Gebhardt) 152
Jakob Berger, Die Laute der Mundarten des St. Galler Rheintals und der angrenzenden vorarlbergischen Gebiete. (August Gebhardt) 173
H. Blattner, s. A. Bachmann.

Seite

Karl Bohnenberger, Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten. (August Gebhardt) 153
André Fauconnet, s. Wilhelm Waiblinger.
Theodor Frings, s. Ferdinand Wrede.
Olga Gogala di Loesthal, Studien über Veldekes Eneide. (Werner Richter) 155
O. Gröger, s. A. Bachmann.
Daniel Friedrich Heilmann, Mörikes Lyrik und das Volkslied. (Heinrich Lohre) . . . 116
Kurt Kersten, Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. (Kurt Levinstein) 421
Eugen Kilian, Aus der Praxis der modernen Dramaturgie. (Rudolf Fischer) 163
E. F. Koßmann, Nieuwe Bijdragen tot de Geschiedenis van het nederlandsche Tooneel in de 17e en 18e Eeuw. (Johannes Bolte) 415
Friedrich Kruer, Der Bindevokal und seine Fuge im schwachen deutschen Präteritum bis 1150. (Sigmund Feist) 161
Albert Leitzmann, s. Paul Zincke.
Berthold Litzmann, Ernst v. Wildenbruch. 1. Band. (Edgar Groß) 414
P. Riesenfeld, Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur. (Wilhelm Nickel) 149
K. Schneider, Zur Ausgestaltung der deutschen Sprache. (Wilhelm Nickel) 150
Edward Schröder, Zwei altdeutsche Schwänke: Die böse Frau, Der Weinschwelg. (Werner Richter) 156
Werner Schulze, Gustav Schwab als Balladendichter. (Harry Mayne) 413
E. Schwyzer, s. A. Bachmann.
F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. T. 1. 3., gänzl. umgearb. u. stark verm. Aufl. T. 4. (Wilhelm Nickel) 150
Theodor Siebs, Hermann Allmers. Sein Leben und Dichten, mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt. (Johannes Keese) 164
B. Symons, Kudrun. Zweite verbesserte Auflage. (Werner Richter) 154
J. Vebsch, s. A. Bachmann.
Wilhelm Waiblinger, Liebe und Haß, ungedrucktes Trauerspiel, Nach dem Manuskript hg. von André Fauconnet. (Kurt Levinstein) 417
W. Wiget, s. A. Bachmann.
E. Wipf, s. A. Bachmann.
Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches, hg. von Ferdinand Wrede. Heft V: Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen, von Theodor Frings. (August Gebhardt) 151
Georg Forsters Tagebücher. Hg. von Paul Zincke und Albert Leitzmann. (Kurt Levinstein) 419

Rudolf Brotanek, Texte und Untersuchungen zur altenglischen Literatur und Kirchengeschichte. Zwei Homilien des Ælfric. — Synodalbeschlüsse. — Ein Briefentwurf. — Zur Überlieferung des Sterbegesanges Bedas. (Karl Wildhagen) 169
Max Förster, Altenglisches Lesebuch für Anfänger. (Karl Wildhagen) 167
Cynthia's revels or, The fountain of self-love by Ben Jonson. Ed. by Alexander Corbin Indson. (Rudolf Fischer) 182
Anna Kerl, Die metrischen Unterschiede von Shakespeares King John und Julius Caesar. Eine chronologische Untersuchung. (Rudolf Fischer) 178
Chaucer and his poetry. Lectures delivered in 1914 on the Percy Turnbull Memorial Foundation in the Johns Hopkins University by George Lyman Kittredge. (E. Koeppel) 175
Ernst August Lüdemann, Shakespeares Verwendung von gleichartigem und gegensätzlichem Parallelismus bei Figuren, Situationen, Motiven und Handlungen. (Rudolf Fischer) 180
Hans Paulussen, Rhythmik und Technik des sechsfüßigen Jambus im Deutschen und Englischen. (Rudolf Fischer) 166
Arnold Schröer, Neuenglisches Aussprachewörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Eigennamen. (Karl Wildhagen) 183
Shakespeare's Hamlet. A new commentary. With a chapter on first principles by Wilbraham Fitzjohn Trench. (Rudolf Fischer) 179

Pauline Bernheim, Balzac und Swedenborg. Einfluß der Mystik Swedenborgs und Saint-Martins auf die Romandichtung Balzacs. (H. Heiss) 441
Giulio Bertoni, I Trovatori d'Italia (Biografie, testi, traduzioni, note). (O. Schultz-Gora) 194
J.-J. A. Bertrand, Cervantes et le romantisme allemand. (Adalbert Hämel) 186
Adolf Birch-Hirschfeld, s. Hermann Suchier.
Arthur Franz, Über den Troubadour Marcabru. (C. Appel) 193
Die Lieder des Trobadors Guiraut d'Espanha. Hg. von Otto Hoby. (O. Schultz-Gora) . 431
Robert Lehmann-Nitsche, Adivinanzas Rioplatenses. (Robert Petsch) 189
Siegfried Lemm, Zur Entstehungsgeschichte von E. Zolas Rougon-Macquart und den Quatre Evangiles (nach unveröffentlichten Manuskripten). (H. Heiss) 440
C. Lorck, Passé défini, imparfait, passé indéfini. Eine grammatisch-psychologische Studie. (Elise Richter) 209
Paul Michaelis, Philosophie und Dichtung bei Ernest Renan. (H. Heiss) 441
Der Trobador Pistoleta, hg. von Erich Niestroy; Der Trobador Guillem Magret, hg. von Fritz Naudieth. (Adolf Kolsen) 424

Seite

Ludwig Pfandl, Beiträge zur spanischen und provenzalischen Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters. (Adalbert Hämel) 423
El Sacrificio de la Misa por Gonzalo de Berceo. Edición de Antonio G. Solalinde. (Ludwig Pfandl) 185
Erwin Stimming, Der Accusativus cum Infinitivo im Französischen. (M. Friedwagner) 445
Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Band II: Die neuere Zeit. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Adolf Birch-Hirschfeld. 2. Auflage. (Kurt Glaser) 206
L. Wyplel. Wirklichkeit und Sprache. Eine neue Art der Sprachbetrachtung. (A. Bally) 211

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Hermann Reich. Antike Romane, Novellenkränze und Schwankbücher, ihre Entwicklungsgeschichte und Beziehung zum Mimus 213
Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 und unser Verhältnis zu Österreich. Auswahl der hervorragendsten Reden. hg. von Seidenberger 214
Codicum Casinensium manuscriptorum catalogus. cura et studio monachorum s. Benedicti, archicoenobii Montis Casini. (A. Camilli) 214
H. Hilmer, Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel 443
R. Koebner, Venantius Fortunatus. Seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowinger-Reiches 444
Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Hg. von August Leskien 444
J. Norrenberg, Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege 441
J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914—1915 . 445

Neuere Sprachen

A Renaissance courtesy-book: Galateo of manners and behaviours, by Giovanni della Casa. With an introduction by J. E. Spingarn 218
W. Viëtor, Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. 6. Aufl. 450
Charles Hart Handschin. The teaching of modern languages in the United States . . 450
Reform in grammatical nomenclature. A symposium. From the proceedings of the Michigan schoolmasters' club and classical conference held at Ann Arbor 451
H. Klinghardt. Artikulations- und Hörübungen. 451

Germanisch

Hermann Jantzen. Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. 4., durchgesehene Auflage. 219

Nordisch

Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten. Übertragen von Paul Herrmann 152
Die Geschichte vom weisen Njal. Übertragen von Andreas Heusler 452
Nordische Volksmärchen. Übersetzt von Klara Stroebe 153

Karl Wesle, Die althochdeutschen Glossen des Schlettstadter Kodex zu kirchlichen Schriften und ihre Verwandten 453

Deutsch

J. Miedel, Oberschwäbische Orts- und Flurnamen. (Wilhelm Nickel) 219
Joseph Welz, Die Eigennamen im Codex Laureshamensis. (W. R.) 219
Bruno Engelberg, Zur Stilistik der Adjektiva in Otfrids Evangelienbuch und im Heliand. (W. R.). 220
Maria Geiger, Die Visio Philiberti des Heinrich von Neustadt. (W. R.) 220
Max Hermann Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. (W. Richter) 221
Wolfgang Stammler, Friedrich Arnold Klockenbring. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen und sozialen Lebens in Hannover. 222
G. Rausch, Goethe und die deutsche Sprache. (Wilhelm Nickel) 223
W. Heynen, Der 'Sonnenwirt' von Hermann Kurz. Eine Quellenstudie. (Wilhelm Nickel) 224
Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Bearbeitet von J. E. Wülfing und A. C. Schmidt. 9. Auflage 225
Alfred Weller, Die frühmittelhochdeutsche Wiener Genesis nach Quellen, Übersetzungsart, Stil und Syntax. (W. R.) 150
Max Päpke, Das Marienleben des Schweizers Wernher. (W. R.) 151
Erich Gülzow, Zur Stilkunde der Krone Heinrichs von dem Türlin. (W. R.) 151
R. Benz, Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur . . 155
Adah Blanche Roe, Anna Owena Hoyers, a poetess of the XVII century . 155
Bürgers Gedichte in zwei Teilen. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von E. Consentius 156
K. Kauenhowen, Gottfried August Bürgers Macbeth-Bearbeitung . . . 156

Seite

Emma Gertrude Jaeck, Madame de Staël and the spread of German literature 456
Helene Richter, Schauspieler-Charakteristiken 457
Siegfried Jacobsohn, Das Jahr der Bühne. Bd. III 457
L. M. Price, The attitude of Gustav Freytag and Julian Schmidt toward English literature 458
S. M. Prem, Christian Schneller 458
A. Dreyer, Ludwig Steub 458
H. F. Blunck, Belgien und die niederdeutsche Frage 459
Wachtfeuer. Künstlerblätter zum Krieg, hg. vom Wirtschaftlichen Verband bildender Künstler in Berlin 459

Englisch

Zupitza-Schipper, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitätsvorlesungen und Seminarübungen. Elfte, unter Mitwirkung von R. Brotanek und A. Eichler verbesserte Auflage. (A. B.) 225
Marie E. de Meester, Oriental influences in the English literature of the nineteenth century. (A. B.) 225
Friedrich Kluge, Angelsächsisches Lesebuch, zusammengestellt und mit Glossar versehen. 4. Auflage 226
Karl W. Engeroff, Untersuchung des Verwandtschaftsverhältnisses der anglo-französischen und mittelenglischen Überlieferungen der 'Usages of Winchester' mit Paralleldruck der drei Texte 227
Gotthold Otto Hofmann, Studien zum englischen Schauerroman 227
Eilert Ekwall, Historische neuenglische Laut- und Formenlehre 228
Dinkler-Mittelbach-Zeiger, Lehrbuch der englischen Sprache für Lyzeen und Oberlyzeen, auf Grund der neuen Lehrpläne bearbeitet 229
W. Shakespeare, Julius Cæsar. Für den Schulgebrauch erklärt von E. Penner und M. Degenhart. Vierte Auflage der Gesamtausgabe 229
Ella A. Vettermann, Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. Cap. I—IV 230
Edith Howes, The sun's babies. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von J. Kaysel 230
Ethel Turner, Two tales for beginners: Seven little Australians, The family at Misrule. Für den Schulgebr. ausgewählt und erklärt von Maria A. Hackenberg 231
John Finnemore, Historical tales for the youth. History told in the form of romance. Ausgewählt, für den Schulgebr. bearb. und mit Anmerkungen hg. von Heinrich Gade 231
C. Weiser, Englische Literaturgeschichte. 4., verb. u. verm. Auflage 462
H. Kreickemeier, Die Wortstellung im Nebensatz des Englischen 463
Paul Elmer More, The paradox of Oxford 463
U. Lindelöf, Grundzüge der Geschichte der englischen Sprache 463
A. S. Cook, Some accounts of the Bewcastle cross between the years 1607 and 1861 . . 464
A. G. Kennedy, The pronoun of address in English literature of the thirteenth century 464
K. W. Engeroff, Untersuchung des Verwandtschaftsverhältnisses der anglo-französischen und mittelenglischen Überlieferungen der 'Usages of Winchester' mit Paralleldruck der drei Texte 464
Gertrud Görnemann, Zur Verfasserschaft und Entstehungsgeschichte von 'Piers the Plowman' 464
Käte Heidrich, Das geographische Weltbild des späteren englischen Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der Vorstellungen Chaucers und seiner Zeitgenossen . . . 465
F. Wild, Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der wichtigsten Chaucer-Handschriften und der Sprache Chaucers 465
Geoffrey Chaucer, Canterbury tales. Nach dem Ellesmere-Ms. mit Lesarten, Anmerkungen und Glossar hg. von John Koch 465
Dean Spruill Fansler, Chaucer and the Roman de la rose 466
John S. P. Tatlock, The scene of the Franklin's tale visited 466
Helen Louise Cohen, The ballade 466
Alphonso Smith, Ballads surviving in the United States 467
John Lydgate. Einige religiöse Gedichte. Bearbeitet von O. Mahir 467
Morte Arthure. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar hg. von Erik Björkman . 467
W. F. Trench, An introduction to the study of the renaissance in its relation to English literature 467
Victor Oscar Freeburg, Disguise plots in Elizabethan drama 468
R. P. Cowl, The theory of poetry in England 469
Th. S. Graves, The court and the London theatres during the reign of Elizabeth . . . 469
H. E. Fansler, The evolution of technic in Elizabethan tragedy 469
Ch. Marlowe, Eduard II. Deutsch von A. W. Heymel 470
A. Ackermann, Der Seelenglaube bei Shakespeare 471
Meinrad Haberl, Die Entwicklung des optischen und akustischen Sinnes bei Shakspere 471
Pellissier, Shakespeare et la superstition shakespearienne 472
P. Friedrich, Studien zur englischen Stenographie im Zeitalter Shakespeares 472
Countess de Chambrun, The sonnets of William Shakespeare 473
Shakespeares Königsdramen, für die Bühne bearbeitet und hg. von E. Lewinges und R. Roenneke 473
G. Wolff, Der Fall Hamlet 473
Mary Sullivan, Court masques of James I 474
A. H. Nason, James Shirley dramatist 474
A. Eichler, Schriftbild und Lautwert in Charles Butler's English Grammar (1633, 1634) und Feminin 'Monarchi' (1634) 475

Seite

F. Winther, Das gerettete Venedig 475
E. Frey, Der Einfluß der englischen, französischen, italienischen und lateinischen Literatur auf die Dichtungen Matthew Priors 475
Ch. Müller, Die engl. Lautentwicklung nach Lediard (1725) und anderen Grammatikern 475
W. A. Paterna, Das Übersinnliche im englischen Roman 476
F. Güttler, Wordsworths politische Entwicklung 476
Dora Binkert, Historische Romane vor Walter Scott 476
England in seiner tiefsten Erniedrigung 477
Karl König, Byrons English bards and Scotch reviewers 478
G. Budjuhn, Die zwei ersten erhaltenen Redaktionen von Byrons English bards and Scotch reviewers 478
S. C. Shew, The dramas of Lord Byron 478
F. Bader, Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung 478
E. Edelmann, Die Charakterzeichnung in den Romanen von Dickens 479
Johannes Schiller, Thomas Osborne Davis, ein irischer Freiheitssänger 479
E. Vettermann, Die Ballindichtungen und ihre Quellen 480
E. Bendz, The influence of Pater and Matthew Arnold in the prose-writings of Oscar Wilde 480
H. A. Jones, The devine gift. A play in three acts 481
H. A. Jones, Talks with playgoers 481
H. A. Jones, The foundation of national drama 482
H. G. Wells, The world set free 483
Rehbach, George Bernhard Shaw als Dramatiker 483
H. Beerbohm Tree, Thoughts and afterthoughts 484
England und die Völker: 1. Paul Dehn, England und die Vereinigten Staaten. 2. Karl Peters, England und Irland. 3. Ed. Heyck, England und Holland. 4. Hermann Kirchhoff, England und Skandinavien. 5. J. Lulvès, England und Italien. 6. E. Schultze, England und Spanien. 7. Paul Dehn, England und Frankreich . 485
Fr. Oppenheimer, Engländer über England. Von einem hohen russischen Militär . . 485
Hugo Münsterberg, The war and America. — The peace in America 485
H. Poutsma, A grammar of Late Modern English for the use of continental, especially Dutch, students. Part II. The parts of speech. Section I A: nouns, adjectives and articles 486
Sir Sidney Lee, The place of English literature in the modern university 487
G. Becker, Kurzgefaßte englische Schulgrammatik 487
M. Förster, English prose with biographical notices, on the basis of a selection by L. Herrig 488

Romanisch

Gesellschaft für Romanische Literatur, Dresden. Zwölfter Jahrg., 1913, III. Bd.: Hunbaut, Altfrz. Artusroman des 13. Jahrhunderts ... hg. von Hermann Breuer. Dreizehnter Jahrg., 1914, I. Band: Cristal und Clarie, Altfrz. Abenteuerroman des 13. Jahrhunderts ... hg. von Hermann Breuer. II. Band: Die Rimas spirituales von Girolamo Araolla ... hg. von Max Leopold Wagner 233
A. Zauner, Romanische Sprachwissenschaft. I. Teil: Laut- und Wortlehre I. Dritte verbesserte Auflage 490

Französisch

H. Mayer, Einfluß der vorchristlichen Kulte auf die Toponomastik Frankreichs . . . 234
W. Förster und E. Koschwitz, Altfranzösisches Übungsbuch. 5., verm. u. verb. Aufl. 234
H. Sabersky, Altfranzösisches in der schlesischen Mundart 235
F. Kabilinski, Jacob Grimm als Romanist 235
H. Andresen, Zum Auberi 235
H. Wolff, Dichtungen von Matthäus dem Juden und Matthäus von Gent 235
A. Hilka, Ein bisher unbekanntes Narcissusspiel ('L'istoire le Narcissus et de Echo') . 236
E. Walberg, Quelques remarques sur l'ancien français 'ne garder l'eure que' 236
Kr. Nyrop, Philologie française. Deuxième édition revue et corrigée 237
Adolf Toblers Altfranzösisches Wörterbuch mit Unterstützung der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften aus dem Nachlaß hg. von Erhard Lommatzsch 237
H. Rotzler, Die Benennungen der Milchstraße im Französischen 237
A. Cullmann, Die Lieder und Romanzen des Audefroi de Bastart 237
H. Blatz, Die Aufnahme der 'Nouvelle Héloïse' von J.-J. Rousseau und ihre Beurteilung in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts 238
E. Falke, Die romantischen Elemente in Prosper Mérimées Roman und Novellen . . . 238
Rudolph, Le Français et la guerre 1914/15. Ce que disent les journaux français. Fascicule n° 1. — Derselbe, Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre 1914 par G. Ohnet 241
H. Hatzfeld, Über die Objektivierung subjektiver Begriffe im Mittelfranzösischen . 491
W. Hammerschmidt, Amadis Jamyn, sein Leben und seine Werke 491
E. Appel, Beiträge zur Geschichte der Teilungsformel im Französischen 492
Fr. Beyer, Französische Phonetik für Lehrer und Studierende. Vierte überarbeitete und erweiterte Auflage 493

Provenzalisch

E. Levy, Provenzalisches Supplementwörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. 34. Heft, S. 769—884 241
G. Bertoni, Sordello e Reforzat 241

Seite

H. Andresen, Zu provenzalischen und altfranzösischen Texten 494
O. Schultz-Gora, Altprovenzalisches Elementarbuch. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. (E. Levy) 494

Spanisch

La Cultura latino-americana. Crónica y bibliografía de sus progresos, publicada por el Seminar für romanische Sprachen und Kultur, Hamburg. Vol. I, Num. 1 495

Italienisch

E. Walser, Poggius Florentinus. Leben und Werke. (Berthold Wiese) 242

Rumänisch

Mitteilungen des Rumänischen Instituts an der Universität Wien, hg. von W. Meyer-Lübke. Erster Band. (F. Schürr) 196
G. Pascu, Ştiinţa germană şi Românii 497

Varia

A. Leskien, Grammatik der serbo-kroatischen Sprache. I. (A. Thumb) 243

Berichtigung. (Ph. Aug. Becker) 244
Zu Archiv 134 S. 235. (Sch.-G.) 497
Berichtigung. (Sch.-G.) 497

The Iron Chancellor.

(1915.)

Above the grave where Bismarck sleeps
The ravens screeched with strange alarms,
The Saxon forest in its deeps
Shook with the distant clash of arms.

The Iron Chancellor stirred. "'Tis war!
Give me my sword to lay them low
Who touch my work. Unbar the door
I passed an hundred years ago."

The angel guardian of the tomb
Spake of the law that binds all clay,
That neither rose nor oak may bloom
Betwixt the night and judgment day.

"For no man twice may pass this gate,"
He said. But Bismarck flashed his eyes:
"Nay, at the trumpet call of fate,
Like Barbarossa, I shall rise.

"In sight of all God's Seraphim
I'll place this helmet on my brow.
For lo! We Germans fear but Him,
And He, I know, is with us now."

The dead man stood up in his might,
The startled angel said no word.
Through endless spheres of day and night
God in His Seventh Heaven heard,

And answered thus: "Shall man forget
My laws? They were not lightly made,
Nor writ for thee to break. And yet
I love thee. Thou art not afraid.

"Bismarck, from now till morrow's sun
Walks as a wraith amid the strife,
And if thou find thy work undone
Come back, and I shall give thee—life."

With stern salute the spectre strode
Out of the dark into the dawn.
From Hamburg to the Caspian road
He saw a wall of iron drawn.

He saw young men go forth to die
  Singing the martial songs of yore.
Boldly athwart the Flemish sky
  He marked the German airmen soar.

A thousand spears in battle line
  Had pierced the wayward heart of France,
But still above the German Rhine
  The Walkyrs held their august dance.

He saw the sliding submarine
  Wrest the green trident from the hold
Of her whose craven tradesmen lean
  On yellow men and yellow gold.

In labyrinths of blood and sand
  He watched ten Russian legions drown.
Unseen he shook the doughty hand
  Of Hindenburg near Warsaw town.

The living felt his presence when,
  Paternal blessing, he drew nigh,
And all the dead and dying men
  Saluted him as he passed by.

But he rode back in silent thought,
  And from his great heart burst a sigh
Of thanks. "The Master Craftsman wrought
  This mighty edifice, not I.

"No hostile hoof shall ever fall
  Upon my country's sacred sod;
Though seven whirlwinds lash its wall,
  It stands erect, a rock of God.

"I shall return unto my bed,
  Nor ask of life a second lease.
My spirit lives, though I be dead,
  My aching bones may rest in peace."

Up to his chin he drew the shroud,
  To wait God's judgment patiently,
While high above a blood-red cloud
  Two eagles screamed of victory.

New York. George Sylvester Viereck.

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs

Im folgenden veröffentliche ich neben zwei bisher ungedruckten Dichtungen Gerstenbergs eine Auswahl aus der Korrespondenz, auf der meine Darstellung seines Lebens, die hoffentlich bald wird erscheinen können, zum großen Teil beruht.

Charlottenburg. Albert Malte Wagner.

A.

Ungedruckte Dichtungen aus Gerstenbergs Nachlaß in der Hof- und Staatsbibliothek zu München, nebst einer ebendort befindlichen 'Instruktion für mich selbst'.

I.

Clarissa Harlowe,

eine tragische Cantate.

Neben drei Entwürfen finden sich zwei fertige Manuskripte, eins von Gerstenbergs Hand, das andere von der eines Abschreibers. Beide übereinstimmend, nur fehlt bei dem zweiten das Motto:

> Her sweet voice and broken periods methinks still fill my ears, and never will be out of my memory.
>
> Clar. vol. 8, let. 1.

Clarissa. Phantasie.

I.

Ein Mädchen erzog ein fürchterlich Thier —
War's ein Löw oder Bär oder Tiger?
Weis nicht! — gewiß wars ein fürchterlich Thier!

Sie füttert es mit ihrer eignen Hand,
Spricht mit ihm, streichelt es — das Thier
Schien zahm, gehorcht und spielt mit ihr.

Doch einst — noch weis ich nicht, warum? und wie?
Ergrimmt es, sprangs empor, zerriß es sie.
Wer war zu tadeln, das Thier oder sie?

II.

Verheerend Ungewitter! das die Saaten
Des armen Landmanns niederschlägt! —
Grausamer Mehlthau! jeden Keim des Lenzes
Hast du verderbt, hinweggefegt!

III.

Ich las in seinen Blicken
Ein sanftes, das mir nicht misfiel.

Er war des allgemeinen Lobes Ziel,
Und jeder pries ihn mit Entzücken,
Tapfer nannte man dich,
Großmüthig, edel — das stürzte mich!

IV.

Stirb, Stirb, Verlaßne, weine nicht!
Dein Looß war schwarzes Verderben!
Stirb, stirb! Dein Looß war sterben!
Drum weine nicht! —
Unmenschlicher! wenn Gott uns richtet —
Herab mein Herz! — dort oben ist der Richter
Und sein ist das Gericht!

Lovelace zu Belford.

Fluch über dich! Fluch über alle!
Ich sie nicht sehn? — Ist sie nicht mein?
Mein lebend oder todt? — Mein ganz allein? —
Clarissa — Genius — Unsterbliche —

Belford.

Du willst sie sehn? —
Unglücklicher! —
Sieh her, und zittre — diese Ruhebank —
Sey sie dir ewig eine Marterbank! —
Wird der Ermüdeten bald! —

Lovelace.

Ein Sarg? — Verruchter! sieh, ich zittre! — Wie ist das?

Belford.

Kamst du, die Lilie zu sehn?
Ihr schönes Haupt hängt welk herab.
Wie war sie einst des Frühlings Stolz! wie blendend schön!
Sie ward zerknickt — ach! findet bald ihr Grab.
Nun jauchze! Sieh, du hast dein Werk vollbracht!
Ein kühnes prächtigs Werk, das hoher Witz erdacht,
Muth ausgeführt! — Ein seltnes Meisterstück! —
Ein labyrinthisches Gebäu! — Gemeinem Blick
Verbirgt es sich in tiefer schwarzer! — Nacht.
Erst in ein Nest von Ottern sie geführt! —
Schändliche, Schändliche, Schändliche Scene!
Wohin, wohin hast du die bange Schöne,
Die Edelste, die je eine Welt geziert,
Ungeheuer! wohin, wohin sie geführt?

Lovelace.

Der alte Drach im Schwefel — Pfule
Rauscht wild, rauscht fürchterlich
In seinen Ketten, erhebt sich
Lautdonnernd von dem Flammen-Stuhle,
Und sträubt den gelben Kamm.

Schnell hascht er einen Verdammten, und spricht:
Wolf! erwürgtest du nicht
Jenes unschuldsvolle Lamm?
Er faßt ihn eisern an die Stirn,
Quetscht sein hinträuflendes Gehirn.

Belford.

Wirf einen blutigen angstvollen Blick
Auf den unseeligen Kerker — und auf sie zurück —

Lovelace.

Ha! Belford! ha! nicht weiter! Ha! der Gedanke! —
Pfriem und Dornen sind in ihm!

Belford.

Sieh wie mit frohem Ungestühm
Der Kerker-Pöbel sie umringt!
Ein Häscher sie ergreift —
O holdeste Blume der Schöpfung!
Und du verblichest nicht auf ewig? —
In eine scheußliche Gefangen-Höle sie bringt!

Clarissa in einer Entfernung.

Die Schrecken des Allmächtigen sind neben mir
In langer Ordnung aufgestellt.
Meine Tage sind schneller als ein Weber-Schiff.
Ohne Hoffnung fliehn sie dahin.

Lovelace.

Horch! horch! noch einmal ziehen
Der Sphären süße Melodien,
Statt ihrer Donner um mich her.
Wo bist du, Sängerin der Höhen? —
Dich hört mein Ohr: laß dich mein Auge sehen!
Es darf nicht aufwärts schaun!
Gewaltigs Graun
Umwölbt es, wie ein Meer.

Clarissa.

Komm bald, komm bald, erwünschte Ruh!
Ich eile meines Vaters Hause zu.
Ihr werdet einst mehr von mir hören.
Hinweg, du stöhrender Geist, hinweg von mir!
Du wirst nicht meine Ruh noch ein Mahl stören.
Du hast sie einst gestöhrt: doch ich vergebe dir.
Du hast mir nichts geraubt,
Als ein vergänglich Glück der Erde:
Komm es nie über dein Haupt!
Er riß in meiner Jugend Blüthe,
Mich von der Erde — das ist alles.
O Brut der Fäulniß, schleichende Motte! —

Elender; sieh, ich bin weit über Dir!
Sieh! Ich vergebe dir.

Junger, fröhlicher, grausamer elender Mann!
Was, was hast du an mir gethan?

Höre mir, höre mir zu!
Clarissa redt von den Toten!
Verliehre keine Zeit: Gott ist größer, als Du! —
Ich sah den Sünder — wo ist er?
Armster schon so bald nicht mehr?
Höre mir, höre mir zu!
Clarissa redt von den Todten!
Verliehre keine Zeit: Gott ist größer, als Du.

Miß Howe.

Wie still ists hier! wie feyerlich!
Wie dunkel um mich her!
O graunvoll, graunvoll fürchterlich!
Ist dieß Clarissa? —
Zierde deines Geschlechts, muß dieß mein Auge dich
So wiedersehn? — Und ist dieß Alles?
O meine Freundin! endigt sich
So die Geschichte deines Falles?
O nicht also, einst meines Busens Freude,
Dacht ich dich zu sehn!
Nicht so, in diesem Feyer-Kleide,
Wie der Abend-Stern
Unten an dem Thron des Herrn
Im letzten Silber-Strahl verglimmend, sterbend schön!

Laß mich an deinen kalten Lippen weinen,
Du einst Clarissa, meine Lust!
Laß mich noch einmahl meine Brust,
Vortreffliches Geschöpf, mit deiner Brust vereinen,
Und laut an deinem Halse weinen!

Laß mich an deinen blassen Lippen hangen
Und in dich meine Seele ziehn!
Laß meinen Odem dich durchglühn!
Laß noch ein Letztesmal auf diesen blassen Wangen
Den Purpur deines Lenzes prangen!

Wie vom Orkan entblättert, zerrissen,
Die Erstgebohrne des May, die junge Rose fällt,
So stirbst du, Blume der Welt!

Norton.

Sie war der Schmuck der Welt, der Menschheit Ehre!
Für uns, für uns zum Muster aufgestellt!
Sie war der Stolz und Schmuck der Welt!

M. Howe.

Wie vom Orkan entblättert, zerrissen,
Die Erstgebohrne des May, die junge Rose fällt:
Weh uns! so fiel die Zierde der Welt.

Norton.

Wir aber sollen noch hienieden wallen —
In Thälern langer Sterblichkeit.
Sind wir, wie sie, zur Gruft bereit?
O sucht, der heiligen im Himmel zu gefallen,
Ihr Lob durch Thaten nachzuhallen!

II.

Kraka (erst Aslauga) eine norwegische Pastorale.

Personen:

Aslauga, genannt Kraka.
Der Wald-Jüngling, Aslaugens Bruder.
Syrith (erst Eline), ihre Gespielin.
Halbiore, der Schäfer, Syriths Bruder, ein Skalde.
Arne, der Vogelfänger.
Wantrâda, der Fischer.
König Rezner.
Fischer, Jäger, Vogler, Schäfer.

(Auf der Rückseite des Personenverzeichnisses findet sich eine Stelle aus dem Ugolino hingeworfen).

Erster Act.

Erste Scene.

Zween Ziegen-Hirten.[1]

Der erste.

Dieser Bär macht uns zu schaffen, Kormakur. Bei dem hohen Gott Niord, der diese Eisberge beschützt, ich wollte lieber meine ganze Herde auf die Fels-Spitzen herabstürzen, als daß dieser zottigte Ungeschliffne einer einzigen Ziege der weisen Kraka ein Haar krümmen sollte. Wann sahst Du ihn zuletzt, guter Kormakur?

Der zweyte.

Gestern in der Dämmerung, da kein Schnee-Tropfe mehr in der Sonne blitzte. Die Schäfer und Schäferinnen trieben die Herde herab mit den Schatten in die wärmeren Thäler unter dem Gesange der Mund-Harfen: aber Kraka saß noch immer zu oberst auf dem Felsen, und schaute bald herunter in die blumigte Gegend, oder in den Schaum der See-Wellen, dann wieder langsam hinauf zu dem blauen Himmel, der sie zu umfassen, und diese Ruine der Erde eifersüchtig zu entziehen schien; eine Thräne zitterte in ihren

[1] Gerstenberg hat offenbar daran gedacht, das Ganze zu versifizieren. Von dieser Absicht zeugen aber nur die einleitenden Worte des ersten Hirten und die Antwort des zweiten, die in einer weiteren, in fünffüßigen Versen geschriebenen Fassung vorliegen.

schönen empor gehobenen Augen: ich aber — ach ärmster Kormakur, wo ist die Ruhe deiner Seele geblieben? — ließ sie nicht aus dem Gesichte.

Der erste.

Ärmster Kormakur! und dreymal ärmster Thorarin!

Der zweyte.

Steige herab, rief ich zitternd ihr zu, steige herab, holdselige, von der Zinne des Felsen, Liebenswürdigste unter den Hirtinnen des Eisgebirges, oder wenn du die Göttinn des erhabenen Odin, oder Freya bist, die Königin der Liebe, oder Skada, die schlanke Beherrscherinn dieser Höhen, schönste der Töchter des unermeßlichen Thiasso — steig herab, und segne nur einmal die Hütte der Armseligen, auch mich, auch mich, der ich ohne deinen Anblick nicht leben kann, der ich dich anbete. — Plötzlich sprang ein Bär aus dem Gebüsche neben dem Cristall-Strohme vorüber, Glanz floß aus seinen rothen trunknen Augen, er schnaubte, und schlug eiserne Klauen in den moosigten Rand des Ufers: kein kleiner Ameisen-Bär, wie die, die sich mit Wölfen, Luchs und Marder zwischen den Tannen verbergen, sondern ein Ungeheuer aus dem Geschlechte der Pferde-Bären, eben der, wie ich glaube, der schon vorher die Heerde der edlen Kraka verfolgt hat.

Der erste.

Und du tödtetest ihn nicht?

Der zweyte.

Gleich einem schnellfüßigen Rennthier trieb mich der Schreck für Kraka zuerst den Felsen hinauf, wo ich sie in meine Arme faßte, mit ihr den Schnee herablief, und das Ungeheuer mit dem Klange des brüllenden Luur zu scheuchen suchte. Schon folgte die muntre Jagd der Hunde dem hornigten Schalle; schon stand der Feind der Heerden aufrecht an eine Fichte gelehnt, und regnete Steine herab auf die muthigen Hunde; ein rascher Gaul, von seinem Füllen begleitet, trat wiehernd heran, und hieb mit dem Vorderhufe gegen den Kopf des Bären; alle Schäfer waren durch das Getümmel herbeygelockt, jauchzend drangen wir auf ihn ein, als er schnell ein zartes Füllen erhaschte, es aufgerichtet zwischen den Vordertatzen hielt, und ehe wir ihn erreicht, sich mit seiner schützenden Last den Fels herabstürzte, wo er unbeschädigt entfloh, und das arme Füllen theils erdrückt, theils zerschmettert auf einer Spitze liegen ließ.

Der erste.

Komm, Kormakur, komm, mein Werther, wir müssen den Raben ein Mahl bereiten. Sieh hier einen Speer, der noch nie die Feinde der Heerde gefürchtet hat, den bellenden Wolf, noch den brummenden Bär. Seine Spitze ist ein Ast des Rennthiers; ich gewann ihn einem Kuh-Hirten in einem Wettgesange ab: nimm ihn, sprach er, und sey das Schrecken der Fels-Wüste. — Auch habe ich Bogen und Pfeil, und einen nervigten Arm, und ein Herz in der Brust.

Der zweyte.

Gib mir den Bogen, Thorarin, und den Pfeil: welches Auge soll ich ihm durchbohren?

Der erste.

Brav, mein Kind, ich liebe dich; könntest du wohl in ein so kleines Auge treffen?

Der zweyte.

Gib mir ein Lamm, und ich ziehe ihm den Augapfel heraus, mir Mark aus einem Hollunder-Stecken.

Der erste.

Beym Niord! edler könnte der Götter-Schütze, der unerschrockne Tyr, nicht zielen. Und dann begrab ich diese dürstende Spitze tief in den Schlund dieses Wilden? Gut, Junge, nie hat meine Seele so sehr nach der Wunde eines Bären gelechzet. Und dann machen wir Kraka ein Geschenk mit der schönsten braunen Haut, die je ein Mädchen geschmückt hat! Holdseligstes Mädchen! dann wirst du doch freundlich lächeln, und nicht so stolz mehr vor dem Ziegenhirten vorüber eilen! — Ich weis, daß es schönere Hirten gibt, als ich bin; mein Haar ist sträubigt und wild, mein Antlitz dürr und fürchterlich, und mein Bart könnte lockigter seyn: aber, beym Niord! nie hat ein Schäfer so zärtlich geliebt. Sieh her, ich lege den größten, den muthigsten, den zottigsten der Bären zu deinen Füßen; ich will ihn über den Schnee-Sturz, oder über die blauen Klippen verfolgen: oder soll ich mit ihm in die Fluth herabstürzen, und ihn mit dem Luur vor mir her über die Wellen jagen, daß die Meer-Götter lachen? Ich bin ein Schwimmer, Kraka: aber ach! wann soll meine Seele auf deinen Lippen schimmern?

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Der Wald-Jüngling (der ihnen zugehört hat).

Thorarin.

Wer bist du da, mit dem schönen Milch-Gesichte, und den rothen Wangen?

Der Wald-Jüngling.

Ein Sohn der Tannen; was frägst du mich?

Thorarin.

Geh, Knabe, ich hasse dich; du siehst mir zu keck aus, zu übermüthig, zu jugendlich: was machst du hier unter uns?

Der Wald-Jüngling.

Ich suchte Bären, da fand ich dich.

Thorarin.

Übermüthiger, sey froh, daß du dich irrtest. Meine Hand quetscht keine Knaben, geh hin, spiele mit deinen Zicklein; aber hüte dich, daß die Tannen-Freunde dich nicht wittern, er muß dich unter Krakas Schafen gesehen haben, daß er so blutgierig ist.

Der Wald-Jüngling.

Wenigstens wittre ich ihn — ho! ho! — Ziegenfresser! (er läuft davon.)

Dritte Scene.

Kormakur. Thorarin.

Thorarin.

Hast du je ein so wildes trotziges kleines Ding gesehn? Ich könnte

ihn zwischen meinem Daumen und dem Zeigefinger zerdrücken, und doch trotzte er mir. Wo mir recht ist, schleicht er hinter der schönen Kraka?

Kormakur.

Du würdest ihn besser achten, wenn du seine Stärke nicht nach der Schönheit seiner Bildung mäßest. Ich habe ihn wohl eher einen Wolf, größer als zween wilde Böcke, wie die, die mit den Schlangen kämpfen, blos mit seiner unbewehrten Hand erlegen sehen. Schneller als ein losgerissenes Felsen-Stück stürzte er ihm auf den Nacken, trat ihn mit dem linken Fuße zu Boden, und riß ihm den Rachen von einem Ende bis zum andern auf.

Thorarin.

Welch ein Geist des schwarzen Niflheiamur ist in ihn gefahren, daß er solche Wunder thut? Wer ist er?

Kormakur.

Niemand kennt ihn. Zweymal sind die grünen Thäler unter ihrer weißen Hülle sichtbar geworden, seitdem man ihm zuerst auf die Spur gekommen ist. Wir wußten nicht, wer die Heerden am Abend beym Wach-Feuer scheuchte, wenn der rothe Mond herableuchtet; wir sahen keinen Luchs, keinen Wolf, und keinen Bär, wir hörten nur eine Stimme, und glaubten, sie käme von einem der unsichtbaren Wesen, die, wie du weißt, über das nächtliche Gebirge toben. Unterdessen flohen die Widder, und die Ziegen mit den Kühen und Rindern schüchtern umher; einige kletterten an die obersten Gipfel der Berge herauf, andre verlohren sich in die Höhlen und Ritzen, und noch andre irrten am steinigten Ufer des Meeres. Schwer wars sie wieder zusammenzutreiben, ob sie gleich gewohnt sind, dem Klange des Luur-Hornes zu gehorchen, oder der Flamme der Fichten-Zweige zu folgen.

Thorarin.

Wer hatte sie gescheucht?

Kormakur.

Er selbst. Einst da ich nebst der muntern Syrith, und ihrem Bruder, dem Lieder-Sänger, hinter der verirrten Heerde suchte, sahen wir ihn aus dem dicksten Gesträuch hervor über die Wildniß springen; das Fell eines goldflammigten Vielfraß glänzte ihm von der Schulter herab; nicht flüchtiger setzt der schnellfüßige Marder über die dünnen Äste des Buchen-Haynes, als dieser Jüngling über die jähen Abhänge der Felsen-Brüche. Er gab seltsame Töne von sich, indem er vorüberfloh, und wir erkannten sogleich die Stimme, die die Heerde gescheucht hatte: aber es war unmöglich, ihn zu erreichen.

Thorarin.

Du setzest mich in Verwunderung, Kormakur. Wie bekamt ihr ihn in eure Gewalt?

Kormakur.

Da wir eines Tags nebst andern Schäfern auf dem Gebirge klimmten, Eyer zu suchen, fanden wir ihn in einer Spalte des Berges schlafend; wir schlichen leise herzu, und erhaschten ihn. Er erhub ein Getön, daß die Thäler umher erschollen, und zwey Elende von hoher Gestalt näherten sich ihm, eins leckte seinen nackten Busen, das andre schmiegte sich zu seinen

Füßen. Wir gaben ihm durch Zeichen und vorgehaltenen Bogen zu verstehen, daß wir uns nicht fürchteten; er stampfte vor Wuth, stieß das arme Thier, das vor ihm hingestreckt lag, mit der Ferse, und schrie, als ob er es zu seinem Beystand aufforderte: umsonst, wir hatten uns ihrer bereits mit Seilen und Schlingen bemächtigt. Kraka war nicht weit davon mit der Syrith zurückgeblieben; die Neugier trieb sie näher, und kaum erblickte der wilde Jüngling die Schäferinn, als er sie starr ansah, sich, ehe wirs vermutheten, losriß, sich auf den Bauch warf, und auf den Händen, wie ein schmeichelndes Hündchen, zu Kraka hinkroch, und so viel Zeichen seiner Freude gab, daß uns bey dieser Huldigung, die die Natur selbst vor der schönen Kraka zu erstatten schien, die Thränen aus den Augen drangen. In der That ist er das anmuthigste Geschöpf, das ich außer Kraka jemals gesehen habe.

Thorarin.

Er mag ein Teufel seyn: was kümmert mich seine Anmuth! Sie stieß den Buben doch von sich? He! sage mir, daß sie ihn von sich stieß.

Kormakur.

Nichts weniger. Eine glühende Röthe, wie die Röthe des purpurnen Morgens verbreitete sich über ihr himmlisches Antlitz; nicht süßer lächelt der neugebohrne Julius, nicht heller glänzt das Wonnehauchende Auge des Himmels. Wehe mir! ich habe von dem Tage an keine Freude gekannt.

Thorarin.

Verflucht sey das Ungeheuer! Verflucht sey es, weil sie ihm lächelte. Wann hat sie mir gelächelt? Ach Undankbarer! ich wollte über alle Verwüstung der Schöpfung hinkriechen, die glänzenden Augen zu sehen; neun Tage lang wollte ich im Gleichgewicht auf einer Felsen-Spitze angeheftet hängen, bis ich nur den Verdacht eines zärtlichen Mitleids auf ihren Wangen bemerkte: aber du bedauerst mich nicht, nein, beim Niord! du bedauerst mich nicht! Eine Welt von Elends-Thieren wollt ich Dir geben, wenn du mich bedauertest.

Kormakur.

Gib Dich zufrieden, Thorarin, sie bedauert mich auch nicht. Ihr Herz ist felsigter, als diese Klippe.

Thorarin.

Gut, ob ich gleich vor Schmerz und Wuth knirsche, so muß ich sie doch lieben. Gut! erzähle weiter. Ich denke, ich habe Mannhaftigkeit, die verhaßte Erzählung auszuhören.

Kormakur.

O kaum habe ich sie selbst. Ach, hättest Du ihn gehört, wie er zu ihren Füßen gleich einer Taube girrte, mit den Armen, wie mit Flügeln, sanft sich an die Seite schlug, seine hellen Augen mit unnachahmlicher beredter Zärtlichkeit zu ihr empor hub, dann gleich einem Hunde winselte, der seinen Herrn wieder gefunden. Sanft verworrene Töne, die ihn die Natur lehrte, waren die Sprache seiner Liebe: aber nie habe ich sie edler noch rührender gekannt. — Kraka schien gerührt zu seyn: wir waren es alle, der schlanken Syrith floß das Herz in die Augen über.

Thorarin.

Vielleicht aus Eifersucht? Man kennt Syrith.

Kormakur.

Kraka wandte die Augen von ihm ab, und wollte gehn: allein er schlang seine Hände um ihre Füße, küßte dieselbe, und deutete durch Bellen und Winseln an, daß er ihr folgen würde. Halbiore, der Bruder der Syrith, riß ihn erzürnt zurück; augenblicklich sprang der Jüngling in die Höhe, brummte, und hob den erstaunten Halbiore mit leichter Hand in die Höhe, und brachte ihn der Kraka, und fragte sie mit Geberde, indem er auf den Abgrund sah, ob er ihn herunterwerfen sollte. Wir liefen eilends hinzu, und retteten den Schäfer vor dem Unmuthe des wilden Jünglings. (Man hört ein Geräusch.)

Thorarin.

Was ist das? Erstaunlicher Anblick! Ich sterbe, wenn der verwünschte Bube es nicht ganz allein mit unserm Bären aufgenommen hat. Da schwimmt das Thier in seinem Blute. — Ho! Knabe! Knabe! zwey Worte nur! Aber er läuft, wie ein Windspiel davon.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Grane (mit einem jungen Tiur in der Hand).

Grane.

Ihr habt doch den wundervollen Kampf des Wald-Jünglings mit einem Bären gesehen? Man wird ihm dieß Jahr lang den Felsen-Kranz überlassen müssen. Ich zweifle, obs ihm Jemand zuvorthun werde.

Kormakur.

Wir haben das todte Thier gesehen, aber nicht den Kampf.

Grane.

Ich schwebte oben am Vogel-Seile, da ich diesem Thiere nachkletterte, da hört ich den Jüngling an dem Cristall-Strohme einen Bären an sich locken, und sah ihn gleich darauf mit Steinen werfen, um ihn zur Wuth zu reizen. Schnaubend richtete der Wilde sich auf die Tatze, und eilte gegen den wehrlosen Jüngling, der ihm einen Stecken mit beiden Händen entgegenhielt, in welchem der Bär seine Klauen schlug, aber so tölpisch einherfiel, daß der Jüngling mit Behendigkeit den Stecken umdrehte, und ihn der Länge nach zu Boden warf. Sogleich stieß er ihm einen spitzen Stein in den Bug, riß ihm den Leib auf, und stemmte sich so glücklich zwischen die Schenkel des Bären, daß dieser ihn nirgends mit seinen Klauen berühren konnte, bis er mit einem blutigen Strohme sein Leben verhauchte. Ich habe ihn eben itzt nach der Höle der Kraka ziehen sehen, für die ich dieses schöne Tiur gefangen habe.

Thorarin.

Wir haben wohl geschwatzt, Kormakur. Geh nun hin, und zeuch ihm den Augapfel heraus. Schön, beym Niord, wir haben wohl geschwatzt!

Kormakur.

Die Begebenheit ist sonderbar. Ich weis nicht, ob ich diesen fürchterlichen Jüngling hassen oder bewundern soll. — (zum Grane) Wo hast du dieses schöne Schnee-Huhn gefangen?

Grane.

Ich habe mich von der Spitze jenes Felsens, den die vorüberstreichenden Wolken in blauer Ferne dem Gesichte verdunkeln, an einem Seile herab-

lassen. Keine Jagd mit langohrigten Hunden ist halb so angenehm, als zwischen Himmel und Erde an einem leichten Seile zu schweben, sich mit den Füßen von der einen Felsenwand abzustoßen, um mit einem langen Schwunge viele Klafter weit, daß die Luft hinter drein braust, zwischen die Spalten und Brüche geschleudert zu werden, und das entgegen-flatternde Geflügel mit der Hand, zu haschen. Nicht reizender ist mir das Blöcken der Schafe, noch das Brüllen der Stiere auf dem Gebirge, als so in dem ausgespannten Bette der Luft aus einer brausenden Region in die andre zu sehen; unter mir das spülende Meer, über mir die strahlende einsame Wüste, der Himmel, und neben mir das hole Getöne des Catarakt, der Felsen mit sich herabreißt, und seine Meere[1] vom Himmel selbst herabschüttet.

Thorarin.

Du hast Recht, Schäfer, ich bin kein Neuling darin. Beym Niord! ich fing einst den größten Tiur, der je auf diesem Gebirg gesehen worden, einen Tiur, so groß ist der prächtige Feind der Hirsche, der seine Flügel in Wasser badet, der grausprenklichte Adler nicht. Auch habe ich einen Reiher gefangen, der sein Nest auf einer der höchsten Felsen Spitzen gebauet hatte, einen Geier und eine Bergeule, ach eine Bergeule, die der längsten wilden Katze den Sitz streitig machen konnte. Ich fange lauter mächtige kriegrische Vögel, ehrlicher Grane: aber hast du nicht mehr als dieses Schnee-Huhn gefunden?

Grane.

Allerdings, einen vortrefflichen dunkelbraunen Auerhahn, den ich in seinem selbstgemachten Bette unterm verjährten Schnee überraschte, ein allerliebstes Egdgen, die tonvolle Stimme der Sommernächte, jenen schmackhaften Tierchen, wie Feldtauben groß, fünf Northniacks-Pfeifen, und eben so viele Südwinde,[2] unschätzbare Vögel, der Schnee-Vögel, Sand-tarne(?), Stein-? und Ringel-Drossel nicht zu gedenken. Aber keins schätze ich höher, als dieses farbenwechselnde Schnee-Huhn; ich tausche es nicht um den stößigsten Widder.

Thorarin.

Gib mirs, Schäfer, ich wills Kraka schenken, und sie bitten, daß sie dir lächle. Für ein einziges Lächeln von ihr gäb ich alle Widder der Welt.

Grane.

Ich danke dir, Schäfer, ich wills ihr schon selbst geben; denn eben für sie war es bestimmt.

Anhang.

Instruktion für mich selbst.

„Sobald ich aufhörte, aufmerksam auf meine Handlungen zu seyn, so bekam ich gegen Jedermann ein frostiges Aussehen: man fand in meinen gleichgültigsten Reden und Geberden Stolz, und selbst meine Freunde wollten mich hassen.

Kleen ist mir wegen der Autorschaft und wegen seiner Frau böse.

Örtling hält mich für hochmüthig, weil ich bei einigen zu ungezwungen, zu wenig vom Umst. bin.

[1] Fraglich. — [2] So steht da ganz deutlich.

Mans hat mich in einer finstern zerstreuten Gemütsbeschaffenh. kennen lernen, u. kann mich also schwerl. recht achten.

Tormählen hält sich durch eine Hofmeister-Mine für beleidigt.

Hansen ist offenbar beleidigt."

[Es folgt noch eine Reihe von Personen „die beleidigt sind"; dabei auch das Trochmannsche Haus, dem Gerstenbergs Frau entstammte.]

* *

In Ansehung meiner Casse muß ich eine ganz andre Einrichtung anfangen. Hätte ich nicht 100 Th. jetzo wieder zu erwarten, so wäre ich in folgenden Schulden:

An Coppmann — 6 Th.
— Poppenh. — 6 —
— Oertling — 12 —
— Tormühlen — 4 —
— d. Wirth — 8 —

1.

Begegne einem jeden mit Hochachtung und Freundlichkeit. Es ist besser, gegen einen braven herablassend zu seyn, als ihm Materie zur Verläumdung geben.

2.

Kein Verdienst scheint so hell, das nicht durch den Stolz verdunkelt wird. Und wer erst in dem Verdacht ist, daß er stolz sey, der hat gar seine Worte nicht mehr in seiner Gewalt: jedes scheint verfänglich, weil ein jeder sich fürchtet, verachtet zu werden.

3.

Spotte über Niemanden. Ist der Spott fein, so lacht man darüber, traut aber d. Spötter nicht, scheut seine Scharfsichtigkeit und haßt ihn.

4.

Wer für stolz gehalten wird, muß auf seine geringsten Leibes-Gebrechen acht geben. Man wird selbst in seinem Gange, der Bewegung seiner Hände, seiner Augen, seines Kopfs etwas finden, wenn man auch unrecht hätte.

5.

Das sicherste Mittel, Jemandem in meinem Urtheile zu misfallen, ist, daß ich richtiger als der größte Theil denke. Sobald ich von allgemeiner Meynung abgehe, werde ich in einigen wenigen bewundert, in den übrigen bedauert man d. Schwäche meines Verstandes.

6.

Schränke Deine Liebe zu d. Musen in Gesellschaft ein. Wer kein ähnliches Gefühl hat, ärgert sich schon daran, daß du ernsthaft davon reden magst.

7.

Sprich nicht viel von dir selbst, aber um destomehr von deiner Gesellschaft.

8.

Hüte dich, daß man dich nicht für verliebt od. niederträchtig halte, od. die Absicht andichte, od. geneigt sey, dein Glück aus Freundschaft zu finden.

9.

Wer seine eigne Art zu handeln hat, der kann sicher seyn, daß übel von ihm geurtheilt wird, gesetzt, daß diese Art auch nicht sonderbar, sondern nur edel sey.

10.

Solange ich noch in meinen Glücksumständen meinen eignen Absichten gemäß nicht befestigt bin, muß ich mich vor üblen Urtheilen zu schützen suchen, wenn sie auch noch so unvernünftig wären.

B.

Einzelne Dokumente zu Gerstenbergs Leben.

I. Gerstenberg und Christian Felix Weiße.

1. Weiße an Gerstenberg.

(Im Besitz des Rittergutsbesitzers G. Lessing in Berlin.)

Hochwohlgeborener,
Gnädiger Herr,

Wie viel bin ich nicht meinem Freunde, dem Pr. Gellert Dank schuldig, daß er mir zu der Ehre Ihrer Bekanntschaft verholfen, und wie schmeichelhaft ist es für mich, daß Ew. Hochwohlgeb(ohren) eine Kritik, die ich mit so vieler Nachlässigkeit aufgesetzt, weil ich niemals geglaubt, daß sie jemand anders, als der H. Pr. sehen sollte, so gütig aufgenommen haben. Glauben Sie ja nicht, Gnädiger Herr, daß es Complimente gewesen, was ich von den Verdiensten des Turnus gesagt: ich würde Ihnen noch mehr Gutes davon sagen, wenn ich nicht mit dem Verfasser desselben selbst redete, und mir nicht gern den Verdacht eines Schmeichlers zuziehen wollte. Wie freue ich mich, daß sich wieder jemand gefunden, der genug Genie und Vorsatz hat, sich unsrer verwaysten deutschen Bühne wieder anzunehmen, da sie fast verdammt zu seyn scheint, ihre aufblühenden Genies zu verliehren und ihre Hoffnung in der Blüte erstickt zu sehen: denn da mir ein paar meiner liebenswürdigsten Freunde, der Bar(on) Croneck, Verfasser des Codrus und der H(err) v. Brawe, Verfertiger des Freygeistes in der Bibl(iothek), durch den Tod entrissen worden, so weiß ich außer meinem Freund Lessing niemanden, wenn es nicht Ew. Hochwohlgeb(ohren) noch thun, wer die Ehre derselben noch behaupten könnte. Die H(erren) Verf(asser) der Bibliothek der schönen Wissenschaften haben mich einige von den neuerl(ich) eingeschickten Tragoedien sehen lassen, u(nd) ich schäme mich im Nahmen meiner Landsleute, daß man noch solches einfältiges Zeug bey uns nur schreiben kann. Ich fürchte, Sie irren sehr, hochwohlgeb(ohrener) Herr, wenn Sie meine Beurteilung Ihres Turnus für so gut halten. Ich habe die schönen Wissenschaften bey meinen übrigen pflichtmäßigen Arbeiten nur als ein Nebenwerk treiben müssen, und zumal die Regeln des Trauerspiels am wenigsten(!) recht durchstudiren können: dem Umgange und Briefwechsel mit Gellern, Rabenern, Lessingen, Utzen, Kleisten und andern witzigen Freunden danke ich noch das wenige, das ich davon weiß, und wie wenig das ist, lehrt mich meine eigne Empfindung. Sie verlangen, daß ich Ihnen, gnädiger Herr, meine Gedanken über den Plan Ihres Turnus mittheilen soll, und ich will es mit derjenigen Freymüthigkeit thun, die ein so gütiges Zutrauen erfordert, bitte aber sehr, sie nicht ohne das Mistrauen, daß ich sehr irren kann, sie zu lesen. Fürs erste, glaube ich, daß unumgänglich bey einem Trauerspiele erfordert werde, daß die Tragische Handlung, aus einer Handlung des Helden selbst, und also z. E. der Tod des Turnus aus einer eignen Handlung entstehen müsse; so entsteht das Unglück des Oedipus beym Sophokles aus

seiner unglücklichen Neugierde, den Mörder des Lajus zu kennen, so der Tod des Grafen v. Essex aus seiner trotzigen Jugend, so daß Unglück des Cid daraus, daß er seines Vaters Schimpf an dem Vater seiner Geliebten gerächet u. s. w. Dieses verschaffet die verschiedenen Situationen, die Verwicklung der Handlung, und machet hauptsächlich, daß man sich für den Helden vom Anfange bis zu Ende interessirt: im Turnus interessiert man sich fast für alle Personen und für keinen recht, man beklagt den Turnus, den Aeneas und den unglücklichen Mörder, und es ist fast keine Ursache da, warum das Stück Turnus und nicht Aeneas oder nach des 3ten Nahmen, (den ich vergessen habe) benennet ist: Aeneas ist blos da, weil es das Orakel gesagt, und das Orakel ist eine bloße Prophezeiung, die Aeneas zu erfüllen vermeiden solte, weil sie seinen edlen Wünschen zuwider ist, ja man wird nicht einmal unterrichtet, warum er das Orakel gefraget; mit was für einer Feyerlichkeit wird das Orakel nicht im Oedip des Sophokles eingeführt: es ist die Pest in Theben und deswegen wird es gefragt. Über meine erste Anmerkung bitte ich die Bibl. der sch. Wiss. im 1. Th(eil) in der Abhandl(ung) vom Trauerspiele p. 19. 50. 51. zu lesen: es sind darinnen überhaupt gute Anmerkungen gesammelt und ich will mich darauf berufen: Zweytens laufen im Turnus die Nebenhandlungen z. E. die Liebe der Schwester von der Braut des Turnus mit der Haupthandlung zu sehr ineinander und machen dieselbe weder größer noch schöner, und man kann sie kaum von der Haupthandlung unterscheiden. Drittens müssen die Charaktere gegeneinander abstechen, damit der Hauptcharakter desto mehr hervorleuchte: dieses habe ich schon leztens und auch vorher bemerkt: außer dem Latin unterscheiden sich die Charaktere sehr wenig und man weiß wirkl. nicht für wen man sich am meisten interessieren soll. Die Situationen sind bey allen einerley. S(iehe) die Bibl(iothek) p. 53. Endlich wünschte ich, daß in dem Turnus weniger Liebe wäre, wie ich schon letzthin erwähnet habe, und auch hiervon bitte ich die Bibl(iothek) p. 48—49 zu lesen. Das Fehlerhafte in der Anlage besteht also, so viel ich einsehen kann, hauptsächlich darinnen, daß der Tragische Fall nicht aus der Handlung selber entsteht. Die Absicht, die der Dichter sucht ist des Turnus Tod: anstatt daß dieser durch seine vorhergehenden Handlungen, die die Verwicklung ausmachen solten, diesen Erfolg bewirken solte, rufen Sie eine ganz fremde Ursache, nähml(ich) die Liebe des Megenz, (oder wie er heißt, hinzu) den der alte Latin zieml(ich) unwahrscheinl(icher) Weise zu dieser That verleitet, denn die ganze Überredung geschieht etwan in ein paar Scenen: diese ganze tragische Handlung könnte also fast ganz ohne den Aeneas geschehen, der in dem ganzen Stücke wenig zur Haupthandlung beiträgt, als daß er des Orakels wegen nöthig ist, und das Orakel trägt wieder zu dem Tode des Turnus so wenig bey, daß dieser Fall tragisch seyn würde, auch wenn nicht die Prophezeiung des Orakels vorhergegangen wäre. Prüfen Sie, Hochwohlgebohrener Herr, diese flüchtigen Anmerkungen, von denen ich in der That nicht weiß, ob sie gegründet sind, oder ob ich Ihren Plan genug eingesehen habe: es läßt sich auch schwer in Briefen erklären, was man bisweilen blos empfindet. Dübos saget, diejenigen Geschichten, die uns zum Trauerspiel die natürlichsten erscheinen, sind oft in der Bearbeitung die allerschwersten, und ich fürchte, daß Ihr Süjet, wenigstens nach dem gemachten Plane dahingehöret: Vielleicht aber können Sie noch eine glück(liche) Änderung treffen, denn für ein gutes Genie ist nichts zu schwer und ich würde es in der That beklagen, daß Sie

eine so große und mühsame Arbeit solten umsonst gemacht haben, da wirkl(ich) viel treffl(iche) Stellen darinnen sind.

Für die zwo Kleinen anakreontischen Erzählungen bin ich Ew. Hochwohlgebohren sehr verbunden, sie gefallen mir ungemein, es ist viel naifes drinnen, und um Ihnen zu zeigen, daß ich sie mit Aufmerksamkeit durchlesen, so nehme ich mir die Freyheit, etl(iche) kleine grammatikalische Anmerkungen beyzulegen, die sich augenblicklich ändern lassen: aber was werden Sie, gnädiger Herr, zu meiner Verwegenheit sagen? ich weiß sie in der That mit nichts zu entschuldigen, als mit dem Verlangen, Ihre Bestell(ung) zu erfüllen, und Sie zu einer gleichen Strenge aufzufordern, wenn ich es wagen solte, Ihnen von meinen witzigen Versuchen etwas mitzutheilen. So sehr bequem ich auch immer zu einem Autor bin, so habe ich mich doch unlängst bereden lassen, Scherzhafte Lieder drucken zu lassen, die hier bey Weidmanns herausgekommen sind. Ew. Hochwohlgeb(ohren) werden daraus sehen, daß es leichter ist, andere zu tadeln, als selbst ohne Fehler zu schreiben. Lassen Sie mich bald mehr Früchte Ihres glücklichen Genies sehen, und fahren Sie fort, eine Freundschaft zu unterhalten, die Sie mir so gütig anbieten. Ich bin lebenslang mit der vollkommensten Hochachtung

Eiligst
Leipz(ig) den 25 D(ecem)b(e)r
1758
Meine Adresse ist W. Graverneur
de Mr. le Comte de Geiersperg à Leipzig

Ew. Hochwohlgeb(ohren)
unterthäniger Diener
Weiße

2. (Fragment) Weiße an Gerstenberg.

(Lessing, Berlin.)

(Ohne Datum und Ort.)

Liebster Freund,

Lachen Sie mich doch aus, daß ich so treuherzig bin und Ihnen Ihren Brief so bald beantworte, auf den Sie mich so lange haben warten lassen: aber glauben Sie ja nicht, daß es immer so gehen wird: ich habe oft große Anfällen von Faulheit, und wenn diese kommen werden, so sehen Sie es mir als ein Kleines Recht der Wiedervergeltung an. Sie wünschen mir Glück zur Übernehmung der Bibl(iothek),[1] Sie würden aber besser gethan haben, wenn Sie mich bedauert hätten: die Last der Autorschaft ist eine große Last, und ist es nicht eine Thorheit, sich freywillig dieselbe aufbürden zu lassen? ich werde mich aber Klein machen, so Klein als nur möglich ist, damit meine Herrn Mitbrüder, die mir das Joch tragen helfen, am meisten davon zu fühlen kriegen: wenn Sie mich lieb haben, so nennen Sie mich ja keiner Seele, selbst Ihren Freunden nicht, denn es ist durchaus nöthig, daß man bey einer solchen Arbeit verborgen bleibt, wenn man Streiche austheilen und Keine selbst wieder haben will; wie viel persön(liche) Zänkereien haben sich bisher die Verf. ersparet, weil man sie nicht gekannt hat.

Sie haben Sich viele Mühe gegeben, daß Sie Lessings Miß Sara zu vertheidigen übernommen haben, und ich glaube in der That nicht, daß die ganze Duschische Beschuldigung oder wer davon Autor ist, die Beantwortung eines Gegners, wie Sie sind, verdiente. Die Kunstrichter verdammten des Cor-

[1] Also 1759.

neille seinen Cid, die Akademie bestätigte das Verdammungsurtheil und doch sagte ganz Frankreich, wenn es etwas rühmen wollte: il est beau comme le Cid: es geht mit den meisten Kritiken so, wenn sie an den Werken eines schönen Geistes nichts als das mechanische zu tadeln finden: Wiederlegungen sind da überflüssig und man thut ihnen zu viel Ehre an, wenn man dieselben unternimmt: Lessings Miß Sara hat Fehler, aber eben solche Fehler, die einzusehen sein Tadler viel zu klein war: sie wird auch bey einer zweiten Auflage in einer ganz anderen Gestalt erscheinen, und er wird alsdann selbst eine Kritick hinzufügen:

P. S. (am Rande) haben Sie etwan ein gewisse Comödie die Poeten nach der Mode in Druck gesehen: ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß sie von mir und wider meinen Willen in Hamburg gedruckt worden ist: Lessing hat mir Sie vor etl(ichen) Jahren dahingeschleppt, und sie Schönemann gegeben, der Sie daselbst aufgeführt und drucken lassen: ich habe sie zu meiner Bestürzung vor einiger Zeit im Buchladen hier gefunden.

3. Weiße an Gerstenberg.[1]

[1760.]

Mein liebster, bester Freund,

Also sind Sie von meiner Liebe u. Freundschaft völlig überzeugt? Sie thun sehr wohl daran, u. würden die größte Ungerechtigkeit begehen, wenn Sie es nicht wären. Keiner unter Ihren übrigen Freunden Kann Sie so wie ich lieben: was würde ich erst thun, wenn ich eine Zeitlang Ihres angenehmen Umgangs genossen hätte: wenn Offenherzigkeit, Vertraulichkeit und Scherze unsre Liebe genähret hätten, wenn wir uns erst unsre geheimsten Empfindungen entdeckt hätten — doch nein, ich würde u. könnte Sie nicht mehr als itzt lieben: vielleicht gewinne ich noch dabey: Die Trennung eines geliebten Freundes ist mir allezeit das empfindlichste im Leben gewesen, und es scheint nicht, daß uns das Schicksal leicht zusammen führen werde: was hätte ich nicht darum gegeben, wenn es in Paris hätte geschehen können — Doch ich bin zufrieden, daß ich aus Ihrer Antwort Ihre gegen mich noch fortdauernde Liebe sehe. Ich freue mich, daß Sie die Bibl. der sch. W. nicht ganz vergessen haben: machen Sie Sich über Ihre Recension kein Gewissen: ich glaube, es ist eine Wohlthat, die man einem Autor erweiset, wenn man ihn kritisirt, und was verlangt man anders, wenn man etwas drucken lässt, als das Urtheil der Welt? es darf sich also kein Autor über einiges Unrecht beschweren, wenn ich ihn nach meinem Gewissen beurtheile: ist es ein elender Scribent, so thue ich der Welt und besonders jungen Leuten, deren Geschmack noch unbefestigt ist, einen Dienst, wenn ich ihn in seiner Blöße darstelle. Die berlinischen Recensionen, ich muß es gestehen, sind mir allezeit empfindlich gewesen, weil sie immer zu bitter und nicht ohne persönl. Anfälle sind: die Verfasser sind alle meine Freunde, doch hat mich die Freundschaft nicht so geblendet, daß ich die Pflichten gegen andere darüber vergessen sollte: ich habe es ihnen auch schon oft gesagt: ich habe niemals Duschen vertheidiget, doch glaube ich, daß man im Anfange mit ihm etwas glimpflicher umgehen können. Ehe Lichtwehr seine Fabeln drucken ließ, schickte er das Manuscript an Gleimen, und bat ihn um sein Urtheil. Gleim nahm die Feder und durchstrich es von Anfang bis zu Ende, und man hielt dieses für ein

[1] Königl. Bibl., Berlin.

bon mot. Lichtwehr, dem dieses nahe gehen mußte, wandte sich an Gottsched, der alles ohne Unterschied bis zum Himmel erhub: er hat sie drucken lassen, und man hat gesehn, daß er wohl alle Anlage zu einem guten Fabeldichter gehabt. Hätte H. Gleim nicht besser gethan, er hätte das Manuscript durchlesen, und als ein Kunstrichter beurtheilt, vielleicht hätten wir einen guten Dichter mehr. Ich arbeite für die Bibl. so viel ich kann, und suche ihr auf die Zukunft Freunde zumachen, denn es kann leicht kommen, daß ich sie bey meiner Zurückkunft übernehme. Ich brächte meine Zeit angenehm genug in Paris zu, wenn ich nur einen andren Gefährden hätte: mein Graf will mit Gewalt wieder nach Hauße, und ich werde Noth haben, wenn ich ihn noch ein paar Monate erhalten soll: es wird Ihnen unglaubl. vorkommen, wie man sich aus Paris nach Sachsen unter das Gerausche des Kriegs zurück wünschen kann: es ist aber nicht anders: Ich mache mir also noch die kurze Zeit zu Nutze, besehe früh die Merkwürdigkeiten dieser Stadt und gehe Abends in die Comödie. Die Gallerie von Luxemburg ist an unserm Hauße, sie steht mittwochs und Sonnabends zwo Stunden für jedermann offen: Doch, weil ich sie so nahe habe, so komme ich selten hinein: solche Thoren sind wir Menschen! Das Königl. Cabinett ist an dem Palais Royal, alles was ich Ihnen davon sagen könnte, finden Sie in den Catalogis davon: es sind noch verschiedene schöne Privat Cabinette hier, aber das vornehmste ist itzt nicht zu sehen, weil der Besitzer davon vor kurzem gestorben, ich meine der Comte de Vence: Einer meiner vertrautesten Freunde allhier, ist H. Wille, der durch seine Meisterstücken uns Deutschen so viel Ehre macht: er arbeitet itzt, an dem Marquis von Marigny; doch soll dieses sein leztes Porträt seyn: er wird an der Bibl. wenn ich wider die Aufsicht übernehmen sollte, Antheil nehmen, und ich verspreche mir viel Gutes von ihm. Vor ein paar Tagen ist die französische Übersetzung von dem Tod Abels von Gessnern, herausgekommen; sie ist sehr gut, und der Verf. ist eben derjenige, der eine Idée de la Poesie All(emande) herausgeben wird: er ist mein sehr guter Freund, und verläßt sich sehr auf meinem Rath; Sie können leicht denken, daß ich ihm nach meinem Gewißen rathen werde: er ist ein Deutscher, aber seit 12 Jahren in Paris, und kann freyl. mehr franz. als deutsch. Seine Übersetzung ist mit vielem Beyfall aufgenommen worden: doch denke ich immer, daß eine Übers. von Ihren Tändeleyn der hiesigen Nation mehr als der Tod[1] Abels gefallen werde: ich bin sehr unzufrieden, daß ich kein Exemplar von den erstern mit hier habe, und auch keine Mittel weiß es meinem Freunde hier zu verschaffen. Das Journal Etranger ist auch mit dem neuen Jahre wider angegangen. Der Verf. ist der Abbé Arnaud und man verspricht sich viel Gutes von ihm, so viel ich ihn kenne ist er ein ganz geschickter Mann, ob ich gleich fürchte, daß die Nachrichten von Deutschen Sachen so gar interessant nicht seyn werden: Der Schwedische Gesandtschafts Prediger H. Bär soll dafür sorgen, und ich finde, daß er in der deutschen Litteratur selbst sehr fremd ist. Mr. Machy[2], ein Clymicus(!) giebt Annales Typografiques heraus, und hat mich auch Antheil daranzunehmen gebeten, und ihm die Article von Deutschen zu verschaffen: ich habe ihn aber auf deutsche gelehrte Zeitungen verwiesen, da sie nichts als Titel haben wollen. H. Marmontel der

[1] Diesen Augenblick erhalte ich ein ganz Paquet Briefe von meinen lieben hinterlaßnen Freunden, Gellerten, Utzen, Hagedorn, Rabenern, Nicolai und Lessingen: Was für Freude für mich auf einen Tag! (Anmerkung Weißens.)

[2] Machy = Jacques François Demachy.

bisher den Mercure de France gehabt ist zum Anfange des Jahres sehr unglücklich gewesen: es kam eine bittere Satyre auf den Duc d'Omond, welcher Directeur der hiesigen Schauspieler ist, in Form einer Parodie auf eine Scene aus dem Cinna zum Vorschein: man hielt ihn für den Verf. und er mußte in die Bastille wandern: er ist zwar wieder auf freyen Fuß gestellt, doch hat er den Mercure verlohren, welches eine Revenüe von 12000 Livr. jährl. ist: Mr. de la Place Auteur du Theatre Anglois ist an seine Stelle gekommen. Vor einigen Tagen sind die Oeuvres des Mr. Fagan, den sie aus seinem Mündel kennen werden, ausgegeben worden und man erwartet tägl. eine neue Ausgabe von den Werken des St. Faix. Sagen Sie mir ja nichts Böses von den Briefen der Buttlert[1]: sie sind in ihrer Art vortreffl. und nach der Babet ihren die witzigsten und naifsten, die ich kenne: freyl. darf man sie so wenig mit des Richardson seinen vergleichen, als den Racine und Chaulieu: aber als witzige Kleinigkeit betrachtet, wo die Art, wie es gesagt wird, die Wendung, das Naife das Hauptverdienst seyn soll; wo ein scherzhaftes Mädchen spricht, das bey allen Annehmlichkeiten des Witzes ein edles Herz besitzet, da werden diese Briefe gewiß ihren Platz behaupten: Haben Sie schon die Briefe der Catesby von eben dieser Verf. gelesen? es ist die Mamsell Riccoboni, die hier auf dem Ital. Theater spielt. Da ich vom Theater rede, so muß ich Ihnen sagen, wie viel mir dieses Vergnügen machet. Was für eine vortreffl. Schaubühne hat Paris, das einzige warum ich es beneide, was für große Schauspieler, welch eine gute Wahl der Stücke, was für ein herrl. Parterr, dem auch nicht der kleinste Fehler eines Schauspielers, oder eines Autors entwischt. Die Hauptacteurs im Tragischen sind Le Quain und Brissard: Was für Acteurs! aber ich weiß nicht, was ich Ihnen von ihren göttlichen Acktrizen sagen soll: da ist auch nicht eine einzige schlechte von der Dumenil bis zur Hus, und ich bin allezeit verdrießl. daß ich sie nicht auf einmal spielen sehe: es ist hier nichts neues, daß das ganze Parterr über laut weinet, und ich bin noch nicht leicht, aus einem Trauerspiele mit trocknen Augen gegangen. Man hält die Md. Clairon, Dusmenil und Gaussin für die größten: Von den ersten beyden singt H. Dorat in seinem Essai sur le Poeme Dramatique

Terrible Dumesnil, au nom de Crebillon
Avec des traits de Sang, la gloire a joint ton nom.
Toi divine Clairon, toi que nulle efface
A Coté de Voltaire elle a marqué ta place.
Dans ce noble séjour tous tes honneurs sont prêts.
Mais hélas! puisses-tu n'y parvenir jamais!
Combien de pleurs suivroient cette gloire cruelle!
L'Univers perdroit trop à te voir immortelle.

Von diesem H. Dorat, einem Officier, haben wir den 7. Jan. ein neues Trauerspiel Zulica erhalten. Die drey ersten Acte wurden sehr applaudirt, im 4ten und lezten aber wurde das Parterr kalt und über etl. Stellen ungeduldig: er nahm es also wieder zurück und verbesserte es sehr glücklich, es ist nachdem den 14. aufs neue mit vielen Beyfall aufgeführt worden: es ist eine gute Versification darinnen, man hält es aber immer nur für ein mittelmäßiges Stück. Ein ander neues Trauerspiel, Namire[2], ist nicht weiter, als bis den 3ten Ackt gekommen, da die Acteurs endl. von dem Parterr gezwungen

[1] Weiße schreibt Buttlerd. — [2] Fraglich.

wurden, aufzuhören: in etl. Tagen wird man wiederum ein neues, Spartacus von M. Saurin aufführen, und es ist in der That eine Lust der ersten Vorstellung eines Trauerspiels beyzuwohnen: es würde oft blutige Köpfe setzen, wenn die Guarde nicht stets bey der Hand wäre. Ich könnte Ihnen noch viel Theater Anecdoten erzählen, aber ich sehe, daß der Raum zu klein ist, und ich wollte Ihnen über nicht mehr, als einen Bogen schreiben, weil Sie mir auch nicht mehr geschrieben, und viel witzige Neuigkeiten aus Deutschland schuldig sind. Sie vertheidigen die franz. Musik und ich habe nichts darwider, wenn sie jemanden gefällt; es ist mir aber unbegreifl., wie sich die leichten Franzosen an so einer ernsthaften Musik belustigen können. Das unerträglichste ist mir ihr jämmerliches Schreyn, sie sind dadurch außer den Stand gesezt etwas mit Delicatesse und melodisch zu singen; je ärger die Actrizen schreyn, destomehr werden sie applaudirt; doch fängt man an sich sehr an die Italiaenische Musik zu gewöhnen, und die neuen Opern sind mehr in diesem, als in jenem Geschmacke: nur Gestern ist eine neue Oper von Rameau, Les Paladins aufgeführt worden, von der man viel Aufhebens macht: sie spielten die Electra des Crebillon auf dem franz. Theater und diese war mir lieber. Seit dem Febr. haben wir ein neues Schauspiel, welches die Opera Comique von der Foire de St. Germain ist. Auch dieses hat viel Annehmlichkeiten: Sie kennen La Chercheuse d'esprit, Le Diable à quatre, Blaise Savetier und ich darf Ihnen nichts weiter sagen, als daß die Acteurs und Actrizen sehr gut, die Tänzer sehr aufgeweckt sind, und die Musik darinnen vortreffl. ist. Vielleicht haben Sie auch von dem Concert Spirituel gehört, und es verdient, daß ich Ihnen ein paar Worte davon sage: es ist dieses alle hohe Fest und Marientage, an denen keine anderen Schauspiele seyn dürfen. Man findet hier unstreitig die herrlichste Musik die man in Frankreich hat. Das Orchestre besteht mehr als aus 150 Personen, und es lassen sich darinnen die größten Meister hören: der Saal ist in den Thuilleries und einer der schönsten in Paris: außer den lateinischen Motetten, die darinnen gesungen werden, ist die Musik meistens Italiänisch — doch es ist Zeit, daß ich anfange Ihren Brief zu beantworten: ich wundere mich, daß Sie noch nicht das Exemplar von der Bibl. erhalten haben: vermuthl. ist es in den Unruhen, denen das gute Leipzig ausgesezt ist, verlohren gegangen: dieser Verlust ist aber zuersetzen: Die Lieder von H. Rosenbaum liegen bey H. Dycken versiegelt: denn da zu vermuthen war, daß wenn auch H. Iversen den Verlag übernehmen sollte, er sie doch bey Breitkopfen würde drucken lassen: so habe ich sie bis auf Ihre Disposition H. Dycken überlassen: und Sie können Sie nach Gefallen entweder zurückfodern, oder, wenn Iversen mit Breitk. einig ist an Denselben übergehen lassen. Ich danke Ihnen auf das verbindlichste für die Recension in den Altonaischen Zeitungen: heben Sie mir, wenn es möglich ist das Blat davon und auch von der Duschischen Recension auf. Ich glaube Ihnen mehr als zu sehr, daß noch viel Nachläßigkeiten darinnen seyn: es wäre aber auch nicht an den Druck gedacht worden, wenn ich nicht diese Reise vorgehabt, oder geglaubt hätte, unter etlichen Jahren wieder zurückzukommen: oder wenn mir nicht meine Freunde, namentl. der seel. Kleist, Rabener, Gellert, Nicolai u. Utz, die sie gelesen, mir dazu gerathen hätten. Ich wollte wünschen, daß Ihre Kritick über das Unanständige in dem Charackter der Isabelle das wichtigste wäre: sie ist ungegründet, u. da sie mit Exempeln streiten, so darf ich der Phädra des Racine, nur die Clytemnestra in der Electra des Sophokles, u. seiner Nach-

ahmer, des Crebillon in der Electra u. des Voltaire im Orest, oder auch die Clytemnestra in des Thomsons Agamemnon anführen, unzählig anderer zu geschweigen, wo der Charackter der Heldin noch weit schrecklicher ist: denken Sie an die Medea u. Rhodogune des Corneille! aber auch außerdem ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß in einem Trauerspiele ein Held, der weder recht tugendhaft noch recht lasterhaft ist, allezeit wenig interessirt, ich meine, wenn er sich von der Ungewißenheit hin u. hertreiben läßt, u. selbst nicht weiß, was er will. Die Phädra selbst könnte nach meiner Meinung mit stärkren Farben gezeichnet seyn, u. Hyppolit macht niemals den Eindruck auf mich, den er machen könnte, wenn ich weniger Mitleiden mit der Phädra hätte: vielleicht haben Sie recht, daß im Richard zu wenig Handlung im 5ten Aufzuge ist: ich habe es vom Anfange gemerkt, aber diesem Fehler nicht abzuhelfen gewust: Wenn es mögl. ist so sehn Sie ihn ja aufführen, u. schreiben mir ihre Gedanken darüber: überhaupt werden Sie mir einen Beweiß Ihrer Freundschaft geben, wenn Sie mir die schwachen Stellen, die Sie oder Ihre Freunde gefunden haben, anzeigen: ich bin mit meinen Fehlern zu bekannt, als daß ich Sie fühlen sollte: ich hätte große Lust noch viel für die Schaubühne zu arbeiten: allein man droht mir bey meiner Zurückkunft mit einem Amte, das mir auf einmal Gränzen setzen, u. mich der Autorseuche auf immerdar entreißen wird: Vielleicht wird es mehr mein Glück, als Unglück seyn, so viel es mir auch Überwindung kosten wird: erfüllen Sie meine Stelle: ich weiß gewiß, Sie werden es zehnmal besser als ich machen u. freue mich von ganzem Herzen, daß Sie schon einen so glückl. Anfang gemacht haben. Wie heißt Ihre Tragödie? Ich wünschte, daß ich von den neuen deutschen witzigen Schriften etwas mitgenommen hätte, um die hiesigen Freunde der deutschen Litteratur damit näher bekannt zu machen. H. Toussaint kann auch ein wenig deutsch: vielleicht ist er einer der solidesten Köpfe unter den Franzosen: es ist Schade, daß er sich itzt mehr um die Wirthschaft, als um die Bücher bekümmert, er hat eine Menge Sachen angefangen, die er niemals endigen wird: er empfiehlt sich Ihnen aufs Beste. Schreiben Sie mir ja bald wider, doch muß ich den Brief wenigstens binnen 5 Wochen haben, wenn er mich hier treffen soll, ich werde es aber auch hinterlassen, daß er mir nachgeschickt wird, wenn ich ja Paris sollte verlassen haben.

Ihr W.

Am Rande der dritten Briefseite: (die Übersetzung des Geßnerischen Gedichts ist mit großem Beifall aufgenommen worden, heute ist das längst versprochne Gedicht sur la peinture v. H. Watelet zum Vorschein gekommen; es ist prächtig gedruckt.)

II. Gerstenberg an seine Frau.[1]

[Hamburg], Montag den 15ten 77

Am Freytage, früh um neun Uhr, ging ich über den Wall vom Damm-Thor (mein Wirthshaus liegt dicht daran) bis zum Altonaer-Thor, ein Spatziergang, wo man die Alster hinter sich, Altona in der Ferne vor sich, an der Seite eine halb ländliche, halb städtische Vorstadt St. Jürgen, mit durchschnittenem Prospecte von Dörfern, Elbe, Schiffen hat, kurz ein ganz ausnehmend schöner Spatziergang, nach Altona. Weil ich voraus sah, daß ich

[1] Aus meinem Besitz in den des Goethe-Museums zu Frankfurt a. M.

nichts von Altona sehen würde, wenn ich einen meiner Freunde sähe, so wanderte ich gerade durch die Stadt, wo mir beynah noch alles bekannt war, in die Pallemaille, die schöne Allee, deren ich so oft erwähnt habe, wo man über einen großen Theil der Stadt hinweg in die Elbe mit allen ihren kleinen Inseln, Schiffen, Böthen, mit allen ihren entferntern Aussichten ins Hannöversche, wo immer eine sich erbleichter als die andre ins Dunkle verliehrt, hinübersieht; kam nach Ottensen, dem Lyngbye von Altona, sah Meta Klopstocks Grab, um welches ein hohes Gesträuch, und die junge Linde in der Mitte, zu grünen anfing, das Grab, wo auch mein Klopstock schlafen wird — — fühlte mich nun ein wenig müde; und da es schon um zwölf Uhr war, trat ich bey dem Prediger, meinem alten Freunde Würger ein, der sich herzlich freute, mich wieder zu umarmen. Bey ihm und seiner Frau, einem freundlichen, schieren, blühenden jungen Weibchen, aß ich mit mächtigem Appetit. Wir sprachen, wie du leicht denken kannst, viel von Dir, meine Sophia, von den Jahren unsrer Kindheit, unsren mannichfaltigen Schicksalen: wenn ich Dir alles das nacherzählen wollte, fänd ich kein Ende. Um vier Uhr setzte ich meinen Stab weiter, zuerst durch Ottensen, sprang über jeden Steg, über den ich als Kind gesprungen war, und wunderte mich unter andern, ein altes Haus, in welchem wir vor zwanzig Jahren Komoedie spielen wollten, und es nicht wagten, weil wir fürchteten, es möchte über uns einstürzen, noch eben so alt, und dennoch bewohnt, da stehn zu sehn (eine Anmerkung, die ich nachher bey meinen alten Freunden zu meiner großen Freude noch einigemale machen konnte). Hierauf strich ich quer Feld ein, guckte jede Mühle an, die ich auf dem vorigen Fleck fand, fast möchte ich sagen, jeden Baum, jeden Busch, und endigte damit, daß ich den sogenannten englischen Hof, den itzt Köller-Banner gekauft hatte, und wo er seit 16 Wochen krank liegt, besuchte, den trefflichen in Terrassen bergauf an der Elbe aufgeführten Garten besah, mir nahe daran in einem Wirtshause, Slaven-Hof genannt, wo eben so ein Garten mit eben der Aussicht ist, Thee geben ließ, und dann um 6 Uhr nach Altona zurückging. Von meinen Freunden waren noch Henrici, Dusch, Lange, und Meyer übrig, die ich alle noch sprechen sollte. Mein Plan war, bei Henrici anzufangen, und bey Meyer zu schlafen: aber Henrici hatte es anders beschlossen. Da war an kein Wegkommen zu denken, man kann nicht zuvorkommender nicht dringender seyn, als er. Wie die lieben Leute entzückt waren, mich wieder zu sehn! Er noch eben so lebhaft, wie jemals, fast gar nicht verändert, läuft meilenweit mit seinem Malchen herum, und spricht lauter Latein mit ihr: sie aus dem jungen Mädchen, das ich kannte, eine eben so junge Frau geworden, nur etwas feyerlicher, und, wie es mir vorkam, mit immer auf ihren Mann hingerichteten Augen Verbindlichkeiten sagend. Sie haben vier Kinder, munter, wohlerzogen: der älteste, 6 Jahre alt, spielte mir schon Märsche auf seiner kleinen Violine vor; die Tochter ist nicht schön, aber sittsam usw Mit einem Zuge der Freundschaft ward ich überrascht, der mir meines H. ganzes Herz aufschloß: eines von den Kindern heißt nach mir Heinrich Wilhelm, und ich sah, es war sein liebstes; sein erster Sohn, sagte ich, hätte auch so geheißen. Ich hatte mich erklärt, daß ich den Abend noch in Hamburg seyn müßte, weil ich wohl wußte, daß er mich außerdem nicht würde fahren lassen. Das wollte er nun nicht glauben, ließ mich zwar zu Duschen und Langen, die nahe daran wohnen, hinübergehn, blieb aber mit seinem Malchen in der Thüre stehen, damit ich ihm ja nicht entlaufen möchte, wenns etwa zu spät würde.

Dusch war krank, ich blieb nur eine Viertelstunde bey ihm: bey Langen, der ganz der alte war, der eine gute Frau und zwey kleine Kinder hat, hielt ich mich bis um halb acht auf, und da ich eben aufbrechen wollte, siehe, so kam mein Henrici mit seinem Weibchen im Arm dahergetrabt: nun haben wir Sie! das Thor ist schon geschlossen, nun haben wir Sie! und so mit mir davon. An Meyer war nun nicht weiter zu denken: kurz ich aß da zu Abend, und schlief auch da. Früh um acht Uhr, weil ich durchaus nicht länger bleiben konnte, stand eine schon bezahlte Kutsche vor der Thüre, die mich erst zu Meyern, und dann nach Hamburg zurückfuhr. Da hast du, meine geliebte Frau, die Geschichte des Tages von Altona. In Hamburg fand ich eine Einladung vor, mit der von Winthem zur Demoiselle Poel, und von da in die Katharinenkirche zu gehen, wo eine Musik von Bach probirt ward. Das geschah denn. Ich erstaunte, als ich in das Haus der Poelen eintrat, es war von innen und außen ein Palast für einen Fürsten, und dennoch weit unter der Würde der Bewohnerinn, die mir, aller ihrer Blässe ungeachtet, ein Engel zu seyn schien. Eine seelenvollere Bildung giebt es nicht. Sie ist deine und meine Freundinn. — Auf diesen Anblick eines Engels schmeckte mir Bachs Musik, wie eine Harmonie der Engel. Die Beschreibung davon bleib ich Dir schuldig, und setze nur noch hinzu, daß Bach ein liebenswürdiger, freundlicher Mann ist, wie ich ihn gewünscht habe. Zu Mittage aß ich bey der Winthem. Nach Tische sang sie viel mit Corenjo aus der Termide, göttlich! ich brach zehnmal in Thränen aus, es war zu stark für mich. Auf den Abend waren wir bei Büsch eingeladen, wo meinetwegen große Gesellschaft, große Tafel war. Da lernt ich die beiden Mumsen, den jungen Unzer, Verf. des Diego, den jüngeren Hensler, und viele andre, Männer, Weiber und Mädchen kennen. Auch Leisching kam: er hatte die Ehre, neben der Frau vom Hause zu sitzen. Sie ist ein fettes, ältliches, hochrothes Weibchen, so eine Madam Ellison, wenn Du etwan Fildings Amalia gelesen hast. Über Tisch war besonders Unzer sehr artig, der eine außerordentliche Gabe hat, Gesichter zu machen, womit er ein ganzes Drama von Fratzen spielt: man kann sich todtlachen. Das dauerte so bis um ½2 Uhr in die Nacht hinein. Gestern hatt ich starke Kopfschmerzen, die durch Cramers Abreise auch mit andern Schmerzen vermehrt wurden. Doch ging ich den Nachmittag, als ich bey Winthems gegessen hatte, zu Bach hin, mit dem ich viel sprach, der aber eines schlimmen Fingers wegen nicht spielen konnte. Er machte die Anmerkung, er hätte in neun Jahren keinen schlimmen Finger gehabt, und müßt ihn gerade itzt haben, da ich gekommen wäre. Ich könnte dem ungeachtet wohl spielen, setzte er hinzu: allein da ich mich gewöhnt habe, alles was Ausdruck heißt, durch die Fühlung der Fingerkuppen zu nüanciren, so ist dieser Finger mir so gut wie abgeschnitten. Gleichwohl soll ich ihn morgen um 11 Uhr hören, die Winthem und Klopst(ock) gehn mit. Alles spricht mit Begeisterung von Bachs Spiele. Ich traf Noelli, und einen Liebhaber aus Altona bey ihm an, den er sehr lobte. Morgen Nachmittage kömmt die Poelen, oder vielmehr die itzige Mad. Pauli (sie sind gestern getraut worden), zur Winthem: Ebeling wird auch da seyn: dann wird gesungen werden. Am Mittwoch war meine Absicht nach Lübeck zurückzureisen: weil aber dieser Brief erst morgen dort ankömmt, und ich wünsche, daß Noodts Wagen mich in Schönberg abholen möge, so muß ichs wohl bis Donnerstag aussetzen. Ich bitte dich, meine Sophia, ein Blättchen an Noodt zu schreiben: um zwölf Uhr, Donnerstags

zu Mittage, müßte der Wagen da seyn, und welche Freude für mich, auch meinen Noodt da anzutreffen, wenns möglich wäre. Ich selbst bin mir so wenig überlassen, daß ich weder an ihn, noch an unsere Freundinnen schreiben kann: den ganzen Tag aus, spät in der Nacht zu Hause: so fliegt mir die Zeit dahin, wie ein Strohhalm unter meinen Füßen. Doch alles ist mir nur halb, bis ich dich, meine süße Frau, und was mein ist, wieder um mich habe. Donnerstag ist der glückliche Tag! Lebe nun wohl, meine Elise, und küsse Deinen G. mit dem besten Kusse deiner Seele.

* *

Ich ging mit diesem Briefe, den ich schon versiegelt hatte, zu Klopstock hin, um ihn da auf die Post zu schicken; war kaum eine halbe Stunde bey ihm gewesen, als dein Brief ankam. Da setz ich mich nun an seinen Tisch von Ebenholz hin, schreibe dieß mit Klopstocks Feder (freylich nicht so schön zugeschnitten, als manns erwarten könnte), und danke Dir und Meta und Doris mit dieser Feder Klopstocks.[1] Nun nur noch dieß: Herzlich thut es mir wehe, daß Du Kummer, Zerstreuung gehabt hast. — Empfehl mich dem ganzen Zirkel unserer Freundschaft, alle nennen kann ich nicht, hauptsächlich denk ich deiner Schlafgespielen, die gute gute Witbel Stein, Buchholz, ich bin so reich, ich kann sie nicht alle nennen.

Einen gewaltigen Gruß von der Winthem ihre eigene Werel.

III. Gerstenberg an Klopstock.[2]

Lübeck 9 Mai 1770

Ihch habe Ihren gedruckten Brihfi mein bester Klopstock, und zwei von den Probebletteren, dihe Sie mihr zuhgesand habben. Siehe Seite 9 vorgestelt: dihe übrigen beiden Bletter habbe ihch, um selber Gebrauch dafon zuh machen, führ mihch behalten. Von meiner Freude über dihe Auszahle des Messias sahge ihch nichts: auch weis ihch mihr Ihre Freude, daß das Werk Ihres Lebens, itzt am Zihle, sich folgender aus Ihrer eigenen Hand verfohrträten kan, sehr lebhaft zuh denken. Nuhr von der Ausgabe mit der neuen Rechtschreibung mus ihch Ihnen sahgen, das Sie dihe wünschenswürdige Neuerung dihes Ansehn unter die Leute zuh bringen. Ihre Orthografih ist sich durchaus richtig, sich thut sie allen Seiten sich sorgfeltig durchgedacht, das Ihnen für Pflicht habe, Ihnen auch dahrin zuh folgen. — wen man kan. Mit der Zeit gehts gewis durch, aber langsam, und fellecht erlebens Sie es nicht. Es ist schwehr, sich im Schreiben des alten Bohchstahbirens zuh entwehnen: nicht ein Jeder habe dihe Gedult, dihe Aufmerksamkeit, dihe dahrzuh nöthig ist. Ich finde das bey dihesem ärsten Versuche selbsten selber:[3] und das ists doch auch in solchen Fellen weit angenähmer, der Erfinder, als der Nachahmer zuh sein. Der einzige Zweifel, dihn ihch noch habbe, mihr Ihre Hihmgeschichten, sie nochmahls mihr zuh sehr außer unserer Sprache zuh thätigen. Das ist es, was unsere alten, fellecht ehresten, Schreiberey, durch mihr ihre mannichfaltige Endsi-

[1] Die, nach der Schrift zu urteilen, wahrscheinlich gewesen sein muß.

[2] Entwurf und Original in Gerstenbergs Nachlaß in Frankfurt; Abschrift Klopstocks in Berlin, Königliche Bibliothek.

[3] Merkt man auch an den nachträglichen Änderungen und namentlich an den Einfügungen des Dehnungs-h.

nung: ihch kan es wirklig an allen den Stellen, woh es kein Halblaut ist, führ gahr nichts andres, als führ eine Ahrt fon Akzent halten, und ihch glaube, wen man es in dihser Eigenschaft beibehihlte, und, freilig mit gröhßerer Richtigkeit, anwendete, dih andern Zeichen lihßen sich entbären. Zuh der gröhßeren Richtigkeit rechne ihch insbesondere, das man dih gedänten Laute fon den hellen durch eine Ferdoppelung dihses Akzents auszeichnete. Klopstock entscheide.

Läben Sie wol bester inniggelihbter Man.
Wan wärde ihch Sih doch wihdersehhen!

Ihr getreuer alter Gerstenberg.

Ooder (den meine fiilen H fallen gaar zu wunderlich ins Auge) könnte man nicht den Hellaut liiber durch eine Ferdoplung des Fokaals, und die Dänung durch ein zu dem einzelnen Fokaal oder Diftong hinzuugesetztes H andeuten? Auch das läge zum Teil schoon in der alten Schreibekunst, und gibt der Spraache ein fokaalreiches Ansehen. Zwaar stüße man da wiider auf einige Wörter, fon dänen man nicht wissen würde, wii man sii läsen solte, z. E. beerbt Beendigung: doch dären sind wol nur weenige, und fon den weenigen ferdiinten fiileicht noch weenigere beibehalten zu wärden. Überdem weis ich nicht, ob es nicht etwa gaar zuutrift, das in solchen Wörtern der Endungsfokaal allemaal hel, und der darauf folgende Anfangsfokaal dunkel laute. Wenn beerbt beeerbt, und Beendigung Beeendigung geschrieben wird, wii es ohnehin müßte: soo ists bestimmt genug.

Doch was mäkle ich Ihnen da Foorschläge zu, dii Sii fiilleicht lengst mit reifem Bedacht ferworfen haaben? Wenigstens sehen Sii, das ich dii Sache mit Aufmerksamkeit überdacht haabe, wen auch nicht mit derjenigen Scherfe des Urteils, dii meinem Klopstock soo voorzüglig eigen ist.

(Schluß folgt.)

Zu Schillers dramatischem Nachlaß.

1. Zu den Skizzenblättern des Demetrius.

Jede Untersuchung, die es sich zur Aufgabe macht, die Entwicklungsgeschichte des Demetriusplanes im ganzen oder die Wandlungen seiner dramatischen Motive und die zeitliche Stellung der Skizzen und Entwürfe im einzelnen zu beleuchten, muß von Kettners grundlegendem Abdruck der erhaltenen Schillerschen Handschriften (Weimar 1895) ausgehen, den der Herausgeber selber natürlich niemals für eine endgültig abschließende Lösung der an die Betrachtung dieses herkulischen Torso anknüpfenden Probleme gehalten hat. Sonderbarerweise aber sind der Bemühungen, hier weiter zu kommen und tiefer zu schürfen, als es Kettner gelungen war, in den seitdem verflossenen zwanzig Jahren nur sehr wenige gewesen, ja, eigentlich kann nur ein einziger Name genannt werden. In einer schon 1896 geschriebenen Rezension (im 'Anzeiger für deutsches Altertum' 23, 185) hat Köster Beobachtungen vorgelegt, die die von Kettner vorgenommene Ordnung des Skizzenmaterials an mehreren Stellen in einer bestimmten Weise zu ändern und zu verbessern geeignet sein würden, wenn sie überall ganz begründet und bis zur vollen Evidenz gebracht wären, was meines Erachtens nicht durchweg geschehen ist. Mielkes Buch über Demetrius (Dortmund 1906) analysiert zwar in seiner vorderen Hälfte den szenischen Aufbau des Dramas, dringt aber nirgends bis zu entwicklungsgeschichtlichen Einzeluntersuchungen vor. Während man, wie ich glaube, in der Analyse und chronologischen Ordnung des größeren Studienheftes (Kettner S. 199—243) aus Mangel an Anhaltspunkten nicht wesentlich weiter kommen kann, als Köster (S. 190) durch seine treffende Teilung in einen älteren und einen jüngeren Abschnitt gekommen ist, liegt die Sache für die kleine Gruppe von Entwürfen, die Kettner (S. 83—111) als die zehn ersten Skizzenblätter zusammengestellt hat, doch sehr anders, und ich vermag hier Kösters Erörterungen über fünf besonders wichtige in ihnen enthaltene Motive und seiner darauf begründeten neuen Ordnung (S. 191) in mehreren Punkten nicht zuzustimmen.

Methodisch vermisse ich in Kösters Darlegungen Rücksichtnahme auf drei Erwägungen, die zur Vorsicht mahnen und den Zweifel an der Tragweite seiner Resultate wecken und nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Erstens ist vielfach beim Studium der dramatischen Entwürfe Schillers das Spiel verschiedener Möglichkeiten nebeneinander zu beobachten: wir sehen seine Phantasie in ein und derselben Phase der Arbeit verschiedene Wege gehen, mit gleicher Lust und Freude am Schaffen und Formen, ohne sich noch für einen der möglichen Wege sicher zu entscheiden; in sol-

chem Spiel mit Möglichkeiten können dieselben Wege also mehrfach beschritten werden, ohne daß die momentan gerade zur Seite liegenbleibenden Pfade als endgültig verlassen gelten dürften. Speziell für den Demetrius hat Mielke an verschiedenen Stellen seines Buches darauf hingewiesen, daß Schillers Anschauungen von einzelnen Motiven seines Dramas als durchaus schwimmende, fließende erscheinen, daß ein gewisses unklares Halbdunkel über Personen und Situationen liegt, das zuweilen sogar einmal mit künstlerischem Bewußtsein als solches festgehalten wird. Zweitens ist die Entwicklung und Ausgestaltung eines dramatischen Motivs natürlich nicht immer eine konsequente, geradlinige, sozusagen logische: das bis zu einem gewissen Punkte zu verfolgende konsequente, gewissermaßen organische Wachstum eines Motivs kann plötzlich von außen her kommende, von andern Punkten der künstlerischen Arbeit her zu erklärende, ja auch wohl gänzlich irrationale Störungen erleiden, und diese können Umbildungen herbeiführen, die unerwartet und inkonsequent sind. Beispiele aus dem Demetrius werden wir kennenlernen. Drittens endlich muß stets die Frage aufgeworfen werden, ob die von Kettner der äußeren Überlieferung nach als Einheiten gegebenen Blätter auch wirklich Produkte der gleichen Arbeitsmomente, also auch genetische Einheiten sind, was sich mehrfach als nicht zutreffend herausstellen läßt. Man darf die zehn Skizzenblätter nicht auf Treu und Glauben in ihrer äußerlich beglaubigten Integrität hinnehmen, ehe sie nicht nüchtern chorizontischer Erwägung unverletzt standgehalten haben.

Köster hat (S. 192) seine neue Ordnung der zehn Skizzen auf der analytischen Betrachtung von fünf Motiven aufgebaut: die Einführung des Bruders der Lodoiska, die Einführung der russischen Flüchtlinge, die Schwestern der Marina, das Kleinod, die Charakteristik der Marina. Ich will sie im folgenden einzeln durchsprechen.

Erstes Motiv: 'a: Ein namenloser Bruder der Lodoiska soll ohne früheres Erscheinen plötzlich bei der Katastrophe auftreten. b: Ein namenloser Bruder soll schon im ersten Akt und dann wieder am Schluß des Dramas eingreifen. a b: Schiller ist im Zweifel, ob er sich für a oder b entscheiden soll. c: Der Bruder bekommt endlich den Namen Kasimir.' Zu a gehört Skizze 2 und 3, zu b Skizze 5, 7, 9 und 10, a b wird durch Skizze 6 vertreten, zu c gehört Skizze 1. Hier hat Köster zwei Motive miteinander verquickt, die nichts miteinander zu tun haben und daher bei der Untersuchung zu trennen sind: das ein- oder zweimalige Auftreten des Bruders und die Namenfrage; c steht also nur zum Teil im Gegensatz zu a und b. In seiner allgemeinen Vorbemerkung sagt Köster, er bezeichne mit a immer 'die unfertigste, am frühesten vom Dichter aufgegebene Form' des Motivs, mit b 'die

Weiterbildung, die nachweisbar später bei der Ausführung verwertet wurde oder werden sollte'. Ob aus Skizze 2 und 3 ein Typus a wirklich zu konstituieren ist, bezweifle ich: im zusammenhängenden Kontext beider Stücke wird Lodoiskas Bruder allerdings überhaupt nicht erwähnt, nur die Verzeichnisse der Hauptstationen der Handlung, wie Schiller es einmal nennt, erwähnen ihn im Schlußakt (89, 10. 92, 21); da die Eingänge dieser Stationenverzeichnisse jedoch sehr kursorisch angelegt sind und es auf vollständige Aufzählung aller auftretenden Personen ganz und gar nicht abgesehen haben, beweist das nichts für die an und für sich unglaubhafte Annahme, Schiller habe die Figur dieses Bruders, die Anfang und Ende der Laufbahn des Demetrius ideell miteinander zu verknüpfen bestimmt war, nur im letzten Akt auftreten lassen wollen. Auch daß das in der Skizze 2 überlieferte Verzeichnis der Personen des ersten Akts den Bruder nicht aufführt, ist kein Beweis, denn dies Verzeichnis ist sichtlich unvollständig, da es auch die auf dem gleichfalls für den ersten Akt bestimmten polnischen Reichstag auftretenden Personen, vor allem den König von Polen nicht aufführt. So verflüchtigt sich also der Typus a völlig, und die beiden Skizzen, die ihn vertreten sollten, gehören wahrscheinlich zum Typus b, wie alle übrigen. Aber wie steht es mit Skizze 6, die Schiller im Zweifel zwischen a und b zeigen sollte? Der Kontext läßt (97, 21) den Bruder selbst auftreten, eine Randbemerkung dazu lautet (97, 29): 'Wenn der Bruder nicht selbst kommt, so kann Lodoiska ihn nachher spielen.' Hier haben wir den typischen Fall von dem, was ich oben das Spiel der Phantasie mit Möglichkeiten genannt habe: dem Dichter schießt momentan der durch die große Zahl der Personen des Dramas hervorgerufene, also rein technisch zu begreifende Gedanke durch den Kopf, man könne vielleicht eine Person sparen, und sogleich macht er aus der technischen Not eine poetische Tugend, indem er das bei Shakespeare in den Lustspielen beliebte Motiv des treuen Mädchens, das in Knabenkleidung dem Geliebten in die ungewisse Zukunft als Diener folgt, für einen Moment in sein poetisches Bild aufnimmt, ein Motiv, als dessen damals modernster Typus die Miranda in Kotzebues 'Bayard' zu gelten hat (vgl. noch 'Dramatischer Nachlaß' 2, 289 und 'Aus Ottilie von Goethes Nachlaß' 2, 17). Da es nach dem Obigen nicht angängig ist, ein a ernsthaft zu verteidigen, so auch natürlich kein Schwanken zwischen a und b.

Eine Einführung von Lodoiskas Bruder im ersten Akt war also immer geplant (vgl. auch im Studienheft 224, 35), aber Schiller erwog hierfür, was Köster entgangen ist, zwei Möglichkeiten, deren eine die andre ablösen sollte, so daß doch auch wir zu einem Typus a und b für dies erste Motiv gelangen, wenn auch mit ganz anderm Inhalt. Zuerst war eine Szene zu dreien geplant, indem

Lodoiska dem Demetrius vor seinem Abschied aus dem Hause des Woiwoden, wie der von Schiller immer unverändert wiederholte Ausdruck lautet, ihren Bruder zuführte (so schon im Studienheft 224, 22. 239, 28. 242, 26; dann 96, 25. 103, 15. 106, 2. 111, 15, also in den Skizzen 5, 7, 9 und 10; endlich noch im Beginn des Szenars 117, 8). Dafür trat dann in Skizze 6 (97, 21) eine Szene zu zweien ein: nach der Szene des Demetrius mit Lodoiska, 'worin sie ihn bittet, ihren Bruder mitzunehmen', folgte eine Szene zwischen den Geschwistern ohne Demetrius, von der es heißt: 'Dieser Bruder kommt, sie gibt ihm seine Instruktionen', d. h. den Auftrag, 'den Zaren nie zu verlassen, ihm Leben und Blut zu widmen' (133, 33); die gleiche Gestalt hat das Motiv dann auch in dem großen Szenar (ebenda).

Es bleiben noch einige Worte über die ursprüngliche Namenlosigkeit des vielberedeten Bruders und den ihm dann zugeteilten Namen Kasimir zu sagen, ehe wir das erste Motiv verlassen. Bei Gelegenheit des dritten Motivs bemerkt Köster, die Namengebung deute bei Schiller immer darauf hin, 'daß er die einzelnen Personen schon mit individuellen Zügen ausgestattet hat'. Das ist gewiß im allgemeinen richtig, aber man darf es nicht in schematischer Weise pressen. Durchaus gelungen ist Köster der Nachweis (S. 191), daß Schiller für Lodoiska zuerst nur Umschreibungen ohne Namen braucht und dann über Martha, Anna und Paulina zu Lodoiska übergeht: aber ich glaube darum doch nicht, daß es angängig ist, die Skizze 8, wo Lodoiska nur als Tochter des Kastellans (104, 14; die Randbemerkung 104, 32 hat den Namen) bezeichnet wird, deshalb schon für sehr alt und mit dem älteren Teil des Studienhefts für gleichzeitig zu halten. Denn auch Marina, deren Name doch von Anfang an aus den Quellen feststand, wird dreimal (204, 7. 209, 10. 220, 20) ohne Namen nur als die 'polnische Braut' bezeichnet: die Appellativbezeichnung konnte eben unter Umständen sprechender, charakteristischer sein als der Name. Und das scheint mir im allerhöchsten Maße der Fall zu sein bei Lodoiskas Bruder, dessen ganze dramatische Bedeutung für die Geschichte des Helden nicht darin liegt, daß er ein so oder so benannter polnischer Jüngling ist, sondern daß er als Bruder der liebenden Jungfrau, wo er auftritt, das Bild der seligen Jugendzeit von Sambor mit heraufbringt. Daß er schließlich für den Theaterzettel, wo er einen Namen haben mußte, Kasimir genannt wird, ist richtig, aber dieser Name könnte schon längst festgestanden haben, ehe er in den Skizzen auftaucht. Und er gehört tatsächlich einer früheren Phase an, als Kösters Ansetzung der Skizze 1 erwarten läßt: er erscheint nicht nur im älteren, sondern auch im jüngeren Teil des Studienhefts (207, 33. 227, 25. 26. 232, 28) und in der Skizze 3 in einem Personenverzeichnis, das Kettner im

Apparat seiner Ausgabe (S. 297) mitteilt und in den November 1804 festlegt; alle diese Stellen hat Köster übersehen. Wie wenig der Eigenname bedeutet, zeigt recht deutlich die Figur des *fabricator doli,* worauf Mielke in anderm Zusammenhange (S. 21) hingewiesen hat: abgesehen von der lateinischen Bezeichnung (206, 33. 207, 32. 229, 35) und andern ganz allgemeinen Bezeichnungen, die ihn nur als Anstifter des Betruges charakterisieren, heißt er einmal der Genius (207, 13; vgl. 206, 11) und zweimal die Maschine (208, 33. 219, 12); obwohl dann im jüngeren Teil des Studienhefts aus den Quellen der Name Otrepiew oder Utrepeia aufgenommen wird (227, 11. 232, 26), erscheint im großen Szenar (S. 155—157) doch wieder die unbestimmte Bezeichnung X. Der Palatinus von Lublin bringt es überhaupt nicht zu einem Eigennamen.

Zweites Motiv: 'a: Wenn Demetrius bereits als Sohn des Zaren erkannt ist, treten die Russen erst auf und bestätigen nur das, was man bereits weiß. b: Die Russen erscheinen vor der Erhöhung des Demetrius und führen ihrerseits die Entdeckung herbei.' Zu a gehört Skizze 2, zu b alle übrigen (außer 3, 6 und 8, wo das Motiv nicht vorkommt). Auch hier glaube ich bei genauerem Erwägen der Überlieferung, daß ein Typus a nicht existiert. Was die Seite 244 des Manuskripts in ihrer einzig beschriebenen unteren Hälfte enthält (86, 21), geht nicht als Kontext der Seite 245 (87, 9) vorher, sondern muß, wie der Inhalt lehrt, Nachtrag zu Seite 245 und zwar zu ihrer unteren Hälfte sein. Die Erkennung des Kleinods als zum zarischen Schatz gehörig durch die flüchtigen Russen muß ja unter allen Umständen das Prius sein: sie sind ja doch die einzigen, die die betreffende Erklärung abgeben können, und für die Leute von Sambor sind sowohl das Kreuz als der etwaige Psalter mit seiner griechischen Inschrift nur rätselhafte und unverständliche Dinge, nicht aber Zeugnisse der zarischen Geburt ihres Besitzers. Woran also hätte man diese ohne die Russen erkennen sollen?

Drittes Motiv: 'a: Die Schwestern treten nur als Gruppe von Personen auf. b: Sie haben Namen erhalten, was bei Schiller immer darauf deutet, daß er die einzelnen Personen schon mit individuellen Zügen ausgestattet hat.' Zu a gehört Skizze 3. 4. 8 und 9, zu a und b Skizze 10, zu b Skizze 2 mit Fragezeichen. Durch die Einordnung der Skizze 10 zu beiden Typen hebt Köster sichtlich seine eigene Scheidung auf und zieht sich selber den Boden unter den Füßen weg, das Fragezeichen verrät zudem seine eigene Unsicherheit. Die vermeintliche Entwicklungsgeschichte dieses Motivs löst sich bei näherem Zusehen in nichts auf. Daß aus der bloßen Namengebung nichts geschlossen werden kann, habe ich oben bei Gelegenheit des ersten Motivs erörtert: hier besonders

figurieren die Namen Euphrosyne und Sophia, wie das Personenverzeichnis in Skizze 2 (88, 14) deutlich zeigt, einzig nur für den Theaterzettel (vgl. auch das von Köster wieder übersehene Personenverzeichnis zu Skizze 3 S. 297, die danach vielmehr unter b einzuordnen oder dem Typus a + b zuzurechnen ist), während sie im Text der Skizzen selbst stets nur als unindividualisierte Gruppe von Personen gleicher Gesinnung auftreten, zu der die hochstrebende Marina in Gegensatz tritt.

Viertes Motiv: 'a: Lodoiska empfängt es (das Kleinod) und bringt es dem Woiwoden. b: Demetrius gibt das Kleinod zwar der Lodoiska, aber Marina, die beherrschende Frauengestalt, ist es, durch deren Vermittlung es in die Hände des Woiwoden und der Russen gelangt. a b: Schiller schwankt zwischen a und b.' Ich lasse eine weitere Unterteilung von a als bedeutungslos hier beiseite. Zu a gehört Skizze 2, zu b Skizze 5, 7, 9 und 10 (die letzte mit Fragezeichen), zu a b Skizze 4. Auch hier wieder existiert der Typus a gar nicht: die Randbemerkung in Skizze 2 (86, 33) 'Er übergibt ihr das Kleinod und sendet sie mit einer Botschaft ab' enthält kein Wort von einer Überlieferung des Kleinods an den Woiwoden, und auch in Skizze 4 steht nichts davon. Die Botschaft des Demetrius brauchte nicht an den Woiwoden, sie könnte auch an Marina gerichtet gedacht sein: darüber können wir nichts ausmachen. Im zweiten Falle empfing Marina dann Kreuz und Botschaft als die richtige Adressatin, im ersten Falle trat sie, wie es Schiller sich dann in den übrigen Skizzen dachte, als Vermittlerin der Sendung für Lodoiska ein. So verläuft die Angelegenheit auch im jüngeren Teil des Studienhefts (223, 31. 224, 30. 242, 16).

Fünftes Motiv: 'a b: Schiller ist unentschieden, ob Liebe oder Ehrgeiz das Motiv ihres (der Marina) Handelns sein soll. a > b: Schiller sucht ihre Handlungsweise anfangs aus einem Gefühl von Liebe oder Zärtlichkeit abzuleiten, gelangt aber während der Niederschrift gerade dieser Skizze dahin, nur den Ehrgeiz für die Triebfeder ihrer Entschlüsse zu erklären. b: Schiller leitet all ihr Tun und Treiben einzig aus ihrem Ehrgeiz ab.' Zu a b gehört Skizze 2, 3 und 8, zu a > b Skizze 4, zu b Skizze 10. Ich konnte mich bei reiflicher Prüfung nicht davon überzeugen, daß Kösters Auffassung vom Charakter der Marina in den einzelnen Skizzen zu Recht besteht, glaube vielmehr, daß Schiller niemals an wahre Liebe oder Zärtlichkeit bei Marina gedacht hat, daß sie ihm vielmehr von Anfang an das ehrgeizige Weib, das, über die Schranken ihres Geschlechts hinausstrebend, in bewußter Leidenschaft herrschen und genießen will, bei der scheinbare Herzenszüge nur auf befriedigter Eitelkeit oder berechnender Pose beruhen, der 'Adler, der sich in einem engen Gitter gefangen sieht' (107, 35) und nichts andres gewesen ist (vgl. auch Mielkes Erörterungen über Marina

S. 111). So erscheint sie durchweg im Studienheft (eine Stelle wie 205, 24 darf man nicht mißverstehen), so auch in den Skizzen, auch in der Skizze 4, wo Köster eine Motiventwicklung sich vollziehen sieht, die mir auf Wortmißverständnissen zu beruhen scheint ('Sie scheint der Liebe fähig, ehe sich ihr Ehrgeiz entwickelt' 92, 29 soll natürlich heißen: vor dem Zuschauer entwickelt, nicht etwa in ihr selbst; im zweiten Teil des Satzes 'Seine Liebe ist eine Kühnheit, die ihrige ist eine Schönheit' 92, 32 bedeutet Liebe nichts andres als Gunst 90, 36). Die Meditationen im Studienheft (223, 7. 226, 5. 233, 8. 239, 7) beleuchten diesen weiblichen Charakter mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit.

Im vorhergehenden glaube ich nachgewiesen zu haben, daß der Weg, auf dem Köster in scheinbar sicher vorwärtsdringender Methode versucht hat, eine Umordnung der Schillerschen Skizzen vorzunehmen und restlos durchzuführen, nicht zu dem gewünschten Ziele geführt hat. Die bisher beigebrachten Beobachtungen reichen nicht aus, um eine neue Chronologie aller zehn Skizzenblätter damit zu begründen. Eine solche dürfte überhaupt mit dem uns zu Gebote stehenden Material sich nicht ermöglichen lassen. Hoffnungsvoller scheint es mir mit der Frage zu stehen, ob wir nicht vielleicht genötigt sind, als einheitlich überlieferte Skizzen aus inneren Gründen in Schichten verschiedener Entstehungszeit, in ältere und jüngere Teile zu zerlegen. Einige dahingehende Beobachtungen möchte ich im folgenden noch vorlegen.

Das von Kettner an die Spitze der Skizzen und Entwürfe gestellte Skizzenblatt 1 hat seine Stelle sicherlich zu Unrecht eingenommen. Das hat schon Köster richtig erkannt, indem er noch ganz ohne Hinblick auf seine Konstruktion von Motiventwicklungen erklärt (S. 191): 'Nr. 1 ist keine vorläufige Orientierung über den Gang der Handlung, sondern der Dichter ist hier bei den letzten Szenen angelangt und hält einen Rückblick.' Ich halte Skizze 1 für kein einheitliches Ganzes. Die Manuskriptseiten 213 und 215 gehören zusammen: der Anfangsabschnitt des großen Szenars (S. 114) läßt in genau derselben Weise, meist wörtlich übereinstimmend oder anklingend, nur erweitert und vertieft, Betrachtungen über das Tempo und die sozusagen geometrische Grundform der Handlung, ein Verzeichnis der Stationen und eins der interessanten Partien des Dramas aufeinander folgen. Demgegenüber sind die Seiten 214 und 216, die linken Seiten, die Schiller mit Vorliebe für spätere Nachträge oder neue Darlegungen zunächst freizulassen liebte (vgl. Kettner S. 299. 305), je für sich zu betrachten. Interessant ist, daß die Szenenübersicht der linken Spalte von Seite 216 (85, 6) sich in vervollständigtem Umfange im jüngeren Teil des Studienhefts (S. 227) wiederfindet: dort sind drei Akte, hier alle fünf berücksichtigt. Es handelt sich um jenes merkwürdige Schema, in

dem der Dichter ganz vorübergehend einmal versucht hat, ein Demetriusdrama ohne Samborakt und ohne polnischen Reichstag zu skizzieren, das gleich mit den Marfaszenen des jetzigen zweiten Akts einsetzen sollte, die ganze Vorgeschichte also an andrer Stelle irgendwie nachbringen mußte. Diese Auffassung Kettners vom Schema 14 des Studienhefts (S. 307; vgl. auch Mielke S. 48), die Köster (S. 196) mit Hilfe einer höchst zweifelhaften Deutung der beigeschriebenen Zahlen ohne Erfolg zu beseitigen versucht hat, war schon durch die links am Rande stehenden Zahlen der einzelnen Akte genügend gestützt und erfährt nun durch den Szenarentwurf in Skizze 1 erwünschte Bestätigung: war Köster über jene Zahlen stillschweigend hinweggegangen, so wird er nun wohl seine Auffassung des Szenars nicht mehr länger festhalten können. Hier haben wir einen typischen Fall für das, was ich oben eine irrationale Störung des Wachstums der künstlerischen Arbeit genannt habe: der abwägende und jede Möglichkeit kalkulierende Kunstverstand versucht es, während das Kunstwerk schon in organischem Wachstum der Vollendung zustrebt, mittendrin einmal ganz anders, sollte er auch unmittelbar darauf diesen neuen Weg wieder gänzlich verwerfen müssen, was in diesem Falle natürlich bald geschehen ist.

Wir heutzutage können uns natürlich den Demetrius ohne die große Reichstagsszene mit ihrem gewaltigen Leben nicht mehr vorstellen. Es ist, soviel ich sehe, außer einer kurzen Notiz bei Mielke (S. 53) noch nicht darauf hingewiesen worden, daß es lange Phasen der Arbeit gegeben hat, in denen sie keine oder doch jedenfalls keine entfernt so wichtige Rolle im Bau des Dramas spielte. In erster Linie ist das in Schillers Quellen begründet. Treuer und Olearius wissen nichts vom polnischen Reichstag, sie lassen Demetrius nur an den polnischen Hof kommen (vgl. Treuer, 'Einleitung zur moskovitischen Historie' S. 250; Olearius, 'Vermehrte neue Beschreibung der moskovitischen und persischen Reise' S. 228). Müller ('Sammlung russischer Geschichte' 5, 205) erzählt zwar, daß man Demetrius auf den Reichstag nach Krakau gebracht habe, läßt ihn aber dann doch nicht dort auftreten, sondern nur privatim mit dem König Sigismund verhandeln. Nur bei Levesque (*'Histoire de Russie'* 3, 234) fand Schiller die entscheidende Anregung: *'Au milieu de cette noble assemblée et en présence du roi Sigismond l'imposteur fit le récit de ses fausses avantures et se passionnant lui-même pour le roman qu'il inventait, il parut ne se rappeler qu'avec une profonde douleur les maux qu'il n'avait point éprouvés et interrompit plusieurs fois son récit par ses larmes'*; der Adel und die Fürsten erklären dann, den Frieden mit Rußland nicht brechen zu wollen, aber der König verspricht privatim seine Hilfe. Auch Schillers Papiere zeigen eine Phase, wo der polnische Reichs-

tag gar nicht vorhanden ist oder doch bei weitem die Rolle nicht spielt wie später: 222, 16 steht die Frage: 'Wie ist's mit dem polnischen Reichstag?'; S. 241 wird des Reichstags gar nicht, nur der russisch-polnischen Rivalität und der Kriegslust einer müßigen Soldateska als erregender Momente gedacht; in einem Personenverzeichnis im Studienheft (219, 7) wird nur der König von Polen genannt, wie wenn Müllers Darstellung vom Dichter adoptiert werden sollte (die Verzeichnisse S. 232 und 297 nennen neben dem König auch schon Sapieha). Auch über den Ort des polnischen Reichstages war Schiller längere Zeit im Zweifel: in der Mehrzahl der Stellen wird überhaupt kein Ort genannt; eine Randbemerkung zu Skizze 2 (85, 37) erwägt die Möglichkeit, den Reichstag nach Sambor selbst zu verlegen; auch in Skizze 10 (111, 2) ist der Ort durch drei Kreuze bezeichnet, also unbestimmt gelassen, weil Schiller wie in Skizze 6 (97, 3) und in den ersten Prosaentwürfen zur Reichstagsszene (168, 1) noch zwischen Lemberg und Krakau schwankte; in den übrigen Skizzen steht dann Krakau als Ort der Reichsversammlung fest (83, 16. 87, 14. 97, 24. 103, 10. 105, 32), ebenso im großen Szenar (115, 1. 116, 19. 117, 7. 9). Daß der Reichstag in der Aufzeichnung über Sapieha (258, 15) nach Lublin verlegt wird, ist vielleicht nur Schreibfehler: in den von Kettner (S. 312) angeführten Quellen der Notiz findet sich der Name nicht. Zu einer chronologischen Ordnung der Skizzen wage ich diese Beobachtungen nicht zu verwerten. Die größere Berücksichtigung der polnischen Verhältnisse, die von Schiller für die Reichstagsszene geplant war und der er durch das Studium von Lauterbachs Chronik (vgl. meine Darlegungen im 'Euphorion' 4, 519) vorarbeitete, wurde dem Dichter vielleicht erst durch seinen Schwager Wolzogen nahegebracht, der ihm am 2. August 1804 schrieb ('Briefe an Schiller' S. 572): 'Überhaupt muß man mehr auf Polen bei dieser Periode hinblicken, denn alles, was in Rußland damals gärte, kam aus jenem Land her.'

Daß auch Skizze 2 strenggenommen keine Einheit darstellt, sondern der Inhalt von Seite 244 nach der Zählung des Manuskripts nachträglich hinzugekommen ist, habe ich oben bei der Besprechung des zweiten Motivs zu erweisen versucht.

Skizze 3 erklärt Köster (S. 191) mit Recht für einen frühen Entwurf, aber die zwei einzelnen Blätter, die Kettner wegen ihres 'identischen Außenrands' (S. 297) unter dieser Nummer vereinigt hat, können schwerlich der gleichen Phase des Entwurfs ihren Ursprung verdanken. Auf dem ersten Blatte findet sich die Bemerkung (90, 13): 'Das Stück muß sich sogleich mit einer lebhaften Handlung eröffnen, und der Held des Stücks muß der Gegenstand sein', dazu am Rande die Notiz (90, 34): 'Demetrius erscheint aber nicht gleich selbst'. Hier ist also der stimmende Akkord der

Eröffnungsszene, wie der Held an der Leiche des von ihm ermordeten Palatinus steht, noch nicht gefunden, der auf dem zweiten Blatte feststeht (91, 29).

Der Schluß von Skizze 4 enthält eine sehr merkwürdige Wendung der Erfindung, die leider mitten im Satze abbricht und den Ansatz zu einer spezielleren Individualisierung der einen Schwester der Marina darstellt (95, 23): 'Eine der Schwestern heißt die Starostin und ist verheuratet —'; darauf ist das letzte Drittel der Manuskriptseite leer. Das erinnert mich daran, daß der von Demetrius getötete polnische Magnat, der in allen Skizzenblättern, wo er erwähnt wird, und natürlich auch im großen Szenar der Palatinus schlechthin oder auch der Palatinus von Lublin genannt wird, im Studienheft, und zwar im älteren wie im jüngeren Teile desselben mehrfach (207, 20. 210, 22. 218, 9. 223, 2. 240, 28. 241, 6) als der Starost erscheint (den Sinn dieser Amtsbezeichnung hatte sich der Dichter 247, 15 aus Connor notiert). Darf man diese Stellen, wie es nicht undenkbar wäre, mit jenem Satze von Skizze 4 dahin vereinigen, daß die Möglichkeit erwogen werden sollte, den getöteten Magnaten zum Gemahl der Euphrosyne oder Sophia zu machen? Dann würde das Skizzenblatt 4 aus dem engeren genetischen Zusammenhange mit den übrigen Blättern, insbesondere mit Skizze 3, den Kettner (S. 298) für möglich hält, und mit Skizze 5 und 6, den Köster (S. 191) befürwortet, auszuscheiden sein.

'Die strengste Forderung wäre die', sagt Köster (S. 190), 'alle Fragmente bis ins einzelne chronologisch zu ordnen: das gäbe ein treues Bild von Schillers Produktion. Aber die Aufgabe ist nie zu erfüllen, denn erstens hat Schiller stets an mehreren der jetzt abgezweigten Handschriftenkonvolute gleichzeitig gearbeitet, und zweitens hat er auf vielen Blättern, wenn er sie später wieder durchlas, Nachträge gemacht, die sich der genauen Datierung völlig entziehen. Aber ein Stück weiter als Kettners Ausgabe können wir doch noch gelangen.' Ich glaube gezeigt zu haben, daß der, der die Demetriusentwürfe prüfend und abwägend durchschritten hat, sich im wesentlichen doch mit den gröberen und mehr in die Augen springenden Scheidungen der Massen begnügen und auch für die relative Chronologie der einzelnen Blätter im kleinen, wie für die absolute, sich ungefähr mit Dantes Worten bescheiden muß: *'Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.'*

2. Die Quellen der Elfride.

Histoire de Gertrude, Fille du Duc de Devon.

Le Comte d'Ethelvold, Favori d'Edouard I. Roi d'Angleterre, avoit porté cette qualité de Favori si loin, qu'il régnoit sur les Sujets et sur les desirs de son Roi. Ce Monarque n'agissoit que par ses conseils; il ne voyoit que

par ses yeux; et comme s'il n'avoit dû aimer que par son cœur, il le chargea de voir une jeune personne nommée Gertrude, fille et unique héritiere du Duc de Devon, l'un des plus grands Seigneurs du Royaume, dont on avoit dit tant de merveilles au Roi, que si son Favori la trouvoit telle qu'on la lui avoit representée, il étoit résolu de l'épouser.

Outre la beauté qu'on attribuoit à cette fille, elle étoit si puissante en biens, qu'il étoit de la politique du Roi de ne pas lui abandonner le choix de son époux. Le Duc de Devon, son pere, avoit causé de grands troubles, sous le règne du Roi, prédécesseur d'Edouard: il étoit rélegué dans ses Terres pour cette occasion, et c'étoit par cette raison qu'on n'avoit jamais vû la belle Gertrude à la Cour d'Angleterre. Le Comte Favori fut donc chargé de la commission de placer une Reine de sa main sur le Trône de la grande Bretagne. Cette conjoncture lui parut favorable pour son ambition: il flâte le Roi dans le desir d'épouser Gertrude, joint des raisons de politique à la prévention qu'il remarquoit dans l'ame de son Maître, et ne s'attendant pas moins qu'à donner une Reine aux Anglois à son retour, il partit avec un pouvoir absolu de traiter ou de rompre le mariage ainsi qu'il le jugeroit à propos.

Ethelvold étant arrivé à Devon, et l'article secret de sa commission étant l'examen de la beauté de Gertrude, il voulut la voir avant que de faire aucunes propositions. Il colore son voyage du prétexte de rétablir le Duc à la Cour d'Angleterre, et cette bonne intention méritant toute la civilité du Duc, il fait apeller sa fille pour lui aider à témoigner sa reconnoissance. Jamais les Histoires anciennes n'ont parlé si avantageusement de la beauté d'une personne que l'Histoire d'Angleterre parle de celle de Gertrude: les descriptions qu'elle en fait, tiennent plus du roman que de la narration: et les effets que cette beauté a produits, ont été si surprenans qu'ils justifient les éloges qu'on lui a donnez. Le Comte en fut ébloüi, et cette premiere surprise se convertissant en une passion violente, il lui fut impossible à se résoudre à mettre lui-même Gertrude entre les bras d'Edouard. Il s'élût et traita son Mariage au lieu de celui de son Maître, et aprit à la postérité, qu'en cas d'amour, il ne faut jamais donner un pouvoir si absolu, que les Agens en puissent abuser.

Comme il n'y avoit de si grand en Angleterre, après le Roi, que le Comte d'Ethelvold, le Duc de Devon se tint fort honoré de la demande qu'il lui fit de sa fille: il la lui accorde sans balancer, et l'un et l'autre ayant mis cette affaire aux termes qu'il ne falloit plus que la Bénédiction nuptiale pour la conclure, Ethelvold fit comprendre au Duc qu'il falloit rendre le devoir au Roi, de lui en dire un mot avant que de la consommer; sur ce prétexte il revint trouver Edouard, auquel il fit un portrait de Gertrude très-peu conforme à celui qu'il avoit dans le cœur. Il est vrai, Seigneur, dit-il au Roi, que Gertrude a tout ce qui devroit faire une belle personne, mais cependant elle ne l'est pas. Elle a un air contraint qui défigure sa taille; sa bouche est vermeille sans être agréable; ses yeux sont grands, bleus, et même assez bien fendus, mais elle les ouvre mal; sa phisionomie est si niaise qu'elle efface l'éclat de son teint. Que vous dirai-je enfin, Seigneur? les traits de cette fille ne sont pas faits les uns pour les autres, leur assemblage détruit leur détail, et jamais personne ne fut si laide et si belle tout ensemble que la fille du Duc de Devon. A ce tableau bisarre Ethelvold joignit des raisons de fausse politique: il dit à Edouard que depuis

l'exil du Duc il avoit engagé une partie de ses Terres aux Comtes et aux Ducs ses voisins: qu'il étoit haï des Anglois: que le voyage qu'il venoit de faire à Devon ayant donné quelques soupçons de la vérité, le peuple murmuroit déja de cette Alliance, et se servant du pouvoir qu'il avoit sur l'esprit du Monarque pour lui persuader ce qu'il desiroit, il fit si bien qu'il le dissuada entièrement de son dessein. Il ne se contenta pas de cet effet de ses conseils, il voulut l'apuïer d'une seconde précaution. Il connoissoit Edouard pour être d'un temperament amoureux, il falloit à son cœur ou un amusement ou une affaire solide. Ethelvold cherche de quoi l'occuper, il ne lui fut pas difficile de faire cette découverte: l'Angleterre est fertile en belles personnes, et il cherchoit une Maîtresse pour un Roi. Il jette donc les yeux sur une fille nommée Vilfrede, qui étoit réfugiée dans un Monastère pour éviter la violence d'un tuteur. Elle étoit jeune, elle étoit malheureuse, et après la fille du Duc de Devon, elle étoit la plus belle personne du Royaume. Le Favori la presente au Roi pour obtenir sa protection contre ce tuteur, qui vouloit la marier à un homme qu'elle n'aimoit pas, et secondant sa harangue de tous les éloges qu'il put lui donner, il sçût si bien faire valoir les bonnes qualitez de Vilfrede, qu'avant qu'elle quittât le Roi il donna des marques d'avoir été sensible à sa vûë. Enfin, Ethelvold se rendant l'entremetteur de cette intrigue, il la réduisit bientôt aux termes de n'avoir rien à craindre pour sa passion. Quand il vid Edouard si bien engagé, il commence à renouveller ses conseils sur l'autorité du Duc de Devon, il se fait donner de faux avis sur quelques intelligences entre lui et le Duc de Normandie, et pressant le Roi de donner un frein à l'ambition de cet homme, en mariant sa fille à une de ses créatures, il fit tomber le Roi naturellement dans la pensée de la lui donner à lui-même. Il est aisé de juger qu'il se porta sans peine à cet effet d'obéïssance, il la nomma toutefois du nom de Sacrifice: Gertrude étoit si dégoûtante, disoit-il, que dans son Mariage il n'envisageoit que le repos de l'Etat: mais enfin on se résoud à tout pour le service de son Maître; et les grimaces observées, Ethelvold alla par ordre du Roi épouser la belle Fiancée.

Jamais il n'y eut de joïe pareille à celle de cet Amant fortuné. Il aimoit Gertrude jusqu'à l'adoration; il la trouva mille fois plus belle depuis qu'elle fut sa Femme, qu'il ne l'avoit trouvée quand elle n'étoit que sa Maîtresse. L'hymen fit le même effet sur le cœur de cette jeune personne. La presence de son Epoux lui étoit chere; elle craignoit son absence, et le voyant former le dessein de retourner où son ambition l'apelloit, elle mit tout en usage pour l'en détourner ou du moins pour l'engager à lui permettre qu'elle l'accompagnât.

Ces deux propositions étant également funestes pour le Comte, il fit ce qui lui fut possible pour les combattre. Il aimoit Gertrude, mais il n'aimoit pas moins sa fortune. Il sçavoit la tromperie qu'il avoit faite au Roi, et il n'avoit garde que sa femme vint le convaincre de mensonge et de trahison. Il s'excusoit donc sur la saison qui commençoit à devenir fâcheuse: il promettoit de revenir promptement, mais la Comtesse ne se payoit d'aucune de ses raisons. Elle l'accusoit tantôt d'inconstance et tantôt de mépris; et ne lui laissant aucun repos, elle fit tant qu'elle lui arracha le récit de tout ce qui s'étoit passé. Quelle confidence! pour être faite par un mari à une jeune personne dont le cœur n'est prévenu que de quelques jours d'un amour conjugal. Ethelvold s'attendoit que cette narration étouferoit le desir

que Gertrude témoignoit pour le suivre à Londres, et la tireroit de l'erreur où elle étoit, de n'être pas assez aimée de lui. Mais hélas! qu'il connoissoit mal l'esprit de la plus grande partie des femmes, l'ambition leur est naturelle, et la dignité de Reine flâte l'ame la plus philosophe. La Comtesse comprenant par ce discours, que nonseulement Ethelvold l'avoit privée d'une couronne florissante, mais que cette action la privoit encore d'aller à la Cour tant qu'Edouard seroit au monde, elle sentit naître en elle-même une horreur secrette pour cet époux indiscret, qui le lui rendit plus haïssable qu'il ne lui avoit paru charmant. En vérité après cet aveu il ne devoit plus craindre qu'elle le suivît malgré lui. Elle regardoit cependant pitoyablement les murs de Devon comme sa prison perpétuelle. Elle se faisoit redire par son pere, et par les domestiques que le Comte lui avoit donnez, les beautez de la ville de Londres, et les magnificences de la Cour d'Angleterre, et se representant qu'elle étoit bannie pour le reste de ses jours d'un lieu où elle régneroit alors sans l'artifice du Comte, elle s'abandonnoit à une mélancolie que rien ne pouvoit soulager.

Comme elle avoit l'ame dans cette disposition, il passa un Peintre à Devon, qui alloit de Cour en Cour recuëillir les Portraits de toutes les belles femmes de l'Europe, pour orner une Galerie du Duc de Modene son maître. Le Peintre avoit oüi parlé de la beauté de Gertrude, il demanda permission au Duc de la peindre, ce qui lui fut accordé.

La Comtesse contribua de tout son pouvoir pour rendre son Portrait charmant, et ayant réüssi dans son dessein, elle dit au Peintre que pour s'acquiter dignement de sa commission, il falloit qu'il alloit à la Cour d'Angleterre. C'étoit bien l'intention de l'Italien, et il s'y rendit après avoir achevé ce qu'il avoit à faire à Devon.

La Comtesse l'avoit fait devancer par quelques personnes à sa dévotion, qui firent courir le bruit à la Cour d'Angleterre qu'il arrivoit un Peintre Italien, qui portoit des beautez admirables. Elle avoit oüi dire qu'Edouard étoit fort curieux en tableaux; elle espéroit qu'il verroit le sien par cette voïe, et qu'elle le tireroit de l'erreur où le Comte l'avoit mise, sans qu'il parût qu'elle y eût rien contribué de sa part. Elle ne fut pas trompée dans son opinion; le Roi voulut voir les tableaux du Peintre, et après les avoir examinez tous, on vint enfin à celui de Gertrude. Le Comte d'Ethelvold qui étoit avec le Roi fut frapé comme d'un coup de foudre à cet aspect. La Comtesse ne lui avoit point mandé qu'elle eût été peinte, et ainsi il n'avoit eu garde de prévenir un accident si peu attendu. Il pâlit, il fremit, et le Roi s'apercevant de ce trouble, et l'atribuant à une surprise qu'il partageoit avec lui: Est-il possible, dit-il au Peintre, que ce Portrait soit d'après nature? Oui, Seigneur, interrompit Ethelvold, sans donner le tems au Peintre de répondre, car c'est celui de ma femme, mais il est si flâté, qui si les autres Dames que vous avez vûës ont été traitées de cette sorte, j'oserois assurer Vôtre Majesté, qu'il n'y en a aucune dont elle pût connoître l'original sur la copie. Le Peintre sçavoit bien qu'il ne lui étoit pas difficile de soûtenir la fidélité de son Art. Gertrude étoit encore plus belle que sa peinture, et il n'y avoit que trois ou quatre journées de Londres à Devon: mais comme il vid que le Comte s'efforçoit de décrier la beauté de sa femme, il jugea prudemment qu'il avoit ses raisons pour parler de cette sorte, et ne voulant pas contredire un homme de cette autorité: Seigneur, lui dit-il froidement, je n'ai pas vû toutes les personnes dont je porte les peintures,

les unes sont tirées d'après de simples tableaux; les autres ont été peints par quelques-uns de mes compagnons, qui m'aident à satisfaire l'impatience de notre Maître; mais pour celles que j'ai peintes moi-même, j'oserois assurer le Roi que je n'ai rien ajoûté au naturel. Ce discours judicieux sembloit devoir tirer le Comte d'affaires, mais le Roi étoit si enséveli dans la contemplation du portrait de Gertrude, qu'il ne prêtoit plus l'oreille à tout ce qui se disoit. Enfin, malgré tout ce que le Comte pût oposer, le Roi dit qu'il vouloit voir ce prodige. Il prit le prétexte d'une partie de chasse qu'il devoit faire de ce côté-là, et tout ce que le Comte pût obtenir de lui, fut de le dévancer de quelques heures, pour avertir le Duc de Devon de la visite du Roi.

Il est aisé de concevoir les pensées qui occupérent le Comte pendant ce voyage. L'ambition et l'amour le partageoient également; quand il considéroit la faute qu'il avait commise envers son Roi, en trahissant sa confiance, et qu'il pensoit que sa trahison alloit être découverte, il croyoit ne pouvoir moins faire que de livrer lui-même sa femme à Edouard, pour obtenir le pardon de son crime: d'autre côté quand il se representoit cette femme avec toutes les beautez dont elle étoit pourvûë, il se déterminoit à mourir mille fois plûtôt que de la voir possédée par un autre, et cette derniere résolution étant fortifiée par la vûë de Gertrude, il fit tout ce qui lui fut possible pour l'obliger à faire la malade, et se cacher aux yeux du Roi. Mais à qui s'adressoit-il pour faire cette priere? Gertrude auroit acheté de sa vie la vûë dont il vouloit la priver. Elle representa au Comte que cette affectation de se dérober à la curiosité d'Edouard ne serviroit qu'à l'augmenter: que puisqu'il étoit Roi et qu'elle étoit Sujette il la verroit tôt ou tard s'il l'avoit résolu, que c'étoit un pas dont il falloit se tirer promptement, puisqu'il étoit impossible de l'éviter. Ces considérations desespéroient le Comte, mais enfin il fallut s'y rendre, et tout ce qu'il put faire fut de recommander à la Comtesse de paroître négligée et même mal propre, et de ne parler que hors de propos. La Belle Gertrude profita des leçons de son mari en femme habile, elle comprit ce qu'il falloit faire pour plaire, par ce qu'on lui disoit de faire pour ne plaire pas. Jamais elle n'eût tant de charmes, et jamais elle ne fit tant d'efforts pour les faire valoir, que pendant la visite du Roi, qui sortit d'auprès d'elle enchanté du tour de son esprit et des charmes de sa personne, et ne pouvant cacher son ressentiment au Comte, pour la tromperie dont il avoit usé, il l'auroit fait emprisonner sur le champ, si la crainte de déplaire à la Comtesse ne l'eût retenu.

Gertrude vint à la Cour bientôt après cette visite: Edouard l'avoit trouvée trop belle pour la laisser plus long-tems dans la solitude de la Province. Il combla le Duc son pere de bienfaits pour l'attirer auprès de lui. Le Duc s'y rendit et la jeune Comtesse voulut l'accompagner. Ethelvold défendit en vain à sa femme de faire ce voyage; elle avoit un trop bon protecteur contre la colere de son mari pour apréhender ses effets, il fallut qu'il prit patience, et comme l'usage en est penible pour les époux amoureux de leurs femmes, le Comte prit son infortune si à cœur, qu'on se fit une charité de la faire cesser. Il mourut moitié de chagrin, moitié par l'aide d'un secours plus violent; et la passion d'Edouard n'étant plus retenuë par la presence de ce mari incommode, elle parvint à un tel degré, qu'il ne fallut pas moins que le Trône de la Grande Bretagne pour la borner. La belle Gertrude y fut placée malgré les artifices qui sembloient devoir lui

en interdire le chemin. Les fureurs que son ambition exerça dans ce rang éminent font les traits les plus tragiques de l'Histoire d'Angleterre. Vilfrede, Maîtresse du Roi, empoisonnée, les enfans qu'elle avoit eu du Roi, égorgez, et Edouard II. enlevé de ce monde pour aller être un des plus grands ornemens du Ciel. Tout cela ce sont des incidens plus propres à composer des Annales tragiques, qu'à servir de matiére agréable et amusante.

Am 12. Juli 1804 entschloß sich Schiller, wie uns eine seiner lakonischen Kalendernotizen (S. 169) lehrt, zur Bearbeitung der 'Prinzessin von Zelle', dürfte also kurz vorher sich eingehender mit seiner Hauptquelle für diesen Stoff, der '*Histoire secrette de la duchesse d'Hanover, épouse de Georges premier, roi de la grande Bretagne*' (London 1732), beschäftigt haben. In der Originalausgabe, die Schiller benutzt hat, sind in die Geschichte der unglücklichen Fürstin zwei längere Episoden eingefügt, die oben abgedruckte Geschichte von Gertrude, der Tochter des Herzogs von Devon (S. 56—76), und eine weitläufige '*Histoire de la revolution arrivée sous Charles I, roi d'Angleterre*' (S. 91—200), die in einer im gleichen Jahre erschienenen verkürzten Ausgabe als zu disparate und den Gang der Erzählung unnütz aufhaltende Elemente weggelassen worden sind (vgl. Kettner in der 'Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte' 5, 541). Beide sind der Kurfürstin Sophie von Hannover, der Schwiegermutter der Prinzessin, als Erzählungen in den Mund gelegt, und ihre Einführung ist ziemlich ungeschickt angebracht, indem sie der Kurfürstin Gelegenheit geben sollen, ihre tief eingehende Kenntnis der englischen Geschichte an ein paar Beispielen zu zeigen: dabei läßt sie der Verfasser doch in der ersten König Edgar mit Eduard I. zusammenwerfen und einen für die Gemäldegalerie des Herzogs von Modena arbeitenden, auf die Jagd nach schönen Frauen ausgehenden Maler an den altenglischen Königshof des 10. Jahrhunderts bringen.

Die Geschichte von Gertrude und König Eduard ist die bekannte Erzählung von Elfride und König Edgar, deren Wandlungen durch die dramatische Literatur der neueren Kulturvölker Erich Schmidt in einem anregenden Aufsatze ('Charakteristiken' 1, 403) verfolgt hat. Schiller hat neben dem oben abgedruckten Bericht, der ihm beim Studium jenes andern dramatischen Plans aufstieß, zweifellos auch die landläufige Fassung der Geschichte gekannt, wie sie sich am ausführlichsten in Humes englischer Geschichte (1, 81 in der deutschen Übersetzung von 1767) erzählt findet: das beweisen schon die beiden angeführten Namensformen Elfride und Edgar sowie der aus Hume herübergenommene Wechsel in der Namensform der dritten Hauptperson, Ethelwold und Athelwold, in seinen stofflichen Meditationen ('Dramatischer Nachlaß' 2, 111). Aber wenn nun auch der Dichter sich aus Hume weiter über den Stoff orientiert und sich eng an seine Darstellung an-

geschlossen hat, so ist Kettner doch im Unrecht, wenn er in der Säkularausgabe von Schillers Werken (8, 257) behauptet, jener episodische Bericht der *'Histoire secrette'* habe, wenn er ihn auch zu dem Gedanken einer Elfride angeregt habe, doch auf seine flüchtigen Skizzen keinen Einfluß gehabt. Vielmehr blickt der genannte Bericht an mehreren Stellen der Schillerschen Entwürfe noch sehr deutlich durch und hat des Dichters Phantasie verschiedentlich beeinflußt.

Um mit einer Äußerlichkeit zu beginnen, so spiegelt sich in Schillers Bezeichnung 'Graf von Devon' und 'Graf Devon' für Elfridens Vater (114, 29. 115, 13) deutlich der *'Duc de Devon'* unseres Berichts, während Hume richtig vom 'Grafen von Devonshire' berichtet, ohne daß Schiller sich darum zu einer Änderung bewogen gefühlt hätte: er scheint den Ortsnamen, obwohl er an einer Stelle des Berichts deutlich als ein solcher vorkommt (*'il n'y avoit que trois ou quatre journées de Londres à Deron'*), für einen Personennamen und das 'von' für ein Adelsprädikat gehalten zu haben, das er an der zweiten zitierten Stelle ganz unterdrückt hat. Von weiteren Anklängen an unsern Bericht, denen bei Hume nichts entspricht und die gegenüber Humes Darstellung wie Ansätze zu einer eigenen Inventio aussehen könnten, hebe ich folgende hervor.

Der Zweifel im Eingang von Schillers erstem Blatt (111, 2), wann Ethelwold seiner Frau den mit ihr gespielten Betrug entdecken soll, falls er überhaupt derjenige sein solle, durch den sie die Wahrheit erfährt, erklärt sich aus einer Differenz der beiden Quellen: im Bericht tut Ethelwold das verhängnisvolle Geständnis gleich wenige Tage nach seiner Eheschließung mit Elfride, bei Hume dagegen erst später, wie er, dem König vorauseilend, die Folgen dieses fürstlichen Besuches abzuschwächen unternimmt. Daß 'Elfride die Eingeschlossenheit schon müde ist' und sich nach dem Geständnis aller Pflichten gegen ihren Gemahl seines Raubes wegen quitt glaubt (111, 8), sagt nur der Bericht, während Hume von ihrem äußeren und inneren Leben nach der Hochzeit bis zum Besuch des Königs gar nichts mitteilt. Mit Schillers Worten: 'Ethelwolf fürchtet mehr den Verlust seiner Gattin als seines Lebens' (111, 18) halte man die Worte des Berichts: *'il se déterminoit à mourir mille fois plûtôt que de la voir possédée par un autre'* zusammen, die genau denselben Gedanken enthalten.

Auf Schillers zweitem Blatte entstammt das Motiv, daß man Ethelwold und Elfride anfangs 'in einem scheinbar glücklichen Zustand und in völligem Einverständnis' sieht, 'was eine glückliche Wechselliebe scheinen kann' (112, 25), der Darstellung im Bericht, mit der sich auch die weitere Ausführung dieser offenbar als Expositionsakt gedachten Lage der Hauptheldin vielfach berührt.

Auch der alte Diener Elfridens, den ihr Gatte ihr als Vertrauensperson beigegeben hat (113, 11), und die 'junge Person', die durch anreizende Schilderungen des Hoflebens die Begierde nach dem Verbotenen zu wecken und den Stachel in die Seele der einsamen jungen Frau zu senken bestimmt ist (113, 15), Gestalten, die Erich Schmidt (S. 409) wichtige und originelle Erweiterungen schienen, die Schiller gelungen seien, sind in den die Schönheiten von London und die prachtvollen Reize des Hoflebens schildernden *'domestiques que le comte lui avoit donnez'* im Bericht bereits andeutungsweise vorhanden.

Auf dem dritten Blatte Schillers endlich scheinen mir die Erwägungen darüber, in welcher Weise der Charakter des Grafen von Devon, des Vaters der Elfride, wenn er überhaupt eine Figur des Dramas werden solle, zu halten sei, und daß man ihn als Ethelwolds letzten Trost, nachdem er an der Liebe und Treue seiner Gattin zu zweifeln begonnen hat, einführen könne (114, 29. 115, 12), durch den Bericht vermittelt zu sein, in dem Elfridens Vater eine immerhin nicht unbedeutende Rolle in dem ganzen Verlauf der Geschichte spielt, während er bei Hume nur eben als Vater der Heldin im Anfang einmal genannt wird.

Es bleibt noch ein Wort über die Entstehungszeit der Elfride-Entwürfe Schillers zu sagen. Kettner behauptet in der Säkularausgabe (8, 257), daß Schiller die früheren dramatischen Bearbeitungen des Stoffes von Bertuch (1775, nach Masons englischem Drama bearbeitet) und Klinger (1782, gedruckt 1787 im 'Theater' 4, 275) sicher gekannt habe. Für Bertuchs Drama, ein vielgespieltes Repertoirestück der deutschen Bühnen in Schillers Jugend, glaubt er das ohne näheren Beweis annehmen zu können: in Mannheim ist das Stück jedoch nur ein einziges Mal gespielt worden, und zwar am 21. Juli 1782 (vgl. Walter, 'Archiv und Bibliothek des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim' 2, 387), also zu einer Zeit, wo der Dichter noch in Stuttgart in der Fron des Herzogs Karl Eugen arbeitete und eben aus dem vielbesprochenen Arrest entlassen war; Stuttgart kommt wohl kaum in Betracht; in Weimar ist Elfride, deren Verfasser ja am Orte lebte, mehrfach von Bellomo, dann auch noch zweimal, 1791 und 1793, von Goethe aufgeführt worden (vgl. Burkhardt, 'Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung' S. 131). Daß Schiller sie jemals gesehen oder gelesen hat, ist nicht nachzuweisen. Sicherer ist Kettner von Schillers Kenntnis bei Klingers Bearbeitung überzeugt und zitiert zum Beweise des Dichters Brief an Körner vom 18. April 1787 (Briefe 1, 336). Hier findet sich allerdings der Satz: 'Der Klinger liegt noch in meinem Logis', aber der nächste Brief an Körner vom folgenden Tage (ebenda S. 337) lehrt uns deutlich durch die Worte: 'Mit dem Klinker bin ich fertig und

würde ihn gleich mitgeschickt haben, wenn mein Herr Wirt mir nicht angelegen hätte, ihn lesen zu dürfen; vielleicht macht es ihn menschlich und er schreibt mir einen Thaler weniger an', daß Kettner mit seiner Deutung des Klinger-Klinker völlig in der Irre geht, wenn er an Klingers 'Theater' denkt. Schiller las damals in Tharandt, um seine tiefe Melancholie loszuwerden, eine Übersetzung von Smollets humoristischem Roman *'The expedition of Humphrey Clinker'*, der 1771 englisch und gleich darauf auch deutsch erschienen war (vgl. 'Frankfurter gelehrte Anzeigen' 1772 S. 636 Neudruck; der Zufall will, daß ich schon vor fast einem Vierteljahrhundert einmal in der 'Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte' 6, 320 Smollet gegenüber Klinger in einem Briefe Goethes in seine angestammten Rechte habe einsetzen müssen). Daß Schiller den Namen des ihm seit der Akademiezeit so geläufigen Dichters Klinger sollte Klinker geschrieben haben, halte ich für ganz ausgeschlossen; eher ist möglich, daß er den Namen des englischen Romanhelden, der ihm keine sonderliche Achtung abgenötigt zu haben scheint, sich in ungenauer Erinnerung auf die angegebene Weise mundgerecht machte. Auch das Interesse des Wirts ist eher bei Smollets Roman als bei Klingers Dramen begreiflich. Also auch für Klingers Elfride (über die übrigens jetzt Riegers Charakteristik 'Klinger in seiner Reife' S. 34 zu vergleichen ist) läßt sich aktenmäßig nicht nachweisen, daß Schiller sie gekannt oder ihr besondere Beachtung geschenkt habe.

Stimmt man diesen meinen Darlegungen zu, wie man nicht wohl anders können wird, so fehlt auch Kettners weiterer Behauptung (S. 257), daß durch die Lektüre des oben abgedruckten Berichts bei Gelegenheit der Vorstudien zur 'Prinzessin von Zelle' in Schiller 'nur vorübergehend das Interesse an einem älteren Plan wieder aufgeweckt wurde', jeder Schatten einer Begründung, und es läßt sich vielmehr als Entstehungszeit der Elfride-Entwürfe, für deren älteren Ursprung durchaus nichts spricht, ganz eindeutig und einwandfrei der beginnende Sommer 1804 festlegen. Die Lektüre der *'Histoire secrette'* weist uns in diese Zeit: von ihr ging überhaupt die erste Anregung aus, sich mit dem ganzen Stoff im Hinblick auf eine mögliche spätere Behandlung zu beschäftigen; dann wurde Humes Darstellung herbeigezogen, dessen englische Geschichte auch sonst dasjenige Buch war, zu dem Schiller für dies historische Gebiet zuerst griff. Noch im Laufe des Juli 1804 entstand in Schiller weiterhin der Wunsch, wenigstens einen seiner Vorgänger näher kennenzulernen, und zwar nicht Klinger, sondern Bertuch: wir wissen, daß er sich am 14. Juli dieses Jahres, zwei Tage nachdem im Kalender verzeichneten Entschluß zur 'Prinzessin von Zelle', Bertuchs Stück vom Verleger Hoffmann in Weimar, der sein Buchhändler war, verschaffte (vgl. meine Mitteilung im 'Euphorion' 6, 145 Anm.).

Dieses Resultat, daß die Elfride-Entwürfe in den Sommer des Jahres 1804 gehören, ist nun aber noch in einer andern Hinsicht nicht unwichtig, weil es uns die Möglichkeit gewährt, für das vielbesprochene große Verzeichnis von Plänen, das sich Schiller für dramatische Bearbeitung als eine Art Inventar seiner poetischen Werkstatt angelegt hatte und dessen Faksimile der Ausgabe seines Kalenders beigegeben ist (einen Abdruck gibt auch Kettner in der Säkularausgabe 8, 334), einen sicheren terminus ad quem zu bekommen. Kettner hatte in einer älteren Untersuchung ('Schillerstudien' S. 1) dieses Planverzeichnis mit Haut und Haaren in den Sommer 1802 verlegt: mit vollem Recht sprach Köster ('Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte' 5, 656) dagegen die Ansicht aus, daß es nicht in einem Zuge, sondern, wie schon eine Prüfung des handschriftlichen Duktus der einzelnen Einträge lehre, in großen Zwischenräumen niedergeschrieben worden sei und die Aufzeichnung sich über viele Jahre, von 1797 bis 1804 hinziehe; einige Jahre später habe ich ('Euphorion' 7, 339), ohne mich damals an Kösters Bemerkung zu erinnern, dieselbe Korrektur an Kettners Zeitansatz vorgenommen. Ich wiederhole hier, was ich schon damals ausführte: den Anfangstermin des Verzeichnisses setzte ich 'rund in die Zeit der ersten Verbindung mit Goethe, in der zunächst die Malteser, die an erster Stelle genannt werden, im Mittelpunkt des Interesses standen' und betonte, daß Schiller, wozu Kettners Ansatz nötigt, keine Veranlassung haben konnte, sich die Titel längst vollendeter Stücke aufzuzeichnen und gleich wieder durchzustreichen; 'trifft diese Auffassung einer sukzessiven Niederschrift das Richtige, so haben wir aber damit, meine ich, eine relative Chronologie für alle Entwürfe, die das Verzeichnis enthält; die wenigen sicheren Daten, die wir haben, passen in den Rahmen dieser Ansicht, soviel ich sehe, trefflich hinein. Natürlich geschah die Fixierung eines dramatischen Planes im Verzeichnis nicht notwendig im Moment des ersten dafür aufsteigenden Interesses, sondern wenn nach mehr oder weniger oft wiederholter Meditation sich die Grundlinien des Planes zu formen begannen oder der feste Entschluß der Bearbeitung sich kristallisierte. Je weiter getrennt in jenem Verzeichnis zwei Dramentitel stehen, um so weniger liegt die Möglichkeit vor, beide in dieselbe Phase der Schillerschen Entwicklung zu verlegen, und so wird es, um die Endpunkte als instruktivstes Beispiel herauszugreifen, nicht möglich sein, die Elfride in die Zeit der Malteser oder, wie Kettner will, des Wallenstein zu versetzen.' Der Umstand, daß die Entwürfe zur Elfride, die im Planverzeichnis als letzter Titel genannt ist, nunmehr sicher in den Sommer 1804 zu setzen sind, bestätigt aufs willkommenste die Richtigkeit meiner damaligen Betrachtung.

3. Zu einzelnen Stellen der Malteser und des Warbeck.

Von dem Anfang des Fragments 6c der Malteser ('Dramatischer Nachlaß' 2, 12) hat mir Köster vor vielen Jahren die Abschrift des in seinem Besitz befindlichen Originals, eines halben Folioblattes, mitgeteilt, während der Druck sich mit der Wiedergabe einer Abschrift Lottens begnügen mußte. Aus diesem Original möchte ich hier nur eine Ergänzung des bisher bekannten Textes ausheben, die zugleich an einem guten Beispiel zeigt, wie wenig genau Schillers Witwe bei der Herstellung ihrer Abschriften verfahren ist (eine methodische Kritik dieser Abschriften verlangte mit Recht Seuffert in den 'Göttingischen gelehrten Anzeigen' 1898 S. 565; einzelnes hat neuerdings Beyer in seiner 1912 erschienenen wertvollen Tübinger Doktorschrift über Schillers Malteser beigebracht). Als viertes der aufgezählten dramatischen Motive führt das Fragment (12, 30) 'Die sich liebenden Ritter' auf; im Original steht hier noch der Zusatz: '*Synapothnescontes*'. Dieses mit lateinischen Buchstaben geschriebene griechische Wort hat Lotte in ihrer Abschrift, weil sie es nicht verstand, einfach fortgelassen. Schillers maltesisches Freundespaar sollte gemeinsam den Tod vor St. Elmo finden: diesen Gedanken hier im Planschema durch den griechischen partizipialen Plural wiederzugeben wurde Schiller, wie mir scheint, durch eine Schulreminiszenz aus seiner Terenzlektüre veranlaßt. 'Wie manchen Fluch — noch mögen unterm Boden sich seine Knochen drehn — Terenz erpreßt trotz Herrn Minellis Noten, wie manch verzogen Maul gesehn' heißt es im Schlußgedicht der Anthologie 'Die Winternacht' ('Sämtliche Schriften' 1, 354; vgl. ferner Weltrich, 'Friedrich Schiller' 1, 115. 240. 245). Im Prolog der terenzischen '*Adelphoe*' finden sich im Eingang die Verse: '*Synapothnescontes Diphili comoedia est, eam Commorientes Plautus fecit fabulam*'. Ich wüßte keine andre antike Anknüpfung für diesen Seitensprung des in der griechischen Sprache ja, wie bekannt, nicht sonderlich Bewanderten: denn an den in Plutarchs 'Antonius' 71 erwähnten Bund der *συναποθανούμενοι* in Alexandria zu denken, liegt formell wie sachlich doch wohl allzu fern.

'Daß jenem überweisen Lancaster, den sie den Salomo des Nordens nennen, so schlimme Händel zubereitet werden', Warbeck Vers 279 ('Dramatischer Nachlaß' 2, 192). Kettner hat ('Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte' 6, 80) gesehen, daß Schiller hier einen Ausdruck seiner französischen novellistischen Quelle aufnimmt: auch Arnaud nennt Heinrich VII. den '*Salomon de l'Angleterre*' ('*Nouvelles historiques*' 1, 137 Anm.). Aber warum setzte der Dichter statt Englands den Norden ein? Hier liegt eine bewußte Reminiszenz an ein berühmtes Vorbild vor, an die prachtvolle Ode, mit der Voltaire im Jahre 1740 den jungen Friedrich II.

nach seiner Thronbesteigung begrüßt hatte, die mit den Worten schließt: *'Le Salomon du Nord apporte la lumière: barbares, ouvrez les yeux'* (*'Au roi de Prusse'*, *'Œuvres complètes'* 8, 445 Moland).

'Auch hat der Himmel selbst diese ihre Pietät sichtbar gesegnet' heißt es in einem Entwurf zum Warbeck ('Dramatischer Nachlaß' 2, 292). Für die letzten beiden Worte verweist Kettner auf ein Kirchenlied Joachim Neanders. Näher hätte es gelegen, an eine Stelle in den Räubern zu erinnern ('Sämtliche Schriften' 2, 78): 'Gottes sichtbarer Segen ist bei mir.' Schiller war der Ausdruck so geläufig, daß er auch in seiner Inhaltsanalyse der Goetheschen Iphigenie ihn dem Thoas in den Mund legt, ohne daß er in Goethes Drama vorkommt (ebenda 6, 255): 'seitdem sie in Tauris wohne und des Gastrechts da genieße, sei er sichtbar gesegnet worden'; vgl. ferner 'Sichtbar wuchs der Segen deines Hauses' Iphigenie in Aulis 1441 und die anklingenden Wendungen im Wilhelm Tell 2071. 2272.

Der Vergleich, den Adelaide im Warbeck von sich selber braucht ('Dramatischer Nachlaß' 2, 296): 'Frei warst du wie das Reh auf den Gebirgen' begegnet schon in einem der ältesten Gedichte Schillers, in der 'Leichenphantasie', in bezug auf den jungverstorbenen Freund Hoven ('Sämtliche Schriften' 1, 107): 'Mutig sprang er im Gewühle der Menschen wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh.' Ähnlich sagt Kleists Prinz von Homburg zur Kurfürstin über Natalie (1026): 'Frei ist sie wie das Reh auf Heiden wieder.'

Jena. Albert Leitzmann.

Entirely, wholly, largely, frankly.

The *N. E. D.* gives the following current senses of *entirely*:

2. Wholly, completely, perfectly, without exception or reservation. In humorous representations of the speech of Irishmen, often placed at the end of a sentence.
3. Wholly and exclusively, solely.

and the following obsolete senses:

1. In an entire state; without diminution or division as a whole.

4*a*. Heartily, sincerely. *b*. earnestly.

It is curious to note that the modified meaning mentioned under 4*a* is instanced from 1340, and that under 4*b* from about 1400, while the original meaning (1) is instanced only from 1491 onward, and the now current senses (2 and 3) first appear in about 1400 and 1647 respectively.

In 'entirely' we find the same phenomenon that appears in the case of so many adverbs of degree: their meaning is gradually modified, and from being originally absolute, they develop a tendency to become by degrees less absolute. They admit of modification, and perhaps even become emotional. 'Quite' is an excellent case in point. If, however, once an adverb of degree loses its absolute meaning, and allows of various shades of signification, it is no longer able to serve its purpose perfectly; to speak popularly, it is not 'strong' enough. When nowadays we write 'quite possible', meaning 'in every respect possible', there is every chance that we shall be mistaken by our readers, that we shall be supposed to have meant 'in a high degree, but not absolutely, possible'. Consequently we shall be apt to choose another adverb of degree, e. g. 'absolutely', 'wholly', 'altogether', 'entirely'. Naturally these adverbs in their turn are liable to the same gradation in meaning, and any day we can expect to find one or more of these words used in a meaning different, though ever so slightly, from the original. One of the surest signs of an altering signification is the addition of a modifier, such as 'too', while the addition of 'as' may be considered as the first step. As soon as we can say 'as entirely' we have admitted that there are various degrees of 'entireness'. When once this step has been taken, the further alterations in meaning, the assumption of an emotional element, and perhaps ultimately the complete change of meaning are merely matters of time.

It is interesting to note that *entirely* is becoming rather common as an adverb of degree, and that it has recently developed a shade of meaning which does not find a place among the de-

finitions of this word in the *N. E. D.*, but which, I trust, will become sufficiently clear from the subjoined examples. As a matter of fact there is, of course, scope for diversity of opinion as to the exact force of the word in some of the quotations. Necessarily my view is subjective, as indeed the gradual change of meaning in adverbs to which I shall be referring is largely a matter of subjectivity. Each person that uses an adverb of degree will naturally try to use it with a shade of meaning that serves his purpose, a fact abundantly illustrated by the history of such words as 'quite', 'vastly' etc. It should be borne in mind that 'entirely' has only recently begun to take the modified meaning which I shall discuss presently, although it came to be used at an early period in a sense different from its original signification, as is evident from the facts adduced in the *N. E. D.* I consider it a thing of deep interest to watch, as it were, a new development in a class of words so important as the adverbs of degree.

The fundamental meaning of 'entirely' from which we must start in this discussion, is that mentioned under II in the *N. E. D.* It will strike the attentive reader at once that 'entirely' is sometimes applied to qualities that can hardly be qualified by a word meaning 'wholly', the opposite of 'in part', 'partly'. Strictly speaking one is 'alone' or 'in company', no degree of 'aloneness' is possible. We can, however, have many companions, few companions, or hardly any companions, and when we say 'almost alone', we mean 'with hardly any companions'; necessarily, then, we can also say 'quite' or 'entirely alone'. There can be no doubt that the fact that such a word as 'entirely' can be used to modify words that really admit of no gradation, tends to weaken the absolute meaning of the qualifying adverb. The fact that sometimes a second adverb with a similar meaning is added, e. g. 'entirely and wholly', is further proof that the qualifier is felt not to be 'strong' enough; here we have no case of tautology, but an attempt to leave no doubt as to the exact meaning of the modifier, an attempt to show that it is used in its full sense.

Again there may be 'too much' of a thing, but logically speaking, there cannot be 'entirely too much' of it. The use of 'entirely' before 'too much' shows that the word is developing a meaning which has long been borne by 'quite'; in other words, it is becoming emotional. That 'entirely' and 'wholly' would one day develop in this direction is just what one might expect. French *tout*, Dutch *heel, heelemaal*, German *ganz*, Italian *tutto*, Spanish *enteramente*, Danish *ganske* have all passed through the same or similar stages.

It is a matter of great importance in a study of the sense-development of *entirely*, whether the adverb qualifies a word or

phrase, or a sentence; whether it modifies an adjective[1] or a verb. From what has been said it follows that the signification of the word qualified is of primary importance.

With the exception of the instance from Bunyan all my examples are more or less recent.

It is hardly likely that the trisyllabic *entirely* will ever take the place of the monosyllabic *quite*.

Wholly also has latterly come to be used in a novel manner to qualify adjectives whose meaning does not admit of modification by a word meaning 'as a whole'. 'Wholly' has by degrees assumed meanings varying between 'entirely', 'completely', 'quite' and 'in a very high degree'. Another word which has been extending its range as an adverb of intensity is *largely*. Sub 2 the *N. E. D.* gives 'copiously', 'abundantly'; 'in a large measure', 'to a great extent'; 'extensively', 'greatly', 'considerably', 'much'. Though it adduces an example of 'largely' as an adverb of intensity before an adjective from Sir Ph. Sidney (1580) — 'a largely noble place' — it has no further instances of this use before 1891 — 'these surrounding hills are largely rocky' (Freeman). There can be little doubt that, as an adverb of degree before adjectives, it was decidedly rare till recent times. I have never found it thus used in Elizabethan English; in fact, the earliest instance at my disposal dates from 1906. Nor is it only extending its sphere as an adverb of degree: it appears to become more and more common as an emotional adverb of manner, both as a word-sentence modifier, and as a sentence modifier.

Frankly is developing a new meaning which it is somewhat difficult to define, although the impression left on the reader's mind by this racy word is eminently clear. As a modifier it is used to denote 'without any limitation', 'so as to leave no doubt', 'outspokenly', 'unequivocally', 'indubitably', 'openly', 'avowedly', 'plainly'. On turning to the *N. E. D.* we shall find i. v. *frank 3* the following subdivisions:

a. Not practising concealment; ingenuous, open, sincere. Of feelings: Undisguised.
b. With reference to speech: Candid, outspoken, unreserved.
c. Avowed, undisguised; downright.

The examples under *c* — ranging from 1752 to 1877 and 18.. — show the gradual development into the shade of meaning that has recently become so evident in the adverb: *frank* enthusiasts (1752), *frank* imitation (1849), *frank* force (1877), *frank* peritonitis

[1] Among the examples in the *N. E. D.*, sub II and III, there are none of 'entirely' and an adjective. The example from Goldsmith is only an apparent one, for after all 'respected' is predicative.

(18..). When we next turn to the adverb we are somewhat disappointed, for sub 3 we find: 'without concealment, disguise or reserve; avowedly, openly, plainly. Occas. with ellipsis of *to speak*.' Here there is no attempt to separate nice distinctions of meaning and 'the urine is frankly acid' is ranged with 'frankly open your soul', the former sentence being the only decided example of the adverb in the sense defined above. In some of the examples which I subjoin 'frankly' comes very near 'quite', 'entirely', 'perfectly'; in others it approaches 'simply'; whilst in a few we can hardly help thinking that it is merely used as a substitute for 'really' or 'very'.

The reader will not fail to remark that several examples are taken from English newspapers and periodicals. Periodical literature stands nearest to the living language and generally contains the earliest printed instances of changes in the vocabulary of the man in the street, who after all is largely responsible for the future form of the native speech.

I have not considered it necessary to give recent examples in a strictly chronological order. As a matter of fact this would have been all but impossible.

Utterly. In the *Birthday Number of Punch* (1911), we read on p. 31:

> "In 1871 we first find the adjective 'awfull' entering upon an existence which it has not yet quitted, in spite of many successful rivals; in 1874 'quite' joined it as an indispensable part of smart speech; in 1876 the right people were expressing their thanks in the phrase, 'ta, awfully ta', while at the end of the period in 1880, 'utter', and 'too, too' began their brief but hectic reign."

In 1881 we read in *Punch*, p. 85:

> "Oh, excellent invention of the 'utter' school! Dado, Dado!"

and again, on p. 196:

> "Mr. Furnivall's version is, of course, a thing of beauty; yet it is hardly so jerky, creaky, spasmodic, incoherent, scansion-proof, — in short so 'utter', as in the interests of the Bard might be desired." (*St.*)

If the reign of 'utter' was hectic, its adverb has recently developed a shade of meaning of which I find no instances recorded in Stoffel's notes, and which I do not find registered among my own notes till 1907. Webster (1882) defines 'utterly' as follows: 'In an utter manner; to the full extent; fully; perfectly; totally; as, *utterly* tired; *utterly* debased; it is *utterly* vain.' The edition of 1911 gives: 'In an utter manner; to the full extent; fully; totally; as, *utterly* ruined; it is *utterly* vain.' The *Century Dictionary* gives no examples that are of any assistance; and the *Concise Oxford Dictionary* only mentions the adverb, giving neither explanation nor example. As will be seen from the subjoined instances, the adverb is gradually extending its sphere and weakening

its original meaning in the direction of 'very, in a high degree', tending, in fact, in the direction of 'entirely, wholly, quite'. It will have struck the reader that in Webster's examples the adjectives qualified are 'tired, ruined, vain'. I have divided my instances into three groups. In the first *utterly* qualifies 'incredible', and 'cheerless', adjectives that may be classed with 'tired', 'ruined' and 'vain' as denoting an undesirable or unsatisfactory state of things. In the second group the adverb has, as in the first, its original sense but modifies adjectives denoting a satisfactory or desirable state of things. In both groups 'utterly' denotes 'fully, perfectly'. In the third group 'utterly' denotes 'entirely, too ... for words, too too' and is evidently a society word.

A. I will only say that his authorship of 'Microcynicon' seems to me *utterly* incredible. Swinburne, *The Age of Shakespeare*, 196.

Outside, everything was black and raw and miserable — *utterly* cheerless. *Westminster Gaz., Weekly Ed.*, Dec. 26, 1908.

B. My master is *utterly* happy, but you must give him a little time to accustom himself to the new order of things. Locke, *The Beloved Vagabond*, 119.

'It's so *utterly* beautiful,' said the girl, closing her eyes and drawing in a deep breath of the scented air. *A Moonlight Effect*, by W. J. Locke. Ill. London News, Christmas Number, 1908.

For five seconds they were both *utterly* happy. H. Wales, *The Yoke*, p. 11.

She and Sacheverel are *utterly* devoted to each other. Baroness von Hutten, *Pam*, p. 29.

Know that what is *you* is something *utterly* beautiful before God. *Times, Weekly Ed.*, February 13, 1914, p. 140.

I am clear that his observation is perfect, his expression masterly and his resulting whole *utterly* charming. *Punch*, August 17, 1910, p. 126.

C. I have heard so much about Newport, don't you know? I fancy it will be *too utterly* deevy. C. N. and A. M. Williamson, *Lady Betty across the Water*, p. 94.

It's *so utterly* silly. *Pam*, p. 116.

The affected naïveté wilt which he opens his heart to all and sundry, ... is *too utterly utter*. *The Bookman*, January, 1912, p. 201.

A. *Entirely* qualifying an adjective. 1 = perfectly.

As he was *entirely* silent, and profoundly attentive, I continued to speak without interruption. Fanny Burney, *Evelina*, LXVII.

We went down again and she prepared food for me, her plain face beaming as she talked. She was *entirely* happy. Locke, *The Beloved Vagabond*, 119.

"She is very pretty," said Blanquette. "Pretty? She is *entirely* adorable." Locke, *The Beloved Vagabond*, 150.

It is perfectly monstrous the way people go about, nowadays, saying things against one behind one's back that are absolutely and *entirely* true. O. Wilde, *A Woman of no Importance*, 17.

In this the editor has been *entirely* successful. *Modern Language Notes*, XXIII, 194.

I had no fear of anything, and wished, if possibly, to imagine, and to feel, that I was *entirely* alone. Rob. Hichens, *The Sphinx and the Player. The Flag*, 91.

The result of the work is *entirely* successful, and the Cullinan Diamond is now divided into nine brilliants. *Illustrated London News*, Nov. 21, 1908, 702.

Her life was very happy and *wholly* unselfish, and his was *wholly* selfish and *entirely* happy. *Public Opinion*, July 23, 1909, p. 84b.

Here indeed he was for a brief period *entirely* happy, or at least as nearly so as it was possible for him to be. James Thomson by B. Dobell. *The Bibliophile*, II, 126.

Sir, The motives prompting your rigorous attempt to suppress the publication of 'The Yoke' are *entirely* commendable. At the same time, the very publicity given to such an attempt tends to defeat its own end. *Academy*, Oct. 17, 1908, 378.

We consider that to parade Messrs. Carpenter, Gibson, and Watts-Dunton and Cardinal Newman before the people of Holland as though they were great or standard or representative poets is wantonly to delude an inoffensive and *entirely* amiable people. *Academy*, Nov. 24, 1908, 395.

The Home Office decision in the case of Daisy Lord has now been announced, and seems to us to be *entirely* reasonable. *Saturday Westminster Gaz.*, Sept. 26, 1908.

That is an *entirely* intelligible phrase. *Saturday Westminster Gaz.*, Oct. 22, 1910, p. 4.

The serfs were still *entirely* illiterate. *Athenæum*, Oct. 10, 1910, 416a.

He carries our knowledge of brain physiology a step further than has been done hitherto by means which are *entirely* satisfactory to the scientific mind. *Athenæum*, Oct. 10, 1910, 426.

He found the solution *entirely* to his taste. *In the Year of no Rabbits*. Windsor Mag. Sept. 1911.

Perhaps, it was *entirely* true that he was not aware of the extent of his indebtedness. L. Maclean Watt. *Thomas Carlyle*, p. 78.

There are not many places in the world where there are to be seen — so many *entirely* nice-looking people. *Times, Weekly Ed.*, June 20, 1913, p. 497.

We are also *entirely* sympathetic to the plan. *Ibid.*, Jan. 16, 1914, p. 59.

This for two reasons: first, because he was *entirely* sure that he was right; secondly, because he had no intention of bringing the question to trial. Anthony Hope, *Tales of Two People*, 51.

2. In the following examples the meaning of *entirely* is less absolute, tending in the direction of 'quite', or of weak 'perfectly' (Borst, *Gradalverben*, § 145).

Now the educationalists who maintain that the ancient culture is the very finest instrument of mental discipline yet discovered may be *entirely* right. *Academy*, February 2, 1901, p. 104.

I was convinced at the time that the matter was *entirely* trivial. Conan Doyle, *The Hound of the Baskervilles*, II.

But a Times leader is *entirely* distinctive, and these words could have been taken from nothing else. Conan Doyle, *The Hound of the Baskervilles*, IV.

She was beginning to keep him *entirely* amused. Jobson, *Passion of Romance*, 183.

Her voice and ways are *entirely* kindly and humane. B. Shaw, *Pleasant Plays*, 217.

Sir Richard Pendragon himself is an *entirely* priceless person. *Punch*, June 1, 1910, p. 414.

The conclusion appears just that these two — "in the main were lovers, and on certain intellectual lines they were *entirely* necessary the one to the other". *Athenæum*, Sept. 24, 1910, 352c.

3 = altogether.

The moral to be drawn from it is *entirely* Christian. *Guardian,* 148.

Little Georgy, who was scarcely six months old, and for whom the articles in question were *entirely* premature ... *Vanity Fair* XXV.

We shall not assert that Mr. Lehmann's memories are *wholly and entirely* concerned with trivialities. *Academy,* Jan. 9, 1909, p. 658.

Everything connected with the event has been treated as an *entirely* family matter and kept absolutely secret. *Times Weekly Edition,* June 1, 1900, p. IV.

That the train returning with Henry VIII and Mary should have brought to England dramatic ideas from the French court is *entirely* probable. Karl Young. Influence of French Farce upon John Heywood. *Modern Philology,* I, 115.

We do not wonder that it was only an "endeavour", albeit *entirely* creditable to him. *Saturday Westminster Gaz.,* Jan. 6, 1906, p. 3.

His satire also was a little too ferocious and vitriolic to *entirely* please the taste of the English reading public. *Academy,* Jan. 20, 1906, p. 57.

The ghostly double of the oak tree, it seems, was likely to injure the oak tree. One is *entirely* unfamiliar with notions at all like these among 'primitive peoples'. *Academy,* February 2, 1906, 134.

But of course, you are *entirely* mistaken. Baroness von Hutten, *Pam,* 217.

Your presence is *entirely* inopportune. Baroness Orczy, *The Scarlet Pimpernel,* Greening, p. 96.

Although after their final quarrel he was cast off *entirely,* he clung to the recollection that, three months before his father died, they had met again at Pantasaph, and that his father had been then *"entirely* kind". W. S. Blunt in an obituary notice of Francis Thompson, *Academy,* November 23, 1904, 164.

Herein no doubt lies the reason why Mr. Ben Tillett and the *Financial News,* not to mention the *Era* and *J. P's Weekly,* are *entirely* smitten with the work. *Academy,* Nov. 21, 1908, p. 490b.

It has been re-written and enlarged, and that is *entirely* to the good. *Academy,* 1908, p. 563.

One Miss Chomondeley is an *entirely* delightful person. *Punch,* October 15, 1913, p. 337.

What Shaw wrote about it eighteen years ago ... Susan, who is an *entirely* modern girl, also felt about it. S. O. *The Lesson of Paula Tanqueray.* The English Review, July 1913, p. 655.

The weather was *entirely* favourable. *Times, Weekly Ed.,* May 2, 1913, p. 373.

4 = in all respects.

We should say that almost any housewife — could profit a great deal by the study of this *entirely* delightful book. *Saturday Westminster Gaz.,* Nov. 11, 1909, p. 19.

He has in his latest book given us one *entirely* lovely verse. *Saturday Westminster Gaz.,* Oct. 15, 1910, p. 4.

5 = quite. The reader will not fail to notice that all the examples are from American sources.

It is *entirely* possible to take *elan* as the genetive of *Ela. Modern Language Notes,* XXI, 145.

To me the explanation here given seems *entirely* possible. *Modern Language Notes,* April 1904.

It is *entirely* possible that *lēod* very early went over to the *ō*-declension. *Modern Language Notes,* XXIII, 122.

B. Qualifying a verb; = altogether.

The letter from his bankers asked his attention in stiff terms to a largely overdrawn account, and *entirely* declined to advance a sum of money. Mrs. Humphrey Ward, *Marcella*, 330.

I *entirely* disapprove of Mrs. Rushworth having such persons in her house. Locke, *The Beloved Vagabond*, 238.

But I *entirely* dissent from his conjecture that Ramsay used the former signature to signify "John, Ross Herald". *Modern Language Notes*, XIX, p. 52.

The Baron objects *entirely* to the grim cover of this book. *Punch*, Jan. 17, 1906, 54.

When Lord Charles seriously asks us to believe that our mercantile marine would be defenceless, our flesh *entirely* refuses to creep. *Saturday Westminster Gaz.*, Sept. 3, 1910.

C. *Entirely* qualified by a modifier.

His analysis of 'Le Génie du Christianisme' is, in spite of his deprecatory note, a little unfair in its ridicule; no work which was *as entirely* futile, as Mr. Gribble would have us believe, could have made so profound an impression. *Saturday Westminster Gaz.*, Nov. 20, 1909.

It is not *entirely* easy to point to this or that writer. Dobson, *Richardson*, 198.

In regard to the first of these objects nothing could be *more entirely* adequate. *Saturday Westminster Gaz.*, Oct. 3, 1908.

There are certain themes of which the interest is all-absorbing, but which are too *entirely* horrible for the purposes of legitimate fiction. Poe, *The Premature Burial*.

'I should love her horribly,' said Provence. 'That is the worst of devils — they are so *entirely* adorable.' *Academy*, May 1, 1909, p. 85 in a quotation from John Oliver Hobbes.

Let it be said at once that the attempt is — in the main *entirely* successful. *Modern Language Notes*, XXV, 150a.

D. *Entirely* qualifying adverbs of degree or comparatives; = quite, altogether.

The first chapter of Part II, The Romantic Movement, is interesting, but there is *entirely* too much repetition of the same idea in slightly different words. *Modern Language Notes*, XIV, 7.

In all probability *entirely* too much has been made of Spenser's sojourn in the north. *Modern Language Notes*, March 1906, p. 80.

It was clear to me that she regarded me with an eye *entirely* more critical than I had for her. Wells, *Tono-Bungay*, Bk. II, Ch. I, § 1.

As if he had expected it to break in some quite different and *entirely* more satisfactory manner. Wells, *Kipps*, III, 63.

E. Like 'quite' entirely can stand before the indefinite Article.

O Jeanie, this is *entirely* a wild dream. Scott, *Heart of Midlothian*, XXVII.

The very divergent meanings of *entirely* a different form of the word. *Modern Language Notes*, XVII, 114.

F. That neither *entirely* nor *wholly* fully satisfy the writer in his attempt to express the idea of entireness is evident from the fact that they are sometimes used together.

We shall not assert that Mr. Lehmann's memories are *wholly* and *entirely* concerned with trivialities. *Academy*, Sept. 9, 1909, p. 658.

In the case of 'wholly' it is not always possible to distinguish with absolute certainty between nice shades of meaning. I think, however, that most readers will agree with me that we can distinguish between two groups, although they may not in every case agree with my assignation of some of the examples to group 2 instead of to group 1, and perhaps vice versa. *Wholly* is only instanced as qualifying adjectives.

A. *Wholly* = completely, in every respect, exclusively, without any admixture.

I am *wholly* satisfied on that head. *The Guardian*, 148.

And I was still more unwilling to undertake the task, because, adequately to display my opinions, and fully to enforce my arguments, would require a space *wholly* disproportionate to a preface. Wordsworth, Preface to the Lyrical Ballads. Knight's Edition IV, 277.

Then the cloud was *wholly* bright. Coleridge, *Lewti*.

She looked fifteen years younger and *wholly* charming. Gertrude Atherton, *The American Senator*, LXIII.

It may be that this is not *wholly* true, and that the real impulse is the elementary instinct for dressing-up. *Saturday Westminster Gaz.*, Febr. 24, 1906, p. 15.

Doré would have revelled in this scowling, contorted, *wholly* blasted spot. *Academy*, Dec. 5, 1909, 595. From W. T. Hornaday, Camp-Fires on Desert and Lava.

Shooting glances half-obsequious, half-impudent, *wholly* and even preternaturally keen and intelligent at Domini. Rob. Hichens, *The Garden of Allah*, I, 52 (Tauchnitz).

People who cannot pretend that they are complete strangers, *wholly* indifferent to each other. Rob. Hichens, *The Garden of Allah*, II, 132 (Tauchnitz).

That neither the comic nor the pathetic element in the situation was lost upon Southey is evident from his *half-sad, half-satirical, wholly* winning reply. Traill, *Coleridge*, p. 36.

We must also recognize that the German army is not the *wholly* perfect machine that it is supposed to be. *Times, Weekly Ed.*, Nov. 3, 1911, p. 884.

We have great doubts, however, as to whether the Employers' Union are setting about the accomplishment of their *wholly* desirable object in the right way. *Ibid.*, Sept. 26, 1913, p. 779.

This aim is so *wholly* praiseworthy that it should commend itself to the public. *Ibid.*, Oct. 24, 1913, p. 859.

One or two things are *wholly* delightful. — But the true absurdity of dreams is given too little opportunity ... to make the production *wholly*[1] interesting. *Ibid.*, Nov. 15, 1912, p. 908.

Her life was very happy and *wholly* unselfish, and his was *wholly* selfish and entirely happy. From *Fortnightly* as quoted by *Public Opinion*, July 23, 1909, p. 84b.

The additional songs at the end are not so successful; but the Apology to the Reader, 'Neither buskin now nor bay,' is *wholly* delightful. A. H. Bullen, *Thomas Campion*, Introduction p. XXIII.

Imperfect sometimes in its execution, it is *wholly* admirable in its conception. *Saturday Westminster Gaz.*, Febr. 17, 1906, p. 8.

---

[1] The second 'wholly' belongs to group B.

A *wholly* delightful book, as conspicuous for its close and sympathetic observation as for its graceful and scholarly style. *The Bulwark*, in a review of English Bird Life. By H. Knight Horsfield.

B. *Wholly* = quite, in a very high degree, 'perfectly', altogether.

Mr. Austin Dobson's 'Fanny Burney' in the English Men of Letters Series must prove a *wholly* delightful book. *Academy*, Oct. 31, 1903, p. 461.

The façade, indeed, was *wholly* grim, with a castellated tower at one end. Hornung, *Dead Men tell no Tales*, 109 (Tauchnitz).

Let us conclude this notice of a *wholly* delightful book by quoting certain directions. *Saturday Westminster Gaz.*, Dec. 11, 1909.

His air was slightly cynical, *wholly* pleasant. Marjorie Bowen, *I will maintain*, 39.

The words of the messengers, who tell the audience awaiting the completion of the interrupted play that Philemon is dead are *wholly* grand. *The Bibliophile*, III, 184.

A clever and unusual piece of work which, but for the incident recorded above — would have been *altogether* satisfactory. The beginning of the story is excellent, the Rathkeales *wholly* charming. *Punch*, Nov. 2, 1910, 323.

A. *Largely* = in a large measure, to a great extent.

All this is *largely* true, but it is not quite sympathetic. *Academy*, Nov. 4, 1893, 887. (*St.*)[1]

That things are no longer as bad as they were when Joseph Arch was a boy is *largely* due to the exertions of Joseph Arch and such men as he. *Review of Reviews*, Jan. 15, 1898, 71. (*St.*)

That we are now confronting the gravest crisis of our lifetime is *largely* due to the infatuated folly of British Russophobists. *Review of Reviews*, Aug. 15, 1900, 135. (*St.*)

A higher artistic standard has been aimed at and *largely* attained. *Westminster Gaz.*, *Weekly Ed.*, Febr. 17, 1906, p. 12.

Had Aristotle known the romantic drama of the renaissance, the Poetics would have been *largely* another book. Greg, *Pastoral Poetry and Pastoral Drama*, 209 n 2.

Mr. Pugh, who is so *largely* right in his book, is at least *supremely* right in his title. *Daily News*, Dec. 30, 1908.

A step to which she was led *largely* by the influence of her friend. *Times*, *Weekly Ed.*, Nov. 3, 1911, p. 887.

B. *Largely* = extensively, greatly, in a high degree, considerably, much.

'Vignettes', *largely* his most personal book, has no jaded Byronism. *Academy*, Nov. 20, 1897, 428. (*St.*)

The results are *largely* excellent, though not free from some debatable consequences. *Ibid.*, Nov. 12, 1898, 241. (*St.*)

A ballot-box you know — is *very largely* just a box. H. G. Wells, *Ann Veronica*, p. 8 (Unwin's Library).

The chief value of Mr. Melville's interesting book — lies in the long series of these letters — which he has printed, *largely* for the first time. *Athenaeum*, June 11, 1910, p. 695.

---

[1] Five examples taken from Dr. Stoffel's notes are marked (*St.*).

The prince who had been *largely* silent, threatened to throw up his commission. Marjorie Bowen, *I will maintain*, 314.

The insects it eats are *largely* the most destructive kinds. F. Finn, *Birds of the Countryside*, 22.

The details of Elizabethan staging are *largely* obscure. Tuckor Brooke, *The Tudor Drama*, p. 430.

A. *Frankly* = outspokenly, unequivocally, openly, avowedly.

Her old friend *frankly* enjoyed the situation. J. C. Snaith, *Araminta*, p. 7. Smith, Elder & Co, 1909.

Johnson's gigantic capacity for prejudice was *frankly* enlisted upon the side of the religion of the Church of England. *Athenæum*, Aug. 27, 1910, p. 23d; quoted from E. M. Chapman's English Literature and Religion.

At the present moment there is a school of fiction which is *frankly* reactionary from romanticism. *Athenæum*, Oct. 15, 1910, p. 453.

It is obvious that proposals like these have not even the semblance of finality. They are *frankly* opportunist *Times, Weekly Ed.*, Nov. 15, 1912, p. 912.

B. *Frankly* = indubitably, so as to leave no doubt, plainly. It sometimes almost shades into 'simply', 'quite'.

This story is *frankly*, and, we think unusually extravagant for Mr. Chambers. *Athenæum*, Oct. 8, 1910, p. 416.

Its sequel has more *frankly* artistic leanings. *Ibid.*, Oct. 22, 1910, p. 483.

The curé — thereafter slumbered *frankly* and almost noiselessly. Agnes and Egerton Castle, *Wroth*, p. 258 (Smith, Elder & Co).

Pam stared again, and her *frankly* puzzled stares were very characteristic of her. Baroness von Hutten, *Pam*, p. 278.

The Kavirondo tribe —, are *frankly* naked, and not ashamed. *Academy*, Dec. 1908, p. 562.

Great art less Greek than the art of Keats is to be found only among the *frankly* Gothic writers. *Athenæum*, Jan. 2, 1909, p. 9.

There is the "pagan" school; there is the *frankly* nonsensical "Sun Myth" theory. *Academy*, Aug. 17, 1907, p. 805.

It appears *frankly* absurd to suppose it possible. *Westminster Gaz., Weekly Edition*, May 4, 1907, p. 13.

We are *frankly* sorry that Mr. Hughes should have failed to retain the seat. *Ibid.*, June 6, 1904, p. 1.

His excuse is that Daphne is *frankly* intolerable. *Ibid.*, May 22, 1909.

She was *frankly* nude. *Ibid.*, Oct. 8, 1910, p. 2.

He enjoys his meals *frankly*. *Ibid.*, Sept. 3, 1910.

C. *Frankly* as a sentence-modifier.

It is *frankly* a plot of mystery. *Athenæum*, Nov. 26, 1910, p. 661.

In fact it is nowadays *frankly* a socialist paper. *Academy*, Sept. 26, 1908, p. 293.

A poor woman who steals overcoats or stockings for her children *frankly* because she wants them and cannot buy them. *Daily News*, Dec. 30, 1908.

Amsterdam. A. E. H. Swaen.

Oscar Wildes 'The Harlot's House'.

Eine kritisch-ästhetische Untersuchung.

Unter Oscar Wildes Gedichten nimmt *The Harlot's House* (1885) unbedingt die erste Stelle ein. Man mag über Wilde als Dichter denken wie man will, man wird zugeben müssen, daß er hier ein Tongebilde geschaffen hat, dessen künstlerischer Wirkung sich niemand entziehen kann. Hier war das erreicht, was sein verehrter Lehrer Walter Pater in dessen Aufsatz über *Giorgione* (in *Renaissance*) von der Dichtung gefordert hatte: daß die künstlerische Behandlung der rhythmischen Sprache die Phantasie des Lesers sinnlich erreichen und in ihm Schönheitsgenuß erwecken sollte,[1] und daß die Dichtung, wie die anderen Künste auch, dem Ideal der Musik nachstreben müsse, wo Form und Inhalt völlig eins geworden und voneinander nicht mehr zu unterscheiden sind.[2]

Der Dichter zieht mit seiner Geliebten in später Nacht die einsame Gasse hinab. Da dringt das Geräusch tanzender Füße an ihr Ohr und sie gehen dem Lärm nach, bis sie vor dem Hurenhause haltmachen. Da tanzen gespensterhafte Schatten an dem Vorhang vorbei; mit den Tönen des Straußischen Walzers mischt sich das Getöse des Saales und das schrille Lachen der Tänzer, die sich wie Automaten, Skelette und Puppen ausnehmen. Von Zeit zu Zeit huscht eine solche Wachsfigur hinaus und raucht, einem menschlichen Wesen gleich, ihre Zigarette auf der Außentreppe. Während der Dichter fast wie im Traume Worte der Verwunderung flüstert, verläßt ihn die Geliebte und tritt entschlossenen Schrittes in den Saal hinein. Da wird plötzlich der schöne Walzer zur falschen Melodie, die Tänzer erlahmen, die Schatten stehen still, und die silberne Dämmerung schleicht einem erschrockenen Mädchen gleich die Gasse hinauf.

Die Wirkung dieser Tonmalerei beruht auf der Anwendung einer ganzen Reihe von Mitteln. Zunächst wirkt magisch das Dämmerlicht, das über dem Gedicht liegt. Das Ganze ist auf zwei Farben abgetönt, auf Weiß und Schwarz, Licht und Schatten, auf die eigentlichen Grundfarben des Toten- und Seelenglaubens.[3] Wie sehr Wilde von der Notwendigkeit, diese Farbentöne festzuhalten, durchdrungen war, zeigt die Variante *mad* zu *black* in dem Verse *like black leaves whirling in the wind*, die wir in Wildes Manu-

---

[1] W. Pater, *Renaissance* S. 130.

[2] Ebd., 134—135 und 138—139. Über die Wirkung dieser Lehre auf den jungen Wilde vgl. E. J. Bock, *Walter Paters Einfluß auf Oscar Wilde* (Bonner Studien zur engl. Philologie Heft VIII, Bonn 1913), S. 31 ff.

[3] Vgl. August Ackermann, *Der Seelenglaube bei Shakespeare. Eine mythologisch-literarwissenschaftliche Abhandlung* (Züricher Dissertation 1914), S. 116.

skript bemerken.[1] Sie ist über das *black* geflickt, aber beim Druck abgelehnt worden, weil der Ausdruck der Farbe dem Dichter wichtiger war als der Ausdruck der Bewegung, die ja durch die Worte *race, across, spin, wheeling, sidling, danced, whirling* zu ihrem vollen Rechte gelangte. Das Dämmerlicht und Zwitterlicht ist aber nicht nur visuell dargestellt, es umhüllt auch die Ideenwelt der Dichtung. Unbewußt fragt der Leser: Ist es Wirklichkeit, ist es Geisterwelt, ist es Tatsache, ist es Traum, ist es ein wirklicher Tanz in einem entlegenen Hause der Großstadt oder ist es ein erträumter Geister- und Totentanz? Wo spielt sich dieser Tanz ab? — Der Dichter läßt uns absichtlich im Zweifel, läßt unsere Phantasie zwischen Traum und Wirklichkeit hin und her schweifen. Mit Wirklichkeitsklarheit hebt er an und führt uns allmählich in die Dämmerung hinüber. Die dritte Strophe mit ihrem *strange* und *fantastic* läßt noch beide Möglichkeiten offen, die vierte mit ihrem *ghostly* bezeichnet einen kleinen Schritt weiter ins ungewisse, das wir vollends in der fünften mit ihren Skeletten erreicht haben. Jetzt ahnen wir, daß das Ganze doch geisterhaft zu verstehen sei, denn das *puppet* und *phantom*, das *marionette* und vollends das *the dead are dancing with the dead* lassen keinen Zweifel mehr übrig. Der Schluß ist wieder Zwitterlicht, das uns aber die Wirklichkeit des Tages ahnen läßt. Die Dämmerung als Mädchen! Wiederum wird absichtlich das Unbestimmte hingehaucht. Ist die Mädchengestalt mythologisch-märchenhaft zu verstehen oder ist sie nicht ein modernes dekadentes Londoner Morgenbild? Sie ist eine gewollte Verschmelzung von beiden, von Symbolik und Realismus. Das wirkungsvolle Bild: *The dawn, with silver-sandalled feet, Crept like a frightened girl* ist die Schlußkette einer Reihe von Entwicklungen in Wildes dichterischem Gemüt.

Zunächst sei das mythologische Bild betrachtet, das mit Wildes Lehre, wonach die Wirklichkeit in künstlerische, ja sogar künstliche Konventionsformen übersetzt werden solle, in vollem Einklang steht. In einem ganz frühen Gedicht, *By the Arno* (in *Poems* S. 185), das schon 1876 entstand,[2] bedient sich Wilde noch der geläufigen homerischen Ausdrucksweise: *Before across the silent dawn In golden mist*[3] *the morning steals, And to love's frightened eyes reveals The long white fingers of the dawn.* Nun kommt in der

[1] Zu ersehen aus Stuart Mason, *Bibliography of Oscar Wilde.* London, Werner Laurie Ltd. (1914), S. 56—57. Dieses 605 Seiten zählende Buch ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Wilde-Studium. — Das Gedicht erschien am 11. April 1885 in Bd. I Nr. 11 der *Dramatic Review* und ist jetzt nachzulesen in seinen *Poems* S. 225—26. Ich zitiere die Gedichte und Intentions nach Methuens 5*s*. Ausgabe (Klein-Oktav), *Dorian Gray* nach Tauchnitz.

[2] S. Stuart Mason, a. a. O. 310.

[3] So 1876!

folgenden Zeit bei Wilde immer mehr die Manie auf, von den Füßen symbolischer Figuren zu reden: *Murder with his silent bloody feet* (*Poems* 18, vor 1880), ebenso in *Canterville Ghost* und *Duchess of Padua* Akt III, Ende,[1] in *Charmides* (*Poems* 132) heißt es *passion walks with naked unshod feet*, und in *Humanitad* (*Poems* 202) *the gentle feet of Beauty tread no more*, oder (*Poems* 203) *in bloody paths her treacherous feet are set* (nämlich Tyrannei). Dies wird Wilde zur unvermeidlichen Ausdrucksweise. Selbst in seinem Roman *Dorian Gray* (1889 und 1890) spricht er später nicht anders: *night crept with silent blood-stained feet into his brain* (Tauchn. 209). Die Füße übertragen sich somit auch auf die Dämmerung.

Nun aber das wirkliche, das dekadente Bild! Die Dämmerung enthüllt allmählich die Umrisse einer Londoner Straße. Und — im Silberlicht steht ein einsames Weib! Dies ist ein Lieblingsmotiv Wildes. Wir finden es sehr eindrucksvoll angewendet am Schluß von *Impression du Matin* (*Poems* 83). Dieses Gedicht ist offenbar eine 'Farbensymphonie' in dichterischer Form nach der Vorlage eines Bildes von Whistler, der mehrere 'Nokturnen' und 'Symphonien' der Themse gemalt hatte. Wilde fängt ja auch hier nach der Whistlerschen Bezeichnung eines seiner Bilder[2] fast wörtlich an: *The Thames nocturne of blue and gold.* Hier finden wir am Schluß das bleiche Frauenbild im Dämmer- und Gaslicht: *But one pale woman all alone, The daylight kissing her wan hair, Loitered beneath the gas lamps' flare.* Das *pale* ist nicht etwa zufällig. Das 'weiße Mädchen' ist typische Gestalt der Dekadenz, die mit dem Begriff 'weiß' einen besonderen Kultus trieb[3] nach dem Vorgang der Franzosen. (Vgl. Wilde, *Poems* 117: *one white girl*, 156: *the white girls*, 175: *white lady.* Dann aber auch 184: *white soul.* Daneben halte man Swinburnes *white dreams* in *Ave atque Vale* und Gautiers *rêves blancs* in *Emaux et Camées* S. 3 und *blanche poésie*, ebd. S. 15.)[4] Die einsame Frau als symbolischer Abschluß des Straßenbildes kommt auch in *Dorian Gray* vor: *A woman in a fluttering shawl was creeping slowly by the railings staggering as she went ... The gas-lamps flickered* (205).

---

[1] S. Mason, a. a. O. 292.

[2] S. Whistler, *The Gentle Art of Making Enemies* S. 7, 8). *The nocturne in black and gold*, das Bild, das Ruskin in *Fors Clavigera* am 2. Juli 1877 so heftig angriff. Ferner *Nocturne in blue and silver*, zwei Bilder dieses Namens.

[3] Vgl. darüber Holbrook Jackson, *The Eighteen Nineties* S. 170—172 (London, Grant Richards, 1913).

[4] Der von französischer Literatur durchtränkte Whistler ging hier voran. Bevor er nach England hinüberkam, hatte er im *Salon des Refusés* in Paris ein Bild 'Das weiße Mädchen' ausgestellt (s. Mason, a. a. O. S. 29).

Nun werden die beiden Bilder, das mythologische und das realistische, schon halbwegs symbolische, verschmolzen. Einen Übergang nach dieser Vereinigung finden wir in *Impression — Le Réveillon* (*Poems* 175), wo nur verglichen wird. Die Dämmerung erinnert nur an Venus, die weiße Frau: *The dawn is rising from her sea like a white lady from her bed.* Die volle Vereinigung von dekadentem Wirklichkeitsbild und symbolisch-mythologischer Personifizierung haben wir aber erst in unserem Gedicht. Das weiße Weib in der Dämmerung der Londoner Straße ist zur Dämmerung selber geworden.

Sie ist aber nicht die einzige Wirklichkeitsgestalt, die Wilde mythologisiert hat. Wir begegnen noch zwei anderen weiblichen Wesen, die das traumhafte Grenzland zwischen Dichtung und Wirklichkeit durchschreiten: die eine ganz schattenhaft in die Ferne entrückt, eigentlich unsichtbar, die andere viel näher stehend. Es sind dies die Gestalten *Lust* und *Love.*

Lust ist auf den ersten Blick vollständige Abstraktion. Aber sie wird uns faßbarer, wenn ihre Behausung erwähnt und auch näher beschrieben wird (*The House of Lust*). Sie ist Zusammenfassung der vielen tanzenden Einzelgestalten. Die Personifizierung von Gefühlen, Leidenschaften, inneren Erregungen, von abstrakten Begriffen bildet eins der wichtigsten Kennzeichen Wildescher Technik. Sie gestattet ihm, unsere Phantasie aus der Wirklichkeit, die er als Dichter nie darstellen wollte, in die Sphäre einer gegenwartslosen Schönheitswelt emporzuheben. Wir haben schon oben bei der Besprechung der Füße abstrakter Figuren einige Beispiele gegeben. Wir fügen zur Ergänzung bei: *remorse, youth's white-faced seneschal* (*Poems* 179), *whose wretched soul takes discontent to be its paramour* (ebd. 191). *For Liberty walked like a Bride beside him, at which sight pale Mystery Fled shrieking to her farthest cell* (ebd. 198). Sehr gern verlegt Wilde die symbolisierte Abstraktion in ein Haus oder in eine Höhle: *House of Pain* (ebd. 17 und 179), *House of Gloom* (ebd. 59), *House of Fame* (ebd. 212), *My Soul's House* (177). Schon in dem Gedicht *Humanitad,* das etwa acht Jahre vor *The Harlot's House* entstand, gebraucht er (S. 205) den Ausdruck *The House of Lust.* Wie bei den Füßen, so wird dies auch hier Wilde zur geläufigen Ausdrucksweise, die er auch in seinem Roman *Dorian Gray* anwendet: *Out of the black cave of Time rose the image of his sin* (257), *call forth sleep from her purple cave* (170), *out of its secret hiding place crept his Soul and Desire had come to meet it on the way* (75), *the house of sin* (79).

Man denkt zunächst an die allegorischen Gestalten der mittelalterlichen Literatur, wo wir Chaucers *House of Fame* schon fertig vorfinden. Diese Verbindung ist aber sehr oberflächlich, denn eine

nähere Betrachtung zeigt, daß die mittelalterliche Kunst mit ihren Symbolen wie mit Bilderrätseln, mit Hieroglyphen umging, daß sie nicht die Stimmung des Begriffs wiedergeben, sondern bloß sein konventionelles Zeichen angeben wollte. Der Akzent lag auf der Idee, nicht auf dem Gewand.[1] Unsere Zeit erst hat es wieder verstanden, das Symbol zu versinnlichen. In England ist es Dante Gabriel Rossetti, der es in der Personifikation zum Virtuosentum bringt. Bei ihm muß sich ein Gefühl in eine Person verwandeln, die nun der Dichter in ihren Handlungen und in ihrem Äußeren sehen und besingen kann. Spricht Rossetti von Liebe, Leidenschaft, Leben, Tod, so entstehen sofort Gestalten, die unter sich oder mit dem Dichter sprechen.[2] Rossetti hatte sich unter Dantes Einfluß in die Seele eines mittelalterlichen Künstlers hineingelebt. Dort hat er die Allegorie gefunden, aber er hat sie nicht gleichgültig übernommen, sondern wie Keats die Mythologie mit der sinnlichen, sichtbaren Welt aufs engste verknüpft. So entstehen jene allegorischen Gestalten im *House of Life*, die ganz ähnlich wie Wildes Figuren auf der Schwelle zwischen Traumland und Wirklichkeit stehen. Wie Arnold Böcklins geheimnisvolles Bild 'Schweigen im Walde' malen uns Rossettis Worte in Sonett XIX ein Schweigen vor in der Gestalt seiner Geliebten, aus deren Augen der Friede lächelt, ein Schweigen, dessen sichtbares Symbol nicht nur in den beiden menschlichen Wesen, der Geliebten und dem Dichter — schließlich als Doppelschweigen, wie Rossetti sagt — vor uns sichtbar wird, sondern in der ganzen umgebenden Natur, in Gras, Blume, Hecke und schwebender Wasserjungfer zu suchen ist. Hier bei Rossetti ist Wilde in die Schule gegangen, bei ihm, den er übrigens oft und begeistert als seinen Meister gepriesen hat.[3] Allerdings ist es ihm nicht immer gelungen, es dem Lehrer gleichzutun. Wildes Personifikationen gleichen oft noch denen der Renaissance, die in Shakespeare und Spenser die Fähigkeit des Schauens von begrifflichen Gebilden an den Tag legt.[4] Shakespeare und Spenser, die aber hier über ihre Zeitgenossen weit hinausragen, erreichen noch nicht die starke Versinnlichung des Abstrakten, wie wir sie in unserem neurasthenischen Zeitalter finden. Man vergleiche Shakespeares *Macbeth does murder sleep, the innocent sleep, Sleep that knits up the ravell'd sleave of care* usw. (*Macbeth* II, 1, 37 ff.), oder *wither'd murder, Alarum'd by his*

[1] Ich stütze mich hier auf die geistvollen Ausführungen von F. Winther in seiner Schrift *Das gerettete Venedig* (The University of California Press 1914), S. 127—28.

[2] Vgl. darüber Mary Suddard, *Studies and Essays* (Cambridge 1912), S. 269—70.

[3] S. z. B. *Poems* S. 32—33.

[4] F. Winther, a. a. O. S. 131.

sentinel, the wolf, Whose howl's his watch, thus with his stealthy pace, With Tarquin's ravishing strides, towards his design moves like a ghost (ebd. II, 1, 52 ff.). Shakespeare wirkt allerdings sinnlich durch die beigezogenen Vergleiche oder durch die biographischen Nachrichten über die personifizierte Abstraktion (im ersten Beispiel!). Streichen wir aber das, so erhalten wir ein Bild, das gewissen formelhaft angewendeten Wildeschen Ausdrucksweisen ähnelt: *All things fade, Save Treason and the dagger of her trade, Or Murder with his silent bloody feet* (*Poems* 18), oder *Poverty Creeps thro' our sunless lanes and with sharp knives Cuts the warm throats of children stealthily* (ebd. 201), *Death walked in the sunlight* (*Dorian Gray* 265). Hier haben wir ganz einfach Shakespeare auf moderne Verhältnisse übertragen. Hier schwingt sich Wilde nicht zu Rossettis Symbolik empor. In dem Ausdruck *House of Lust* ist Rossetti nur insofern erreicht, als die ganze Szenerie, die tanzenden Schatten, bei der Symbolik mitmachen.

Die Dämmerungsgestalt aber hält sich in jener schwebenden Höhe zwischen Sinnlichkeit und Abstraktion; denn hier wird auf das Bild von zwei Seiten aus zumarschiert, vom Begriff und von der Wirklichkeit aus. Diese Bewegung aus dem Sinnlich-Konkreten in die schwebende Höhe des Abstrakt-Allgemeinen vollzieht nun Wilde an einer Stelle des Gedichtes selber vor unseren Augen. Zunächst wandert er an der Seite der sinnlich-konkret gedachten Geliebten. In dieser Rolle verharrt sie bis zu dem Augenblick, wo sie zu handeln anfängt: *She ... left my side and entered in.* Da fallen die zauberhaften Worte: *Love passed into the house of lust.* Mit gewaltigem Ruck, mit einem Meistergriff erhebt jetzt der Dichter die Geliebte zur personifizierten Liebe, aus der Gegenwart der Einzelerscheinungen reißt er sie in die Gegenwartslosigkeit des Typischen empor. Wilde wird hier zu einem dramatischen Rossetti.

Wirklichkeit und Einzelerscheinung und abstrakte Idee und Typus, das sind die beiden Pole. Mittendrin steht das Kunstwerk. Es ist immer gut, wenn es von beiden Seiten aus erreicht wird. Man hat das nicht immer eingesehen. Der Naturalismus ging einseitig vom Wirklichkeitspol aus. Dann aber kam die andere Richtung, die immer nur vom Typus aus sich vorwärtsbewegen wollte. Das ist die Schule des *l'art pour l'art.* Die Form, d. h. die abstrahierte künstlerische Idee, ist gebieterisch, der Inhalt, d. h. der der Wirklichkeit und Einzelerscheinung entsprechende Begriff, hat sich der Form unterzuordnen. *De la forme naît l'idée — idée* natürlich in dem eben erklärten Sinne von Inhalt —, so rief prophetisch Flaubert[1] aus. Wilde, den diese Theorie an die

[1] *Journal des Goncourt* I, 164 (3. Januar 1857).

schwächere Form Paters — Form und Inhalt müssen wie in der Musik ineinander aufgehen — erinnerte, schloß sich Flaubert an. Der Franzose hatte gesagt: 'Ich habe den Tonfall meiner Sätze schon im Kopf', also ist mein Werk eigentlich schon vollendet.[1] Wilde fühlte dem nach und gab später der angenommenen Lehre in *The Critic as Artist* (*Intention* S. 200—201) im Jahre 1890 folgende Form: *For the real artist is he who proceeds, not from feeling to form, but from form to thought and passion. He does not first conceive an idea, and then say to himself, 'I will put my idea into a complex metre of fourteen lines', but, realising the beauty of the sonnet-scheme, he conceives certain modes of music and methods of rhyme, and the mere form suggests what is to fill it and make it intellectually and emotionally complete.* Wilde muß aber doch zugeben, daß er, wenn er Gedichte schreibt, gewisse Bilder sieht und zeitweise diese Bilder so sieht, wie sie in Whistlers Kunstwerken erscheinen, als *Impression du Matin*, als *Symphony in Yellow*. Also auch visuell heißt es für ihn: *de la forme n'aît l'idée.* Die Kunstform läßt ihn auch die Natur neu sehen. Dies hat er in *The Decay of Lying* gezeigt. Hier aber, in *The Critic as Artist,* haben wir die übertriebene Form seiner Kunsttheorie, wonach er vom Pol der Wirklichkeit nicht ausgehe. Tatsächlich leistet er aber nur Gutes, wenn auch er von beiden Polen aus schreitet. Das zeigt die Dämmerungsgestalt. Das zeigt die Figur der Liebe. Das zeigt aber auch das Gedicht *The Harlot's House,* als Ganzes betrachtet. Auch hier läßt sich nämlich nachweisen, daß er das Schönheitsland der Kunst von beiden Polen aus aufgesucht hat.

Die Großstadt lieferte ihm das Bild. Es klingt wie Selbstironie, daß Wilde uns das selber erzählt hat; denn nicht nur hat er den Marionetten-Schattentanz in *The Ballad of Reading Gaol* aufs neue verwendet,[2] was hinreichend bekannt ist. In dem nachträglich (1891) hineingeschobenen Kapitel XVI von *Dorian Gray* führt er ihn ebenfalls vor. Dorian Gray fährt zur Mitternachtsstunde in einer Kutsche nach einer neben den Docks Ostlondons liegenden Opiumhölle. Der Wagen eilt durch dunkle Straßen: *Most of the windows were dark, but now and then fantastic shadows were silhouetted against some lamp-lit blind. He watched them curiously. They moved like monstrous marionettes, and*

[1] Ebd. II, 14 (3. März 1862): *j'ai toutes mes chutes de phrases.* — Beide Aussprüche Flauberts dürften O. Wilde bekannt gewesen sein, denn sie finden sich im *Journal des Goncourt*, dem Wilde den Ausspruch Th. Gautiers: *je suis un homme pour qui le monde visible existe* (Bd. I, 182, 1. Mai 1857) entnommen hat. Diesen Ausspruch verwendet er zweimal, einmal in *Dorian Gray* S. 168 auf englisch und in *De Profundis* französisch.

[2] Weil der Todesengel sich auf das Gefängnis niederlassen wird (*Works* 287).

made gestures like live things. Ganz wörtlich die Verse von *The Harlot's House*! Wilde will uns damit sagen, daß ein Londoner Straßenbild zur Nachtzeit ihm das Rohmaterial zum Gedicht geliefert hat. Aber das ganze Straßenbild ist in die symbolische Sphäre der Kunst verlegt worden. Der Marsch wird auch von dem Pol der Abstraktion, der Form aus angetreten. Und da will es fast scheinen, als habe Wilde ein fertiges Kunstwerk vor sich gesehen, ein Bild oder die poetische Darstellung eines Bildes, dem der Gedanke des Totentanzes, von der die Wirklichkeit nichts weiß, zugrunde lag. Die Darstellung der Totentänze begann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine immer größere Rolle in der Kunst zu spielen. Zu gleicher Zeit macht sich bei den *Parnassiens* und *Symbolistes,* die Wilde nachahmt, das Bestreben geltend, die Dichtung auf das Gebiet der bildenden Künste auszudehnen. Théophile Gautier bedient sich der technischen Ausdrücke der Skulptur und Malerei. Eins seiner Gedichte nennt er *Le Poème de la Femme, Marbre de Paros.*[1] Die Brüder De Goncourt wenden sich in ihren Darstellungen ebensosehr an das Auge als an den menschlichen Geist. Einige ihrer Abschnitte in ihrem Buche *Idées et Sensations* sind weiter nichts wie Wiedergaben von Landschaften oder Interieure mit ihrem Spiel von Schatten und Licht und Farbe. Man lese besonders S. 178—180, wo uns ein farbiges Bild von Paris im Abendlicht gemalt wird, oder S. 191—192, wo das Abendbild auf das Land übertragen ist, oder S. 204, wo ein Landschaftsbild 'Schilf im Teich, Seerosen auf dem schlafenden Wasser' mit orientalischem Stimmungsgehalt ausgefüllt wird. Die berüchtigte Vorlesung Whistlers, *Ten O'Clock,* die er in London am 20. Februar 1885 hielt, richtete sich an einer Stelle gegen die Schriftsteller, die sich für das Volk zu Dolmetschern der bildenden Künste machen. Er wendet sich also auch gegen die Dichter, die Bilder interpretieren und sich so auf das verbotene Gebiet der Malerei begeben. Sie übersetzen die Leinwand auf das Papier und machen das Kunstwerk zu ihrem eigenen. *He finds poetry where he would feel it were he himself transcribing the event.*[2] Aber die eigentliche Dichtung, die in dem Gemälde, in der Farbenharmonie liegt, sieht der Dichter nicht. Whistlers Ausfälle gegen die Dichter beweisen aufs beste, daß wir es mit einer eigentlichen Strömung in der neuen Literatur zu tun haben, die darauf ausgeht, Gemälde und Statuen zu 'dichten'. Dies ist in der Tat eine der Eigentümlichkeiten der Neuromantiker, die nicht nur schon früher poetisch Gestaltetes ihren Werken zugrunde legen, sondern auch gern das

[1] Vgl. Spronck, *Les artistes littéraires* (Paris 1889), S. 31.

[2] Whistler, a. a. O. S. 147. Die Vorlesung wurde 1888 zum erstenmal gedruckt.

Werk einer anderen Kunstgattung, z. B. eines Malers, eines Musikers, bei ihrer Ausdruckgebung benutzen. Hofmannsthal dürfte hier als Beispiel herangezogen werden.[1] Wiederum berührt sich auch hier die Neuromantik mit der Renaissance, hat doch auch Shakespeare, wenn Sarrazin recht hat, beim Abfassen seiner Epen *Venus and Adonis* und *Lucrece* Bilder als Inspirationsquellen herangezogen. Whistlers Zorn dehnte sich auch auf O. Wilde aus, dem er nicht zugestehen wollte, die Geheimnisse der Malerei ergründen zu können, denn in anderem Zusammenhang verspottet er seinen bisherigen Freund: *And the wearers of wardrobe may not be doctors of taste!*[2] Wilde fühlte sich betroffen und erklärte in der *Pall Mall Gazette* (21. Februar 1885), daß der Dichter höchster Künstler, Meister der Farbe und Form und wahrer Musiker, Herr des Lebens und aller Künste sei, eingeweiht in die Geheimnisse der Kunst.[3] Er fühlte sich also immer noch berufen, Bilder zu dichten, und betrachtete diese Strömung in der Literatur als durchaus gerechtfertigt. Er fand das bei Th. Gautier, bei den Gebrüdern De Goncourt. Er fand es bei seinen eigenen Landsleuten, bei den Malerdichtern Rossetti und Morris, und er sah sich weiter um und fand diese Manier bei einem alten, vergessenen Schriftsteller, dem Freunde von Charles Lamb, Thomas Griffiths Wainewright (1794—1852), dem er den geistreichen Aufsatz *Pen, Pencil and Poison, A Study in Green*, in *Intentions* gewidmet hat. Hier führt er Wainewrights wohlgelungene Beschreibung des Gemäldes 'Cephalus und Procris' von Giulio Romano an und äußert sich darüber folgendermaßen: *The conception of making a prose poem out of paint is excellent. Much of the best modern literature springs from the same aim. In a very ugly and sensible age, the arts borrow, not from life, but from each other.*[4]

Wandte er sich nun den Impressionisten De Goncourt zu, die er persönlich kannte und mit seinen übertriebenen Geschichten unterhielt, so fand er in deren *Idées et sensations* ein solches gedichtetes Gemälde, das einen Totentanz auf der Bühne darstellte — *Le ballet des âmes mortes* nennt es Spronck (174). Es steht auf Seite 19 und lautet folgendermaßen:

On voyait dans cette pièce, à la fin, un ballet charmant, un ballet d'ombres couleur de chaire-souris, avec un loup noir sur la figure, agitant de la gaze autour d'elles comme des ailes de nuit. C'était d'une volupté étrange, mystérieuse, silencieuse, et

[1] Winther, a. a. O. 133—34.
[2] Whistler, a. a. O. S. 154.
[3] Ebd. S. 161, oder auch *Collected Edition* von Wilde, Bd. XIV, S. 63 bis 67.
[4] *Intentions* S. 74.

doux menuet de mortes et d'âmes masquées se nouant et se dénouant dans un rayon de lune. Quand on brûle de vieilles lettres d'amour, il se lève dans la flamme des souvenirs noireis qui ressemblent à cette ronde.

Hier haben wir das gedichtete Gemälde eines Totentanzes, das das letzte Glied einer Entwicklung ist, die durch verschiedene stilisierende Stadien gegangen ist: konventionelles Bild eines Totentanzes; Bild des Dramatikers, der es in sein Stück aufnimmt; Bild, wie es sich der Tanzmeister ausdenkt; Bild, wie es die Tanzkunst mit allen ihren Wirkungen zur Darstellung bringt; Bild, wie es die Dichter De Goncourt in Worten malen. Beachten wir den Tanz der Schatten und die Abtönung auf die zwei Farben Schwarz und Weiß, wie bei Wilde.

Nun ist aber De Goncourts Bild eigentlich kein Totentanz, sondern ein Geistertanz, der Tanz maskierter Seelen. Im Totentanz tritt der Tod ins Leben ein und spielt zum Tanz auf oder führt den Reigen. Auf das Bild des eigentlichen Totentanzes konnte Wilde aufmerksam gemacht werden, wenn er den dritten Band der Gesammelten Werke Baudelaires zur Hand nahm.[1] Diesen Band hat er erwiesenermaßen in den Händen gehabt; denn im neunten Kapitel seines *Dorian Gray* (S. 144) sagt er: *Was it not Gautier who used to write about la consolations des art?* Den französischen Ausdruck konnte er aber nur Baudelaires Aufsatz über Gautier entnommen haben, wo er in dem besagten dritten Bande der Baudelaireschen Gesamtausgabe auf S. 185—86 steht: *il a introduit dans la poésie un élément nouveau, que j'appellerai la consolation par les arts.* Ich nenne das so! sagt Baudelaire, so daß wir den Ausdruck kaum an einer anderen Stelle, etwa gar in Gautiers Werken, vermuten dürfen. Wilde hat sich doppelt geirrt. Nicht Gautier, sondern Baudelaire hat das Wort angewendet, und das *par les arts* ist nicht genau. Beides beweist, daß Wilde den Satz schon vor langer Zeit (lange vor 1889) gelesen hat und nicht mehr ganz sicher ist, wie übrigens schon die zögernde Fragestellung andeutet. — In der Vorrede zu *Dorian Gray,* die in der Buchausgabe von 1891 gedruckt ist, sind zwei Aphorismen zu der ursprünglichen Vorrede, wie sie in der *Fortnightly Review* (März 1891) erschienen war, hinzugekommen. Die eine heißt: *The artist can express everything.* Dieser Satz ist wiederum demselben Aufsatz Baudelaires über Gautier entnommen: *L'inexprimable n'existe pas* (174) und taucht in erweiterter Form auch in dem kürzeren

[1] Die Gesammelten Werke Baudelaires kamen in den ersten zwei Bänden schon Dezember 1868 heraus (s. Eugène Crépet in Ch. Baudelaires *Œuvres Posthumes*, Paris 1887, S. CII). Die Ausgabe des dritten Bandes, nach der ich zitiere, trägt die Jahreszahl 1885. Der dritte Band kam natürlich lange vor 1885, dem Entstehungsjahr von *The Harlot's House,* heraus.

Aufsatz über Gautier noch einmal auf: *Il n'y a pas d'idées inexprimables* (348). Auch diese Zitate entstammen dem dritten Bande von Baudelaires Gesamtausgabe. — In dem Aufsatz *The Decay of Lying* in *Intentions* S. 42 und 51—52 finden wir den berühmten Ausspruch: *Art never expresses anything but itself.* Dieser Satz entstammt wiederum Baudelaires Aufsatz über Gautier: *La poésie n'a pas d'autre but qu'Elle-même* (166), der später noch einmal unterstrichen wird: *elle n'a pas la Vérité pour objet, elle n'a qu'Elle-même.* Die Sätze stehen also wiederum im dritten Bande. Hier zitiert allerdings Baudelaire sich selber, aber aus welchem Werke, weiß ich nicht, so daß der Satz möglicherweise auch in einem anderen Bande hätte gefunden werden können. Immerhin dürfte auch der Skeptiker mir zugeben, daß Wilde in diesem dritten Bande der Gesamtausgabe seines Meisters Baudelaire[1] sicherlich öfters geblättert hat.

Hier fand er S. 127—131 eine Skizze: *l'art philosophique*, die mit einigen interessanten Bemerkungen abschließt über den Historienmaler Alfred Rethel (1816—1859) — in dem Bande heißt er durchgehends Bethel —, der in Paris durch seine acht Holzschnitte, von denen die zwei letzten auf der französischen Ausstellung erschienen, bekannt geworden sei. Und nun fährt Baudelaire weiter (S. 130) fort: *Le premier de ses poèmes (nous sommes obligé de nous servir de cette expression en parlant d'une école qui assimile l'art plastique à la pensée écrite) le premier de ses poèmes date de 1848 et est intitulé la Danse des morts en 1848.* Hier ist also nicht wie bei Wainewright das *poem in prose* ein gedichtetes Gemälde, sondern das Gemälde ist ein Gedicht, das seine Gedanken durch die plastische Kunst vermittelt. Baudelaire skizziert dann den uns allen bekannten Holzschnitt Rethels in folgenden Sätzen:

La première: Première invasion du choléra à Paris, au bal de l'Opéra. Les masques roides, étendus par terre, caractère hideux d'une pierrette dont les pointes sont en l'air et le masque dénoué; les musiciens qui se sauvent avec leurs instruments; allégorie du fléau impassible sur son banc; caractère généralement macabre de la composition. La seconde usw. (hier folgt die Beschreibung des bekannteren Holzschnittes, der den Tod darstellt, wie er den alten Glöckner auf hohem Turm erlöst).

---

[1] Über die Bedeutung Baudelaires für die französische und englische Literatur handelt G. Turquet-Milnes, *The Influence of Baudelaire in France and England*, London, Constable & Co., 1913, wo ein besonderes Kapitel Wilde gewidmet ist. Das Buch enthält anregende Gedanken, begeht aber den Fehler, Baudelaire als den Mittelpunkt einer ganzen Bewegung anzusehen, deren Mitwirker er bloß ist. So kommen Gautier und Flaubert zu kurz. Auch fehlen die Quellenangaben.

Am Schluß des Aufsatzes steht der höchst interessante Satz: *D'ailleurs, même à l'esprit d'un artiste philosophe, les accessoires s'offrent, non pas avec un caractère littéral et précis, mais avec un caractère poétique, vague et confus, et souvent c'est le traducteur qui invente les intentions.*[1] Dem aufmerksamen Leser wird erst nach diesem Satze klar, was Wilde mit seiner dunklen Überschrift *Intentions* eigentlich sagen wollte, und er wird zugestehen, daß Max Meyerfeld mit seiner von ihm heftig verteidigten Übersetzung 'Motive' das Richtige getroffen hat. Wir wissen jetzt auch, woher Wilde diese Überschrift *Intentions* genommen hat, und wir sehen darin einen neuen Beweis für die Wichtigkeit des dritten Baudelaireschen Bandes, der die Totentanzdarstellung Rethels enthält, für Wilde. Hier finden wir das Motiv, daß der Tod mitten ins volle Leben hineintritt, nicht zu den einzelnen Menschen nacheinander, sondern dort hingeht, wo der Tanz schon im vollen Gange ist, und uns die Worte nahelegt: 'Ihr, die ihr den frischen Lebenstanz aufführt, ihr ahnet nicht, daß es euer Totentanz ist.' Rethel hat hier durch Baudelaire und durch diesen vielleicht direkt im Holzschnitt auf Wilde eingewirkt. Die Erscheinungen waren hier schon stilisiert. Halten wir das Schattenhafte von Goncourt daneben, so sind wir Wildes Gedicht schon bedeutend näher.

Nun haben wir schon oben auf die wichtige Unterscheidung zwischen Seelen- oder Geistertanz und Totentanz hingewiesen. Wilde hat in seinem Gedicht beide in eins verschmolzen, wie denn überhaupt das Verschmelzen von Motiven Wilde ganz besonderes Vergnügen bereitet. In *Dorian Grays* Hauptmotiv sind nicht weniger als acht alte Motive zusammengeschweißt worden. Der Geistertanz schimmert noch deutlich durch in *The Harlot's House*: die Figuren tanzen zur Geisterstunde (um Mitternacht); sie stieben plötzlich auseinander. Und hier deutet Wilde sehr hübsch zwei Motive an. Im Mittelalter wurden die Geister durch den Namen Christi oder durch das Zeichen des Kreuzes gebannt. In Wildes Gedicht tritt die reine Liebe in den Saal ein, und da weichen die Geister. Geläufiger aber war die bekannte Vorstellung, daß die Geister verschwinden müssen, sobald der Hahn zu krähen beginnt. Der Hahn ist das Symbol für das Tageslicht, das die Nachtgeister vertreibt. Wilde verwendet auch dieses Motiv und verschmilzt es mit dem von ihm umgeformten christlichen Motiv. Wie die Geliebte in den Saal tritt, huscht auch draußen die Dämmerung als Mädchen mit weißen Füßen die Gasse hinauf. Das Tageslicht verscheucht die Schatten, wie im elften Kapitel von *Dorian Gray*, wo es heißt: *by degree the forms and colours are restored to them*

[1] *intentions* ist bei B. kursiv gedruckt.

and we watch the dawn remaking the world in its antique pattern ... Out of the unreal shadows of the night comes back the real life that we had known (170—171).

Aber auch der Totentanz ist bei Wilde verwendet, denn das Bild menschlicher Tänzer ist da, und der Gedanke, daß der Tod sie besucht und sie für ihn tanzen läßt, muß von uns ergänzt werden. Der Tod hat sich eben in das Laster der käuflichen Liebe verwandelt.

Es wäre nun interessant, zu untersuchen, wer zuerst diese beiden Motive vom Geister- und Totentanz miteinander verbunden hat. Bei den literarischen Vorlagen — ich spreche jetzt nicht mehr von Bildern oder Bilderdichtungen —, die Wilde benutzt haben mag, ist diese Verschmelzung noch nicht vorhanden.

Als eine solche literarische Vorlage nennt L. C. Ingleby in seinem Buche über Oscar Wilde (London, Werner Laurie), S. 274—76, Nr. CXXI der *fleurs du mal* von Baudelaire: *Danse macabre*. Dies ist eine sehr eindrückliche Schilderung eines ins Dekadente verschobenen Totentanzes. Der Tod tanzt als Skelett, das in koketter Weise mit eleganten weiblichen Kleidern umhüllt ist, in einem Ballsaal, dem Feste des Lebens. Der Dichter richtet seine Worte an dieses tanzende, grinsende Skelett.[1] Ich möchte sofort bemerken, daß hier eine nur ganz geringe Ähnlichkeit mit Wilde vorhanden ist. Wir können höchstenfalls die beiden Verse *Pourtant, qui n'a serré dans ses bras un squelette?* und *Vous sentez tous la mort! O squelettes musqués*[2] neben Wildes *Slim silhouetted skeletons went sidling through the slow quadrille* und neben *a clockwork puppet pressed a phantom lover to her breast* halten und noch zugeben, daß bei Baudelaire und Wilde der Ton der Geigen erwähnt wird (*Au chant des violons* > *to sound of horn and violin*). Aber das ist alles, und es ist herzlich wenig, soviel wie nichts.

Bedeutend wichtiger als Baudelaires *Danse macabre* sind zwei Gedichte Th. Gautiers, von denen das eine einen Hexengeistertanz, das andere einen Totentanz darstellt. Beide werden wohl einer deutschen Quelle entnommen sein, wie ja so viele romantische Elemente Gautiers deutschen Ursprungs sind bei diesem Dichter, der im Gegensatz zu V. Hugo eine wirkliche Kenntnis der deutschen Literatur besaß und unter anderen mit Heine aufs engste befreundet war, der ihn dichterisch stark beeinflußt hat.[3]

---

[1] Baudelaire verdankt vielleicht Rethel den Gedanken zu diesem Gedicht (ein Ball findet beide Male statt).

[2] Ingleby druckt *musques*, und im ersten Vers *D'un coquette* statt *D'une coquette!*

[3] Betz hat in seinem schönen Buche 'Heine in Frankreich' (Zürich 1895) auf S. 297 ff. diesen Einfluß Heines auf G. angedeutet. Besonders a-

Der Hexentanz findet sich in dem langen Gedicht *Albertus* Str. 118—120 (*Poésies* I, 182—183). Wir finden hier den alten Geisterspuk, der, sobald der Name Gottes gerufen wird, auseinanderstiebt. Das zweite Gedicht findet sich in *Emaux et Camées* S. 125—132 als *Bûchers et tombeaux*. Zunächst ist der Totentanz ganz nach alter deutscher Art gedacht. Der Tod — *le blanc squelette* — klopft nacheinander bei jedem an: *Il pousse à la danse macabre L'empereur, le pape et le roi.* Dann häuft sich die Zahl der Opfer, und der Tod führt schließlich einen ganzen Zug an, wie Holbein ihn dargestellt hat: *Le spectre en tête se déhanche Dansant et jouant du rebec, Et sur fond noir, en couleur blanche, Holbein l'esquisse d'un trait sec.* Hier hat nun eine Strophe klare Echos bei Wilde hervorgerufen:

A chaque pas grossit la bande	— — — — — — — —
Le jeune au vieux donne la main;	They took each other by the hand
L'irresistible sarabande	And danced a stately saraband.
Met en branle le genre humain.	— — — — — — — —

Bis jetzt sahen wir Wilde beeinflußt oder möglicherweise beeinflußt von Rethel (Baudelaire) und Gautiers *Bûchers et tombeaux* einerseits, die die Totentanzidee veranschaulichten, und von Gautiers *Albertus* anderseits, der den Geistertanz und sein jähes Ende schildert. Dazu kommen noch die schattenhaften Tänzerinnen in De Goncourts Wortgemälde.

Nun sieht aber Wilde die ganze Vision von außen her am Fenster des Hauses. Diese Darstellung fand er vor in dem Gedicht *The Haunted Palace* in Poes Erzählung *The Fall of the House of Usher*. Hier werden die geisterhaften Begebnisse im Palast drinnen geschildert, wie sie von außen durch das Fenster gesehen werden. Das Gedicht hat zwei Teile. Zuerst thront der König 'Gedanke' in aller Pracht in seinen glänzenden Palast, und die Wanderer konnten durch die glitzernden Fenster die Geister sehen, wie sie beim harmonischen Klang der Laute um den Thron in rhythmischer Bewegung sich drehten. Durch das von Perlen und Rubin glänzende Palasttor zog die funkelnde Schar singender Echos hinaus, die in prächtigen Stimmen die Weisheit des Königs priesen. Dann aber kam das Unglück. Der Glanz schwand und die Wanderer konnten durch die rotbeleuchteten Fenster mächtige Formen sehen, die phantastisch nach einer falschen Melodie sich bewegten, während durch das bleiche Tor eine schreckliche Menge sich immerfort hinausstürzte von solchen, die wohl lachen, aber nicht mehr lächeln dürfen. Hier hat der zweite Teil Spuren bei

---

sprechend ist hier der Parallelismus: Gautiers einsamer Obelisk in Paris träumt von seinem ägyptischen Bruder (In *Nostalgies d'obélisques* in *Emaux et Camées*) genau so wie Heines einsamer Fichtenbaum von der Palme träumt. — Der deutsche Einfluß auf G. sollte genau untersucht werden.

Wilde hinterlassen. Poes *Fantastically* findet sich wieder wörtlich in Wildes *Fantastic arabesques*. Dann ist das Gelächter der Verdammten, das Baudelaire einen solchen Eindruck machte (*Un de ces grands abandonnés Au rire éternel condamnés, Et qui ne peuvent plus sourire!* in CV *L'Héauton timorouménos*), in Wildes *Their laughter echoed thin and shrill* und zum Teil auch in den *Sometimes they seemed to try to sing* wiederzufinden, wie ja die Echos des ersten Teils bei Poe wunderbar singen, aber im zweiten Teil als *hideous throng* nicht einmal mehr lächeln, geschweige denn singen können. Der erste Teil mit seiner schönen Musik findet bei Wilde sein Gegenstück in dem Straußischen schönen Walzer der *loud musicians*, und wie bei Poe mit dem Unglück die Melodie falsch wird (*a discordant melody*), so entartet Wildes Walzer am Schluß zu einem *false tune*.

Wie durchaus sicher es ist, daß Wilde beim Schreiben seines Gedichtes an Poes *The Haunted Palace* gedacht hat, verraten uns seine Manuskripte. Hier sagt nämlich die erste Strophe: *and stopped beneath the Princes house*. Das *Princes* ist durchgestrichen und durch *harlots* ersetzt. Wilde sah den gespensterhaften Palast des Königs (*a fair and stately palace*) beim Schreiben der ersten Zeilen vor sich. Ein anderes Manuskript hat noch nicht die Verse *the dust is whirling with the dust*, sondern *This palace is a thing of dust*.[1] Ich glaube, deutlicher hätte Wilde seine Vorlage nicht verraten können als durch diese Worte, die, wie bei Poe, den Gegensatz zum *fair palace*, die Ruine mit dem bleichen Tor, das Staubartige betonen wollen. Poes Palast hat auch Wilde heimgesucht, und er mußte sich bei der feineren Phantasiearbeit von dieser Erscheinung befreien.

Die Wirklichkeit, ein Bild eines Totentanzes, De Goncourts impressionistische Wortdarstellung lieferten die visuellen Eindrücke; dasselbe Bild, Goncourts Gemälde, Gautiers beide Gedichte, vielleicht auch Baudelaires *Danse macabre* und Poes *Haunted Palace* wirkten formgebend. Wie steht es nun mit der Formwirkung des rhythmischen Schemas, das nach Wildes obigem Ausspruch alleiniger Ausgangspunkt sein soll? Tennyson soll ja die *charge of the Light Brigade* auf das rhythmische Schema des Prosasatzes des Times-Korrespondenten *Some one had blundered* aufgebaut haben. Etwas Ähnliches, wenn auch nicht in der übertriebenen Form von Wildes Theorie, mag auch in unserem Gedicht heimlich gestaltend gewirkt haben. Das Gedicht hat etwas von jener metrischen Aufdringlichkeit, die Mark Twain in seinem klassischen Aufsatz *Punch, Brothers, Punch* so köstlich geschildert hat: *A blue trip slip for an eight-cent fare* usw. Sage das einmal und du bekommst den

[1] S. Mason, a. a. O. S. 56—58.

Reim nicht mehr los! Wildes Terzinen dulden keinerlei Enjambement, keinerlei Verwischung zwischen Hebung und Senkung.[1] Es soll eben fest Takt zur Tanzmusik geschlagen werden. Das feste Taktschlagen ist das Auffallende in dem rein auditiven Aufbau der Verse und hat sich auch dem Parodisten in *The Sporting Times* (13. Juni 1885, S. 7) mitgeteilt, der sein Gedicht *The Public House* so anheben läßt: *We wandered home with weary feet, We lumbered down the lamp-lit street, And stopped beneath a public house.*[2] Das trockene Taktschlagen hält an bis zu der Stelle, wo der Dichter sich an seine Geliebte wendet. Hier werden die Töne weicher. Es ist, als stünde hier die musikalische Anweisung: *diminuendo ma non rallentando.* Entschieden langsamer und *legato* sind die fünf letzten Verse, die anfangen mit *The dancers wearied of the waltz.* Der letzte allerdings, den Wilde um ein ursprüngliches *little* gekürzt hat, eilt leichtfüßig dem Schluß entgegen. Im Tanzteil, wo das feste Taktschlagen herrscht, überwiegen in den Hebungen kurze Vokale *æ, o, i, ɒ* und wirkungsvoll *e*: *mechánical grotésques, fantástic árabésques, sílhouétted skéletóns, márionétte, cígarétte, autómatón, clóckwork púppet,* wobei den stimmlosen Lauten der Vorzug gegeben wird. Man denke an die zitierten *et*-Formen, wodurch ein spickendes *Staccato* entsteht. Die ersten zwei Zeilen der Terzine sind ausschließlich im trockenen *Staccato* gehalten; die dritte Zeile ist jeweils etwas gebundener, weist also in den Hebungen seltener kurze Vokale mit stimmlosen Lauten auf. Es ist die Ruhezeile, die die lyrische Melodie zu übernehmen hat: *The shádows ráced acróss the blind — like bláck leaves wheéling in the wínd* usw. Die Terzine, die den Sarabandentanz beschreibt, unterbricht das *Staccato.* Hier soll eine gewisse *Grandezza* hineingelegt werden (*stately saraband*). Die Verse klingen jetzt wie ein breiter Mittelsatz in Liszts Rhapsodie. Die langen Vokale treten wieder auf (vgl. das breite *bý the hánd, dánced a státely sárabánd*). Die Ruhezeile wird hier zur Stakkatozeile (*Their laughter echoed thin and shrill*). Im zweiten Teil, wo das Taktschlagen aufgehört hat, herrschen *ā, ɔ̄, ai, ɔ̄, ī* vor. Hier setzt schleppendes Tempo ein (*wearied of the waltz; ceased to wheel and whirl*).

Diese Wirkung wird verstärkt durch seltsame, fremde, nicht angelsächsische Wörter gerade an jenen Stellen, die die eigenartigen Schattenfiguren beschreiben sollen. Es liegt ein eigentümlicher Gefühlswert hinter diesen Worten. Hier denken wir an das *grotesques* (und zwar *mechanical g.*), *fantastic arabesques, automatous, silhouetted skeletons, marionette* und das bombastische

[1] Die einzige Ausnahme ist *Making fantastic arabesques,* wo das schwere *ing* die Hebung trägt.

[2] S. Mason, a. a. O. 54.

saraband. Hier drücken schon die Töne, ohne daß man an den Sinn der Worte denkt, das Geisterhafte (*macabre*) aus. Deshalb läßt sich dieses Gedicht nicht übersetzen, so meisterhaft auch die Übersetzung der Hedwig Lachmann ist.[1]

Erscheinung, Gedanke und Laut — alle sind hier traumhaft und dämmerhaft.[2]

Dresden. Bernhard Fehr.

---

[1] Vgl. z. B. *Slim silhouetted skeletons* > ein dünn umrissenes Skelett. Das Schauerliche liegt jetzt nur noch im Sinn, aber nicht mehr in der Form.

[2] Die Werke Oscar Wildes werde ich in einem besonderen Buche kritisch behandeln. In dem obigen Aufsatz habe ich auf einige Probleme aufmerksam gemacht, die die Wilde-Forschung uns stellt. In meinem Buch werde ich zeigen können, was für ein ungeahnt großes Stück Weltliteratur in Wilde verborgen liegt.

Ein mexikanisch-spanischer Schelmenroman:

Der 'Periquillo Sarniento' des José Joaquín Fernández de Lizardi.

(1816.)

Die letzten spanischen Schelmenromane von Bedeutung sind der *Estebanillo González,* dessen Erstausgabe 1646 erfolgte, und der *Periquillo él de las Gallineras* von Francisco Santos, der 1668 erschien.

Mit dem *Lazarillo de Tormes* beginnend, hat das echt spanische Genre des Schelmenromans, die *Novela Picaresca,* über ein Jahrhundert lang die Wonne des Publikums gebildet, hat einige der bedeutendsten Geister der Zeit angelockt und beschäftigt und sich mit Cervantes' Schelmennovellen und Quevedos *Buscón* zum Sittengemälde erhoben, in dem nicht mehr ausschließlich die äußeren Schicksale des Helden den Rahmen füllen, sondern die Absicht klar zutage tritt, die Sitten der Zeit zu schildern und oft auch zu geißeln. Schon der kleine Band des *Lazarillo* ist trotz seiner kalten Objektivität eine beißende Satire der Zeit; ja, gerade diese Objektivität macht die Satire noch wirksamer, und in Erkenntnis dessen zögerte sechzig Jahre später Quevedo nicht, in die Fußtapfen des unbekannten Verfassers des Lazarillo zu treten, obwohl inzwischen längst eine andere Richtung den Schelmenroman beherrschte.

In der Tat trat früh neben die, wir möchten sagen 'objektive' Art des Schelmenromans eine 'subjektive', in der der Verfasser die äußerlichen Vorkommnisse seiner Schilderung mit moralischen Nutzanwendungen begleitet. Mateo Alemáns *Guzmán de Alfarache* ist das erste Beispiel dieser Richtung. Wie sehr sie dem Publikum gefiel, beweisen die sechsundzwanzig Auflagen, die das Buch in den ersten sechs Jahren nach seinem Ersterscheinen erlebte, die zahlreichen Fortsetzungen, Nachahmungen und Übersetzungen in fremde Sprachen. Aber man muß Alemán zugestehen, daß er seine langschweifigen Moralexkurse in eine äußerst biegsame, volkstümliche Sprache zu kleiden verstand. Seine Nachfolger waren nicht immer so glücklich wie er; die aufdringliche Moral vieler Schelmenromane, die nicht die schöne Sprache Alemáns aufweist, läßt uns heute kalt. Im letzten Ausläufer des Schelmenromans in Spanien, im *Periquillo él de las Gallineras,* wird der Schelm gar zum räsonierenden Philosophen und hat damit das Beste vom Schelmencharakter eingebüßt. Auch überwucherte allmählich das romantische Element das eigentlich schelmenhafte, wie im *Soldado Píndaro* des Gon-

zálo de Céspedes y Meneses, oder die Handlung nahm phantastische Züge an wie in Guevaras *Diablo Cojuelo*.

Aber auch ohnedies hätte der Schelmenroman kaum weiterleben können. Der in der Art begründete Stoff, das Leben und die Abenteuer eines Tagdiebs oder einer Tagdiebin — denn bald tauchte auch die *pícara* neben dem *pícaro* auf —, erlaubte keine ins Endlose gehende Variierung. Die Abenteurer, die nach der Entdeckung der Neuen Welt Spanien durchzogen und dem neuen Erdteil zustrebten, um häufig wieder von dort zurückzufluten, die in allen Teilen Europas herumgezogenen Soldaten Karls V. und Philipps II., die Ende des 15. Jahrhunderts auf der Halbinsel auftauchenden Zigeuner, die alle der *Novela Picaresca* Stoff und Züge liehen, hatten ihre Aktualität eingebüßt. Der Stoff war erschöpft, der Schelmenroman starb an Blutarmut, wenn er auch außerhalb Spaniens noch geraume Zeit, anderen Verhältnissen angepaßt und entsprechend umgemodelt, weiterwirkte.

In den überseeischen Besitzungen Spaniens wurde die Profanliteratur des Mutterlandes nur allmählich und oft auf Schleichwegen bekannt. Eine königliche Verordnung (*Cédula Real*) vom 4. April 1531, die im *Archivo de Indias* in Sevilla aufbewahrt wird, verbot, daß nach Amerika ausgeführt würden *libros de romance de historias vanas ó de profanidad, porque éste es mal ejercicio para los Indios, e cosa en que no es bien que se ocupen ni lean.*[1] Und eine ähnliche *Cédula* Karls V., die aus Valladolid, 29. September 1543 datiert ist, spricht in fast gleichlautenden Worten von den *libros de romance, que traten de materias profanas y fabulosas, é historias fingidas*, deren Einfuhr in der Neuen Welt verboten wird mit dem Befehl an die Vizekönige und Regierungsbehörden *'que no los consientan imprimir, vender, tener, ni llevar a sus distritos, y provean que ningún Español, ni Indio los lea'*.[2] Die Inquisitionsbehörden in den überseeischen Ländern erhielten strengen Befehl, alle Schiffe genau nach Büchern zu untersuchen und alle diejenigen zu beschlagnahmen, die profanen Inhalts seien. Trotzdem versuchten schlaue Buchhändler, die verbotene Ware unter theologischen Titeln und Einbänden einzuschmuggeln. Daher sah sich die Zentralregierung genötigt, mit königlicher Verordnung vom 5. September 1550 anzuordnen, daß von nun an alle Bücher, die in Amerika eingeführt werden sollten, einzeln und namentlich aufgeführt werden müßten und nicht, wie bisher, in Bausch und Bogen.[3] Doch auch diese Verordnung konnte nicht verhindern, daß

[1] Francisco Rodríguez Marín, *'El Quijote' y Don Quijote en América*. Madrid 1911.

[2] *Recopilación de las Leyes de Indias*, lib. I, título XXIV.

[3] *'... cada y quando se hubieren de llevar a las dichas nuestras Indias algunos de los libros que se pudieren passar conforme a lo que por vos está*

das eine oder andere Buch, ja selbst Schelmenromane, ihren Weg über den Ozean fanden und der Wachsamkeit der Heiligen Inquisition entgingen. Man sah wohl auch ein, daß die allzu strengen Vorschriften nicht zum Ziele führten, und daß es nicht anging, den jenseits des Ozeans wohnenden Spaniern und den nunmehr Spanisch sprechenden gebildeten Einheimischen auf die Dauer die schönsten geistigen Früchte des Mutterlandes vorzuenthalten, daher wurden im 17. Jahrhundert die bis dahin bestehenden Verordnungen aufgehoben und bestimmt, daß unter den verbotenen Büchern fürderhin nicht jene *libros de romance de historias vanas ó de profanidad* zu verstehen seien, sondern nur diejenigen, die dem Glauben oder dem Dogma schädlich sein könnten und auf dem kirchlichen Index ständen, und außerdem diejenigen, die von den *cosas de Indias* handelten.

Was Mexiko anlangt, so besitzen wir heute in einer der großzügigen Veröffentlichungen des dortigen Nationalarchivs,[1] das durch den rührigen Direktor Don Luis González Obregón eine durchgreifende Reorganisation erfahren hat, eine äußerst reichhaltige Sammlung von Urkunden des Archivs, die sich auf Inquisitionsprozesse gegen Buchhändler, Verordnungen und Gutachten beziehen. Dieser Band enthält auch zahlreiche Listen von Büchern, die in den 'Visitas de Naos' auf den Schiffen vorgefunden wurden. Zahlreiche antike Schriftsteller, viele geistliche Bücher, aber bald auch Liedersammlungen, *Cancioneros* und *Romanceros,* italienische und portugiesische Dichtungen (der Orlando Furioso, Petrarca, die Lusiaden) befinden sich darunter, neben rein praktischen Büchern, wie z. B. Kochbüchern. Der *Cancionero General* wird 1585 beschlagnahmt; aber eine Liste von 1588 enthält bereits die *Celestina* und den *Lazarillo,* eine spätere den *Guzmán de Alfarache.* Eine von González Obregón aufgefundene Urkunde über den Bücherbefund eines Schiffes, das am 12. Juni 1608 aus Kadiz abgefahren war, enthält die Notiz, daß sich unter den Büchern eins mit dem Titel *'El Ingenioso Hidalgo Don Qvixote de la Mancha, compuesto por Miguel de Ceruantes Saauedra,* etc., Madrid 1605' befand, und daß es dem Königlichen Kommissar in Verakruz und den Zollbeamten schien, daß dieses Buch 'ein Roman sei, der profane, fabelhafte und erfundene Dinge enthalte'. Aus einer Randbemerkung in der Liste ergibt sich, daß dieses Buch 'auf besonderes Verwenden Fray García Guerras' seinem Besitzer *'Matheo*

mandado, pongays en el registro que se hiziere dellos especificadamente cada libro por sí, declarando en qué, y no lo pongays a bulto como hasta aquí lo aveys hecho.' Rodríguez Marín, a. a. O.

[1] *Publicaciones del Archivo General de la Nación. Director: Luis González Obregón.* Bd. VI: *Libros y Libreros en el Siglo XVI* (Mexiko 1914), IV, 608 S.

Aleman, Contador y Criado de Su Magestad' zurückgegeben worden sei. So zog das unsterbliche Werk des Cervantes gleichzeitig mit dem Verfasser des *Guzmán de Alfarache* in der Neuen Welt ein.[1] *Habent sua fata libelli.*

Auf geraden und auf ungeraden Wegen drang also so allmählich die spanische Profanliteratur in Mexiko ein. Es lag in der Natur der Sache, daß in Anbetracht der großen Entfernung vom Mutterlande, der damaligen Verkehrsmittel und der Inquisitionsplackereien sie nur langsam weiteren Kreisen zugeführt wurde. Auch herrschte in Mexiko der kirchliche Einfluß zu sehr vor, als daß man nicht mehr Interesse für geistliche Werke gehabt hätte. Die neubekehrten Indianer fanden besonderen Gefallen an den geistlichen Schauspielen. Man verfaßte sogar solche in den einheimischen Sprachen; Fray Juan Bautista schrieb in mexikanischer Sprache (Náhuatl) *dramas espirituales de la Pasión y Muerte de Nuestro Señor Jesucristo*; der Dominikaner Fr. Martín de Acevedo verfaßte geistliche Schauspiele in chochischer und mistekischer Sprache.[2] Ja, sogar drei geistliche Schauspiele von Lope de Vega wurden ins Aztekische übersetzt von Don Bartolomé de Alva (1641); diese Übersetzungen sind zwar heute verschollen, doch versichert der Biograph Beristáin, sie im Colegio de San Gregorio in Mexiko gesehen zu haben. Die religiöse Lyrik, wie sie San Juan de la Cruz und Fray Luis de León in Spanien so mustergültig vertreten, fand in der 'zehnten Muse', der hochbegabten Dichterin Sor Juana Inés de la Cruz, eine ebenso geschickte wie originelle Nachahmerin, die freilich oft zu sehr in den Spuren des Verfassers der *Soledades* wandelt.

Von irgendeinem tieferen Einfluß der profanen spanischen Prosaliteratur ist während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts in Mexiko nichts zu bemerken. Die Ritter- und Schelmenromane, die wohl Anklang gefunden haben mögen, haben während dieser Zeit keine einheimische Frucht auf mexikanischem Boden gezeitigt.

Einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts blieb es vorbehalten, seinem Volke einen nationalen Roman zu schenken, der im Kleid des Schelmenromans auftritt, in einer Zeit, wo dieser in Spanien längst aufgehört hatte, produktiv zu sein.

Der *Periquillo Sarniento* des José Joaquín Fernández de Lizardi[3] ist im wahren Sinne des Wortes der Nationalroman der

[1] Luis González Obregón, *México viejo y anecdótico* (Paris-Mexiko 1909), S. 67—73: *De cómo vino a México 'Don Quijote'*.

[2] M. Menéndez y Pelayo, *Antología de Poetas Hispano-Americanos*, Madrid 1893, Bd. I, S. XLIX (= *Historia de la Poesía Hispano-Americana*, Madrid 1911, Bd. I, S. 55).

[3] Erstausgabe: *El Periquillo Sarniento. Por el Pensador Mexicano. Con las licencias necesarias. México. En la Oficina de Don Alexandro Valdés, calle de Zuleta, año de 1816.* In drei Bänden (der vierte Band durfte infolge

Mexikaner. Denn mit Recht sagt Altamirano in seinen *Revistas Literarias*, daß man ohne Übertreibung behaupten könne, 'daß es keinen Mexikaner gibt, der ihn nicht kennt, und wäre es nur aus den Anspielungen, die auf ihn die Leute aus dem Volke häufig machen, aus den Spitznamen, die durch ihn berühmt wurden, und aus den Erzählungen aus dem Roman, die in aller Munde sind.'

Es lohnt sich wohl, dieses spätgeborene Kind der Schelmenromanmanier, das in Mexiko für viele das Buch der Bücher ist, etwas näher zu betrachten und einiges über seinen Verfasser beizufügen.

Da der europäische und besonders der nichtspanische Leser kaum mit dem Inhalt des Werkes vertraut sein dürfte, ist eine Schilderung desselben in großen Zügen gewiß nicht unangebracht.

Der Held der Erzählung schildert selbst sein Leben. Er wurde nach seiner Angabe zwischen 1771 und 1773 als Sohn 'zwar nicht wohlhabender, aber doch nicht dem Elend verfallener Eltern' in Mexiko geboren. In der Taufe erhielt er den Namen Peter und hieß also nach seinem Vater Pedro Sarmiento. Seine Eltern waren seelengut; die Mutter liebte ihn zärtlich und verhätschelte ihn, der Vater, der seine Frau herzlich liebte, wagte nicht, den Schwächen der Mutter entgegenzutreten. So wuchs er in den ersten sechs Jahren, ein schwächliches und verzärteltes Kind, im Elternhause auf. Im sechsten Jahre kommt er zur Schule; sein erster Lehrer ist zwar gutmütig, aber beschränkt und unwissend, versteht sich wohl auf Kalligraphie, desto weniger aber auf Orthographie. Ein Jahr weilt Pedro in dieser Schule, die ihm nichts einträgt als den Spitznamen, der ihm sein Leben lang anhaften sollte. Da man ihn mit der Koseendung Pedrillo hieß und er zufällig damals eine grüne Joppe trug, nannten ihn die Mitschüler Periquillo (*Perico* ist in Amerika wie in Spanien das Kosediminutiv von *Pedro*; *perico* heißt man aber außerdem in Amerika noch den grünschopfigen Papagei),[1] und da schon ein anderer Perico in der Klasse war, verwandelte man seinen Familiennamen Sarmiento in Sarniento ('räudig'), und fortan hießen ihn alle Periquillo Sarniento. Durch einen Zufall wurde die Unfähigkeit des ersten Lehrers unseres Periquillo so an den Pranger gestellt, daß sich sein Vater entschloß,

---

des Verbots der vizeköniglichen Regierung nicht erscheinen; siehe darüber später). 1830—31 erschien die erste vollständige Ausgabe in vier Bänden in der *Imprenta de Galván, México*. Seitdem erschienen zahlreiche Neuauflagen in Mexiko, von denen die billige volkstümliche der *Casa Editorial de Maucci Hermanos é Hijos*, Buenos Aires-Mexiko, von 1903 in zwei Bänden, die verbreitetste ist. 1908 gab die *Casa editorial Sopena* in Barcelona eine europäische Ausgabe in einem Bande heraus.

[1] Es kann sein, daß Fernández de Lizardi nach dem *Periquillo él de las Gallineras* des Francisco Santos seinen Roman betitelte, da es scheint, daß er diesen kannte.

ihn in eine andere Schule zu bringen. Doch er kam vom Regen in die Traufe. Der zweite Lehrer war ein Pedant und Tyrann und hatte sich das Sprichwort *'La letra con sangre entra'* zum Leitspruch erwählt. Nach wenigen Monaten entschließt sich Periquillos Vater, seinen Sohn einem neuen Lehrer zu übergeben, und diesmal war die Wahl gut. Der dritte Lehrer ist ebenso gutmütig wie wissend, nachsichtig wie gerecht. Zwei Jahre verweilt unser junger Held in dieser Musterschule und lernt die Anfangsgründe des Lesens, Schreibens und Rechnens. Der Vater beabsichtigt nun, Periquillo ein Gewerbe erlernen zu lassen, da nach seiner Ansicht für einen Wenigbemittelten dies der sicherste Beruf ist; aber die Mutter, die sich erinnert, daß in ihren Adern und denen ihres Sohnes das erlauchte Blut der Ponces, Tagles, Pintos, Velascos, Zumalacarreguis und Bundiburis rinnt, will dies nicht zulassen und überredet ihren schwächlichen Gatten, Periquillo einen gelehrten Beruf erlernen zu lassen. So kommt er auf die Lateinschule, auf der man 'viel Grammatik und wenig Latein' lernte; dafür macht unser Periquillo viele Bekanntschaften, und zwar infolge der schlechten Neigung, die er sich selbst zuschreibt, nicht eben die besten. Nach drei Jahren Lateinunterricht bezieht er das Colegio de San Ildefonso, hört dort Philosophie, Logik, Physik und Metaphysik nach mittelalterlichen Rezepten, stopft sich mit Fachausdrücken und Schlagwörtern voll und wird glücklich nach zweieinhalb Jahren zum Baccalaureus ernannt. Periquillo denkt nun nur daran, sein Leben zu genießen, als ihm eines Tags sein Vater nahelegt, sich für eine Laufbahn zu entschließen, und ihm dafür acht Tage Bedenkzeit gibt. Periquillo, der in seinem Leichtsinn noch nie über diese Frage nachgedacht hat, weiß nichts besseres zu tun als sich an seinen Freund Martín Pelayo zu wenden, der trotz seiner neunzehn Jahre schon ein Ausbund aller schlechten Eigenschaften ist, verliebter als Kupido, ein Freund des Tanzes und Spieles, dabei aber dumm und unwissend. Trotz dieser schönen Veranlagungen studiert Pelayo Theologie und rät Periquillo auf seine Anfrage hin sofort, auch diesen Stand zu ergreifen, da man in ihm am bequemsten und sichersten zum Ziele komme, ohne auf die Vergnügungen dieser Welt verzichten zu müssen. Periquillo läßt sich leicht überreden und teilt seinem Vater seinen Entschluß mit. Dieser hat nichts dagegen einzuwenden, macht seinen Sohn aber auf den Ernst und die Verantwortlichkeit dieses Berufes aufmerksam. Periquillo kommt also auf die Theologieschule; aber statt die Vorlesungen fleißig zu besuchen, treibt er sich mit Pelayo in Spielhöllen und Kneipen umher und verkehrt in lockerer Weibergesellschaft. Sein Vater kommt seinem Leben bald auf die Spur und beschließt aufs neue, ihn ein Handwerk lernen zu lassen. Doch Periquillo gelingt es, durch eine Empfehlung des Vaters Martín Pelayos beim Pro-

vinzial eines Klosters eingeführt zu werden. Um dem Handwerkerberuf zu entgehen, will er Klosterbruder werden. Der Provinzial versäumt nicht, ihm die Entbehrungen und Opfer, die dieser Stand erheischt, gebührend auseinanderzusetzen; aber Periquillo, dem es nur darum zu tun ist, sich aus der Klemme zu ziehen, hat für all das kein Ohr. Er tritt ins Kloster ein und muß natürlich bald einsehen, daß er für dieses Leben nicht geschaffen ist. Der plötzliche Tod seines Vaters befreit ihn aus den Klostermauern; denn eine Krankheit, die er vorschützt, und die Überzeugung des Abtes, daß sich der Novize nicht zum Klosterbruder eigne, machen es seiner Mutter erwünscht, den einzigen Sohn wieder um sich zu haben, um so mehr, als sie sich vereinsamt fühlt. Aber statt nun zu arbeiten und seine Mutter zu unterstützen, vergeudet Periquillo das geringe väterliche Vermögen und verkehrt in schlechter Gesellschaft, bis das Elend an die Tür klopft und die alte, arme Mutter zusammenbricht. Periquillo erfährt die Nachricht von ihrem Tode auf der Straße, kehrt aber drei Tage lang nicht nach Hause, um sich allen Verpflichtungen zu entziehen. Die alte Amme Pericos, Tía Felipa, opfert ihre letzten Groschen, um der Toten ein würdiges Begräbnis zu sichern und die Schulden zu bezahlen. Mit dem kärglichen Mobiliar und Hausrat wird der Hausbesitzer abgefunden.

Verwaist, brot- und beschäftigungslos irrt Periquillo in den Straßen Mexikos umher. Die Verwandten wollen nichts von ihm wissen. Da trifft er seinen alten Freund Juan Largo, der ein Taugenichts und Tagdieb vom Schlage Martín Pelayos ist. Dieser weiht ihn in die Geheimnisse des Falschspielens ein. In der würdigen Gesellschaft dieses Glücksritters und anderer Spießgesellen sinkt Periquillo zum *lépero,* d. h. zum Dieb und lichtscheuen Gesellen herab, treibt sich in den Spielhöllen mit wechselndem Glück herum, lebt vom Betrug, verbringt die Nächte in menschenunwürdigen Herbergen (*arrastraderitos*), bedient sich der *dialéctica leperuna,* der Gaunersprache, und betrinkt sich, sooft es die unlauteren Einnahmen erlauben. Einmal kommt er an den Unrechten; ein Bauer, dem er sein ganzes Geld abnehmen wollte, richtet ihn derart zu, daß er die Besinnung verliert. Er wird ins Hospital gebracht, wo man sich vergeblich bemüht, ihm die Wahrheit über den Fall zu entlocken. Da er schwere Verletzungen aufweist, muß man ihn wohl oder übel in Behandlung nehmen; aber die Verpflegung und das Auftreten gewissenloser Krankenpfleger und die Unfähigkeit der Ärzte ist so himmelschreiend, daß sogar der ausgehungerte Periquillo froh ist, als er dieser Hölle wieder entrinnt. Er ist so herabgekommen, daß er seine Jacke verkaufen muß. In einem der erwähnten *arrastraderitos* trifft er einen Freund aus der Diebsgesellschaft, Januario, der ihn auffordert, an einem Diebstahl teilzunehmen, den dieser vorhat. Periquillo hat, so verkommen

er bereits ist, doch Bedenken und will nur den Aufpasser spielen. So geschieht es; Januario und ein Spießgeselle brechen im Hause einer Witwe ein, während Periquillo auf der Straße Wache steht; die Einbrecher werden gestört, können aber entkommen; dagegen wird Periquillo festgenommen und wandert ins Gefängnis. Es folgt eine Schilderung der haarsträubenden Verhältnisse, die dort herrschen, der Bestechlichkeit aller Beamten, der allgemeinen Ungerechtigkeit, der Betrügereien der Gefangenen unter sich und ihrer grausamen Scherze. Schließlich befreundet sich Periquillo mit dem Gefängnisschreiber, der seine gute Handschrift entdeckt und ihn, da er ihn brauchen kann, durch allerlei Schliche aus dem Gefängnis befreit. Dieser Schreiber, dem die Gefangenen den Spitznamen Chanfaina (im mexikanischen Spanisch etwa 'Ränkeschmied') gegeben haben, ist ein Ausbund von Anmaßung und Gewissenlosigkeit; trotzdem wäre es Perico ganz gut bei ihm gegangen, wenn er sich nicht in dessen junge Mätresse Luisa verliebt hätte. Diese erwidert seine Neigung; aber eine eifersüchtige Magd verrät das ganze Techtelmechtel; Chanfaina überrascht die beiden, und nur durch schleunige Flucht entzieht sich Periquillo seiner Verfolgung. Ein Barbier nimmt ihn als Lehrling an und gibt sich alle Mühe, ihn auf den rechten Pfad zu bringen; aber während der Meister seelengut ist, ist die Meisterin eine Furie; als sie ein Gespräch belauscht, das Periquillo mit dem zweiten Lehrling, Andrés, über sie führt, und das natürlich alles eher als schmeichelhaft für sie ausfällt, gießt sie einen Eimer kochendes Wasser auf die Übeltäter, die beide die Flucht ergreifen. Durch die Empfehlung eines Bekannten macht Periquillo die Bekanntschaft eines Apothekers, der ihn wegen seiner Lateinkenntnis als Lehrling aufnimmt. Da sich der neue Herr wenig um sein Geschäft bekümmert, kann Perico schalten und walten, wie er will: obwohl er hinreichend bezahlt ist, entwendet er erst kleinere, dann immer größere Beträge aus der Kasse; endlich verwechselt er zwei Medizinen, so daß beinahe ein Patient den Irrtum mit dem Leben bezahlt hätte. Periquillo zieht es vor, freiwillig das Feld zu räumen.

Der Feind und Konkurrent des Apothekers ist der Doktor Purgante, der Periquillo mit offenen Armen aufnimmt; aber er muß das Mädchen für alles spielen, Botengänge machen, das Maultier füttern und pflegen und die Hühner versorgen. Diese Beschäftigung ist nicht nach Periquillos Geschmack. Kurz entschlossen, sattelt er in einer Nacht das Maultier, stiehlt seinem Herrn einen Mantel, eine Perücke, einige Bücher, ein Rezeptformular und seine Examenpapiere mit dem Doktordiplom, natürlich auch genügende Barmittel, und reitet ganz gemütlich aus Mexiko hinaus. In einem Dorfwirtshaus trifft er Andrés, seinen Kollegen aus der Barbierstube, der bereit ist, ihn als Diener zu begleiten. So kommen sie

nach dem Indianerdorf Tula, wo sich Periquillo dank der gestohlenen Titel als Arzt niederläßt. Mit lateinischen Sprüchen gelingt es ihm, das Vertrauen der Bevölkerung zu erlangen; die ersten Fälle, bei denen es sich um Klistier- und Abführmittel handelt, haben den gewünschten Erfolg; aber die meisten der armen Indianer, die in seine Hände fallen, überleben die Gewaltkuren nicht. Der Pfarrer des Ortes, der von vornherein dem marktschreierischen Wesen und dem Schwall von Lateinbrocken des Pseudoarztes mißtrauisch gegenüberstand, überzeugt sich immer mehr davon, daß dieser ein Schwindler ist; auch die armen Indianer können sich dieser Erkenntnis nicht länger verschließen. Sie greifen Periquillo, als er eben ausreiten will, mit einem Hagel von Steinen an und beschimpfen ihn mit allen Kraftausdrücken des indianischen Wortschatzes. Er entflieht mit solcher Eile auf dem Maultiere, daß dieses unterwegs zusammenbricht und verendet. Zu Fuß und mittellos betritt er wieder seine Vaterstadt Mexiko.

Nach weiteren nebensächlichen Abenteuern hat dort Perico das Glück, einen Treffer in der Lotterie im Betrage von 3000 Pesos zu gewinnen. Natürlich denkt unser Held nicht etwa daran, mit Hilfe dieses Sümmchens einen neuen Lebenswandel zu beginnen, sondern er wirft das Geld auf die unvernünftigste Weise zum Fenster hinaus. Er kauft Möbel und Wäsche und richtet sich häuslich ein. Auch sucht er nach einer Köchin. Der Zufall will es, daß sich als solche jene Luisa meldet, wegen der er seinerzeit aus dem Hause Chanfainas hatte fliehen müssen. Auch sie war damals bald aus dessen Haus entlaufen, und aus Gram darüber war der verliebte Alte gestorben. Mit Luisa verlebt Perico einige Monate in Saus und Braus. Bald aber wird er ihrer überdrüssig, um so mehr, als er ein Mädchen aus gutem Hause, Mariana, kennenlernt. Mit ihr will er sich verheiraten. Aber zuerst gilt es, Luisa aus dem Hause zu treiben, die seinen Plänen hinderlich ist. Ein Freund übernimmt es, sie zu verführen und sich im richtigen Augenblick von Perico überraschen zu lassen. Trotz all ihrer Tränen und Beteuerungen stößt der Hartherzige sie auf die Straße. Acht Tage später wird seine Hochzeit gefeiert; das Geld für die üblichen Brautgeschenke hat sich Perico mittels eines Wechsels verschafft, den er seinem reichen Onkel abzuschwindeln verstand. Aber natürlich liegt es ihm ferne, den Wechsel zu bezahlen. Der reiche Onkel hat das Nachsehen. Die Mittel, über die Perico verfügt, schmelzen immer mehr zusammen; er muß Kleider und Möbel verkaufen, und seine Frau erkennt zu spät, wen sie geheiratet hat. Streit und Schläge sind die Folge. Infolge dieser Unannehmlichkeiten und des schlechten Lebens erkrankt Mariana; auch steht sie ihrer Entbindung nahe. Der unsachgemäße Eingriff einer pfuscherischen Hebamme hat den Tod der jungen Frau zur Folge. Perico

fühlt diesmal wirklich Reue über sein rücksichtsloses Benehmen; aber es ist zu spät. Da der Hausherr alle seine Möbel pfänden ließ und er über keine Barmittel mehr verfügt, ist er wieder auf das Pflaster geworfen.

Seine Freunde von ehemals, die in den fetten Tagen bei ihm praßten, haben nur noch Spott und Hohn für ihn. Er trifft Luisa, die nun mit einem braven Menschen verheiratet ist; sie reizt ihn neuerdings; aber ihr Mann, der die Szene belauscht hat, stürzt sich wütend auf ihn und versetzt ihm einen Messerstich. Er wird ins Hospital gebracht; doch die Wunde heilt bald.

In einer Kirche trifft er einen ihm bekannten Sakristan, der einen Gehilfen benötigt. Perico nimmt an. Aber er soll nicht lange in seiner neuen Stellung verweilen. Mit einem anderen Gehilfen schickt er sich an, in einer Nacht eine in der Kirche aufgebahrte Leiche ihres Schmuckes zu berauben; bei dieser Gelegenheit drücken sie den Leichnam so sehr, daß sich die noch in seinem Magen befindliche Luft frei macht und es scheint, als ob die Leiche einen Seufzer ausstoße. Vor Schreck läßt Perico den toten Körper los, dessen starre Arme durch das Gelenkspiel ihn nun am Nacken erfassen. Er und sein Helfershelfer fallen ohnmächtig zu Boden. Der Pfarrer entdeckt den Sachverhalt und entläßt die Missetäter mit einer heilsamen Ermahnung, da sie ihm schon genug bestraft zu sein scheinen.

Wiederum auf die Straße geworfen, trifft er dort einen Bekannten, der als Bettler sein Brot verdient. Er wird von ihm in das mexikanische Reich Monipodios eingeführt, wo man abends in heiterer Runde das verschwelgt, was man am Tage als falscher Krüppel gewonnen. Perico spielt den falschen Blinden mit Geschick und kommt auf seine Rechnung. Eines Tags aber erkennt ihn ein Philanthrop, der ihm schon früher einmal beigestanden war; er hilft ihm wieder mit Geld aus und entreißt ihn dem Bettlerleben. Er empfiehlt ihn an einen seiner Freunde, den Subdelegaten von Tixtla, bei dem er als Schreiber eintritt. Dies ist ein Beamter, der seine Stellung in jeder Hinsicht mißbraucht und die Bevölkerung systematisch aussaugt. An Periquillo findet er einen würdigen Helfer und Beirat. Die Regierung kommt aber ihrem Treiben auf die Spur; der Subdelegat wird abgesetzt und zu einer Geldstrafe, Periquillo auf acht Jahre zum 'Dienste des Königs' verurteilt, und zwar mit Manila als Bestimmungsort.

Als Soldat muß Perico der Not gehorchen; der geregelte Dienst hat einen heilsamen Einfluß auf ihn; er benimmt sich so gut, daß der Oberst ihn zu seinem Diener auserwählt. Der alte Offizier ist ein strenger, aber gerechter Herr, dem es gelingt, Perico ernstlich zu bessern. Acht Jahre verbringt Perico in seinen Diensten auf Manila, und als seine Strafzeit abläuft, verbleibt er aus freien

Stücken bei ihm. Leider stirbt der alte Oberst bald darauf. In seinem Testament ist Periquillo mit 11 000 Pesos bedacht. Bald schifft er sich mit diesem kleinen Vermögen nach seinem Heimatland ein. Ehe das Schiff aber Acapulco erreicht, erleidet es Schiffbruch. Perico rettet das nackte Leben und erwacht auf einer Insel, deren Bewohner sich seiner annehmen. Er wird zuerst Diener, dann Vertrauter des Tután, eines reichen Potentaten. (Der Verfasser verlegt die Insel entgegen aller Geographie in die chinesischen Meere.) Perico gibt sich als Graf aus und erregt die Neugierde des Tután durch seine Schilderung der Verhältnisse seines Heimatlandes, die ganz den Ansichten des Tután widersprechen, so sehr, daß dieser nach Mexiko reisen will. In Pericos Begleitung kommt er dort an. Perico, der längst wieder vom Pfade der Tugend abgekommen ist, zögert nicht lange, den reichen Chinesen in jeder Weise auszubeuten, was zur Folge hat, daß der Fremde allmählich der Sache auf den Grund kommt und dem falschen Grafen die Tür weist.

Von sich selbst angeekelt und halb verzweifelt, will Perico seinem Leben ein Ende machen; aber da er sich vorher Mut angetrunken hat, gelingt es ihm in seiner Trunkenheit nicht, die Schlinge zu knüpfen. Er verläßt am nächsten Morgen Mexiko und trifft auf Räuber, deren Führer sein früherer Bekannter Aguilucho ist. Perico schließt sich ihnen an; bei einem Überfall auf Reisende ziehen sie den kürzeren; der Aguilucho und seine Spießgesellen fallen durch ihre Kugeln; Perico allein entzieht sich durch die Flucht ihren Verfolgungen. Der Ausgang dieses Abenteuers verfehlt nicht seine Wirkung auf Perico; er geht in sich und erkennt seine ganze Verkommenheit; noch kräftiger wird diese Reue, als ihn der Weg an einem Baum vorbeiführt, an dessen Ästen ein Gehenkter im Büßergewand baumelt, in dem er zu seinem Schrecken seinen alten Kumpan Januario erkennt. Von diesem Augenblick an ändert Perico endgültig sein Leben. Er kehrt nach der Hauptstadt zurück, beichtet und kommuniziert und tritt durch Vermittlung eines Freundes bei einem Kaufmann in San Agustín als Kassier ins Geschäft, dient diesem ehrlich und redlich, zahlt alte Schulden ab und sucht alles gutzumachen, was er früher an anderen gesündigt hat. Er heiratet zum zweiten Male, diesmal ein bescheidenes, aber anständiges und guterzogenes Mädchen; als sein Herr stirbt, erbt er dessen Vermögen. Er lebt noch Jahre des Glücks inmitten seiner Familie. Als er zu kränkeln beginnt, schreibt er seine Lebensgeschichte nieder, damit sie seinen Kindern als warnendes Beispiel diene. Vor seinem Tode übergibt er seine Aufzeichnungen seinem Freunde, dem 'Pensador'.

In einem Nachwort berichtet dieser über das erbauliche christliche Ende Periquillos und über die aufrichtige Trauer seiner Familie und seiner Freunde. —

Schon diese gedrängte Inhaltsangabe und insbesondere die der Schlußkapitel wird dem Leser klargemacht haben, daß der *Periquillo Sarniento* zu den lehrhaften, zu den moralisierenden Schelmenromanen gehört. Er wurde daher des öfteren mit dem *Guzmán de Alfarache* verglichen, zuerst, wenn ich nicht irre, von dem mexikanischen Bibliographen José Mariano Beristain y Souza[1] (*la Vida de Periquito* [so!] *Sarniento, que según lo que he visto de ella, tiene semejanza con la del Guzmán de Alfarache*). Da zwischen dem stofflichen Inhalt des *Guzmán* und des *Periquillo* keine engeren Beziehungen bestehen, oder besser gesagt nur Beziehungen, wie sie sich zwischen einem beliebigen spanischen Schelmenroman und dem mexikanischen ergeben und die in der Art begründet sind,[2] so muß man den Vergleich Beristains wohl in erster Linie auf die lehrhafte Tendenz des Werkes beziehen. Der Vergleich des *Periquillo* mit Mateo Alemáns Meisterwerk wurde von den späteren Bibliographen und Biographen wiederholt, aber nie eigentlich begründet. Damit kommen wir überhaupt zu der Frage nach der Quelle oder den Quellen des Romans. Wir dürfen annehmen, daß Fernández de Lizardi, der nach seinen Biographen zwar keine planmäßige Ausbildung genossen hatte, aber äußerst lernbegierig und belesen war, die hauptsächlichsten spanischen Schelmenromane gekannt hat, vielleicht auch den *Gil Blas* des Lesage. Tatsächliche Angaben darüber scheinen freilich nicht vorhanden zu sein. Der Plan Lizardis war ohne Zweifel der, nach dem allgemeinen Muster der spanischen Schelmenromane dem mexikanischen Volke einen Roman zu schenken, in dem die mexikanischen Landessitten im äußerlichen Gewande der *Novela picaresca* anziehend und abwechselnd geschildert würden mit dem Nebenzweck — der für den Verfasser in Wirklichkeit der Hauptzweck war —, die Schattenseiten und Nachteile dieser Sitten und Verhältnisse aufzudecken und auf das mexikanische Volk aufklärend zu wirken. Da die mexikanischen Verhältnisse von denen des Mutterlandes wesentlich verschieden waren, so ist es ohne weiteres augenscheinlich, daß die Nachahmung Lizardis — falls und insoweit sie besteht — sich nur auf die Einteilung des Stoffes und auf die allgemeine Tendenz erstrecken kann. Daß im *Periquillo* die lichtscheue Welt, die *Hampa* oder, wie man in Mexiko sagt, das *Lepe-*

[1] *Biblioteca Hispano Americana Setentrional. Segunda Edicion, publicada el Presbítero Br. Fortino Hipólito Vera* (Amecameca 1883), Bd. II, S. 169 (unter Lizardi). Die heute äußerst seltene Erstausgabe dieses Werkes erschien 1816—21 in Mexiko in drei Bänden. Im Jahre 1816 kamen die ersten Lieferungen des *Periquillo* heraus.

[2] Eine gewisse Ähnlichkeit ergibt sich zwischen der Episode der Heirat Periquillos mit Mariana, seiner Verschwendungssucht und des Wechselschwindels und dem Kapitel 2, Buch 3, Teil II des *Guzmán*, in dem Guzmáns Verheiratung, seine Geldvergeudung und sein Bankrott geschildert wird.

raje, ebenso geschildert wird wie in den spanischen Romanen die Taten der *Valentones* und *Jaques,* ist ebenfalls nur eine äußerliche Verwandtschaft, die der Stoff an sich mit sich bringt. Und daß der Titelheld des Romans als falscher Blinder auftritt und in einer Art von mexikanischem Mirakelhof verkehrt, der an das Reich Monipodios im *Rinconete y Cortadillo* erinnert, ist wohl auch nur ein ferner Anklang, der nicht notwendig als Entlehnung angesprochen werden muß; fehlt doch in dieser Episode ganz der Geist, der Humor und die sich von Geschmacklosigkeiten fernhaltende, maßvolle Würde des Cervantes. Überdies gehörte die Schilderung eines 'Mirakelhofes' zum unvermeidlichen Zubehör der Schelmenromane. Im *Guzmán de Alfarache* (Primera Parte, Libro III, cap. 2) schildert uns Alemán die *Hermandad y Cofradía* der Bettler von Rom mit ihren *Ordenanzas mendicativas* — wobei es sich ganz um die üblichen spanischen Bettlerstatuten handelt, wiewohl die Handlung nach Italien verlegt ist —; im *Buscón* (Parte II^{a}, cap. 1) lernen wir die Gemeinschaft verarmter, nun zum Betteln verdammter Adliger kennen; im *Diablo Cojuelo* des Guevaro (Tranco IX) spielt der 'Duque' oder 'Marqués' des 'Conclave de San Lázaro', d. h. der Bettler von Sevilla, genau dieselbe Rolle wie Monipodio in Cervantes' unvergleichlicher Novelle, und noch in einem der letzten Romane der Art, in *Día y Noche de Madrid* von Francisco Santos (Discurso Primero), wird Juanillo, der schelmhafte Held, von einem auf Krücken einherhumpelnden Bettler in die Cofradía eingeführt.

Nichts spricht aber für eine direkte Entlehnung aus irgendeinem dieser Romane. Der Stoff des *Periquillo* wurzelt — von äußerlich ähnlichen Episoden abgesehen[1] — einzig und allein in Mexiko und den mexikanischen Verhältnissen der damaligen Zeiten, d. h. der letzten Periode der spanischen Herrschaft. Die tiefen inneren Schäden dieser Herrschaft und zugleich die moralischen Schwächen seiner Landsleute aufzudecken und an den Pranger zu stellen und dadurch in doppeltem Sinne das Volk aufzuklären, das war der eigentliche Zweck des Verfassers bei diesem Roman wie bei seinen übrigen Schriften, von denen noch die Rede sein soll.

---

[1] Außer den im vorhergehenden erwähnten stofflichen Anklängen an spanische Schelmenromane mag die Episode, nach der Periquillo bei einem Barbier dient und dabei die Leute, die sich seinem Schermesser anvertrauen, schindet, an eine ähnliche im *Estebanillo González* erinnern, wo der Titelheld ebenfalls Lehrling eines Baders ist und die Kunden so mit dem Messer mißhandelt, daß er ihrer Wut und ihren Rachegelüsten sich nur durch die Flucht entziehen kann (ähnlich wie wiederum Periquillo als Kurpfuscher vor den zornigen Indianern Reißaus nehmen muß). Und auch Estebanillo flieht aus dem Hause eines zweiten Barbiers mit dessen Instrumenten (ähnlich wie Periquillo aus dem des Doktors Purgante) und läßt sich in Neapel als falscher Arzt nieder (gleich unserem Periquillo in Tula).

Aus diesem inneren Drang heraus ist es ohne weiteres zu verstehen, daß Lizardi mehr von den ausgesprochen moralisierenden Schelmenromanen angezogen wurde als von den objektiv schildernden, obgleich diese gewiß satirisch schärfer wirken und künstlerisch höher stehen als die ersteren. Aber Lizardi kam es auf den künstlerischen Zweck viel weniger an als auf den belehrenden. Er wollte sein Publikum auch unterhalten, gewiß; aber nicht an und für sich, sondern um unter dem Deckmantel ergötzlicher Abenteuer seine guten Lehren an den Mann zu bringen.

Schon der äußere Rahmen des Romans läßt darüber keinen Zweifel aufkommen. 'Vor Monaten im Bette liegend, kämpfte ich mit den Ärzten und den Krankheiten und erwartete gottergeben den Tag, an dem sich die Bestimmung der göttlichen Vorsehung erfüllen sollte und ihr, meine geliebten Kinder, mir die Augen schließen würdet; da habe ich den Gedanken gefaßt, für euch die keineswegs ungewöhnlichen Begebnisse meines Lebens aufzuzeichnen, damit ihr euch vor den vielen Gefahren hüten und bewahren lernet, die den Menschen im Laufe seines Lebens bedrohen und schädigen.' So beginnt der Roman. Und der Vater verspricht seinen Kindern, auch seine größten Verirrungen nicht zu verschweigen, sondern ohne Zurückhaltung zu erzählen, da sein Wunsch allein der sei, 'sie zu belehren und von den Klippen fernzuhalten, gegen die so oft seine Jugend scheiterte'. Und der Roman schließt mit dem Nachwort des Pensador, dem der Verfasser vor seinem Tode seine Aufzeichnungen hinterlassen hat, worin seine letzten Stunden, seine Reue, seine Ergebenheit in den Willen Gottes, sein erbauliches Ende geschildert werden. Durch das abschreckende und durch das löbliche Beispiel will der Verfasser belehren und einwirken.

Diesen Rahmen hat der *Periquillo Sarniento* mit dem Roman des González Céspedes y Meneses, der *Varia Fortuna del Soldado Pindaro,* gemeinsam. In diesem gibt der Verfasser vor, er habe einst auf einer Reise in einem Hafen auf ein Schiff warten müssen und in einem Kloster Unterkunft gefunden; dorthin sei des Nachts ein verwundeter Soldat geflohen, um ein Asyl zu finden, und von diesem habe er das Manuskript der Autobiographie erhalten, die dem Roman zugrunde liegt. Und mit dem renevollen Tode eines Protagonisten dieses Romans schließt der *Soldado Pindaro.* Und im *Periquillo él de las Gallineras* fehlt zwar der eigentliche Rahmen; aber auch dieser Roman endet mit dem erbaulichen Ende des Titelhelden inmitten der weinenden Familienangehörigen und Freunde; und der Verfasser fügt hinzu: '*A esta palabra espiró este que me dió materia para escrivir este libro; este exemplo del Mundo: este que se conoció a si: este pobre rico, Periquillo él de las Gallineras.*'

In den Schelmenromanen der ersten Periode enden die *Pícaros* meist 'im Dienste des Königs' auf den Galeeren, oder sie begeben sich, wenn ihnen der Boden Spaniens unter den Füßen zu heiß wird, nach jenen *Indias*, die nach Cervantes' bekannten Worten zu Eingang des 'Celoso Estremeño': *refugio y amparo de los desesperados de España, iglesia de los alzados, salvoconducto de los homicidas, pala y cubierta de los jugadores, añagaza general de mujeres libres, engaño común de muchos y remedio particular de pocos* waren. Erst den moraltriefenden Romanen der zweiten Periode war der erbauliche Schluß vorbehalten. Es kann nach dem Bishergesagten nicht wundernehmen, daß sich Fernández de Lizardi ebenfalls für diesen entschloß. Dieser Rahmen hat aber wenigstens das eine Gute, daß er den moralischen Inhalt besser rechtfertigt. Denn im *Guzmán de Alfarache* zum Beispiel erzählt der pikareske Protagonist sein Leben von den ersten Jugendjahren an und läßt seinen Bubenstücken und Schelmenstreichen stets unmittelbar eine heilsame Nutzanwendung folgen. Wir empfinden es aber als unnatürlich und unwahrscheinlich, daß der lebensfrohe und unbesonnene Fant seinen Schelmenstreichen eine *moraleja* beifügt, wogegen eine solche hinreichend motiviert erscheint, wenn ein alter, von seinen Irrungen bekehrter Vater eine solche überall da anbringt, wo er aus den schlimmen Erfahrungen seines Lebens Kapital schlagen will für seine noch unerfahrenen Kinder.

Es ist auch charakteristisch, daß der Periquillo nicht etwa der der Sohn armer oder verkommener Eltern ist, wie Lazarillo oder der Pablos Quevedos, sondern von ehrsamer und nicht unbemittelter Familie abstammt. Das hat er mit Guzmán gemeinsam, dessen Vater ein reicher genuesischer Kaufmann war, der geadelt wurde. *La sangre se hereda y el vicio se apega*, setzt Guzmán hinzu. Aber der Vater Guzmáns ist ein abenteuerlicher, geldgieriger, leidenschaftlicher Mann, und so ist der Drang des Sohnes nach Abenteuern wenigstens im Sinne einer gewissen Vererbung erklärlich. Bei Periquillo vermißt man diese Begründung. Sein Vater ist ein musterhafter, rechtlicher und tugendsamer Mann; seine Mutter eine zwar eitle und schwache, aber herzensgute Frau. Wenn es auch Kinder gibt, die, wie man so sagt, 'aus der Art schlagen', so ist das eben doch die Ausnahme. Für einen Schelmenroman erscheint eine solche Ausnahme kaum als geeignet; und tatsächlich begegnen wir ihr in keinem der spanischen Vorbilder. Nicht umsonst läßt der Verfasser der *Pícara Justina* diese sagen (Libro I, cap. 2), daß ein richtiger Schelm (oder hier eine Schelmin) das Schelmentum ererbt haben müsse, sonst sei es nur ein Dreiviertelsschelm (*debe probar que la picardía es herencia, donde no, será pícara de tres a cuatro*). Aber Lizardi kam es gerade darauf an, an einem solchen Fall zu zeigen, wie schwach die menschliche Natur ist, wie

gebrechlich der Wille, und wie selbst unter den besten Voraussetzungen überall moralische Gefahren drohen, die nicht nur von außen an den Menschen herantreten, sondern in seinem Inneren schlummern. Nicht oft genug kann Periquillo seinem inneren Hang zum Schlechten, seine *perversa inclinación*, sein *mal genio* hervorheben. Obwohl er von seinem Vater die besten Lehren empfängt und an ihm das beste Beispiel vor Augen hat, wählt er sich aus seinen Schulkameraden die schlimmsten und verkommensten zu Freunden aus. Und später, als der verständige Oberst in Manila einen anständigen Menschen aus ihm gemacht hat und er diesem über acht Jahre lang in Ehren dient, genügt es, daß sein Gönner die Augen für immer schließt, und schon befindet sich Periquillo wieder auf den alten Abwegen.

Man vermißt hier wie an manchen anderen Stellen des Romans die tiefgehendere Begründung, die psychologische Herausarbeitung. So wird man, um nur noch ein Beispiel anzuführen, die außerordentliche Gemütsroheit, die Periquillo vom Sterbelager seiner Mutter fernhält, für geschmacklos, aber auch für unbegründet und unwahrscheinlich halten, da doch aus anderen Stellen genügend hervorgeht, daß Periquillo gerade seiner Mutter trotz aller Verstocktheit und allen Leichtsinns zugetan ist.

Die Szenen des langen Romans — er füllt in der neuesten Volksausgabe über tausend enggedruckte Seiten — sind durch den biographischen Faden lose, aber nicht ungeschickt verbunden. Die Schilderung der Zustände und der Typen der ausgehenden Kolonialzeit sind lebensgetreu und wahrheitsgemäß dargestellt, das Elend der Massen, die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Beamten, die haarsträubenden Verhältnisse im Gerichtsleben, in den Schulen, in den Gefängnissen und Krankenhäusern, die Verrohung und Vertierung der gutmütigen, aber vollkommen herabgekommenen Indianer, die soziale Pest des *Lepe raje*, all das vereint sich zu einem lebendigen Bilde des Mexikos des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, das dieser Zustände satt war und der Freiheit entgegenlechzte, von deren Predigern und Märtyrern Lizardi einer gewesen. Dieses anschauliche Bild ist es, was diesen Roman lesenswert macht, was ihm in erster Linie die große Popularität in Mexiko verschafft hat und was auch das künstlerisch Bedeutsame an ihm ist.

Denn die moralischen Exkurse, die Lizardi in so reichlichem Maße in seinen Roman einstreut, vermögen den Leser, so berechtigt diese Lehren an sich sein mögen, nicht zu fesseln. Dazu sind sie zu lehrhaft, zu aufdringlich, zu schulmeisterlich. Auch im *Guzmán de Alfarache* nimmt die *Moraleja* nahezu die Hälfte des Romans ein und ermüdet auf die Dauer, so daß man das Buch nur in Abständen zu Ende lesen kann. Gibt es ja selbst alte *Guzmán*-Ausgaben, in denen die lehrhaften Abschnitte durch Zeichen kennt-

lich gemacht sind, offenbar nicht um ihre Bedeutung hervorzuheben, sondern um den Leser über diese Stellen hinweg wieder den Faden der eigentlichen Erzählung finden zu lassen. Trotzdem wird der verständige Leser immer wieder gern, wenn auch mit Pausen, zu den Moralexkursen Mateo Alemáns zurückkehren. Sind sie doch in so prächtiger volkstümlicher Sprache abgefaßt, als Aphorismen und Sentenzen verkleidet und so in den Gang der Ereignisse, auch der alltäglichen, eingeschaltet, daß sie ein Kompendium abgeklärter Lebensphilosophie darstellen, in dem man immer wieder gern blättert.

Fernández de Lizardi aber ist ein Demagoge, dem die Französische Revolution und die Aufklärungsliteratur frisch vor Augen steht.[1] Er vermag es nicht, das Lehrhafte mit seinem Erzählungsstoff so zu verschmelzen, daß beide künstlerisch ein Ganzes bilden, er versucht es auch kaum; es kommt ihm sichtlich nur darauf an, neben dem *Dulce*, durch das er sein Publikum gefangennehmen will, das *Utile* möglichst breitzutreten.

Jede Lebenslage und jedes Ereignis wird ihm zum Anlaß, eine kleine Abhandlung über den Fall in die Erzählung einzuflechten, die gewöhnlich lehrt, wie es sein sollte, während der Roman selbst zeigt, wie es leider in Wirklichkeit ist.

---

[1] Es scheint, daß er die französische Aufklärungsliteratur hauptsächlich auf dem Umweg über die spanischen *Afrancesados* kennengelernt hat, worauf mich Herr Prof. Morf gütigst aufmerksam machte. Der Titel seiner Zeitschrift *El Pensador Mexicano* entspricht sichtlich dem des *El Pensador Matritense* des José Clavijo y Faxardo.

Den Roman eines anderen *Afrancesado*, die *Noches lúgubres* des José Cadalso y Vázquez, hat er in den *Noches tristes* nachgeahmt. Von einem Melodrama in zwei Akten, das den Titel *El Negro Sensible* (Mexiko 1825) trägt, hat Fernández de Lizardi den zweiten Akt geschrieben, während der Verfasser des ersten unbekannt ist, s. González Obregón a. a. O. S. 63; dieses Stück ist offenbar eine Nachahmung des gleichnamigen von Francisco Comella. Menéndez y Pelayo, *Historia de la Poesía Hispano Americana* I (Madrid 1911), S. 100, Anm. 1, der Lizardis Schriften nur indirekt aus González Obregón kennt, scheint diesen mißverstanden zu haben, da er sagt: *Lizardi tenía muy mal gusto: faste decir que añadió una segunda parte á El Negro Sensible de Comella.* — Für seine Fabeln ist ihm, falls er Lafontaine nicht direkt gekannt hat, wohl Felix María de Samaniego die Quelle gewesen; denn Iriarte liegt ferner; die Fabeln Lizardis weisen keine Spur von dessen feiner literarischen Satire noch von seinem eleganten Stil auf.

In den Flugschriften und periodischen Veröffentlichungen macht sich die Nachahmung der französischen Aufklärungsliteratur besonders geltend, sei es daß sie Lizardi auf direktem oder indirektem Wege kennenlernte. Pädagogische Fragen behandelte er mit Vorliebe, sowohl in diesen Schriften wie in seinen Romanen. Die *Conversaciones del Payo y el Sacristán* verfechten eine These, die Bayle und Voltaire des öfteren warm vertreten (s. S. 99). Auch im *Periquillo* fehlen solche Einflüsse nicht. Eine genauere Untersuchung dieser Beeinflussungen müßte sich aber auf die gesamte publizistische Tätigkeit unseres Autors erstrecken und lag uns hier ferne. Sonderbarerweise ist es den mexikanischen Literarhistorikern bisher nicht einmal eingefallen, auf diese Zusammenhänge hinzuweisen, geschweige denn den Quellen nachzugehen.

So enthält der Roman eine Reihe von kürzeren oder längeren Belehrungen über die verschiedensten Dinge: über den Aberglauben und die Sinnlosigkeit der *Fuja de dijes*, d. h. der Mittel gegen den bösen Blick (I, 1), über die richtige Wahl der Taufpaten und der Ammen (I, 1), über die Folgen der Verhätschelung der Kinder (I, 1), über die guten und die schlechten Lehrer (I, 2), über die üble Sitte der Spitznamengebung (I, 2), über die ungerechtfertigte Abneigung gegen das Handwerk (I, 3), über die Schranken der richtigen Liebe, die nicht grenzenlos sein darf (I, 4), über die höhere Schulbildung in Mexiko, ihre Mängel und ihren Schematismus (I, 5); über die Roheit der Stiergefechte (I, 6), über den Priesterstand, seine ideale Aufgabe und die tatsächlichen Auswüchse in Mexiko (I, 9 u. 10), über das Klosterleben (I, 10); über die wahre Bedeutung der Trauer um die Toten (I, 13), über das Tanzen (I, 14), über das Rauchen (I, 15), über das Spielen (I, 17), über die Zustände in den Krankenhäusern, die Ärzte und Krankenpfleger (I, 18), über die Gefängnisse, die Richter und Gerichtsbeamten (I, 23), über die Hebammen (II, 6), über die falschen Freunde (II, 7), über den Unfug der Bettelei (II, 8), über die Sklaverei (II, 12) und noch viele andere Dinge mehr.

Was der Verfasser im einzelnen über diese Fragen vorbringt, kann meist nur den Beifall jedes rechtlich denkenden Menschen finden. Insbesondere war seine Darstellung der menschenunwürdigen Zustände in den Krankenhäusern und Gefängnissen des Landes höchst verdienstlich und zeugen von nicht geringem Mut in einer Zeit, wo ein öffentliches Rügen der herrschenden Zustände nicht ohne Gefahren war. Lizardi konnte aus Erfahrung sprechen; die Kerker des Staates waren ihm nur zu gut bekannt; oft hat er den Freimut seiner Rede dort zu büßen gehabt. Aber auch dadurch ließ er sich nicht abschrecken, immer wieder für Freiheit und Menschenrechte eine Lanze zu brechen. Seine beredte Verurteilung der Sklaverei und sein Eintreten für diese geknechtete Menschenklasse im 4. Buch des *Periquillo* — vierzig Jahre vor dem Erscheinen des berühmten Romans der Beecher-Stowe, *Uncle Tom's Cabin* — hatte zur Folge, daß diesem Bande von der vizeköniglichen Regierung die Druckerlaubnis versagt wurde, so daß er erst nach dem Tode des Verfassers und nach der Abschüttlung der spanischen Herrschaft erscheinen konnte. Es ist kein geringer nationaler Ruhmestitel für Fernández de Lizardi, kühn mit dem Wort und noch unter der Fremdherrschaft für eine Sache eingetreten zu sein, die später Hidalgo und Morelos im freien Mexiko verwirklichen durften.

Aber so verdienstlich auch dieses Aufräumen mit Vorurteilen und Bekämpfen von Mißständen von seiten unseres Autors ist, so vermochte er doch nicht, diese seine Betrachtungen mit seinem

Roman künstlerisch zu verschmelzen. Sie werden immer als Abhandlungen wirken gleich den vielen, die der Verfasser auf Flugblättern und in den von ihm begründeten Zeitungen in die Welt hinausschickte, und wie diese sind sie zwar sachlich und belehrend, aber eben deshalb unkünstlerisch. Da aber ein Roman eine Literaturgattung ist und künstlerische Zwecke verfolgen muß, wirken diese Abschnitte störend, schaden dem Fortschreiten der Handlung und lähmen das Interesse des Lesers.

Ein Beispiel möge dies zeigen. Gelegentlich der ersten Ehe Periquillos wird nach dem Hochzeitsmahl getanzt; man hat Punsch getrunken, und der Tanz wird daher etwas ausgelassen. Daher hören wir jetzt folgende Philippika des Verfassers:

'Diejenigen, die Tänze veranstalten, und besonders derartige (und in Wirklichkeit gibt es wenige anständige), sind Kuppler und Begünstiger von tausenderlei skandalösen Unanständigkeiten. Es mag sein, daß sie das nicht beabsichtigen, daß sie das nicht wollen und sogar Ekel darüber empfinden, doch alles das verhindert nicht, daß sie diese schlüpfrigen Dreistigkeiten (*lúbricas desenvolturas*) erlaubt und in erster Linie veranlaßt haben; denn die gute Philosophie lehrt, daß, was Ursache der Sache ist, Ursache des Verursachten ist; und deshalb müssen diejenigen, die einen Ball veranstalten wollen, viele Dinge berücksichtigen, um diese skandalösen Zügellosigkeiten zu vermeiden; tun sie das nicht, so werden sie vor aller Welt als Kuppler erscheinen, und vor Gott werden sie für alle die Sünden verantwortlich sein, die in ihrem Hause begangen werden. Wer einen Ball veranstalten will, muß nach meiner Ansicht folgende Regeln einhalten: 1. Die Frauen, die daran teilnehmen, müssen anständig und aus gutem Hause sein, und niemals allein für sich lebende oder freizügige; es müssen Töchter aus guter Familie oder verheiratete Frauen sein und mit ihren Eltern oder ihrem Manne kommen, damit der Respekt vor diesen sie im Zaume halte und ebenso auch die abenteuerlustigen jungen Männer. 2. Niemals lade man mit Wissen und Willen einen von diesen jungen Männern ein, wie groß auch ihre Geschicklichkeit im Tanzen sei; denn besser ist es, es wird schlecht getanzt als geschickt verführt. Gewöhnlich sind diese guten Tänzer nur abgefeimte Spitzbuben; sie haben bei einem Balle nur zwei Absichten: sich zu unterhalten und geistreiche Witze zu machen (*chonguear,* das ist ihr Ausdruck). Dieses *chongueo* ist weiter nichts als Verführung und Frechheit. Wenn sie es können, verführen sie das Mädchen und machen die verheiratete Frau ihre Pflicht vergessen, und alles das nicht aus Liebe, sondern nur aus Lasterhaftigkeit und zum Zeitvertreib.'

Und so geht es noch drei Seiten weiter, um mit der Erkenntnis zu schließen, daß der Tanz ein Kreis ist, dessen Mitte der Teufel ist (*el baile es un círculo, cuyo centro es el demonio*).

In seinem Eifer, Mißstände abzustellen, kennt der Verfasser keine Grenzen. Sprichwörter, Zitate aus der Bibel und aus Kirchenschriftstellern, alles kommt ihm in diesem Falle gelegen, ja, oft genügen ihm fünf oder zehn Seiten Moralpredigt noch nicht, und er kommt noch in Anmerkungen auf nebensächliche Punkte zurück, die ihm im Haupttexte noch nicht genügend geklärt erscheinen.

Es ist merkwürdig, daß die Kritik zur Zeit der Veröffentlichung des *Periquillo* nicht nur etwa fand, daß der Verfasser im Punkte Moral etwas zuviel des Guten bot, sondern ihm gleichzeitig vorwarf, daß er die guten Sitten beleidige dadurch, daß er *los peores gentes de la sociedad* vorführe, und daß der Roman nur *acaecimientos los más comunes, ... sucios, violentos y degradados* enthalte.

Lizardi hat sich gegen diesen Vorwurf, den Don Manuel Terán im *Noticioso General* gegen ihn erhob, in einer 'Apología' verteidigt, und zwar mit Geschick. Er weist darauf hin, daß durchaus nicht ausschließlich Leute aus plebejischen Kreisen den Rahmen seines Romans füllen, und beruft sich mit Recht auf Cervantes, der auch keineswegs vor der Schilderung von Szenen aus den niedrigen Volksschichten zurückschreckte. Er hätte auch ein beliebiges seiner spanischen Vorbilder, einen beliebigen Schelmenroman anführen können. Und wenn ihm der Kritiker vorwirft, er sei der erste, der im *estilo de la canalla* geschrieben habe, so entgegnet er mit Recht, daß in seinem Roman Nonnen, Klosterbrüder, Geistliche, Rechtsstudierende, Schreiber, Ärzte, Obersten, Kaufleute, Adlige vorkommen, die alle so sprechen, wie ihre Standesklasse zu sprechen pflege. Wenn aber *pícaros* zum Worte kommen, so lasse er sie eben auch so sprechen, wie sie es zu tun pflegen. Auch hier hätte er sich auf die spanischen Vorlagen berufen können, zu deren vollkommenem Verständnis eine nicht unbeträchtliche Kenntnis des spanischen Rotwelsch erforderlich ist. Lizardi verwendet mexikanische Gaunerausdrücke, erklärt sie aber auch in den Fußnoten. Und wenn sein Spanisch in Mexiko gebräuchliche Idiotismen enthält, so macht er nur von einem Rechte Gebrauch, das in der spanischen Prosaliteratur stets gegolten hat, von den Andalusismen der Schelmenromane bis zu den verschiedenen Regionalismen der Fernán Caballero, Pereda, Palacio Valdés, Pérez Galdós usw. Gerade dadurch erhält der Roman sein Lokalkolorit, und die Verwendung der Mexikanismen ist um so berechtigter, als es in Amerika so viele Dinge gibt, die sich schlechterdings nicht mit einem reinspanischen Worte ausdrücken lassen, falls man nicht zu langatmigen Umschreibungen und puristischen Pedanterien seine Zuflucht nimmt. Ein derartiger *castizismo* würde um dem Charakter des Romans geschadet haben.

Eine andere Frage ist, ob der Roman überhaupt in gutem Stile geschrieben ist. Diese Frage wird im allgemeinen verneint. Es

steht einem fremden Beurteiler nicht zu, sich in Stilfragen einzulassen. Ich glaube, daß der Vorwurf nicht ganz unberechtigt ist, ohne auf die kastizistischen Tüfteleien Wert zu legen, die sich damit beschäftigen, ob man nur *ocuparse en* oder auch *ocuparse de* sagen dürfe, und mit ähnlichen Haarspaltereien. Aber es ist leicht ersichtlich, daß Lizardi auf Ausgleichung und Abfeilung im sprachlichen Ausdruck ebenso wenig Wert gelegt hat wie auf eine Abrundung und richtige Proportionierung seines Stoffes. Er war ein Vielschreiber, Journalist und Demagoge und legte mehr Wert auf den Inhalt als auf die Form. Aber er ist sich auch seiner Schwächen bewußt. Im letzten Kapitel seines Werkes spricht er sich darüber mit seltener Selbsterkenntnis und rührender Offenheit aus: 'Täuschen Sie sich nicht, meine Herren! Ich bin kein Gelehrter, kein Gebildeter und kein Weiser. ... Ich selbst schäme mich, Fehler gedruckt vor mir zu sehen, die ich zur Zeit der Abfassung nicht wahrnahm. Die Leichtigkeit, mit der ich schreibe, spricht nicht für Geschicklichkeit. Tausende Male schreibe ich inmitten der Zerstreuung durch meine Familie und meine Freunde; aber das rechtfertigt meine Fehler nicht; denn ich sollte mit Ruhe schreiben und meine Schriften ausfeilen nach dem Beispiel Virgils oder Horazens; aber nachdem ich auf diese Weise geschrieben habe und erkenne, daß ich infolge meiner natürlichen Neigung nicht die Geduld habe, viel zu lesen, zu schreiben, auszustreichen, zu verbessern, noch meine Schriften nochmals langsam durchzugehen, bekenne ich, daß ich nicht so handle, wie ich es sollte, und ich glaube fest, daß mich die Verständigen entschuldigen werden und meiner erhitzten Phantasie die gewiß stets verderbliche Überstürzung meiner Feder zugute halten werden. Ich berufe mich auf das Urteil der Verständigen, denn um das der Dummköpfe kümmere ich mich nicht.'

Wir haben schon erwähnt, daß der Verfasser, wenn ihm auch stets das Vorbild der spanischen Schelmenromane vorschwebte, doch die Vorkommnisse in seinem Roman der mexikanischen Sphäre entlehnte und vor allem die eigene Anschauung, das Selbstgesehene und Selbsterlebte, in den Vordergrund stellte.

Eine kurze Schilderung des Lebensganges unseres Verfassers wird zeigen, wie eng dieser Roman mit seinem Leben verknüpft ist und wie er neben vieler 'Dichtung' auch manche 'Wahrheit' enthält.

Das genaue Datum der Geburt José Joaquín Fernández de Lizardis war bis in die jüngste Zeit unbekannt geblieben. Die Angaben schwankten zwischen 1771 und 1778. Aber kürzlich gelang es dem Bibliothekbeamten D. Nicolás Rangel[1] in Mexiko, die Taufurkunde Lizardis unter den Akten der Kirche Soledad de

[1] Eine vorläufige Mitteilung über den Fund befindet sich in Nr. 7222 der Zeitung *El Imparcial* (Mexiko) vom 14. Januar 1914. Ein ausführlicher Bericht soll im *Boletín de la Biblioteca Nacional de México* erscheinen.

Santa Cruz zu entdecken, und daraus ergibt sich, daß der Verfasser des *Periquillo* am 15. November 1776 als Sohn des Don Manuel Fernández de Lizardi und der Doña Bárbara Gutiérrez in der Hauptstadt geboren und in der erwähnten Kirche getauft wurde. Sein Vater war als Arzt im Jesuitenkollegium von Tepotzotlán angestellt und bezog als solcher ein sehr bescheidenes Honorar, das es ihm nicht erlaubte, seinem Sohn die Ausbildung angedeihen zu lassen, die seine frühzeitig bekundete Begabung verdient hätte. Er trat mit sechs Jahren in die Dorfschule von Tepotzotlán ein, die wir uns wohl so ähnlich vorstellen dürfen wie die beiden ersten von Periquillo besuchten Schulen. Dann kam er nach der Hauptstadt, um bei dem Lateinlehrer D. Manuel Enríquez Latein zu lernen; dieser Lehrer genoß zwar einen großen Ruf, scheint aber ziemlich pedantisch gewesen zu sein und dem Magister zu entsprechen, von dem es im Roman heißt: *enseñaba mucha gramática latina y poca latinidad*. Hierauf bezog er das berühmte Colegio de San Ildefonso, die bedeutendste und größte Bildungsstätte des Mexikos der Kolonialzeit, heute noch eins der prächtigsten und ausgedehntesten Gebäude der Stadt und wiederum Sitz eines Teils der Nationaluniversität, der Escuela Preparatoria. Mit siebzehn Jahren erhielt er den Titel eines Baccalaureus und begann nun Theologie zu studieren. Da aber sein Vater starb und seine Mittel zur Fortsetzung des Studiums nicht ausreichten, mußte er sich einem praktischeren Berufe zuwenden. Man weiß nicht viel über diese Periode seines Lebens; sein erster Biograph, A. F. A.,[1] sagt uns nur, daß er sich nach dem Tode seines Vaters sein Brot durch Abschreiben verdiente und später zum Interimsrichter (*juez interino*) oder Justizbeamten (*encargado de justicia*) in Tasco ernannt wurde, welche Stellung er dann auch in einem Orte des Gerichtsbezirks von Acapulco bekleidete, worauf er nach Mexiko zurückkehrte. Um 1805 verheiratete er sich mit Doña Dolores Orenday. Von seiner Rückkehr nach der Hauptstadt an beginnt seine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit. Den Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges (1810) sah er gewiß mit Freuden. Nachdem er schon einige kleinere Schriften veröffentlicht hatte, gründete er 1812 seine berühmte Zeitung *El Pensador Mexicano*, nachdem am 30. September desselben Jahres durch die sog. 'Constitución de Cádiz' die bis dahin unbekannte Preßfreiheit für Mexiko verkündet wurde. In seiner Zeitung begann Lizardi einen mutvollen Feldzug gegen die Ungerechtigkeit der vizeköniglichen Regierung, gegen die Unterschleife der Beamten und die übrigen zahlreichen Mißbräuche, und scheute sich nicht, auszusprechen, *que ... no hay mucho de*

[1] *Muerte del Pensador y Noticia histórica de su vida, por A. F. A.* México, *Imprenta en la ex-Inquisición, á cargo de Manuel Ximeno*. 1827.

las civilizadas que haya tenido más mal gobierno que la nuestra (y peor en la América), ni vasallos que hayan sufrido más rigorosamente las cadenas de la arbitrariedad. Solche bittere Wahrheiten konnten natürlich der Regierung nicht gefallen, und als am 3. Dezember 1812 Lizardi im *Pensador* den Vizekönig D. Francisco Javier Venegas zu seinem Geburtstage zwar beglückwünschte, aber ihm zugleich aufs neue einen Spiegel vorhielt, in dem er als *un hombre que (por serlo) está sujeto al engaño, a la preocupación y a las pasiones* erschien, da antwortete der Vizekönig zwei Tage später damit, daß er die Preßfreiheit wieder aufhob und Lizardi ins Gefängnis werfen ließ.

Sieben Monate später gewann er den Prozeß gegen die Regierung und erlangte wieder seine Freiheit. Wieder erschienen Nummern seines *Pensador Mexicano,* der schließlich bis zu drei Quartbänden anschwoll. Er tritt darin u. a. für den kostenlosen, aber obligatorischen Schulunterricht nach modernen Grundsätzen ein und schildert die verwahrlosten Schulzustände im Lande ganz ähnlich wie im *Periquillo.* Neben dem *Pensador* ließ er zwanglose Supplemente unter dem Titel *Pensamientes extraordinarios* erscheinen; und als er 1814 den *Pensador* abschloß, ließ er diesem eine ganze Reihe von Flugblättern und 'Miszellaneen' folgen, so die *Alacena de Frioleras* (1815), die *Ratos entretenidos* (1819), den *Conductor Eléctrico* (1820).[1] Diese seine Flugschriften wurden in der Provinz nachgedruckt und riefen ein neues Heer von Flugblättern hervor, in denen seine Ansichten diskutiert wurden. Selbst dem Sammlerfleiße eines so gewissenhaften Arbeiters, wie es D. Luis González Obregón[2] ist, ist es bis heute noch nicht gelungen, eine vollständige Bibliographie aller dieser für die Geschichte der mexikanischen Unabhängigkeit so wichtigen Schriften zusammenzustellen.

Trotz dieser umfangreichen journalistischen Betätigung fand er noch Zeit, größere literarische Werke gleichzeitig zu verfassen; 1816—17 unseren *Periquillo Sarniento,* 1817 die *Fábulas,* eine ganz

[1] Nr. 22 dieser Zeitschrift enthält eine neue temperamentvolle Verurteilung der Stierkämpfe (vgl. *Periquillo Sarniento* I, 6). Dieses Thema hatte er auch schon in der *Conferencia entre un toro y un caballo* im *Pensador Mexicano* (Tm. III, nc. 14, S. 123) behandelt. Siehe González Obregón, l. c. S. 29.

[2] Diesem Gelehrten verdanken wir die beste zusammenfassende Schrift biographischen und bibliographischen Charakters über Lizardi: *Don José Joaquín Fernández de Lizardi (El Pensador Mexicano). Apuntes biográficos y bibliográficos. México, Oficina tip. de la Secretaría de Fomento,* 1888. XII, 91 S. — Die wichtigsten Daten über den Verfasser sowie eine auf das laufende gebrachte Bibliographie enthält die Notiz von P[edro] H[enríquez] U[reña] in der *Antología del Centenario. Estudio documentado de la literatura mexicana durante el primer siglo de Independencia. Primera Parte,* Bd. I (Mexiko 1910), S. 265—71. Ebendort S. 272—413 eine geschickt ausgewählte Blumenlese aus seinen Werken.

im unregelmäßigen Versmaß Lafontaines[1] verfaßte Fabelsammlung, die aber zum Teil recht geschickt einheimische Tiere an Stelle der europäischen setzt, in ganz Mexiko als Schulbuch verbreitet; 1818—19 den didaktischen Roman *La Quijotita y su Prima*, in dem an zwei Beispielen, zwei Mädchen, Pudenciana und Pomposita, die richtige und die verfehlte Frauenerziehung vorgeführt wird; 1818 den ziemlich langweiligen Roman *Noches Tristes*, der nach González Obregón nur eine Nachahmung der *Noches Lúgubres* des D. José Cadalso ist.

Im Jahre 1821 wanderte unser Autor wegen eines satirischen Dialogs *Chamorro y Dominiquín* wieder auf einige Zeit ins Gefängnis, und selbst als die Freiheit triumphierte und die Unabhängigkeit vollzogen war, sollte der Pensador Mexicano — so hieß man ihn längst nach seiner Zeitung — noch nicht Frieden finden. Durch eine Schrift, in der er die Freimaurer verteidigte und gegen einige päpstliche Bullen ankämpfte, lud er den Zorn kirchlicher Kreise auf sich; die Folge war die öffentliche Exkommunizierung, unter der Lizardi nicht wenig zu leiden hatte, wenn er auch nie aufhörte, sich mit der Feder gegen seine Feinde zu verteidigen, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er die Übergriffe ihres Standes, die mangelhafte Bildung und das wenig gottesfürchtige Leben der Geistlichen öffentlich gebrandmarkt hatte.

Es scheint, daß er sich für eine gewisse Zeit aus der Hauptstadt entfernen mußte. Aber schon 1823 finden wir ihn neuerdings in Mexiko, wo er eine neue Zeitschrift, *El Hermano de Perico* herausgibt, auf die 1824 eine weitere *Conversaciones del Payo y el Sacristán* folgt, in der er für die religiöse Toleranz allen Bekenntnissen gegenüber in die Schranken tritt. Um diese Zeit scheint er noch die Novelle *Don Catrín de la Fachenda* verfaßt zu haben, die erst nach seinem Tode herauskam.

Endlich wurden seine Verdienste auch öffentlich anerkannt. Er erhielt für seine der Sache der Unabhängigkeit geleisteten Dienste eine Pension und wurde zum Redakteur der *Gaceta del Gobierno* ernannt. Damals war er schon lungenkrank, und bald darauf, am 21. Juni 1827, gab er seinen Geist auf.

Aus seiner Biographie ergibt sich, daß er manche äußere Erlebnisse seiner Jugendzeit und besonders seinen eigenen Studiengang in den *Periquillo Sarniento* hineinverarbeitet hat. Auch seine genaue Kenntnis der Mißstände im Gefängniswesen, im öffentlichen Unterrichtswesen und im Leben des Klerus entspricht gewissen herben Erfahrungen seines eigenen Lebens. Auch unter den spanischen Schelmenromanen hat es einige gegeben, in denen autobiographische Züge der Verfasser mit dem Stoffe verwoben sind, was z. B. für den *Marcos Obregón* des Vicente Espinel feststeht

[1] Über die mutmaßliche direkte Quelle (Samaniego) s. oben S. 92.

und für den *Estebanillo González* wahrscheinlich ist.[1] Ob Lizardi solchen Beispielen bewußt oder unbewußt folgte, sei dahingestellt, bei dem von ihm ins Auge gefaßten Plan lag es ja ohne weiteres nahe, aus den örtlichen Verhältnissen und aus den darin begründeten persönlichen Erfahrungen zu schöpfen.

Doch das rein schelmenhafte Element hat — es ist kaum nötig, es zu sagen — mit seinem Leben nichts zu tun. Fernández de Lizardi war ein edeldenkender, patriotischer, überaus fleißiger und tätiger Mann, ein Wohltäter und Freund aller Armen und Bedrückten, dessen Privatleben selbst seine Feinde nie anzugreifen gewagt haben. Der schelmenhafte Zug war durch seine literarischen Vorlagen gegeben und schien ihm außerdem gewiß geeignet, um die Schwächen seiner Landsleute, vor allem ihre *flojedad*, um mich eines vielgebrauchten Mexikanismus zu bedienen, d. h. ihre Willensschwäche, ihren Hang zum Nichtstun und ihre Vergnügungssucht zu geißeln.

Ein abgerundetes Kunstwerk ist der *Periquillo Sarniento* nicht. Dazu fehlt es ihm an der richtigen Proportionierung und Verschmelzung der einzelnen Teile, am Ebenmaß des Stils und besonders an der psychologischen Vertiefung. Das Lehrhafte nimmt einen zu breiten Raum ein, ist zu lose und zu unkünstlerisch in das Ganze eingefügt und wirkt daher ermüdend und pedantisch, im Gegensatz zu den erzählenden Teilen, die in frischem Ton und mit Geschick vorgetragen werden, so daß der Leser nicht umhin kann, ihnen Interesse abzugewinnen.

Ein interessantes Literaturerzeugnis ist der *Periquillo Sarniento* aber auf jeden Fall als letzter Ausläufer einer Romangattung, die einst im Mutterlande eine seltene Anziehungskraft ausgeübt und auf alle europäischen Literaturen eingewirkt hat, interessant aber besonders als eine wenn auch nicht ausgereifte, so doch in gewissem Sinne bodenständige und nach der *tierruca* duftende Pflanze des lateinischen Amerikas, das an wirklich originellen, den Stempel der Herkunft tragenden Schöpfungen so unendlich arm ist. Er ist zugleich ein Stück mexikanischer Kulturgeschichte, und kein Geschichtschreiber hat bis jetzt ein lebendigeres und wahrheitsgetreueres Bild von der Zeit entworfen, da die spanische Gewaltherrschaft im Lande der Azteken ihrem Ende entgegensank und eine neue Zeit und ein neuer Geist im alten Anáhuac einzog.

Deshalb ist der *Periquillo Sarniento* auch in Mexiko ein wahres Volksbuch geworden und wird es bleiben trotz aller seiner Fehler und Mängel.

Berlin. M. L. Wagner.

[1] Siehe F. W. Chandler, *Romances of Roguery*, Part 1: *The Picaresque Novel in Spain* (New York 1899), S. 303 u. 244.

Zu Bertran de Born.[1]

Als ich mich im Jahre 1913 an die Bearbeitung der neuen Auflage Bertran von Borns machte, war es mir leider nicht gegenwärtig, daß mehr als ein Dutzend Jahre vorher Bertoni in den 'Studj di filologia romanza' VIII, 428—9 aus der Handschrift Campori auch zwei Gedichte diplomatisch abgedruckt hat, welche in dieser Handschrift Bertran de Born zugeschrieben werden, und ich erlaube mir nun, das Versäumte nachzuholen, nämlich die beiden Lieder hier zu behandeln.

Das erste besteht aus nur zwei Strophen, und der Text lautet in der in meiner Ausgabe durchgeführten Orthographie:

I.

1. Mal o fai domna, cant d'amar s'atarga,
Mentr'es joves e·l color fresc e blanc
E las tetinas duras, ses tot embarc,
E·l ventr'es plans sens ruas e sens comba,
E·l cons es gros, e·lh pelet estan som
E las ancas planas *per* melhs jazer
E·ls pes petitz e·ls olhs clars e rizens
El cors fresquet e·l pel saur en la testa.

2. Pois s'en repen, cant ilh a la pel larga,
Que li ruon li costat e li flanc,
Et a los olhs plus vermelhs d'un ...
E·l cap canut ... retomba,
Et a *per*dut tot son pretz e son nom,
Adoncas vol zo que nom pot aver
Mas mentr'en leis es bentatz e jovens;
Qui la enquier no s'o tengues a festa.

Bemerkungen zu dem Text.

v. 1. *s'atarga*. Ein provenzalisches Verbum *atargar* ist bisher nicht belegt (auch nicht das Simplex *targar*), aber es liegt kein Grund vor, es deshalb für unmöglich zu halten. Das Altfranzösische hat *targier* und *atargier*, beide auch reflexiv gebraucht, und deren Stammwörter, vlt. *tardicari*, *attardicare* würden im Provenzalischen korrekt *targar*, *atargar* ergeben.

v. 3. *embarc*. Die Hs. liest *emlbail*, worin *l* wegpunktiert ist, doch hat schon De Lollis[2] (S. 158) *embarc* vorgeschlagen. Dies bedeutet 'Hindernis':

[1] Verschiedene Umstände haben die Veröffentlichung des obigen Aufsatzes verzögert. Er war schon abgeschlossen, lange ehe die weiter unten erwähnte Arbeit Bertonis über das zweite der behandelten Gedichte 1914 in der 'Revue des langues romanes' Band 57 erschien. Ich erwähne sodann, daß Herr Kollege Schultz-Gora mir für den Text des ersten der beiden folgenden Lieder schriftlich einige Verbesserungen vorgeschlagen hat, zu denen ich in dem Aufsatze Stellung genommen habe. Ich benutze diese Gelegenheit, um ihm dafür meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

[2] C. De Lollis, 'Proposte di correzioni ed osservazioni ai testi provenzali del manoscritto Campori' ('Studj di fil. rom.' 9 [1903], 153 sq.).

ses tot embarc hat nach De Lollis den Sinn 'recht glatt'; vielleicht dient der Ausdruck aber nur zur Verstärkung des vorangehenden *duras*, ähnlich wie in: *No morra de la ponchura Del ... escorpio, Ans aura cert salvacio En paradis ses tot embarc* Brev. d'Amor 11655, wo es das Adv. *cert* verstärkt. Dann würde das Komma davor zu streichen sein. Der Vers hat allerdings eine epische Zäsur, die von sorgfältigen Dichtern gemieden wird. Schultz-Gora möchte daher statt *emlbait* ein einsilbiges Wort einsetzen, wodurch wie in v. 1 ein korrekter Vers mit überschlagender Zäsur entstände; er schlägt allerdings kein passendes Wort vor. Es ist aber auch zweifelhaft, ob man nicht unserem sehr mäßig begabten Dichter diese Ungenauigkeit, die doch mehrfach begegnet, zutrauen darf, um so mehr, als die Hs. doch ein zweisilbiges Wort aufweist.

v. 7. Die Hs. hat *petz* statt *pes*, doch kommt die Form mit *z* zwar im Girart de Rossillon mehrfach vor, ist aber nicht rein provenzalisch.

v. 8. In der Hs. steht *Els*, doch liegt, wie *fresquet* beweist, der Akkusativ vor.

v. 9. Die Hs. hat als Reimwort *pelarja*, das De Lollis (allerdings mit einem Fragezeichen) als *pel arja* = *'pelle arida'* auffassen möchte. Levy ('Supplement-Wb.' 6, 192) schlägt vor, *pel larga* 'schlaffe Haut' zu lesen, und belegt den Ausdruck durch eine Stelle aus Gausbert. Daß dieser Vorschlag das Richtige trifft, ergibt sich aus der folgenden Zeile, wo offenbar von den Falten der Haut die Rede ist.

v. 11. Die überlieferte Lesart *enuart* ist verderbt, aber die Heilung ist schwer. De Lollis und Levy (unter *pelarja*) machen ein Fragezeichen dabei. Verlangt wird ein zweisilbiges Wort auf *-arc*. Da aber nach *r* sich ab und zu *c* statt *t* im Auslaut findet (s. Anm. zu B. de Born[1] 29, 11), so würde auch ein Wort auf *-art* passen. Der Sinn verlangt entweder ein Tier mit roten Augen, oder aber es wird zum Vergleich ein roter Gegenstand, der natürlich auch ein Tier sein könnte, angeführt. An *rainart* ist nicht zu denken, da diese Figur des Tierromans den Provenzalen zwar bekannt war,[1] aber nur als Eigenname, nicht, wie im späteren Französisch, als Appellativum. Aber auch die übrigen bisher belegten Wörter auf *-art*, wie *baiart*, *laupart* u. a., geben keinen Sinn.

v. 12. Auch hier vermag ich die Lesart der Hs. *e pat de col retumba* nicht zu entziffern oder eine einigermaßen wahrscheinliche Besserung vorzuschlagen (etwa *e'l peitz de'l col retomba*). Dazu schreibt Schultz-Gora: 'Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß Levy VII, 293 meint, und wie mir scheint mit Recht, daß an der einzigen Belegstelle bei Raynouard nicht wohl ein Verbum *retombar* vorliegen kann.' An der von Raynouard angeführten Stelle liegt in der Tat jenes Verbum nicht vor; aber daraus folgt nicht mit Sicherheit, daß es dieses Verbum im Provenzalischen nicht gegeben habe. Belegt ist z. B. das Kompositum *trastombar*, und im Altfranzösischen wenigstens *retombir* (mit gleicher Bedeutung wie *tombir*), das denselben Ursprung hat wie *tombar*, *tomber* (s. A. Thomas, 'Romania' 42, 427—28). Aber ich habe oben schon erklärt, daß ich die Konjektur selbst nicht für sehr plausibel halte. Schultz-Gora fügt hinzu: 'Ist vielleicht zu schreiben: *e pansa con retomba* "und einen Bauch wie eine (dickbäuchige) Flasche"?'

v. 16. *Qui la enquier no s'o tengues a festa.* Überliefert ist *tenges*, doch wird in der Hs. mehrfach das *u* hinter *g* und *q* ausgelassen. Der Sinn des Verses ist aber nicht besonders klar und völlig logisch ausgedrückt. Nach meiner Ansicht liegt eine irreale Bedingung vor, bei welcher im Bedingungssatz, wie das nicht selten geschieht, die Form einer realen Bedingung, d. h.

---

[1] Siehe Birch-Hirschfeld, 'Über die den provenzalischen Troubadours ... bekannten epischen Stoffe', Halle 1878, S. 80—82.

der Ind. Präs. statt des Konj. Imp. oder des Kondit. gewählt ist. Ich verstehe also: 'Wenn jemand sie um Liebe angeht, sich mit ihr einläßt (= einließe, nämlich geschlechtlich), so würde er dies nicht für ein Fest, d. h. einen großen Genuß halten.' Schultz-Gora möchte *tenges* in *ten ges* trennen und übersetzt: 'Wenn jemand sie um Liebe angeht, so macht sie sich nichts daraus.' Aus v. 10 geht aber hervor, daß die Gealterte noch sehr auf Liebesgenuß erpicht ist; der Gegensatz verlangt aber, daß die Männer jetzt nichts mehr von ihr wissen wollen.

Was nun die Verfasser-Frage betrifft, so zeigen unsere beiden Strophen dieselbe metrische Form und dieselben Reime, wie sie Bertran de Born in einem Sirventes aus dem Jahre 1188 (*Non puose mudar, un chantar non esparga*) verwandt hat, welche sich aber auch sonst, z. B. bei Arnaut Daniel (Ausgabe von Canello, Halle 1883, Nr. 17) und bei Guilhem de Durfort (Appel, 'Provenzalische Inedita', Leipzig 1892, S. 130) finden. Daraus folgt also keineswegs, daß auch unsere Strophen von B. de Born herstammen, um so weniger, als sowohl formelle wie auch sachliche Gründe dagegen sprechen. Unter den von B. de Born bekannten Gedichten bestehen zwar drei auch nur aus zwei Strophen, nämlich (nach der letzten Ausgabe) Nr. 27 (*Un sirventes fatz*), Nr. 29 (*Al! Lemoxis*) und Nr. 36 (*Folheta, vos mi pregatz*); aber diese sind uns sämtlich unvollständig überliefert. Alle anderen von ihm hinterlassenen zeigen den normalen Umfang. An den in Rede stehenden Strophen spricht aber nichts dafür, daß sie etwa ursprünglich ein Teil eines größeren Gedichtes gewesen sind. Dazu kommt ein weiterer Umstand. Während B. de Born außerordentlich sorgfältig in dem metrischen Bau seiner Dichtungen ist, weist dieses Gedicht eine, schon gelegentlich oben erwähnte, metrische Unregelmäßigkeit auf. Zwar begegnet auch bei B. de Born (s. Anm. zu 14, 41 der neuen Ausgabe) der Zehnsilbler einzeln in der Form 4 ⌣ + 5 wie bei uns in v. 1, aber die Form 4 ⌣ + 6, wie in v. 3, die also dem Verse eine Silbe zuviel gibt, daher der Melodie widerstrebt, ist bei B. de Born nicht sicher nachzuweisen (s. ebendort).

Noch größer sind aber die stilistischen Mängel unseres Gedichtes. *Color* (v. 2) ist bisher nur mit weiblichem Geschlecht belegt; die Grammatik verlangt sodann statt des Akkusativs *color fresc e blanc* den Nominativ; *sens comba* (v. 4) vom Bauche ausgesagt ist auffällig, der Ausdruck *estan som* (v. 5) ungeschickt; statt des Adjektivs *planas* (v. 6), welches obenein schon in v. 4 verwandt ist, erwartet man nach dem Zusammenhang *largas*; während sodann in v. 2—6 der Satz stets aus dem Subj., dem Hilfsverb *esser* und einem Prädikatsadjektiv besteht, erscheint in v. 7—8 der Akkusativ, ohne daß die zum Verständnis nötige Verbform *a* sich findet (wie in v. 9 und 11). Auffällig ist weiter, daß kleine Füße als Merkmal der Jugend (v. 7) und rote, d. h. rot unterlaufene, Augen als solches des Alters angeführt werden (v. 11); ebenso die

Verwendung des Ausdruckes *nom* (also 'Rechtsanspruch') in Verbindung mit *pretz* (v. 13).

Da endlich der derb realistische Stil unserer Verse durchaus nicht mit dem B. de Borns übereinstimmt, auch der Inhalt an keinen der von dem Dichter ausgesprochenen Gedanken erinnert, so wird man nicht fehlgehen, wenn man die beiden Strophen einem anderen, uns nicht bekannten Verfasser zuschreibt, der allerdings seine bemerkenswerte metrische Form unserem Bertran entlehnt hat. Dabei sind zwei verschiedene Möglichkeiten denkbar. Entweder könnte der Verfasser nach dem Vorbilde, also auch nach der Melodie jenes Gedichtes ein eigenes neues verfaßt, oder aber er könnte zu jenem von Bertran de Born herstammenden zwei neue Strophen hinzugedichtet haben (was bekanntlich auch bei einigen anderen vorgekommen ist), und diese könnten später äußerlich von jenem getrennt, d. h. als gesondertes Gedicht aufgezeichnet worden sein. Für die letztere Möglichkeit spricht der Umstand, daß in der Handschrift Campori unsere beiden Strophen unmittelbar auf jenes Sirventes (*Non laisserai mon chantar non lesparia*, d. h. in der Ausgabe *Non puosc mudar, un chantar non esparga*) folgen.[1] Welche dieser beiden Möglichkeiten aber auch die zutreffende sein mag, so ist die falsche Attribution wohl sicher auf Grund der formellen Übereinstimmung der Strophen mit jener Dichtung Bertrans erfolgt.

II.

Wenn schon der Wortlaut des ersten Gedichts an mehreren Stellen unsicher oder unverständlich bleibt, so ist die Überlieferung des zweiten so schlecht, daß bei einem nicht unbeträchtlichen Teile der ursprüngliche Text entweder überhaupt nicht oder wenigstens nur vermutungsweise wieder hergestellt werden kann. Wenn ich letztere Abschnitte zunächst auslasse, so lautet das Lied in der bereits in I verwandten Orthographie folgendermaßen:

1. A totz dic que ja mais non volh
Viure ni ja joi non aurai
Tan gran con lo jorn qu'ieu morrai;
Pos sai hai mo*n* Rassa *per*dut,
La lo volri' aver cobrat;
Ai! senher, car ses vos remanh,
Totz temps n'aurai lo cor irat,
Dusca *que* vos aia segut.

2. Lo cors mi remet e li olh
Per l'aiga qui davall' e vai
Per la dura dolor qu'ieu trai,
Senher, pos m'agron mentagut
C'ab se vos avia menat
Lo senher cui servon li sanh,
Cui preguem tuit *per* sa bontat
Que ab se vos guit ab salut.

3. Verais coms, Alixandres volh
Que'us fassa companhia lai
On Ogiers, Raols de Cambrai,
Rotlans — — — ab sa vertut
Et Oliviers so*n* aizinat,
Estols de — — — — — — —,
Guilhens d'Aureng' e·lh plus prezat,
Que de·l mielhs de·l mont son crezut.

[1] G. Bertoni, 'Il complemento del canzoniere provenzale di Bernart Amoros' ('Giornale storico della lett. ital.' 34 [1899], 129.)

4. De Lerida jusqu'a Vernolh
Ni — — — — — — — — —
Ni d'outra la mar ni de sai
Non portava princes esent,
Tan s'agues de bon pretz levat,
Qu'em breu no·n valgra argens estanh
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

5. S'Artus, lo senher de Cardolh,
Cui Breton atendon e mai,
Agues poder que tornes sai,
Breton i aurian perdut
E nostre senher guazanhat;
Si lor i tornava Galvanh,
Non lor auria esmendat,
Que mais non lor agues tolut.

6. Sa honor fara, si l'acolh
En sa cort, car anc non ac mai
Tan ric ni aitan bon eschai,
Ni tant aura de pretz agut
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
E·l retenra a doble grat
D'aquels qui l'avion vezut.

7. Pres es jois de l'auzor capdolh
Pe·l conte *que* teni' a·l rai,
E jovens tornatz en esmai;
Perdut an lor capdel li drut
E·lh ric torneiador prezat,
Joglar e soudadier estranh
E donador miellis ensenhat
E prestador lo plus crezut.

8. Lo reis de·ls reis per sa vertut
Retenga lo conte prezat,
Dont totz lo mons sospir' e planh,
Pos l'autre segle n'a ornat
Et aquest de sai dechaut.

Bemerkungen zum Text.

8. *Dusca que. Dosca* und *dusca* erscheinen mit und ohne *que* mehrfach als Präposition. In konjunktionaler Verwendung bringt Levy Wb. II, 291: *E no deren far jornal, dosca sia schelhit*.

9. *Lo cors mi remet.* Intransitives *remetre* wird von Raynouard und Levy nicht belegt, doch führt letzterer zwei Stellen an, darunter die unsere, die ihm, wie er erklärt, nicht klar sind. Die französischen Wörterbücher geben die Lösung. Das lateinische *cera liquefacta* im Psalm 21, 15 wird in der Oxforder Übersetzung durch *eire remetanz*, in der Cambridger durch *eire remise* wiedergegeben. Auch Godefroy (7, 4) belegt *remetre* mehrfach in der Bedeutung 'schmelzen', z. B. vom Schnee, Eis und Blei; auch führt er im Anschluß daran Stellen auf, in denen das Wort bildlich gebraucht wird, also 'vergehen, abnehmen, sich schwächen' bedeutet. Letzteres trifft auch an unserer Stelle zu und ebenso an der zweiten von Levy aus den Leys II, 51 angeführten, wo die Ausgabe auch die richtige Übersetzung *'s'affaiblir'* gibt. Das dazugehörige Part. Prät. *remes* bringt Levy und überträgt es zutreffend mit 'lässig, träge', geradeso wie Godefroy (ib.) frz. *remis* durch 'mou, négligent, paresseux' wiedergibt.

12. *mentagut.* So verlangt der Reim und die Grammatik statt *mantagut* der Handschrift. *Mentaver* heißt hier offenbar 'berichten'.

14. *sanh.* Das Ms. schreibt *saïn*.

17. *Alexandres roth Queus fassa companhia.* Es ist nicht zweifelhaft, daß mit *Alexandre* der bekannte König von Mazedonien gemeint ist, da dieser von den provenzalischen Dichtern außerordentlich häufig erwähnt wird (s. Birch-Hirschfeld, 'Über die den prov. Troubadours ... bekannten epischen Stoffe', Halle 1878, S. 18—23).

19. *On Ogiers, Raols de Cambrai.* Die Handschrift schreibt *Ogiers eraols*. Danach würden Ogier und die anderen Helden dem Alexander in v. 17 koordiniert, also ebenfalls Subjekt zu *fassa companhia* sein. Dann bliebe aber *lai* in v. 18 unverständlich, da dies nicht wie das afrz. *la* die Bedeutung von 'dort wo' zu haben scheint. De Lollis fordert daher mit Recht, daß in v. 19 vor *Ogiers* ein dem *lai* entsprechendes *on* eingefügt werden

muß, während das *e* vor *Raols* zu streichen ist. Bertoni behält den überlieferten Text bei, indem er ein Semikolon hinter v. 19 setzt, doch bleiben so die hervorgehobenen Schwierigkeiten bestehen.

20. Der Vers lautet in dem Ms.: *Rolantz ab las uertut.* Der Name des Neffen Karls des Großen erscheint in der provenzalischen Literatur und auch bei Bertran de Born stets in der Form *Rotlan.* Die Änderung *sa* statt *las* liegt auf der Hand. Um die beiden fehlenden Silben zu gewinnen, kann man entweder *lo coms* hinter dem Namen einfügen, da Roland in der altfranzösischen Nationalsage als Graf erscheint, oder mit Bertoni *tota* zwischen *ab* und *sa* einschieben.

21. *aixinat.* Die Überlieferung ist *ceixinat,* doch hat bereits De Lollis die Änderung vorgeschlagen, die unzweifelhaft richtig ist, da Levy reflexives *aixinar* in der Bedeutung 'wohnen' belegt. Auch Bertoni ist jenem Vorschlage gefolgt.

22. Dieser Vers lautet in dem überlieferten Text: *Estols de neu pie nosristain.* In dem ersten Worte sieht De Lollis, wohl mit Recht, den Namen *Estout.* Ein Mann dieses Namens wird nämlich, wie Birch-Hirschfeld (S. 73) nachweist, auch von Guiraut de Cabreira unter anderen französischen Helden genannt. Gemeint ist damit unzweifelhaft Estout de Lengres (Langres, Laingres), welchen Langlois ('Table des noms propres ... dans les chansons de geste', Paris 1904, S. 207—8) in zahlreichen altfranzösischen Epen nachweist. Vermutlich ist also auch an unserer Stelle *Estoutz de Lengres* einzusetzen. Bertoni liest: *Estols de Langr'.* In dem darauffolgenden *nosristain* möchte De Lollis den Namen Tristan erkennen und schlägt (mit Fragezeichen) *con Tristain* (= *Tristanh*) vor. Der Name lautet im Provenzalischen allerdings sonst immer (s. Birch-Hirschfeld S. 39—42) *Tristan,* wäre hier also gewaltsam dem Reim angepaßt. Schließt man sich dieser Ansicht an, so müßte man jedoch *ab* und nicht das italienische *con* einsetzen. Bertoni bleibt der Überlieferung nahe und schreibt *e Oristain.* Man vermißt jedoch das Nominativ-*s* und versteht obenein nicht, wer mit diesem Namen gemeint sein soll. Eine sichere Entscheidung ist demnach nicht zu treffen.

23. In der Handschrift steht: *Guillens daurengal plus prezat,* und Bertoni behält dies ohne Änderung bei, indem er nur *d'Aurenga'l* schreibt. Der Artikel der Apposition kann jedoch nicht an das Beziehungswort angelehnt werden, und ich schlage daher vor, zu lesen: *Guilhens d'Aureng' e·lh plus prezat.*

24. *de·l mielhs de·l mont. Lo mielhs* im Sinne 'der beste, vorzüglichste Teil' wird auch von Personen und persönlichen Kollektivbegriffen gesagt, z. B. *Aiqui at de·l consel de·l melz de Francc* Gir. de Ross. (O) 725; *estava e·l palaes ab lo mels de sa gen* Daurel 37; weitere B. de Born[1] Anm. zu 10, 2. Dasselbe im Altfranzösischen, s. W. Foerster, 'Chev. as deus esp.' Anm. zu v. 11349 und Fr. Pfennig, 'Die Komparation des Adjektivs im Französischen', Diss. Göttingen, 1908, S. 47—48.

son ereiut. Creire heißt hier offenbar, wie mehrfach im Altfranzösischen, 'jem. folgen' im Sinne von 'ihm nachahmen'.

25. Lerida (lat. Ilerda) ist eine Stadt in Katalonien, heute die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz.

Vernolh, frz. Verneuil, liegt in der südlichen Normandie am Avre, in dem heutigen Departement Eure.

26. Die in diesem Verse gemeinten Ortsbezeichnungen sind schwer festzustellen. Der überlieferte Text lautet: *Ni dal paroci enuai.* De Lollis hebt hervor, daß zwei Silben fehlen, und meint, daß im zweiten Teile wohl sicher *a Rociavai* zu lesen sei, was 'bis Ronceval' bedeuten solle. Im ersten Teile müsse ein östlich gelegener Ort genannt sein (an die Alpen könne man wohl nicht denken), der zu Ronceval ebenso einen Gegensatz bilden sollte wie Lerida in südlicher Richtung zu dem nördlichen Verneuil. Alles dies er-

scheint recht zweifelhaft. An der einzigen Stelle, an welcher nach Birch-Hirschfeld (S. 57) jenes berühmte sagenhafte Schlachtfeld in der provenzalischen Dichtung vorkommt, nämlich bei Guiraut von Cabreira, wird es *Ronsavals* mit Plural-*s* genannt; die Form wäre also recht gewaltsam verändert worden. Dazu kommt aber, daß einem Provenzalen als ein im Westen gelegener Ort wohl schwerlich gerade Ronceval in den Sinn kommen würde. — Bertoni schlägt vor, zu lesen: *Ni dal Parentisi en lai*. Mit *Parentisi* meint er das Städtchen Parentis-en-Born im Departement Landes. Er hebt aber selbst die angefügte Endung *-i* als bedenklich hervor (auch der Artikel davor ist unmöglich) und erklärt, er sei gern bereit, seinen Vorschlag einem besseren zu opfern. Ich selbst vermag keinen befriedigenden zu machen, und so bleibt die Stelle bis auf weiteres dunkel.

28. *portava princes*. Der Plural der Handschrift *portavon* ist offenbar unrichtig, wie *princes* (Hs. *princeps*) und der Singular im folgenden Verse beweist.

30. Der Sinn der Worte 'daß nicht in kurzem durch ihn Silber, d. h. Wertvolles, so viel wie Zinn wert sein, d. h. wertlos erscheinen würde' ist: 'daß durch ihn (Rassa) nicht die Großen, die Angesehenen bald ihres Ansehens, ihres Ruhmes verlustig gehen würden'. Meist werden Gold und Zinn als Symbole des Wertes und Unwertes gegenübergestellt, s. Anm. zu Bertran de Born[1] 14, 51. Hier wird also in gleichem Sinne das Silber im Gegensatz zum Zinn verwandt.

31—32. Die Überlieferung lautet:

Tan lo men nagron plantat
Qe tornat lauien ruirut.

De Lollis äußert sich über diese Stelle nicht. Bertoni gibt für v. 30—32 folgenden Text:

Q'em breu, con valgr' argenz estain,
Can lo me'n agron comparat,
Qe tornat l'aurien menut.

Er fügt als Erklärung hinzu: 'Kein Fürst trug einen Schild, der nicht, möchte er auch noch so viel Ruhm erworben haben, sogleich, mit Gottfried verglichen, klein erschiene, wie wenn Silber [plötzlich] zu Zinn würde.' Aber in v. 30 gibt der überlieferte Text, wie wir gesehen haben, einen guten Sinn, daher braucht nicht *nos'n* in *con* verwandelt zu werden. Sodann ist aber der für v. 31 vorgeschlagene Text, der also bedeuten soll: 'wenn sie ihn mir mit ihm (*en*) verglichen hätten' (man müßte dann mindestens *agran* schreiben), völlig unmöglich. Dagegen hat v. 32 vielleicht *Qu'el tornat l'aurien menut* 'daß sie ihn (nämlich Gottfried) klein gemacht hätten' gelautet. Als Hauptsatz dazu wäre etwa zu denken: 'sie hätten ihn nicht so sehr herabsetzen, ihm seinen Ruhm nicht so schmälern können'. Das paßt aber nicht gut zu dem Vorangehenden, und so bleibt mir die Stelle unverständlich.

33. *Curdolh* bedeutet Cardueil oder Carduel, eine der sagenhaften Residenzen König Arthurs, welche in den bretonischen Romanen nach Wales verlegt wird.

34. In diesem Verse wird auf die bekannte Hoffnung der Bretonen von der Wiederkehr des gestorbenen Arthur angespielt. Auffallend ist *e mai* dahinter, etwa 'und zwar fernerhin, immerfort'.

36. *aurian*. Der überlieferte Singular *auria* beruht offenbar auf einem Schreibfehler.

37. *nostre senher* bedeutet Gott, der also bei dem Austausch (Gottfried gegen Arthur) einen Gewinn gehabt hätte.

38. *Galvanh*. Dies ist die gebräuchlichste Form, in welcher jener Neffe Arthurs in der prov. Literatur erscheint (s. Birch-Hirschfeld S. 49—50). Es

liegt der Akkusativ vor, da *tornar* hier transitive Bedeutung hat: 'wiederkehren lassen, wiederschicken'.

39. *lor*. Dazu ist der Akkusativ *lo* zu ergänzen, weil *esmendar* nur transitiv belegt ist. Dies *lo* bedeutet entweder 'ihre Lage' oder 'ihren Schaden', je nachdem man *esmendar* durch 'verbessern' oder durch 'wieder gutmachen' übersetzt.

41. *fara*. Die Handschrift hat *fam* und dafür *fain* geändert; beides hat keinen Sinn und ergibt auch eine Silbe zu wenig. Das Futurum ist nötig wegen *aura* in v. 44. Bertoni liest *fai ar*. — Subjekt ist hier und im folgenden offenbar wieder 'Gott'.

42. *ac*. Im Ms. steht *hai*, das von zweiter Hand in *hae* gebessert ist.

43. *eschai*. Nach De Lollis bedeutet dies Wort hier 'Stück, Teil', wobei er auf Levy III, 137 verweist, der Belege für *escach, escag* mit dieser Bedeutung anführt. Mir scheint jedoch die Übersetzung 'Beute' in übertragenem Sinne besser zu passen. Zwar ist das provenzalische *eschac* (germ. skāk) in diesem Sinne bisher nicht belegt, wohl aber mehrfach das afrz. *eschiec*, das gleichen Ursprungs ist.

44. *pretz*. So ist wohl statt des überlieferten *pres* zu lesen; umgekehrt ist v. 49 *prez* der Handschrift = *pres*.

45—46. Diese Zeilen lauten in der Handschrift:

Qe si dont eron descuiat
Escen e sobrier e main,

wobei in *descuiat* *i* aus *r* geändert und in *sobrier* aus dem letzten *r* ein *t* gemacht worden ist De Lollis schlägt vor, *si* in *so* zu verwandeln und *Escien* zu lesen, aber dadurch scheint mir die Stelle nicht verständlich zu werden, besonders da *escien* kein Adjektivum ist, sondern 'das Wissen, Denken, der Verstand' bedeutet, während *descujat* 'miß-, verachtet', *sobrier* 'stark', *manh* 'groß' heißt. Bertoni schreibt

Qe, si donc eron descurat
[Et] estout e sobrier e main,

aber dieser Text, der obenein erheblich von der Überlieferung abweicht, befriedigt ebenfalls nicht; man weiß einmal nicht, wer mit den mit dem Plural *eron* bezeichneten Personen gemeint sein soll, sodann warum diesen zu gleicher Zeit schlechte Eigenschaften (sorglos und hochmütig) und gute beigelegt werden können. Der Text ist offenbar stark entstellt; ich will aber auch wenigstens einen Besserungsversuch machen und schlage vor:

Que cil qui eron descujat
Serian e sobrier e manh,

eine Veränderung, welche durch Gottfrieds Hinzutreten veranlaßt worden wäre.

47. *El retenra a doble grat*. So schlage ich vor zu lesen statt *El retenia doble grat* des Manuskripts. De Lollis und Bertoni behalten die Überlieferung bei, De Lollis schreibt *retenī a*, aber das Imperfektum vermag ich nicht zu erklären, während das Futurum dem gleichen Tempus in v. 41 mit dem gleichen Subjekt entsprechen würde. Bertoni liest *El retenia doble grat*, faßt dies also als Nachsatz zu *si donc* ..., was mir aber keinen guten Sinn zu geben scheint. — *D'aquels* hängt von *a doble grat* 'mit doppeltem Dank, unter doppelter Zustimmung' ab.

49. *l'auzor capdolh* ist eine bildliche Bezeichnung des Paradieses.

50. *tenī' a·l rai*. Die Handschrift liest *rei*, doch verlangt der Reim ein auf *ai* ausgehendes Wort. *Rai* wird von Raynouard in der Bedeutung 'Sonne' belegt, und *tener* 'reichen' findet sich auch sonst, z. B. *Tan com mars ni terra te* B. de Born[3] 30, 13. — Bertonis Text lautet *teni·l jai*, doch erscheint eine Änderung der Überlieferung außer der durch den Reim gebotenen unnötig.

51. *tornatz*. Dazu ist aus v. 49 *es* zu ergänzen.
52. *Perdut an*. So ist wohl statt des unverständlichen *Per dirtan* der Handschrift zu lesen. Auch Bertoni tut dies.
53. *prezat*. Die Handschrift hat die Abbreviatur für *er* statt für *re*.
55. *E donador*. Dafür heißt es im Manuskript: *E donas lo*, doch paßt *donas* nicht zu dem Adjektiv *ensenhat*. Bertoni ändert daher in *E domne lo*. *Domne* soll offenbar das lat. *dominum* sein; letzteres Wort lebt aber im Provenzalischen nur in den beiden Kurzformen *don* und *ne* fort. Die Änderung *donador* liegt nahe und bietet eine gute Parallele zu *prestador* der folgenden Zeile. Noch besser wäre es, außerdem *E* in *Lor* zu verwandeln, entsprechend *lor capdel* in v. 52, und hinter v. 53 ein Komma zu setzen.

Was nun die Verfasser-Frage betrifft, so weist das Gedicht, soweit die mangelhafte Überlieferung ein Urteil gestattet, metrische und stilistische Mängel kaum auf; denn die mehrfache Verwendung desselben Reimwortes findet sich auch sonst. Ebenso kann der Umstand, daß von den recht zahlreichen Namen unseres Gedichts mit Ausnahme von Rotlan, Artus und vielleicht Tristan keiner bei Bertran de Born vorkommt, wohl schwerlich ins Gewicht fallen. Dagegen spricht sehr entschieden für die Verfasserschaft Bertran von Borns das Vorkommen des Wortes *Rassa* in v. 4, da dies nach der Angabe der Zeitgenossen der Versteckname jenes Dichters für den Grafen Gottfried von der Bretagne, den dritten Sohn des Königs Heinrich II. von England, war. Es erscheint auch durchaus erklärlich, daß Bertran von Born, welcher nachweislich in nahen Beziehungen zu den englischen Königssöhnen gestanden hat, welcher bereits beim Heimgange des ältesten derselben, des 'jungen Königs' Heinrich (1183), seine Dichterstimme erhoben hatte, in gleicher Weise auch den Tod des dritten Bruders, Gottfried, beklagt habe. Dieser war am 23. September 1158 geboren und war durch Heirat in den Besitz der Bretagne gelangt. Da nämlich der englische König Heinrich II. den bretagnischen Grafen Conan in einem Kriege unterstützt hatte, so verlobte Conan seine damals fünfjährige Tochter Konstanze mit Gottfried, der ebenfalls noch ein Knabe war, und letzterer wurde zum Erben des Landes erklärt. Die Heirat mit Konstanze fand Ende Juli 1181 statt. Nach dem Tode des jungen Heinrich im Frühjahr 1183 begann Gottfried einen Krieg gegen seinen älteren Bruder Richard, weil Heinrich II. das früher seinem ältesten Sohne gehörige Anjou nicht ihm, Gottfried, sondern Richard übertragen hatte. Aus demselben Grunde, d. h. um Bundesgenossen zu werben, begab sich Gottfried 1186 nach Paris und verhandelte mit den Franzosen, wobei er von dem König Philipp II. sehr freundlich aufgenommen wurde. Er starb dort jedoch unvermutet am 19. August 1186 im Alter von nur 28 Jahren, nach einigen Berichten in einem Turnier getötet, nach anderen an einer Krankheit. Er hinterließ eine Tochter und seine Gemahlin Konstanze, die nach seinem Tode einen Sohn gebar, welcher Arthur genannt wurde.

Hiernach läßt sich die Entstehungszeit des Gedichtes ziemlich genau angeben. Es wird wahrscheinlich in den ersten Wochen nach dem 19. August 1186 verfaßt worden sein und müßte daher innerhalb der Gedichte Bertrans seine Stelle unter den Sirventesen, und zwar zwischen den jetzigen Liedern 15 und 16 erhalten.

Göttingen. Albert Stimming.

Mit Einwilligung von Herrn Kollegen Stimming schließe ich hier einige Bemerkungen zu den beiden oben erläuterten Texten an, von denen der zweite auch mich schon lange beschäftigt hatte.

I, 1 Anm. Wie **tardicare* ein prov. *targar* ergeben soll, vermag ich nicht zu sehen, da sich sonst interkonsonantisches *d* mit folgendem *c* zu *dž* verbindet, welcher Laut in der Orthographie durch *i* dargestellt wird, s. 'Prov. Elemb.' § 77d. Levy, 'S.-W.' VI, 192 schreibt daher auch an unserer Stelle *s'atarja* und in v. 9 *larja*; die letztere Form findet ihre Stütze in *lonja*. — I, 7 Anm. Weit häufiger als kleine Füße, wofür ich nur ein Beispiel im Altfranzösischen (Montaiglon-Raynaud, Rec. VI, 181 Z. 1) kenne, werden kleine Zähne erwähnt; ich würde daher vorschlagen, statt *petz* der Hs. *dentz* zu schreiben (die Vorlage kann *dētz* aufgewiesen haben); wenn man weiß, wie flüchtig der Kopist von a′ geschrieben hat, ist die Annahme, daß das *p* durch den Anfang des folgenden Wortes hervorgerufen wurde, nicht zu kühn. — I, 16 Anm. Der hier vorgenommenen Deutung steht meines Erachtens das *qui la enquier* entgegen. Einmal kann dies doch nur heißen 'wer sie um Liebe angeht' und nicht 'wer sich mit ihr geschlechtlich einläßt', und dann würde letzteres im Widerspruch mit v. 14 stehen, wo es heißt, daß sie in ihrem Alter nicht das haben kann, was sie wünscht, mithin daß sie dann von niemand begehrt wird. Ich setze daher nach *aver* einen Strichpunkt und nach *jovenz* ein Komma; der Sinn befriedigt mich dann vollkommen: Wenn sie alt ist, verlangt sie nach dem, was sie dann nicht haben kann; aber solange sie schön und jung ist, will sie das nicht, was sie haben kann, und sie macht sich törichterweise nichts daraus, wenn jemand sie um Liebe angeht.

II, 5. Die Hs. zeigt *lai*. — II, 10 *qi davall' e vai* 'welches hinabfließt und geht' scheint mir sonderbar ausgedrückt zu sein. Ich möchte schreiben: *qi d'aval en vai* 'das von dort d. h. den Augen hinabfließt'. Für *d'aval* s. Levy, 'Pet. dict.', 'Lex. Rom.' V, 462 und Appel, 'Chr.' 6, 113. Der Umstand, daß *d'aval* sonst nur 'unten', nicht 'abwärts' zu heißen scheint, fällt kaum ins Gewicht. — II, 14 Anm. Das *saïn* bei Bertoni kann doch nur ein Druckversehen sein. — II, 16. Das *ab* in *ab salut* ist wohl in *a* zu

bessern, vgl. das häufige afrz. *conduire* (auch *mener*) *a salveté*, s. God. VII, 300. — II, 19 u. 21. Es erscheint mir recht bedenklich, eine so starke Änderung in einem Verse vorzunehmen, der die richtige Silbenzahl aufweist und in dem die Eigennamen in Ordnung sind. Das würde sich doch nur dann rechtfertigen lassen, wenn alleinstehendes *lai* wirklich, wie Stimming meint, unverständlich wäre, während es doch sehr gut 'im Paradiese' bedeuten kann, gerade wie in v. 5, und wenn im folgenden ein klar erkennbares Verbum stände, was nicht der Fall ist, oder ein Verbum unbedingt erforderlich wäre, was wiederum nicht der Fall, denn die folgenden Helden können sehr wohl dem Alexander beigeordnet sein. Wie v. 21 zu behandeln sei, ist eine andere Frage. Man könnte daran denken, das *et* (Abkürzungszeichen in der Hs.) zu streichen und hinter *Oliviers* zu schreiben: *en son vezinat*; dann hätten wir das Substantiv *vezinat* vor uns, das Raynouard einmal aus Guiraut del Olivier d'Arle belegt,[1] und die Stelle hieße: 'Olivier in seiner d. h. Rolands Nachbarschaft'. Oder es wäre auch angängig, unter viel leichterer Änderung zu schreiben: *et Oliviers son vezin, At* (, *Estols* usw.). Der Obliquus *son vezin* brauchte keinen Anstoß zu erregen, da auch sonst oft genug in a′ die Akkusativform in der Funktion des Nominativs auftritt, und ebensowenig die asyndetische Anreihung der Eigennamen, die ja auch sonst in dieser Strophe begegnet.[2] In *At* wäre dann der Hato zu erblicken, der als einer der zwölf Pairs (auch in der Form *Ote*) im Roland und anderen Epen[3] sowie auch im Pseudo-Turpin[4] erscheint; letzteres Werk war, wie wir gleich bei der Betrachtung des folgenden Verses sehen werden, auch in Südfrankreich durchaus bekannt. — II, 22. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß am Schlusse dieses Verses für *nosristuin* der Hs. mit Bertoni *Oristain*[5] zu schreiben und in ihm *Orestain* zu erkennen ist, der von Raimon de Miraval Gr. 406, 15 Str. 4 genannt wird und mit dem ich mich schon, was Bertoni hätte erwähnen sollen, in der 'Zs. f. rom. Phil.' XXVII, 628—9 beschäftigt habe. Orestain begegnet als König oder Herzog der Bretagne im lateinischen, poitevinischen, provenzalischen Pseudo-Turpin in der Form *Arastagnus, Arastagus, Arastang*, aber an der

[1] Die Stelle steht bei Bartsch, 'Denkmäler' S. 36, No. 35.

[2] Es versteht sich, daß *son vezin* zu *Oliviers* zu ziehen wäre, da ja Roland und Olivier enge zusammengehören.

[3] S. Langlois, Table unter Haston No. 1 (S. 327) und vgl. G. Paris, 'Hist. poét. de Charlemagne' S. 507.

[4] So z. B. im provenzal. Pseudo-Turpin (Zs. XIV, 187 Z. 35, 510 Z. 25.

[5] Das *u* in *nosristain* möchte ich nicht als 'Herr' erklären, da keiner der anderen Namen mit *en* versehen ist, sondern betrachte es als zu dem voraufgehenden entstellten Wortgebilde gehörig, für das Stimming sicher richtig *Lengres* vermutet (s. diese Form im prov. Pseudo-Turpin Zs. XIV, 510 Z. 23) und wo es freilich für *s* stehen müßte.

genannten Stelle bei R. de Miraval bemerken wir, wie hier, ein *o* am Anfange, und so auch in der provenzalischen Philomena (s. Zs. XXVII, 629). Nun scheint ja allerdings die Grammatik ein *Oristains* zu verlangen, aber die Frage, ob nicht auf mouilliertes *n* ausgehende Wörter im Nom. Sing. des *s* entraten können, bedarf m. W. noch der Untersuchung. Ich verweise vorläufig auf Appel, 'Chrest.' 100, 29, wo der Herausgeber vorsichtig *bels genh* im Text belassen hat und S. IX Anm. 3 fragt: 'Aufgehen des *s* in palatalem *n*?'; ferner trifft man bei P. Vidal ed. Bartsch No. 27 v. 1 auf *fanh* im Reim, ohne daß es wahrscheinlich ist, daß ein Nom. Plur. gemeint ist, da die voraufgehenden *neus, gels, ploja* im Sing. stehen. Auch *gen* = *genh* N. Sg. in der Flamenca[2] v. 3326 gehört wohl hierher, und daher wird man auch das im Reime stehende *genh* in R. Vidals *So fo el temps* ... v. 913 — entgegen dem Verfahren des Herausgebers — unangetastet lassen dürfen. Im übrigen genügt für unseren Fall schon die Tatsache, daß Bertran de Born auch sonst dem Reim zuliebe Flexionsfehler begangen hat, s. Kl. Ausg. von Stimming, 2. Aufl., Anm. zu 15, 22. — II, 34 Anm. Weder provenzalisch noch nordfranzösisch dürfte sich ein *en mais* nachweisen lassen; auch kehrt *mai* 'fürderhin' v. 42 wieder, und es überrascht, daß, nachdem Bertran schon v. 23 und 53 ein identisches Reimwort (*prezat*) gebraucht hat, er wiederum ein solches zur Anwendung gebracht haben sollte. Ich kann daher *e mai* nur ansehen als 'im Mai', wenn ich auch dafür, daß die Bretonen den Artus gerade im Mai erwarten, keine Parallele zur Hand habe. — II, 43—44 Anm. Wo ist ein prov. *escac*[1] 'Beute' belegt, und wo eine Form *escai*, die der Reim hier erfordert? Ich meine, daß mit überliefertem *eschai* schlechterdings nichts anzufangen ist, und möchte glauben, daß *bon eschai* in *bo no sai* zu ändern sei; indem ich für das *ara* der folgenden Zeile *aia* schreibe (Stimming schreibt *aura*), verstehe ich die ganze Stelle so: 'Denn es gab nimmer einen so Vornehmen, noch weiß ich einen so Guten, noch einen, der so viel *pretz* gehabt hat'. — II, 47. Worauf soll sich das *l* in *E·l* beziehen? Etwa auf *pretz* in v. 44? Das wäre aber doch nicht angängig in Anbetracht der beiden dazwischenliegenden Zeilen. — II, 49—50. Die Deutung von Stimming muß große Bedenken erregen, schon weil eine bildliche Ausdrucksweise wie 'durch den Grafen, welcher an die Sonne reichte' dem Vorstellungskreise der provenzalischen Lyriker ganz ferne gelegen haben dürfte. Mir scheint durchaus, daß *prez* der Hs. beizubehalten, dagegen *iois* in *ios* zu ändern und *rai* als 'Speiche' zu verstehen sei; also würde

[1] Meyer-Lübke, 'E. W.' 7969 führt zwar *escac* auf, indessen ist er offenbar Diez gefolgt, der einmal *escac* verzeichnet, aber nur auf Grund des Glossaire zum Parnasse occitanien, und ferner *scax* namhaft macht, aber nur aus dem Girart de Roussillon, der bekanntlich nicht provenzalisch ist.

ich schreiben: *Prez es ios de l'auzor capdoil Pel conte, que teniat rai* '*Prez* ist hinunter von dem höchsten Punkte durch den Grafen d. h. durch den Tod des Grafen, welcher die Speiche (des Rades) hielt'. Wegen *esser ios de* s. R. de Vaqueiras, Brief auf *-o* v. 12: *n'Albert marques, qu'era ios de l'arso.* Für *capdoil* 'hoher Punkt', 'hoher Standort' s. den Beleg bei Raynouard aus Aimeric de Sarlat. Die Bedeutung 'Speiche' für *rai* (nfrz. *rais*) verzeichnet Levy im 'Pet. Dict..' — II, 55 liegt meines Erachtens kein Anlaß vor, von dem überlieferten Texte abzugehen. Warum soll *ensenhat* nicht zu *donas* passen (s. Anm.)? Die Damen haben in ihm den am meisten (in höfischer Art) Unterwiesenen verloren.

Ich hätte noch ein paar andere Vorschläge zur Textgestaltung zu machen, doch habe ich die Grenzen einer Nachschrift schon ohnehin überschritten.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Zum Ritterbrauch des Prahlens.

Vor langen Jahren hat Adolf Tobler in der *Zeitschrift für romanische Philologie* (IV 80 ff.) zahlreiche altfranzösische, auch altitalienische Zeugnisse zusammengestellt, die von dem gern geübten ritterlichen Brauch Kunde geben, nach gemeinsamer festlicher Mahlzeit in weinfroher Stimmung prahlerische Reden zu führen, die eigenen künftigen oder bereits vollbrachten Heldentaten zu preisen oder auch sich eines kostbaren Besitzes mit lauter Stimme zu rühmen. Den jenen Aufsatz einleitenden Spruch *Plus a paroles an plain pot De vin qu'an un mui de cervoise* (*Ch. lyon* 592) hat Tobler im Anschluß an die Version der *Proverbes au vilain* nochmals berührt.[1] Zu den übrigen Ausführungen finden sich in Toblers Handexemplar der Zeitschrift, das in meinen Besitz übergegangen ist, wertvolle Randnotizen; sie mögen, von einigen Erläuterungen und weiteren Beiträgen begleitet, hier mitgeteilt werden.

1. Zunächst bemerke ich, daß Rustebuef schon in der *Complainte du Conte Huede de Nevers* die säumigen Zeitgenossen apostrophiert:

Quant la teste est bien avinee, Et quant vient a la matinee,
Au feu, delez la cheminee, Si est ceste voie finee.
Si nos croisons de plain esles; Ruteb. (Kreßner) 89, 157.

Die von Tobler (S. 81) abgedruckten Verse der etliche Jahre später entstandenen *Novele Complainte d'outremer* führen den Gedanken geschickt weiter; die erste Skizze ist hier zu einem hübschen Genrebildchen ausgemalt.[2]

Ferner ist an dieser Stelle der Dichter des *Dit des Mais* zu nennen. Wie Rustebuef spottet er über die ungefährlichen Kreuzzüge *après boire*, bei denen es die Ritterschaft der Zeit mit Vorliebe bewenden lasse:

Noblement se maintient hui la chevalerie,
De ses fais ne veult pas que l'en la contralie;
Mais d'aler oultre mer n'a pas cote hardie,
Se ce n'est aprez boire, ou quant dite est complie.
Jub. *NRec.* I 188.

Für diese erste Art der Prahlerei, Rühmen künftigen Heldentums, notiert Tobler noch folgende Belege. Gualeran de Sipont,

[1] *Prov. vil.* S. 130, Anm. zu 43, 7. Daß vor allem der gute Wein, nicht das Bier die Zungen zu lösen vermag, betont in anderem Zusammenhang auch der Satiriker Gautier de Coincy. Mancher Geistliche läßt es an Eifer und Inbrunst beim Chorgesang fehlen:

Aucun cognois qui a souvent Et feru l'a li filz la torte,
La voiz malade, floibe et quasse, Lors chante haut et lors s'envoise;
Se li forz vins ne la respasse. Ce fait bons vins, ne fait cervoise. GCoins. 320, 238.
Mais quant bons vins bien la conforte

[2] Vgl. L. Clédat, *Rutebeuf*, deuxième édition, Paris 1898, S. 130.

einer der fünfzig Thebaner, höhnt die feige im Kampf zurückweichenden Gefährten:

Ou sont les granz chevaleries
Dont vos vantez a voz amies?
Ou sont, seignor, les granz colées
Dont vos vantez as cheminées?
Et li orgueil et les menaces,
Que soïez faire en cez places?
Thebes 1731.

In *Claris et Laris* erfährt der Ritter Tantalis von der Herausforderung eines Unbekannten (des Noir chevalier):

A la moie foi te plevi (spricht er zum Knappen),
Qu'il m'i verra demain matin,
Mes je croi, ce fu apres vin,
Qu'il m'a mandé ceste ahatie;
Mes chierement li ert merie,
Se dieux me lest demain veoir.
Claris 24694.

Parole da sera kennt wie Luigi Pulci so auch sein Bruder Luca, der im *Ciriffo Calvaneo* von Guiscardo erzählt:

Perchè quel dì, s'io non lo dissi in prima,
Che'l Povero l'avea gittato in terra,
Egli promisse, e poi non ne fe' stima,
Di lasciarlo andar libero alla terra;
E, poi che caduto era dalla cima
Del suo onore, non gli faria più guerra:
Ma Folco aveva le parole rotte,
Che non furon da sera, anzi da notte.[1]
Cir. Calv. III 88 (ed. Audin S. 27).

Bedeutsam ist die Gepflogenheit der Norweger, die uns der Dichter des *Sone de Nansai* ausführlich beschreibt. Vor dem Kampf mit den Landesfeinden, Iren und Schotten, findet am Königshofe ein kriegerisches Festgelage statt. Man ißt und trinkt und prahlt:

Li tiers du jour fu en mangier.
Cascuns estoit en haubregier,
L'escu au col, ou poing l'espee.
Toute ert Irlande a mort livree.
Et ensi que cascuns disoit,
Que li rois d'Escoche i venroit
Et seroit li premiers tués;
'Ses freres qu'est enprisonnés
N'en istera, ce ne puet iestre,
Tant que Dieus sauve mon brach diestre.'
Ensi partout se combatoient
Et puis le hanap enbrachoient...
Leur hanas tout adiés aloit,
Jouste et bataille furnissoit...
Ensi vuellent le tamps passer
En boire, en mangier, en parler;
En manechier chiaus qui n'i sont
L'usage de lor päys font.[2]
Sone 3277.

---

[1] Indessen liegt hier keine Prahlerei vor, es handelt sich vielmehr um das von Guiscardo dem Povero Avveduto einst gegebene, später treulos gebrochene Wort, ihn nie wieder bekämpfen zu wollen. Bald ereilt ihn die gerechte Strafe. Der Povero Avveduto trifft ihn im Felde

e gridò forte:
Tu se' venuto pur per la tua morte!
È questo quel che tu mi promettesti
Il primo dì ch'io combatte' con teco?
Ov'è la fede tua, che tu mi desti,
Che mai più guerra non faresti meco?
Non vo'che la vendetta a nessun resti:
Tu te n'andrai con gli altri al mondo ceco;
E dettegli un fendente in su l'elmetto,
Che non v'arebbe uno adamante retto.
Cir. Calv. III 136.

[2] Vgl. hierzu die Ausführungen Kr. Nyrops in *Romania* XXXV (1906) 557 ff. (*Sone de Nansai et la Norvège*). Nyrop erkennt in der französischen Schilderung die altnordische Sitte des *heitstrenging*.

Den germanischen Ursprung des *gab* und seiner Abart, des Pfauengelübdes, hat schon Pio Rajna erkannt.[1] A. Jeanroy hat ihn als einen charakteristischen Bestandteil der Pastourelle hingestellt.[2] Auf Minnesachen angewandt findet sich endlich auch der Brauch an dem 'Liebeshof' des Mahiu le Poriier. Envie und ihre Spießgesellen sind glücklich in die Flucht geschlagen:

Ne seguono gran gioia e grandi feste alla Corte d'Amore; durante un suntuoso banchetto tutti gli invitati devono fare un voto. Comincia un bacelliere che fa voto di servire per tutta la vita tutte le dame; una donna vota fede eterna al suo signore; un 'chierico' di esser cappellano e una religiosa di esser monaca d'amore; uno scudiero di adoprarsi in modo da ottenere mercede da una dama orgogliosa e fiera; una damigella di mostrarsi dolce e benigna a chi primo, senza pensier villano, la richiederà d'amore; un baccelliere di non voler altra dama se non quella che votò prima di lui; un valletto di mantenersi costante nel suo affetto, sebbene altro bene non abbia che la speranza. Vota una dama di rendere entro un mese amorosi cento cuori; un neo-cavaliere di non mai recarsi in battaglia se non coll'elmo allacciato 'per amore' da una dama; una donzella di concedere mercè al suo amante che da tanto tempo l'attende; un cavaliere di volersi render degno dell'amore della sua donna. Dopo il banchetto molti convenuti fanno ritorno al loro paese. (E. Gorra in *Tobler-Abhandlungen* [1895] 236 f.; cf. A. Tobler, *Archiv* XCV 202 f.)

2. An zweiter Stelle vermerkt Tobler eine Reihe schriftstellerischer Äußerungen, die zeigen, daß doch schon frühzeitig ein prahlerisches Eigenlob des Ritters im Kreise seiner Standesgenossen für unziemlich galt. Vorbildliches Heldentum rühmt Guillaume d'Orange in seiner Klage dem Vivien nach:

N'estiez mie estoz ne ramponanz,
Desor vos pers orgueillens ne proisanz,
N'onques ne fustes de proesce ventanz,
Ainz estiez douz et humelianz.[3] *Bat. d'Alesch.* 790.

Chrestien de Troyes erklärt zwar im Namen des Yvain, der den Riesen erschlagen hat: *por neant fet la bonté Qui ne viaut*

[1] *Le origini dell'epopea francese*, S. 404 ff. S. auch Cr. Nyrop, *Storia dell'epopea francese*, S. 119 f.

[2] *Les origines de la poésie lyrique en France*[2], S. 17 f.

[3] Der verhängnisvolle heilige Schwur, den Vivien am Tage des Ritterschlags leistet (*Cor. Viv.* 12 ff.), hat mit Prahlerei nichts zu tun. Sehr fein hat in unseren Tagen Jules Lemaître die Geschichte dieses *Covenant* nacherzählt (*Le Vœu de Vivien* in *En Marge des Vieux Livres* II 75 ff.).

qu'ele soit sëue (*Ch. lyon* 4280); aber dieser Satz, der noch an die Naivität der alten Heldenzeit erinnert, steht vereinzelt und im Widerspruch mit der Ansicht der übrigen Meister höfischer Epik. Sie lehren, daß ein Ritter von den trefflichen Leistungen seines Schwertes selber nichts verlauten lassen soll. Vielmehr soll er die Taten der Gefährten über die eigenen stellen, sie mag er preisen und sich an ihrem Ruhme freuen; die eigene Tüchtigkeit wird der Welt ohnehin nicht verborgen bleiben. In diesem Sinne lobt Gautier d'Arras seinen Helden Ille:

Et par çou est il tant amés
Qu'il est as armes chevaliers
Et a l'ostel li mains parliers
Qui onques en ceval montast.
Ne cuidiés mie qu'il contast
Cose qui li fust avenue ...
Ne melloit nule janglerie
A se haute chevalerie ...
Cevalerie que on vent
Par jangler menu et sovent,
Ne puet au lone a bien venir;
Car nul n'en daigne sovenir ...
On rit sovent d'un jogleor
Et d'un chevalier jangleour.
Illes n'est mie foursenés ...
N'ert mie vilains chevaliers
N'aprés les armes malparliers.
Ille 214 ff. 1609.

Ähnlich rühmt Robert de Blois die Art des Ritters Ermalëus:

Sans faille sa valor mout prise,
Mais ne seit nïent de vantise.
Bien seit le preudome louer;
De soi ne vuet öir parler.
Qui davant soi le loueroit
Jamais ces amis ne seroit.
Beaud. 1161.

Claris und Laris und Yvain finden nach Besiegung der Räuber in einem Schloß gastliche Aufnahme:

Mes ainc des larrons ne parlerent
Ne de neant ne se vanterent;
N'afiert pas a chevalerie,
Qu'il o soi mainne vanterie,
Se ses faiz ne veult empirier
Et vilonie a soi tirier,
Car ja n'iert procee celee,
Tant iert couvertement alee;
Pour ce dit l'en, que li vanterres
Est par droit apelez genglerres.
Claris 729.

Später (v. 4717 ff.) verheimlichen Claris und Laris dem Eremiten ihre Abkunft und erbitten sich neue Waffen, angeblich um den Nachstellungen ihres Todfeindes zu entgehen:

Ainsi li compaignon disoient,
Mes por autre rien nu faisoient
Fors que por la desconnoisance,
Car il n'ont cure de vantance,
Ainz la heent trop durement.
Claris 1769.

Sie legen die Rüstung Keus, des Seneschalls, und Gales', des Marschalls, an, siegen im Turnier und verlassen, jeder Ehrung ausweichend, unerkannt den Kampfplatz. Ihr Verhalten überzeugt die Zurückbleibenden, daß nicht Keu und nicht Gales die edlen Recken gewesen sind:

Se ce fussent il voirement,
Ja n'en fussent sifaitement
Alez, car ançois demorassent,
De lor bien faire se vantassent,
Car li seneschaus est genglerre
Et prisant et un droit vanterre.
Claris 1993.

In der Tat, Keu prahlt gern und erhält dafür strengen Tadel. Beim Pfingstturnier der Artusritter schaut er geringschätzig auf die drei Fremden (Gauvain, Claris, Laris) herab, mit denen er sich messen will:

S'irai encontre le premier,
Car le cheval vorrai avoir,
Ne demant plus de son avoir,
Mes il est miens, que qu'en aviegne,
Il me semble, que je le tiegne.
Li rois respont: Keus, c'est folie,
Quant hons de chose, qu'il n'a mie,
Se vante; trop fet grant outrage
Et si doit on tourner a rage.
Sire, fait Keus, se je ne l'ai,
Jusques n'a gaires l'averai!
Claris 13172.

Aber er ist von allen der erste, der nachher am Boden liegt *tretot plat Asi estendu conme un chat* (v. 13213). Hingegen rühmen Claris und Laris oder der Laiz Hardiz den höheren Wert der Freunde:

De la table roonde sonmes,
Mes des meillors y a assez,
Qui ont esté d'armes lassez ...
... ma valor n'est pas demie
Vers un des bons, bien le sachiez ...
Car ne sui pas des plus vasax,
Ainz sui des petiz communax.
Claris 12848. 12732. 12743.

Dem andern ritterlich die Ehre zu geben, lehrt auch das schöne Chastoiement, das im *Lai de la Rose* Lisane dem zum Königshof aufbrechenden Gatten erteilt:

Preu et hardi soiés ens ou tournoi;
Et se faisiés aucun fait de valour,
S'a ce venoit, donés autrui l'onour;
Ne vous vantés, et ce tenés de moi:
Cil croist qui s'umilie.
Lai de la Rose 48.

Manch anderem Ritter dürfte die Erinnerung dieses Spruchs von Nutzen sein. Gautiers Ille verrichtet im Kampf gegen die Griechen die größten Heldentaten:

Qui vëist Ille trestorner
Et en le grignor presse embatre ...
Tos jors poroit avoir matire
De bien parler et de bien dire,
Por que li nouvel chevalier
Qui de parler sont costumier
Lors le vausissent creanter;
Mais il se voelent plus vanter
D'aus et de lour cevalerie
K'öir d'autrui la signorie.
Mais ja nen ert prodom entiers,
Qui n'öe mout plus volentiers
D'autrui fais parler que des suens.
Ille 2374.

Im *Guillaume de Dole* sieht der Hof Kaiser Konrads einem neu angesagten Turnier mit Spannung entgegen. Die Ritter sind beim Mahle versammelt:

Et il rot mout a ce mengier
Parlé de ce tornoiement:
Et sachiez bien certainement
Qu'il i ot tex qui plus en dirent,
Ce sachiez bien, que il n'en firent,
Et c'est a prodome mout let.
GDole 1717.

Guillaume selbst schweigt:

Mes sire Guillames les let
Entr'euls parler, si ne dit mot ...
... il pensoit
Au tornoi tot vaintre et outrer ...
eb. 1723.

Aus anderem Grunde — er will sich keine Feinde machen — schweigt der jugendliche Horn beim Prahlen der Genossen; und seine Bescheidenheit wird gut aufgenommen:

Ne il ja pur içoe ne s'est de plus preisaunt.
Quant tuit si cumpaignun lur fait erent cuntant,
Il se seeit en pes, ja ne fust mot sunaunt,
Cumme s'il ne sëust d'itiel fait taunt ne quant;
Ke tuit cil de la curt s'en ierent merveillant.
E diseient entr'aus ke mut iert abstinant,
Ki les passout trestuz e s'en iert si celaunt.
Mut le preisöent tuit si'n erent bien disaunt.
Horn 2541 (vgl. *eb.* 2687).

Wenn hinwiederum im *Escoufle* der junge Ritter Guillaume, der zu Saint-Gilles in den Dienst eines reichen Bürgers treten will, mit Selbstlob nicht spart, so entschuldigt ihn die besondere Veranlassung:

Che que jou me pris
Ne me vient pas de cortois mestre;
Se por tant non, quant nus vielt estre
A autrui, il doit sage faire
Son mestre de çou qu'il set faire,
K'en pluisors a mehaing et tece.
Escoufle 6530.

3. Eine letzte Art von *vanti,* das Prahlen mit dem, was man sein eigen nennt, hat Tobler (S. 85) unter anderem an der Erzählung des *Novellino* von Messere Alamanno aufgezeigt. Eine Randnotiz verweist auf ein zweites Stück dieser Sammlung. Die Novelle von Guiglelmo di Berghedam di Proenza (Nov. 42) beginnt:

Guiglielmo di Berghedam fue nobile charaliere di Proenza, al tempo del Conte Raymondo Berlinghieri. Un giorno avenne che kavalieri si vantavano. Et Guiglielmo si vantò che non avea niuno nobile huomo in Proenza ch'e' no'gl' avesse fatto votare la sella, et giaciuto con sua moglicra. Et questo disse in udienza del conte.

Die Worte des Ritters beziehen sich also nicht auf einen wertvollen Besitz, sondern auf angeblich vollbrachte Taten. Aber an andere Novellen, ja an einen berühmten Zyklus von Novellen darf in diesem Zusammenhang erinnert werden: ich meine den Zyklus von der Wette. In diesen Erzählungen gibt vielfach der eigenartige Ritterbrauch der *vanti,* der hier, wie übrigens auch im *Novellino,* geradezu als ein beliebtes Unterhaltungsspiel der höfischen Gesellschaft erscheint, die bedeutsame Exposition ab, welche das Hauptmotiv, die Wette, und damit alle weiteren tragischen Schicksale der beteiligten Personen bis zum schließlich glücklichen Ausgang zur notwendigen Folge hat.[1]

Nicht alle Fassungen der Wette kommen hierbei gleichermaßen in Betracht. Im *Guillaume de Dole* ist es ein Spielmann, Jonglet,

[1] Über den Wettezyklus vgl. die meisterliche Studie G. Paris': *Le cycle de la 'Gageure'* in *Romania* XXXII (1903) 181 ff.

der die strahlende Schönheit der Lïenor und die Ritterlichkeit ihres Bruders vor Kaiser Konrad preist.[1] Der Held des *Roman de la Violette,* Gérart de Nevers, fühlt sich in der Freude seines Herzens von ungefähr dazu bewogen, das Lob der *amie* anzustimmen. Eher wäre schon der archaische *Comte de Poitiers* zu nennen. Die vom Dichter mit knappen Worten eingangs angedeutete Situation läßt auf unausgesprochene *vanti* schließen. Pipin, der reichste aller Könige, hält Hoftag zu Paris:

Li mangier furent cointe et rice.
Pepins s'asist et tot li prince:
Onques rois ne fut si servis.
Adont parla li plus hardis
D'aus tous, et li plus envoisiés,
Çou fu li bians Quens de Poitiers.
CPoit. 3.

Anscheinend unvermittelt stellt er dem Herrscherruhm des Königs das eigene Liebesglück gegenüber:

Rois Pepins, miex valt sa biantés
Que ne face vo roiantés:
Par tant sui plus rices de vous
Et si n'en sui mie jalous. *CPoit.* 4.

Das klingt wie eine Entgegnung auf den vorausgegangenen Lobpreis der königlichen Macht.

In anderen Versionen der Wette geben lästerliche Reden der Gefährten, welche die Tugend des Frauengeschlechts zu verdächtigen suchen, einem Ritter oder auch einem Kaufmann Veranlassung, die Sittsamkeit der Gattin, der Braut, der Schwester öffentlich in Schutz zu nehmen. So in der Erzählung des *Manuscrit de Tours* (s. G. Paris *a. a. O.* S. 499); so in den *Zwei Kaufleuten von Verdun* des Ruprecht von Würzburg (s. G. Paris S. 485); so in Boccaccios Novelle von Bernabò da Genova (*Decam.* II 9); so auch in Domenico Batacchis *Pianella,* wo nach beendigtem Turnier beim Becher die Ritter

con lingue maledíche e profane
si accordarono a dir tutti in un tratto:
— Son le donne una massa di puttane,
all'onestà di lor chi crede è matto,

Lisauro indessen wenigstens eine Frau von diesem Urteil ausgeschlossen wissen will:

Questa è la Principessa mia sorella,
Onesta quanto è vezzosetta e bella.
La Pianella, Ed. Firenze 1910, S. 47 f.; vgl. G. Paris *a. a. O.* S. 494 f.

Auch die in Paris' Aufsatz unerwähnt gebliebene Erzählung vom deutschen Grafen Eberhard von Berg, dem späteren Gründer des thüringischen Zisterzienserklosters Georgenthal († 1152), gehört hierher. Der junge Graf hat sich mit Emma, der Tochter des Ritters

[1] Im älteren *Guillaume de Nevers* rühmt indessen der Bruder die Schwester. Siehe G. Paris *a. a. O.* S. 487.

Andreas von Odenthal, verlobt, aber seine ahnenstolze Mutter versagt dem ungleichen Bund ihre Zustimmung:

In jener Zeit hielt Kaiser Heinrich V. in Speyer Hof, und Graf Eberhard durfte nicht fernbleiben. Auf dem Wege dahin traf er zu Mainz im erzbischöflichen Palaste viele Fürsten und Edle, die dem gleichen Ziele zustrebten — auch manchen, der über Venedig nach Jerusalem ziehen wollte. Der feurige Rheinwein erhitzte die Gemüter; die Worte wurden nicht mehr bedacht — auch von der Minne und dem Wert der Frauen ward gesprochen, und besonders ein junger Kreuzritter Walter von Leuberg führte da das große Wort. Verächtlich sprach er von dem Weibe, ja, er vermaß sich, die Treue eines jeden Weibes zu besiegen. Entrüstet wollten die Ritter den frechen Schwätzer züchtigen, aber das Kreuz auf seiner Schulter, das Abzeichen des Kreuzritters, schützte ihn. Auf seine Unverletzlichkeit pochend, ließ er besonders an Graf Eberhard seinen Spott und Hohn aus. Als dieser für die Ehre und Zucht des deutschen Weibes eintrat, verhöhnte der Leuberger ihn: er wolle ihm Beweise für die Untreue Emmas von Odenthal liefern, die ihn verstummen machen würden. In seinem Heiligsten verletzt, griff Graf Eberhard zum Schwert, und auch das Kreuzeszeichen auf des Leubergers Schulter hätte er nicht geachtet, wenn nicht der Erzbischof selber dazwischengetreten wäre und Frieden geboten hätte.[1]

In Shakespeares *Cymbeline* hilft nationale Empfindlichkeit den

[1] Baethcke, *Die Gründung des Klosters Georgenthal*, in *Aus den coburg-gothaischen Landen, Heimatblätter*, hg. von R. Ehwald, Gotha 1903, S. 2 f. — Interessant ist der weitere Verlauf dieser Erzählung, deren Verhältnis zu den übrigen Versionen des Wettezyklus einmal näher untersucht zu werden verdient. Durch die Hand des Propstes übermittelt der Leuberger bald darauf Eberhard ein Schreiben, das ihn von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugen soll. Er erklärt, nach mühelosem Werben der vollen Gunst Emmas von Odenthal teilhaftig geworden zu sein; zum Beweis fügt er den Ring bei, den Eberhard der Geliebten erst kürzlich als ein Pfand der Treue zurückgelassen hat. Der Graf läßt sich täuschen. Lange Zeit sucht er vergeblich die Spur des Verführers, der inzwischen ins heilige Land gezogen ist. Auf dem Schlachtfeld von Ibelin (29. Mai 1123) findet er ihn endlich wieder — als einen Sterbenden. Er hat gerade noch so viel Kraft, sein Verbrechen zu bekennen:

Als das Ritterfräulein von Odenthal hatte zur Beichte gehen wollen, erblickte der Mönch an den sittig gefalteten Händen den Brautring; sofort erklärte er, solch kostbares Kleinod sei der schuldigen Demut einer frommen Jungfrau zuwider, und wenn sie dies Zeichen der Eitelkeit nicht ablege, müsse er ihr die Absolution verweigern. Entsetzt gehorchte die fromme Jungfrau dem Priester, so war ihr der Ring entwendet worden, der die schändlichste Lüge zur Wahrheit hatte stempeln helfen. (Baethcke *a. a. O.* S. 4.) Graf Eberhard kehrt nach Deutschland zurück: *Aber die er suchte, war nicht mehr: er fand nur das Grab der Angebeteten! Der Schmerz um den Teuren hatte ihr junges Leben vernichtet.* (*eb.* S. 4.)

Streit entfachen. In Philarios Hause zu Rom erhebt Posthumus seine Gattin über alle Italienerinnen, wie er sie zuvor in Orleans über Frankreichs Damen gestellt hat:

Frenchman: *It was much like an argument that fell out last night, where each of us fell in praise of our country mistresses. This gentleman at that time vouching, (and upon warrant of bloody affirmation) his to be more fair, virtuous, wise, chaste, constant-qualified and less attemptable than any the rarest of our ladies in France.*

Iachimo: *That lady is not now living, or this gentleman's opinion, by this, worn out.*

Posthumus: *She holds her virtue still and I my mind.*

Iachimo: *You must not so far prefer her 'fore ours of Italy.*

Posthumus: *Being so far provoked as I was in France, I would abate her nothing, though I profess myself her adorer, not her friend.* (*Cymb.* I 4.) —

Von unserem Gesichtspunkt aus scheinen vor allem drei Versionen der Wette bemerkenswert: der trecentistische *Cantare di madonna Elena imperatrice*, die *Justa Victoria* betitelte Renaissancenovelle des Veroneser Antiquars Feliciano aus dem Jahre 1474 und Gaspar Ráskays ungarische Verserzählung *Vom Ritter Francisco und seiner Gattin* aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, die allem Anschein nach wiederum auf eine italienische Vorlage zurückzuführen ist.

Wie der *Cantare di madonna Elena*[1] eingangs berichtet, hat Karl der Große Elena, die schöne Tochter des Grafen Arnaldo di Gironda, mit Messer Rugieri da Mompolier vermählt. Bald darauf findet am Hofe Karls eine glänzende Frühlingsfeier statt; und die *vanti* der Ritter bilden hierbei einen wichtigen Bestandteil der geselligen Unterhaltung:

IX. Alla stagione del mese di maggio
Che aparono le rose a ongni verziere,
E gli uccielletti cantan di coraggio
E fanno i dolci versi per amore,
Donzelli e cavalier di gram barnaggio
Stavan dinanzi a Carlo imperadore,
E a ciascun fu mestier che si vantasse,
Poi conveniva che'l vanto provasse.

X. Chi si vantava di bella moglieri,
Qual si vantava di bella sorella,
D'aver bel'arme e correnti destrieri,
O ricco di cittade e di castella,

[1] Ed. O. Targioni Tozzetti, Livorno 1880 (Nozze Soria-Vitali). Vgl. G. Paris *a. a. O.* S. 526 ff. Auf Grund der Eigennamen nimmt Paris mit Recht französischen oder provenzalischen Ursprung der Erzählung an.

D'astor o bracchi o correnti levrieri,
O per amica aver bella domzella;
E chi si vanta d'oro e d'arïento,
E chi d'esser prodomo in torniamento.

XI. Messer Rugieri ch'era prode e saggio,
Dinansi a Carlo si fu im piè levato:
— Santa corona, intendi il mio coraggio,
Sì ch'io mi vanti, ch'io non som vantato:
Da poi che tutto lo tuo baronaggio
Davanti al tuo conspetto à favellato,
Ed io mi vanto, avanti a voi, Messere,
E si diragio tutto il mio volere —

XII. Messer Rugieri sì si fu voltato
Avanti a tutta l'altra baronia:
— Da poi che ciascheduno si è vantato,
Ed io mi vanto de la donna mia;
E chi cercasse il mondo in ogni lato,
Più bella donna non si troveria:
E questo dico, ch'io 'l posso provare,
Se ci à nessum che 'l voglia contrastare. —

XIII. Da poi che ciaschedum si fu vantato,
E ongnuno ebe detto il suo volere,
Tostamente Carlo ebe comandato
Che 'nmantenente venisse da bere:
E 'l suo comandamento fu osservato.
Molti domzei si levam da sedere:
Nappi d'argiento e coppe d'oro fino:
Se non mente il cantar, fu vernaccino ...

XIX. Messer Guarnier malvagio e sconosciente,
Che era usato sempre di mal dire,
Disse a Rugieri: — Io saccio ciertamente
Più bella donna non si può vedere:
Però mi vanto, e dico in fra la giente,
Ch'io vi agio auto tutto il mio volere,
E sì la posso avere a mia richiesta:
Se non è vero, io vo' perder la testa.

Der tragische Konflikt ist eingeleitet.

Felicianos in echtem Renaissancestil geschriebene Novelle[1] schildert in ähnlicher Weise ein Pariser Krönungsfest. Viele edle Herren haben sich am Hofe eingefunden. Auch Graf Drusillo, Victorias Bruder, dessen Freundschaft mit dem jungen König den Neid des Seneschalls Galvano geweckt hat, ist zugegen:

Et essendo ne la gran festa tuti gli baroni a tavola posti per

[1] *Justa Victoria. Novella inedita di Feliciano Antiquario. Secolo XV*, in *Catalogo dei novellieri italiani in prosa raccolti e posseduti da Gior. Papanti.* Livorno 1871, II, S. VII ff. (Appendix). Vgl. G. Paris *a. a. O.* S. 492 f. Über den als Alchimisten und Altertumsforscher berühmten Autor siehe die Bemerkungen S. v. Arx' in Vollmöllers *Romanischen Forschungen* XXVI (1909) 706. Giovanni Sabadino degli Arienti hat Feliciano zum Helden zweier Novellen gemacht (3. und 14. *Porretana*), von denen aber wenigstens die erste nicht historisch ist. S. meinen Hinweis auf den Hodscha Nasreddin in *Ein italienisches Novellenbuch des Quattrocento*, Halle 1913, S. 16.

disnare, essendovi il duca di Burgundia che era venuto ad honorare la festa, et in compagnia di lui il duca di Baviera et quello di Barbante, et il figliolo del re de Ingilterra, et molti altri principi et signori, dopo il manzare, ciaseuno cominciò a darsi un vanto di qualche gloriosa laude. Alcuni disseno haver bellissimi figlioli, et altri haver più bella donna che mai fusse Cleopatra: altri diceano haver più preciose zoje che quelle de lo antiquo Metello: et altri aver più belli vestimenti che quelli di Domitiano: et altri più belli palazi che quelli dil magno Alexandro: altri più belli cavalli che quelli di Dario di Persia: altri più richi thesauri che Crasso avesse giamai: et altri più fine et approvate armature che quelle di Scipione o Pompeo: et altri più maximi apparati che quelli de l'antiqua Penthesilea: altri più fidelissime amante che quella dil bel Trojano: altri più boni falconi et cani che quelli di Acteon thebano; et in questo modo ognuno qualche gloria se attribuiva, salvo che misier Drusillo, che si stava tuto cum silentio. Di che il novello re insieme col duca di Burgundia, dissero: Et voi, miser Drusillo, nobile cavalliero, qual serà il vostro vanto nel nostro conspecto? A cui misier Drusillo, cum riverente risposta, levato in piedi, disse: Nobilissimi et singularissimi signori mei, el non mi pareria degna cosa a volermi equiperare ad tanto splendore, quanto sia quello de le vostre inclyte signorie; ma per obedire al mio signore re, et a tute le signorie vostre, dico potermi gloriare di havere in questo mundo per sorella la più virtuosa giovene e la più bella che habi in sè tuto il reame di Francia, et più casta che Diana del cielo, et ne l'arte di Minerva perita quanto Aragne, et ne le littere doctissima. Et questo dicto, se puose a sedere. A le qual parolle levatosi in piè misier Galvano, pieno de intolerabil dolore, dise: De l'esser bella et virtuosa io non vil niego; ma casta et onesta, non so quello che mi dica, ma per tanto vi excuso, misier Drusillo, essendo apresso che cinque anni che vui non fusti ne le vostre contrate, che dopo in quà se possono mutare de bone et laudabile in ree et digne de infamia. Io non mi extenderò più oltre, tuta volta, pregando questi mei signori illustri che me perdonino s'io mi sono messo troppo avanti, ma quanto habia dicto, bisognando, voglio difendere col vero, mantenendo l'honor mio, essendo di quello che io ho dicto chiaramente informato ... (S. XIV f.).

Gaspar Ráskays *Belle histoire du vaillant Francisco et de son épouse* beginnt, nach Gaston Paris' Mitteilung,[1] wie folgt:

[1] *Rom.* XXXII 515 ff. Ich kenne die Erzählung nur aus diesem Resümee.

Le vaillant Francisco est heureux avec sa femme au château de Zebernik, quand il reçoit une lettre du roi Béla l'invitant à Bude pour de grandes fêtes. Il prend congé de sa femme, qui lui recommande de ne pas se laisser aller aux vanteries usuelles à la cour. — Bien accueilli par le roi, il renverse dans un tournoi le vaillant Cassandre, resté vainqueur de tous les autres, et qu'on croyait invincible. Cassandre en conçoit une violente jalousie. Le soir, au repas, Francisco vante sa maison, sa vaillance et sa femme, belle et vertueuse. Cassandre accorde qu'il est vaillant; quant à sa maison, elle lui vient, dit-il, non de ses aïeux, mais du roi; pour ce qui est de sa femme, elle peut être très belle, «mais sa vertu, je la nie, et quand il le faudra, j'en dirai plus». Francisco riposte qu'il le tuera s'il ne prouve son propos.

Also auch in dieser Novelle ist der Ritterbrauch des Prahlens von entscheidender Bedeutung. Die Wahrscheinlichkeit ihres italienischen Ursprungs hat G. Paris mit Rücksicht auf die Namengebung hervorgehoben. Auch hinsichtlich der *vanti* zeigt die Erzählung einige Affinität mit den italienischen Versionen. Man vergleiche etwa die Worte des Verleumders, der die Schönheit der Dame jedesmal zugibt, ihre Tugend anficht:

Elena: Io saccio ciertamente
Più bella donna non si può vedere:
Però mi vanto, e dico in fra la giente,
Ch'io vi agio auto tutto il mio volere,
E sì la posso avere a mia richiesta ... (XIX.)

Justa Victoria: *De l'esser bella et virtuosa io non vil niego: ma casta et onesta, non so quello che mi dica ... Io non mi extenderò più oltre ... ma quanto habia dicto, bisognando, voglio difendere col vero ...* (S. XIV.)

Francisco: ... *pour ce qui est de sa femme, elle peut être très belle, «mais sa vertu, je la nie, et quand il le faudra, j'en dirai plus».* —

Der Herausgeber des *Cantare di madonna Elena*, O. Targioni Tozzetti, hat in einer vorhergeschickten *Avvertenza* (S. 17 ff.) auf die Eigenart der *vanti* hingewiesen und aus der älteren italienischen Literatur noch drei Beispiele für diesen Brauch angeführt. Da Tozzettis Büchlein selten und vielen unzugänglich ist, mögen sie hier nochmals Platz finden. Es sind Beispiele für die von A. Tobler unterschiedenen drei Arten des Prahlens.

Künftiger Leistung rühmen sich die eitlen Besucher des *Albergo Vantatorio*, von denen der Cieco da Ferrara in ergötzlichen parodistischen Versen seines *Mambriano* erzählt. Ritter Astolfo erfährt von der seltsamen Stätte:

Albergo Vantatorio è nominato
Il loco ove ti mando, franco sire,
Nel qual sarai al principio onorato
Tanto che a pena tel saprei ridire;
Poi ti bisognerà esser vantato,
E se addivien che non possa adempire
Il vanto, ti faran subito porre
Presso a quegli altri in un fondo di torre. *Mambr.* 41, 35.

Bald teilt Astolfo das traurige Los der Großsprecher, die leider nicht, wie einst Kaiser Karl und seine Pilgerschar, dank himmlischem Beistand vor der angedrohten Strafe bewahrt bleiben.

Auf vollbrachte Tat zielen die *vanti* der *Storia di Ajolfo del Barbicone*:

Re Aluigi ... mandò comandando che tutti e signori cristiani fossono infra tre mesi a Parigi, dinanzi alla Corona di Francia per fare torniamenti e festa e vanti di grandi fatti passati, secondo usanza ecc. ... Fatta la festa del torniamento, si ragunarono una mattina dinanzi al re per fare i vanti, e furono tutte le donne presenti e tutti e baroni del Reame (cit. von Targioni Tozzetti *a. a. O.* S. 19 Anm.).

Gegenwärtigen Besitz verherrlichen endlich wieder die Prahlreden des *Cantare di Liombruno*. Man fühlt sich dabei an die erwähnte Erzählung des *Novellino* von Messere Alamanno erinnert. Hier wie dort gelingt es einem höfischen Kreis, beim geselligen Spiel der *vanti* einem Liebhaber sein Herzensgeheimnis zu entlocken; hier wie dort läßt ihn die verratene Geliebte seine Torheit schwer büßen. Aus dem Turnier von Granada ist Liombruno als Sieger hervorgegangen. Der König möchte ihm die Tochter zur Gattin geben, befragt aber zuvor seine Ratgeber, die sich mit dieser Auszeichnung des fremden Ritters nicht eben einverstanden erklären:

Benchè sia prode e pien di gagliardia,
A noi non par, che convenevol sia.

Ma, se volete a nostro senno fare,
Voi ordinate, che ciascun si vanti,
E, dopo, il vanto, senza dimorare,
Ve lo presenti subito davanti. —
E l'altro dì si fece ritornare
In su la Sala i Baron tutti quanti,
Ove ordinò, che ciascun s'avanzasse,
Poi li vanti davanti ad un portasse.

Chi si avvanta di bella mogliere,
Chi si avvanta di bella magione,
Chi di Caval corrente e buon destriere,
Chi di gentil Sparviere e buon Falcone,
Chi di Palazzo e chi di Torri altiere,
Chi si vanta di sua condizione;

E quando poi ciascun si fu vantato,
Messer Liombruno si fu domandato.

Or disse il Re: Perchè non vi avanzate? —
E Liombruno così rispondia:
Sacra Corona or deh! mi perdonate. —
Rispose lui: Perdonato ti sia. —
E Liombruno disse: In veritade,
Io pur mi vanto della donna mia,
Più bella donna non la puoi trovare;
Fra venti giorni lo voglio provare ...

Bellissima Istoria di Liombruno ...
in V. Imbriani, *La novellaja fiorentina*, Livorno 1877, S. 461 f.

Das florentinische Volksmärchen von Leombruno verlegt diese Szene ins 'Casino dei Nobili':

Entrano alla stanza di quel gioco, entrano alla stanza di quell'altro, si divertono. La stanza entra, che faceva parecchi signori: — «Io ho una bellissima casa.» — «Io ho una bellissima villa.» — «Io ho una bellissima di quella cosa.» — «Io ho una bellissima di quell'altra.» Il caro Leombruno stava in un angolo, zitto; e non dicera niente. Va diversi signori da lui: — «Lei, signore, non ha niente? non dice niente? non ha voce in capitolo? non ha niente da dirci?» — Rammentandosi sempre della sua legittima sposa, gli vien detto: — «Signori, ho una bellissima sposa.» — «Arete una bellissima sposa? Tempo tre giorni, che la sposa sia portata a il casino. Si vuol redere» usw. (Imbriani *a. a. O.* S. 446 f.) — —

Stretta la foglia e larga la via;
Dite la vostra, che ho detta la mia.

Berlin. Erhard Lommatzsch.

Kleinere Mitteilungen.

Zu einem Briefe Goethes.

Wie im tiefsten Frieden setzt die 'Chronik des Wiener Goethe-Vereins' nach dem Beispiel der meisten unserer großen wissenschaftlichen Zeitschriften unverändert ihr Erscheinen fort. Die 'Chronik' ist eine kleine Zeitschrift, von der im ganzen sechs Nummern im Jahr erscheinen. Der Band 28 für das Jahr 1914, der im Juni 1915 ausgegeben worden ist, umfaßt nur 28 Druckseiten. Aber er bietet des Lehrreichen viel. Außer Berichten über die Tätigkeit des Wiener Goethe-Vereins und die ihn interessierenden Ereignisse enthält er Rezensionen, Aufsätze, häufig die in dem Verein gehaltenen Vorträge und ungedruckte Stücke Goethes und seiner Zeitgenossen. Das letztausgegebene Heft, Nr. 3—6 des Jahrgangs umfassend, wird durch einen stimmungsvollen Vortrag Alexander v. Weilens über Erwin und Elmire eröffnet, über das kleine Singspiel, dessen Beziehungen zu Lili anmutig und lehrreich nachgewiesen werden. Leider findet sich darin auch das von Eckermann überlieferte angebliche Goethewort, daß Lili die erste und letzte gewesen sei, die Goethe wahrhaft geliebt hätte, ein Wort, das Goethe in dieser Weise absolut nicht gesprochen haben kann. Denn er konnte seine Beziehungen zu Charlotte von Stein, zu Christiane, Wilhelmine, Marianne und Ulrike wahrlich nicht als 'kleine Neigungen', er konnte diese aufregenden, leidenschaftlichen, jahrzehntelang ihn fesselnden Beziehungen nicht als 'leicht und oberflächlich' charakterisieren. Es ist bedauerlich, daß dieser innerlich völlig haltlose Bericht Eckermanns immer und immer wieder — selbst von ernsten Goetheforschern — angeführt und für wahr gehalten wird, obgleich gar manche mit Recht auf dessen Unhaltbarkeit hingewiesen haben.

Ich möchte aber an dieser Stelle die Leser hauptsächlich auf eine köstliche Gabe aufmerksam machen, die das vorliegende Heft enthält. Es ist ein wohlgelungenes, außerordentlich schönes Faksimile eines sowohl sprachlich wie inhaltlich bedeutenden Briefes von Goethe an den Maler Ferdinand Kobell vom 5. Februar 1781. Der Brief ist ein Dank für einige eingesandte Zeichnungen, spendet der Gabe großes Lob und enthält zum Schluß ein Bekenntnis, worauf gleich zurückzukommen ist. Das Schriftstück ist zwar nicht ungedruckt, aber war gewiß wenigen bekannt, so daß die Wiederholung eine äußerst wertvolle zu nennen ist. Der erste Druck des Briefes erfolgte in der Weimarer Ausgabe Band V, S. 46, der Abdruck, nach einer Abschrift Strehlkes besorgt, war nicht schlecht, aber man erkennt doch auch aus diesem Druck, wie wenige Abschreiber richtig lesen oder kopieren können.

Goethe hatte geschrieben: '... mein kleine Sammlung erhält ein neues Leben', bei Strehlke heißt es: 'erhält neues Leben'. Wenn Goethe am Schluß schreibt: 'den Künstler verehre ...', so steht bei Strehlke 'die Künstler'; die Weimarer Ausgabe mußte natürlich diese Lese- oder Schreibfehler verewigen ... Es ist bedauerlich, daß der Herausgeber und Kommentator unseres Briefes in der 'Wiener Chronik' nicht auf diese beiden Lesarten hingewiesen hat, um so bedauerlicher, da er sich sonst als Erklärer der in dem Briefe erwähnten Personen und Dinge ganz kundig erweist.

Nur der Schluß seiner Bemerkungen ist seltsam und muß hier mit einer Widerlegung wiedergegeben werden. Goethe schreibt nämlich: 'Sobald der Frühling eintritt, sollen Sie nicht eine Zeichnung, sondern eins der Stoß-

gebete haben, mit denen ich manchmal Natur und Kunst, Gott und den Künstler verehre.' Dazu bemerkt der Erklärer: 'Was unter dem Stoßgebet zu verstehen ist, vermag auch der kundige Graef nicht sicher zu deuten', und zur Erklärung dieser Notiz wird auf das Werk von H. G. Graef, 'Goethe über seine Dichtungen,' III. Teil, I. Band, S. 66 verwiesen. Die in dieser Anmerkung erwähnte Stelle Graefs lautet: 'An das S. 70, Zeile 30 genannte Kunstgedicht ist wohl noch nicht zu denken.' An der von Graef angedeuteten Stelle wird das Gedicht 'Als Minerva jenen Liebling' genannt; gemeint ist das Gedicht 'Die Nektartropfen', das mit dem angeführten Verse anfängt. Es steht in den meisten Ausgaben am Anfang der Abteilung 'Kunst'. Gewiß hat der vortreffliche Graef recht, daß an dieses Gedicht nicht zu denken ist. Aber die Stelle ist ganz anders zu erklären. Goethe bedankt sich bei einem Künstler für Zeichnungen und verspricht eine Gegengabe, die er mit den Worten charakterisiert: 'es sei keine Zeichnung, sondern ein Stoßgebet'. Das kann doch nichts anderes heißen, als daß er für die vortreffliche Zeichnung mit keinem ebenbürtigen Geschenk erwidern könne, also keine vollkommene Zeichnung, sondern eine mühselige Arbeit zu schicken imstande sei, mit welcher er versuche, seinerseits Natur und Kunst, Gott und Künstler zu verehren. Nicht also ein Gedicht hat Goethe im Auge, sondern, obgleich er schreibt: '... nicht eine Zeichnung', kann er eben nur einen zeichnerischen Versuch meinen, den er jedoch nicht an die Seite der Kobellschen Meisterleistung zu setzen wagt, sondern sie in seiner Bescheidenheit als einen stümperhaften Versuch charakterisiert. Und zwar muß es eine Zeichnung nach der Natur sein, wie es ja auch die Kobellschen Werke sind. Mitten im Winter, Anfang Februar, weist eben Goethe darauf hin, er werde das Werklein versuchen, 'sobald der Frühling eintritt', d. h. also, sobald er imstande sei, in der Natur nach der Natur zu zeichnen. Es ist bedauerlich, daß die Erklärer diesen einfachen Sinn nicht gefaßt haben.

Berlin. Ludwig Geiger.

Heinrich von Kleist und Karl Friedrich Hindenburg.

Als uns Deutschen während des Weltkrieges von 1914/15 in dem Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg ein großer Feldherr geschenkt wurde, der durch seine herrlichen Siege bei Tannenberg und an den Masurischen Seen zu Weltruhm gelangte, da fiel dem Literaturkenner wohl ein, daß Heinrich von Kleist mit einem Vorfahren des gewaltigen Schlachtenlenkers in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat.

Es ist dies der Leipziger Professor der Mathematik Karl Friedrich Hindenburg (1741–1808), der Begründer der 'kombinatorischen Analysis'. Auf ihn wird in dem Lebensbilde kurz hingewiesen, das Bernhard von Hindenburg von unserem Russenbesieger Paul von Hindenburg gezeichnet hat (Berlin, Schuster & Loeffler, 1915, S. 16 f.).

In einem Briefe vom 3. Juni 1801 schreibt Heinrich von Kleist in Göttingen an seine Braut Wilhelmine von Zenge: sie (seine Schwester Ulrike und er) wanderten wie die alten Ritter von Burg zu Burg, hielten sich auf und wechselten gern ein freundliches Wort mit den Leuten. Sie suchten sich in jeder Stadt immer die Würdigsten(!) auf, in Leipzig Plattner, Hindenburg usw. Er fährt dann fort: 'Aber Du kennst wohl diese Namen nicht? Es sind die Lehrer der Menschheit(!).' (Briefe, Ausgabe von Erich Schmidt, Bd. V, hg. von Minde-Pouet, S. 228.)

Wie der Dichter mit dem Mathematiker Hindenburg bekannt wurde, wissen wir nicht von ihm, sondern aus den Mitteilungen seiner Lieblingsschwester. Der verdiente Kleistforscher Paul Hoffmann veröffentlichte im 'Euphorion', Bd. X, S. 105—152 u. a. ein Manuskript: 'Was mir Ulrike Kleist im Jahre 1828 in Schorin über Heinrich Kleist erzählte.' Aus Ulrikes Erzählung erfahren wir, daß Kleist in Leipzig zufällig einen Famulus des Professors kennenlernte, der ihn auf seine Bitten bei dem Gelehrten einführte.

Hindenburg habe den Bruder sehr freundlich empfangen und mit Gefälligkeiten überhäuft. Sie hätten einander liebgewonnen, und Hindenburg habe sich große Erwartungen von Kleists Reise nach Paris und seinen künftigen Leistungen gemacht. Auch habe er ihm Empfehlungen mitgegeben, die ihm zu seinen Studien nützlich sein sollten. Nach langem Zögern in Leipzig sei sie dann mit ihrem Bruder endlich weitergereist.

Von Paris aus meldet Kleist seiner Dresdner Freundin Karoline von Schlieben am 18. Juli 1801, er habe auf seiner Reise so viele gute, liebe Menschen gefunden, in Leipzig einen Mann (Hindenburg), der ihm wie ein Vater so ehrwürdig gewesen sei. (Briefe, a. a. O. S. 234.)

In einem weiteren Briefe vom 16. Dezember 1801, den er in Basel an seine Schwester Ulrike richtet, fragt er bei dieser an, ob sie auf ihrer Rückreise in Leipzig Hindenburg wieder gesprochen habe. (Briefe, a. a. O. S. 270.)

Im März 1803 ist Kleist nach seiner Rückkehr von der Schweizer Reise wieder in Leipzig und erneuert seine Beziehungen zu Hindenburg. Obwohl er sich in Paris herzlich wenig um die mathematische Wissenschaft gekümmert hat, wie er seinem väterlichen Freunde und Gönner wohl versprochen hatte, entschloß er sich, wenn auch mit bösem Gewissen, ihn aufzusuchen.

Über diesen etwas peinlichen Besuch lesen wir in seinem Briefe an Ulrike (Leipzig, den 13. bis 14. März 1803):

'Vorgestern faßte ich ein Herz, und gieng zu Hindenburg. Da war große Freude. "Nun, wie steht's in Paris um die Mathematik?" — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. — "So sind Sie bloß so herum-gereiset?" — „Ja, herumgereiset." — Er schüttelte wehmüthig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. "Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!" — Und nun fiel ich ihm um den Hals, und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir überein kam: der Mensch müsse das Talent anbauen, das er in sich vorherrschend fühle.' (Briefe, a. a. O. S. 294.)

So fand der junge Dichter, der an seiner Tragödie 'Robert Guiskard' arbeitete, bei dem Mathematiker Hindenburg volles Verständnis, was seiner von Zweifeln zerrissenen Brust sehr wohl tat.

Hindenburg erzählte ihm auch, Ulrike habe von der Gräfin Genlis einen Ruf als Erzieherin in ihrem Institut zu Paris erhalten. 'Was verstehst Du davon? Ich, nichts,' fügt Kleist kurz hinzu. (Briefe, a. a. O. S. 294.)

Über H. v. Kleist und Hindenburg handelt ganz kurz Wilhelm Herzog in seiner trefflichen Kleistbiographie: Heinrich von Kleist, sein Leben und sein Werk. München 1914, S. 140.

Berlin-Tempelhof. Alfred Heinrich.

Zwei angebliche mittelenglische Interjektionen

In ihrem Aufsatz *English Interjections in the Fifteenth Century* in den *University Studies, Lincoln, Nebraska*, Vol. XIII, Nr. 4 (1913) führt Mary Crawford auch zwei sonst unbekannte Ausrufe der Überraschung und des Erstaunens: *colle!* und *hudde!* auf, die sie nur aus dem 15. Yorkspiel nachweisen kann. Auf diese beiden dunklen Wörter hatte zuerst Lucy Toulmin Smith in ihrer Ausgabe der *York Mystery Plays* aufmerksam gemacht, und ihre Deutung war von Hemingway, *English Nativity Plays, Yale Studies* XXXVIII, 1909 ohne weitere Erörterung übernommen worden.

Ich zitiere nun die Erklärungen von Miß Crawford:

S. 365 *colle*: Meaning is uncertain. L. T. Smith (*York Mystery Plays* 119) thinks it equivalent to modern *golly*! The word seems to be a quasi-oath and may be a form of *goles*, which (see Oxford Dictionary) is used only in exclamations, as, *by goles*, meaning *by God*. Instances of the use of *colle* are rare: *York Myst. Plays* XV 39, 1 Past.: We! *colle!*, ib. 54, 1 Past.: We! no *colle!*

S. 366 *hudde*: This interjection is equivalent to modern *whew!*, according to L. T. Smith (*York Myst. Plays* 119). The examples cited are perhaps the only instances of an interjectional use of the word. The etymology is dark. The form may be connected with *hud(de)*, a dialectical form of *hood*, in common use during the fifteenth century. The verb *huddle* is a diminutive, perhaps from Teutonic root **hud*, to cover. *York Myst. Plays* XV 37, 1 Past.: We! *hudde!*, ib. 47, 1 Past.: Whe! *hudde!* behalde into the heste! (east).

Diese Erklärungen werden kaum jemanden voll befriedigen. Ne. *golly*, das der Form *colle* ja am nächsten stehen würde, wird im NED. 1838 zum erstenmal belegt, die Form *by goles* erscheint auch erst 1734. Hiermit eine noch dazu in dem anlautenden Palatal so stark abweichende Bildung wie *colle* zusammenstellen zu wollen — wobei man sich immer vor Augen halten muß, daß eine Umgestaltung von *God* vorliegen würde —, überschreitet wohl sicher die Grenzen des phonetisch Erlaubten. — Ne. *whew* (im *Cant. Dict.* zuerst bei Vanbrugh belegt) kann natürlich etymologisch nicht mit *hudde* zusammenhängen, wie L. T. Smith andeuten zu wollen scheint.

Nach meiner Auffassung ist die Lösung der Schwierigkeit auf ganz anderem Wege zu finden: die fraglichen Wörter sind überhaupt keine Interjektionen, sondern Personennamen. *Colle* ist die bekannte Abkürzung von Nic(h)olas, die auch bei Chaucer begegnet (House of Fame 1277, Cant. Tales B 4573); vielleicht erwähne ich noch passender, daß in dem 13. Towneley-spiel Z. 449 der erste Hirt Coll heißt.

Hud(de) ist eine in me. Zeit öfters gebrauchte Koseform von Richard (vgl. Harrison, *Surnames of the United Kingdom*), in welcher der zweite Bestandteil selbständig geworden ist und ein dem heutigen vulgären *Lud* < *Lord* entsprechendes Resultat ergeben hat.

Daß meine Deutung der beiden fraglichen Wörter nicht falsch sein kann, geht daraus hervor, daß der 3. Hirt, welcher auf den Anruf *Colle* (Z. 39) antwortet, das andere Mal, als der 1. Hirt *No, Colle!* (51) sagt, soeben mit Sprechen fertig geworden ist. Auf die Anrede *Hudde* hin (37, 46) meldet sich beidemal der 2. Hirt.

Es bleibt uns noch eine letzte Probe auf das Exempel: Der 2. und 3. Hirt tragen Namen; sollte der 1. Hirt keinen haben? Gelingt es uns, auch für diesen einen Namen ausfindig zu machen, so würden dadurch obige Aus-

führungen eine erhöhte Wahrscheinlichkeit gewinnen. Z. 37 antwortet der 2. Hirt dem ersten: We! Howe!

Miß Crawford hält S. 6 *howe* für die auf ae. *hū* zurückgehende Interjektion. An sich ist dagegen natürlich nichts einzuwenden, hier aber möchte ich in dem Worte entschieden eine Nebenform für *Huue* (so bei Chaucer, *Cant. Tales* D 1356), Hugh erkennen (vgl. auch Harrison, *Surnames*). Daß *ou* als Vertreter eines franz. *ü* gerade in nördlichen Denkmälern häufig ist, hat Behrens, *Franz. Stud.* V, 2. Heft, 118 eingehend nachgewiesen.

Berlin. Otto Zippel.

The Middle English West Minster Prose Psalter, Ps. 90, 10.

'Our ȝeres shal þenchen as þe lob, þe daies of our ȝeres in þe seventi ȝere.' These words are certainly rather puzzling, and the last word concerning this passage is hardly said with Prof. Emerson's note in his Reader, p. 278 seq. Here the Vulgate-rendering anni nostri sicut aranea meditabuntur is quoted which seems to put lob beyond doubt, especially when on looking into the N. E. D. we find the same rendering quoted once more from the corresponding passage of the Lambeth Psalter Ure ȝær swa swa lobbe oðde rynge beoþ asmeadet,[1] and once from the 1325 Prose Psalter 38,15 Þou madest his soule to stumblen as a lob, — in which latter case too the Vulgate has aranea (m). And the two only other O. E. psalters I can louk up would seem to render any suspicion of this reading superfluous, — both the Paris and the Vespasian Psalters having geongewifran (V. gongeweafre) as glosses to the same lemma: aranea.

But how can our years be compared to a spider? The present writer cannot think of a satisfactory answer to this question, nor has he succeeded in eliciting one from those whom he has consulted as being more likely to see their way through the mare of biblical imagery.

In the notes to this Reader too little use seems to be made by Prof. Emerson of the Variant readings that the editor of the whole Psalter, Prof. Buelbring (E. E. T. S. N° 97, 1891), has added from the Dublin Ms. Our text runs there: 'Our ȝeres shall þenchen as þe grauel, þe daies of our ȝeres in hem schal be seuenti ȝere.' This is a variant reading, surely, too important to be overlooked; for if, of two texts both translated from the Latin, one has lob, and the other grauel, we naturally look for a word in the original that with a slight change might mean either, and then in this case arenae by the side of arenea suggests itself at once.

We should then have to assume that the original reading arenae was misread as aranea which found its way into many texts such as those I have quoted. This view would seem to be borne out by a reference to the apocryptal portion of the Ecclesiasticus where we read ch. 18, 8: Numerus dierum hominum ut multum centi anni, quasi gutta aquae maris aepulati sunt et sicut calculus arenae, sic exigui anni in die aevi, — where a modern English translation rightly has: as a drop of water unto the sea and a *gravelstone* in comparison of the *sand,* so are etc.

So far, so good apparently! It would seem to do away with the impossible aranea, and the text gives a perfect sense.

Only, the Septuagint which, I am told, is the original here, has: ὡς

[1] where rynge = lobbe.

ἀράχνη ἐμελέτων — which makes it very hazardous to doubt the aranea-reading, i. e. the lob of our text! For only if there existed a word in Greek meaning sand and resembling in form ἀράχνη as arenae resembles aranea, — only then would it be possible to assume the originality of 'calculus arenae' on the lines laid down supra for the Vulgate passages. And not only that the present writer does not know of such a word, which proves nothing, his Colleague, the Greek specialist here assures him that he is not acquainted with any such word either, which means a great deal.

So we must ask again: what can ἀράχνη mean here, that is: which is the imagery implied? The Greek reading is not explained in the only commentary on the psalms I have at my disposal, viz. Delitzsch's in the English edition of which (in the Foreign Biblical Library, ed. by W. Robertson Nicoll, 1889) I find, however, on p. 12 the following note.

'The LXX renders: ὡς (ὡσοὶ) ἀράχνη (ἀραχνὴν) ἐμελέτων: the Syriac dropping the meaningless ἐμέλ των has ܐܢܟ ܟܘܟܝܐ, instar araneae, which leads Grätz to fancy that חֶגֶה, cobwel, is a Persian word and that consequently the Psalm is post-exilic. The Persian word for cobwel is كاكيا, which Grätz imagines could possibly have been turned into the Hebrew חֶגֶה!' Where doctors disagree ... and especially where they disagree on the signification of words in a language that the outsider is entirely ignorant of ... it would be folly to interfere. I quote this merely in order to possibly put my more learned readers on the track of the solution of this philologico-biblical puzzle. For this note does not pretend to finality, but it is hoped that my calling attention to the importance of the gravel-variant may bring to some one else that ray of light which all of a sudden places before one's mind's eye the right explanation or the required emendation.[1]

Ghent. H. Logeman.

Notes on Twelfth Night.

I.

Oli.: What think you of this fool, Malvolio, doth he not mend?
Mal.: Yes, and shall do till the pangs of death shake him: *infirmity that decays the wise, doth ever make the better fool.*

Twelfth Night (I. V. 68).

The meaning of 'weakness caused by age' given to 'infirmity' by Schmidt and by the *New English Dictionary* in the passage quoted above is wrong. This interpretation in no way fits the context.

Note: With Schmidt's meaning of 'infirmity' we would have the pointless assertion that weakness of age, which makes the wise man less wise, makes the fool the better fool. But this contradicts the generally accepted idea that wisdom increases with advancing years. Two examples of this latter statement may serve as illustrations: Riche's *Farewell to the Military Profession*, (1581), Ed. by Collier for The Shakespeare Society, 1846, P. 3: The wiser sorte can verie well consider, that the older we wax, the riper our witte. Also Shadwell's *True Widow*, 1672, Ed. 1720, Vol. 3 (II. 1.), P. 121: *Car*: This fool is much improved since I went to France. *Stan*: Fools always improve in Folly, as witty men in Understanding.

[1] Wie mir von sachkundiger Seite mitgeteilt wird, ist das Rätsel kaum mit Sicherheit zu lösen. A. B.

Whereas the context does not support 'physical or mental weakness' as the meaning of 'infirmity', it does very definitely support the meaning of 'moral weakness' or 'infirmity of the flesh'. From the time the Fool first appears (I. V. 1.), until Malvolio expresses this opinion of him in the words in question, he is presented to us as a moral offender. Maria's warning to Feste of Olivia's displeasure because he has been 'so long absent' introduces him to us. Next comes Olivia's command 'to take a way the fool', because he is 'a dry wit' and 'besides he grows dishonest' (unchaste). Then Olivia's commendatory query of Malvolio, 'What think you of this fool, Malvolio, does he not mend?', calls forth Malvolio's reproof under discussion: 'Infirmity (in other words 'flesh frailty', on account of which he has been absent from the house; and on account of which further, he has received Olivia's reproof) that decays the wise', 'doth ever make the better fool'.

Also Malvolio in charging Feste with moral delinquency is in character. The moral censor of Olivia's fool is the same zealous steward that finds fault with the habits of Fabian, Toby and other members of Olivia's household. By the use of the word 'infirmity' with its odor of sanctity, Malvolio avoids a plainer, and to the extreme Puritan, a more offensive word. Similarly, without experiencing sympathy for the sinful son of mirth, by using the milder term he throws the mantle of charity over the human frailty of the erring Feste, and thus maintains to the world his pose of singular virtue.

A more important reason for assigning to 'infirmity' the meaning of 'moral weakness', is that with this meaning Malvolio's words refer to a not infrequent Elizabethan proverb. As Bacon phrases this proverb in its simplest form in his essay *On Love*, it reads, 'It is impossible to love and to be wise,' a proverb that is to be traced to classical sources.

> Note: In *Modern Language Notes*, Vol. XXVIII, No. 7, P. 213, Walter Graham traces Spencer's use of this thought to Publilius Syrus; and Bacon's examples of the same thought, to Plutarch's *Agesilius*.

Marston in his *Dutch Courtesan* has a form of this proverb that is much closer to the form that Malvolio uses. There it is significantly put into the mouth of the similarly hypocritical Puritan, Malheureux, whose character links him closely to Malvolio. The occasion of his use of the proverb is similarly of erring vertue:

> Know, sir, the strongest argument that speaks
> Against the soul's eternity is lust,
> That wise man's folly, and fool's wisdom.
> Marston, Bullen Ed. Vol. II. P. 10—11.

Five other references to this old saying are to be found in the *Dutch Courtesan*. These instances come either from the lips of the Puritan who falls from virtue or else are said in mockery of his virtue.

> Note: P. 17. According to the old saying ... a wise man, when he is in his belly act, looks like a fool. P. 28: He that must love, a fool and he must kiss. P. 26: May it beseem a wise man to be in love? P. 35: The Gods themselves cannot be wise and love. P. 93: No reason ask of love.

Numerous examples at this time and later attest a general acquaintance with this bit of gnomic wisdom.

Note: In a note to Marston's *Fawn*, Bullen Edition, P. 197, *Religio Mediei* and Montaigne are quoted to similar effect. *How a Man May Choose*, etc. Hazlett's Dodsley, IX. 6: What fools they are that seem most wise in love. How wise they are that are but fools in love. *Quaker* by C. Dibdin, British Theatre Vol. I, P. 23: According unto the proverb, love maketh a wit a fool. Yes, and a fool of a wit. Wycherley's *Love in a Wood*, Mermaid Series, P. 69: 'tis as impossible for a man to love and be a miser, as to love and be wise, as they say.

Besides examples of this proverb outside of Shakespeare there are several passages in Shakespeare's works that call attention to the antithetical character of love and of reason, the wise man's guide.

Note: L. L. L., V. 2. 79—80:

> Folly in fools bears not so strong a note,
> As foolery in the wise, when wit does dote.

Mids. III. 1. 149:

> *Bottom*: Methinks, mistress, you should have little reason for that: and yet, to say the truth, reason and love keep little company together now-a-days.

Troil. and Cres. III. 2. 167:

> But you are wise.
> Or else you love me not, for to be wise and love
> Exceeds man's might; that dwells with the gods above.

In more than one of Shakespeare's characters the divorce of love from reason leads to folly. In the better increasing her folly when she surrenders herself to her love for Cesario, Olivia is a distant companion of Malvolio. However, Shakespeare's broadest application of the thought that 'infirmity decays the wise' is in the decay of Falstaff's wit in *The Merry Wives of Windsor*. The blight that falls upon the wit of 'this reverend Vice' when in love, is the result of Shakespeare's design, not of his inability nor of his neglect. Shakespeare intends Falstaff's decline and eclipse in this play to be the unavoidable penalty visited upon him for turning his back upon reason and for embracing the 'loves' of Mistress Ford and Mistress Page. In his letter to the ladies, Falstaff confesses his defection from the ranks of reason: 'Ask me no reason why I love you: for though Love use Reason for his precisian, he admits him not for his counsellor.' It is not until his third and final downfall that he sees with clearer eyes the cause of his disgrace: 'See now, how wit may be made a Jack-a-Lent, when 'tis upon ill employment. ... Have I laid my brain in the sun and dried it, that it want matter to prevent so gross o'er-reaching as this? ... This is enough to be the decay of lust and late walking through the realm.'

To return now to the immediate passage in hand. Feste's retort to Malvolio's statement under discussion is, 'God send you, sir, a speedy infirmity, for the better increasing of your folly.' In these words we have a confirmation of the meaning that I have assigned to 'infirmity'. With prophetic wisdom Feste here points forward to the distracting love frenzy that seizes Malvolio when Maria's letter 'gulls him into a nayword'. As it turns out it is the wise man who thinks that he has wit, and not the fool who is sure that he lacks it, that proves the fool. Not Feste but Malvolio is visited by the affliction of 'infirmity'. 'Thus the whirligig of time brings in its revenges.'

Note: I am indebted to Professor George B. Churchill for pointing out the bearing of these words of Feste's upon my interpretation of 'infirmity'.

This proverb is peculiarly a proverb of Malvolio's day. In its use and later disuse are seen at work the issues that first made and later unmade Malvolio and his kind. Borrowed by a serious age from the treasury of renaissance learning, this apothegm from being frequently used by moralists in their assaults against the strongholds of the flesh, passed rapidly into the proverbial wisdom of the age. Later, in a reaction from the over-starched morality of the extreme Puritan reformers, this proverbial half-truth was caught up by the Elizabethan dramatists in their effort to 'lend countenance to the poor abuses of the time', whole heartedly pilloried, and then cast away, to remain to succeeding generations a discredited and neglected proverb.

II.

Mal.: Go to, 'thou art made, if thou desirest to be so: —'
Oli.: Am I made?
Mal.: 'If not, let me see thee a servant still.'
Oli.: Why, this is very midsummer madness.
Twelfth Night, III. IV. 49.

Olivia's failure to understand Malvolio's quotations from Maria's letter is the cause of Olivia's increasing astonishment, as revealed in her short comments on his statements, two of which are quoted above. The climax of her confusion is reached, however, when Malvolio, still quoting from the letter he has received, startles Olivia into exclaiming, 'Am I made', in answer to his assertion, 'Thou art made, if thou desirest to be so'.

The complete confusion of impression that this speech makes upon Olivia is understood only when we realize that at this time the frequently similar pronunciation of 'made' and 'mad' permits her, under the influence of Maria's suggestion of Malvolio's 'tainted wit' and of Malvolio's unintelligible remarks, to misunderstand him as saying that, if she desires to be so, she is *mad*.

Note: Viëtor in his *Shakespeare Pronunciation*, pp. 52, 53, points out Shakespeare's rime of long and short 'a', as in *shade-sad* (Mids. 4—1—101). The pun upon *made-mad* would have the further support of original long vowel in 'mad' (Skeat's Etymological Dictionary). The spelling 'made' for 'mad' occurs commonly in the fifteenth (N. E. D.), sixteenth and seventeenth centuries: *Hamlet* (III. IV. 187); *A Henry IV.* (II. 4. 475); *Errors* (V. 1. 281); *Birth of Hercules* (Malone Soc.), L. 930: Well I see *thou art made* ... Sir, I am well in my witte, whatsoever you thinke. In *Twelfth Night* 'made' is the spelling of 'mad' in III. IV. 136: Why, we shall make him *made* indeed. Further, '*made*' is still found in dialect for 'mad' (Wright's Dialect Dictionary).

To have him add besides that if she does not desire to be mad, that she is to let him see her a servant still, is in her mind conclusive proof of his madness. The mad Malvolio (as she thinks that she sees him) under the delusion that it is not himself that is mad, but the person with whom he is talking, is to Olivia's distracted mind convincing. It sweeps all doubt of his sanity from her mind, and draws from her the not unwarranted exclamation, 'Why, this is very midsummer madness'.

Behind the form of Malvolio's quotations from Maria's letter is to be detected the skillful hand of the dramatist working consciously to produce

the result desired. But for two small but significant changes Malvolio preserves the exact wording of the letter. These changes are the omission of 'ever' in 'to see thee ever cross-gartered'; and the change of 'steward' to 'servant' in, 'Let me see thee a steward still'. The retention of the original form in each case would have made the misunderstanding in Olivia's mind less complete and the dramatic result, in consequence, less perfect. 'Ever cross-gartered' could have less easily than simply 'cross-gartered' been applied by Olivia to herself, since, detesting this fashion, she had probably never followed it. Similarly 'steward' with its masculine reference, in place of the less restricted 'servant', would not have served so well the purpose of convincing Olivia that the reference was to herself.

III.

Oli.: I heard that you were saucy at my gates, and allowed your approach rather to wonder at you than to hear you. If you *be not mad, be gone*; if you *have reason, be brief*: 'tis not that time of moon with me to make one in so skipping a dialogue.
Mar.: Will you hoist sail, sir? Here lies your way.
Vio.: No, good swabber; I am to hull here a little longer. Some mollification for your giant, sweet lady. *Tell me your mind, I am a messenger.* *Twelfth Night*, I. V. 181—191.

The earlier explanations of 'not mad' required either the omission of 'not', or the change of 'not' to 'but'. Later explanation of these two words avoids the violent change or omission of 'not'. Instead it assigns to 'not mad' the more correct meaning of 'not entirely mad'. The contrasted meaning here is between 'not mad' (or 'have sense') on the one hand, and 'have reason' on the other. The thought is that the messenger might have sense and yet might not have based his words and actions on reason or rational forethought. Olivia's words to Viola then as they stand are clear and have a definite meaning. 'If you', she says to Viola, are in your senses, and are not really mad (as I have reason to suspect that you may be from your actions at my gate and from your conversation), be gone: if, however, as may be the case, you are in your right senses, and have in addition reason for acting as you have, remain long enough to state your reason briefly. I have no inclination to listen longer to such frivolous remarks as you have just given utterance to.'

Jonson's *Magnetic Lady* [Note: Everyman Edition, (I. 1.) P. 514—515.] furnishes us with a parallel example of the contrasted meanings of 'sense', or 'not mad', with 'reason':

Pol.: I respect no parsons,
Chaplains, or doctors, I will speak.
Lady L.: Yes, so it be reason,
Let her.
Rut.: Death she cannot speak *reason*.
Com.: Nor *sense*, if we be masters of our sense
Iron.: What *mad* woman have they got here to bait?

After Olivia has spoken thus, and before Viola has had a chance to avail herself of the opportunity to give the reason requested, Maria tries to bustle her off, suiting energetic action to her words. 'No, good swabber', is Viola's reply to Maria's emphatic invitation to leave. 'I am to hull here a little longer', indicating, with reference to Olivia's demand for the reason

of her presence, that she has such a reason to give and therefore is to stay. Next addressing Olivia, Viola requests, 'Some mollification for your giant, sweet lady', and adds, 'Tell me your mind; I am a messenger.'

These last words, 'Tell me your mind; I am a messenger', the Folio assigns to Viola as part of her speech to Olivia. Most of the editors of this play, however, divide these words between Olivia and Viola. They belong by right, as the Folio indicates, to Viola. 'Tell me your mind', she requests of Olivia, 'whether your maid is to usher me out in this unceremonious fashion, or whether I am to be allowed to remain to give the reason, as you request, of my presence.' And then she briefly adds her reason, 'I am a messenger'.

University of Michigan. M. P. Tilley.

Rum. *grui̯ŭ* (*gruńŭ*) 'Hügel'.

St. Wedkiewicz[1] schreibt in seinem mir durch des Verfassers Güte zugekommenen Artikel 'De quelques emprunts du slave occidental au roumain' (*Revue slavistique* VII 118) folgende das Wortproblem resümierende Worte: 'P. Papahagi (Not. etim. 25) reconstruit le type **grumeus* (de *grumus*); c'est, à ce qu'il paraît, à peu près l'avis de S. Puşcariu qui y compare *străŭ* (*stranu* dans le parler du Banat) ramené au lat. *stramen* (ZRPh XXXVII 114). Il est difficile de se prononcer sur cette dérivation très incertaine au point de vue de la phonétique,[2] le passage de *m* à *n* (abstraction faite du cas spécial: *nalbă*) n'offrant par d'exemples dans notre langue. — *Gruni* (*hruni*) est l'unique mot d'emprunt dans le slave du nord qui à côté de *strygoń* démontre *ń* roumain conservé.' Ich möchte zu erwägen geben, ob wir für *grui̯ŭ*, *gruńŭ* nicht an jenes **coronium* (zu *corona*) zu denken haben, mit dem Meyer-Lübke zweifelnd altcampidanisch *corongiu de maialis* 'Schweinestall', neucampid. 'Felsmasse, meist auf einer Bergkuppe' verbindet. Zur Bedeutung vgl. auch *corolla* 'Krönchen' > kat. *curull* 'kleines Dach über dem Schornstein', 'das, was vom Mehl sich über den Rand des Gefäßes erhebt' (REW 2273). Mit **coronium* > *cronium* vgl. *cerebellum* > rum. *creer*,[3] zu *cr-* > *gr-* stelle man rum. *gratar*, *grătie* aus *crates*, abgesehen von den gemein-romanischen Beispielen, die bei Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* II 353 f. aufgezählt sind. Schwierigkeit macht vielleicht bei dieser Deutung das Verhältnis zu *corona* > *cunună* 'Kranz', aber da diese Form doch offenbar von einem rotazisierenden Gebiet (mit *n* > *r*) ausgegangen und eine 'falsche' Regressionsform ist, so könnte man für *grui̯ŭ* Entstehung in einem anderen Sprachzentrum annehmen.

Wien. L. Spitzer.

---

[1] In einem anderen, in den *Mitteilungen des rum. Instituts an der Universität Wien* erschienenen Artikel handelt der Verf. ebenfalls von dem Worte auf S. 286. Wenn er gegen Verbindung von arom. *gruńŭ* 'Kinn' mit unserem Wort semantische Einwände formuliert, so könnte man immerhin an die bekannten Identifikationen von Bergprofilen mit Silhouetten historischer Persönlichkeiten erinnern (Napoleon, Ludwig XIV. usw.), vgl. auch *die Nase eines Berges* im Deutschen.

[2] Auch wohl von morphologischem Standpunkt aus: cf. *gramen* — *grămĭneus* (REW 3836), nicht **grameus*.

[3] Falls ital. *cruna* 'Nadelöhr' zu *corona* gehört (REW 2245), so hätten wir bei dem Stammwort selbst den Wandel *coró-* > *cró-*.

Zum Geschlecht von afrz. *ost*.

In der Besprechung von Otts Ausgabe des Placidas (Eustachius) sagt W. Förster in der Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 227 zu V. 845 folgendes: '*cest ost*| l. *cest*' und ebenso noch 988, 1026, 1102. Der Hg. glaubt also, daß *ost* 'Heer' mask. sein kann, wie er denn im Glossar bemerkt: 'ost s. m. und f. "Heer" 845, 876, 915, 920, 988 usw. [1026, 1080, 1102]! Es ist stets fem. 915 *o sa grant ost banie* [Reim!] — alle anderen Fälle zeigen apostrophiertes feminines *e*: *ceste ost*, Hs. *cest*, oder *l'ost* 876, 920, 1080. Es ist dieselbe Unwissenheit, die wegen dieser so oft behandelten paläographischen und lautlichen Schreibung z. B. im Oxforder Roland die *olive* stets fem.) hat Maskulinum werden lassen.' — Obiges mutet zunächst etwas eigentümlich an, aber man wird bald gewahr, daß Förster nicht meinen kann, *ost* sei überhaupt nicht mask. im Altfranzösischen, sondern nur, es sei im Placidas-Texte immer als femin. anzusehen, bemerkt er doch selbst zu Elie de Saint Gille 2418:[1] '*ost*, hier Maskulinum, es gehört zu den schwankenden Wörtern' und zu Ille et Galeron 5708: 'also *ost* als Maskulinum durch Reim gesichert, wieder ein dem Verf. entschlüpfter Pikardismus'; allein es will mir doch recht fraglich erscheinen, ob die Ausstellung des genannten Gelehrten an dem Verfahren von Ott zu Recht besteht. Ich trete hierauf näher ein, weil die Sache ein methodologisches Interesse hat und weil sie im Zusammenhang steht mit der Frage, in welchem Umfange denn ungefähr afrz. *ost* als Maskulinum verwendet worden ist. Zunächst der letztere Punkt.

Diez EW. sagt von *ost*: 'altfrz. fem., selten masc.' und bringt für das Maskulinum nur zwei Belege aus den vier Büchern der Könige; es erweckt das den Anschein, als ob in diesem Denkmal *ost* m. nur zweimal begegne, aber schon eine Durchsicht des ersten Buches allein zeigt, daß das Wort daselbst fünfmal als Maskulinum erscheint (ed. Curtius S. 21 V. 8, S. 21 V. 23, S. 25 V. 16, S. 33 V. 20, S. 47 V. 24) gegenüber nur zweimaliger Verwendung als Femininum (S. 10 V. 1, S. 15 V. 2). Der Oxforder Roland bietet ein unzweifelhaftes Beispiel für das Maskulinum: *demi mun host*[2] (785), während ja *sun host* in V. 2760 wegen des Versausganges abgeändert werden muß;[3] die Stellen mit *cel ost* (700), *cel host* (739), *cest ost* (2110) lasse ich hier aus dem Spiel, um später auf sie in generellem Zusammenhang zurückzukommen, und das Gleiche gilt auch von *icest ost* im Gormund 427. In der Karlsreise kommt unser Wort nicht vor; das V. 29 in den Text vom Herausgeber eingeführte *ost* wird im Glossar unberechtigterweise als *m.* bezeichnet. Der Roman de Rou zeigt nur einmal *ost* als Mask (6488 *le*[4] *grant ost*), aber auch nur einmal als Femin. (7112). Ich erwähne nun im folgenden diejenigen Fälle, wo *cest, cel, un* dem *ost* voraufgehen, nicht mehr, schließe auch, abgesehen von je einer Stelle im Aimeri de Narbonne und bei Ambroise, *mon, ton, son ost* aus bekanntem Grunde aus und berücksichtige den Nom. Sg. *li o*: (ohne ein beweisendes Adjektiv oder Partizip) nur dann,

[1] Die Stelle ist im Glossar unter *ost* versehentlich nicht kursiv gedruckt.

[2] Stengel hat dafür *demi mei' host* geschrieben, welches er nach S. 403 wieder durch *demie m'ost* ersetzt wissen will.

[3] Auch das *que ses ost soit monte*: der Pariser Hs. (s. bei Stengel Var. zu V. 2761) kann aus gleichem Grunde nicht ursprünglich sein.

[4] Meines Wissens begegnet bei Wace *le* für *la* nicht.

wenn es sicher ist, daß dialekt. *li* für *la* in dem betreffenden längeren Denkmal sonst nicht vorkommt.

Crestien de Troies scheint männliches *ost* nicht zu kennen. Zwar begegnet unser Wort im Karrenritter und im Wilhelmsleben gar nicht und bei dem dreimal im Yvain anzutreffenden *ost* ist das Geschlecht nicht festzustellen, aber im Cligès erscheint es zehnmal als weiblich (1062, 1094, 1236, 1258, 1477, 1491, 1719, 2146, 2430, 3438); im Erec, wo es zweimal auftritt (3555, 6822) schreibt Förster an der letzteren Stelle *une*[1] *ost*, während in Baists Abdruck des Perceval, wo es ebenfalls zweimal erscheint (4186, 4204) an der ersteren Stelle *cest ost* zu finden ist. Für die Vengeance Raguidel 426 (.I. *ost*) und 2783 (*un ost*) läßt Friedwagner das Geschlecht unentschieden (s. Anm. zu 2783) und verweist auf zwei sichere Fälle von fem. in demselben Texte (2891, 3060). Nur einmal finden wir *ost* m. im Ille et Galeron 5708 (*ost romain*), in den Nerbonois 5841 (*li ost herbergiez*), im Auberi S. 151 V. 18 (*li os adamagies*), im Elie de Saint Gille 2418 (*les os qui sont achemine*) und im Orson de Beauvais 2546 (*li granz ost*). Zweimal im Garin le Loherain I: S. 119 (*tout l'ost*), 164 (*grans sunt li ost quant sunt ensemble mis*) gegenüber zweimaligem femin. (S. 83, 249),[2] in der Estoire de la guerre sainte des Ambroise: 1761 (*son*[3] *ost*), 2762 (*del grant ost*),[4] in der Vengeance Alixandre des Jehan le Nevelon: 325 (*l'ost .. serré et rengié*), 869 (*l'ost herbergié*) gegenüber viermaligem femin. (801, 890, 1337, 1482), in Priorat's Abrejance de l'ordre de chevalerie: 837 (*hoz depertiz*), 7218 (*li ot* = 'die Heere').[5] Dreimal im Roman de Thèbes: 2058 (*cist hoz*), 4982 (*tot l'ost*), 7302 (*l'ost ... sofraitos*), desgleichen in der ältesten Handschrift des Folque de Candie (P^1): 6749 (das Pronomen *lo* in 6750 bezieht sich auf *ost* im vorhergehenden Verse), 6773 (*de l'ost parolent, que lo ruelent haster*), 7728 (*li ost* N. Sg.) und außerdem zweimal in der Hs. P^3 derselben Dichtung: f. 235 v^0b (*trestout l'ost*), f. 256 r^0a (*trestout l'ost*), ferner dreimal im Aimeri de Narbonne: 3106 (*li oz* = 'das Heer'), 4089 (*son*[6] *ost*), 4303 (*si grant ost asemblé*). Im Escoufle begegnet männliches *ost* (das Wort fehlt im Glossar) viel häufiger als weibliches: 864 (*tot l'ost*), 867 (*tot t'ost*), 872 (*li os n'est arrestëus*), 1075 (*tot l'ost*), 1088 (*li uns des os*), 1219 (*tos li os*), 1301 (*ains que li os fust herbergié*) gegenüber 1123 und 1583, wo es weiblich ist. Noch stärker ist der Prozentsatz von *ost* m. in Raoul's de Houdenc Merangis; im Glossar sind freilich nur drei Stellen (301, 4214, 5252) aufgeführt, aber S XLIII Anm. 2 werden

[1] Von den sieben Hss. schreiben fünf *un ost*, eine *.I. ost*, und nur H bietet *une ost*. s. Var.

[2] Die Fälle *les os departent, les os s'esmuevent* (S. 18, 26) rechne ich nicht, da ein Obliquus in der Funktion des Nominativs vorliegen kann.

[3] Ich rechne mit Paris diese Stelle hierher, weil in dem umfangreichen Denkmal *son* für *sa* nicht vorkommt, s. Einl. S. XLIV.

[4] Wenn G. Paris S. XLI sagt: '*ost* généralement fém. est aussi masculin (1760 [schreibe 1761], 8329'), so ist zu bemerken, daß 8329, wie das Glossar besagt, an Stelle von *revint li ost al rei arriere* gelesen werden muß: *revint ti reis a l'ost ariere:* hingegen fehlt 2762, welchen Vers das Glossar aufführt.

[5] Ich bin den Text genau nur von V. 7218 an durchgegangen; bis zu diesem Verse sind Belege für *ost* im Gloss. angegeben, und dann heißt es: 'etc.', daß aber bis dahin verschiedene Stellen ausgelassen sind, ist evident, denn das Wort begegnet z. B. 1990, 2215, 2380, 2466, 2707.

[6] Diese Stelle fehlt im Glossar, s. im übrigen die Anm. 3 auf dieser Seite.

vier weitere (4045, 4214, 4296, 5805) verzeichnet. Friedwagner macht nur eine Stelle für fem. namhaft (5646 *et l'ost s'en revet*), aber ob hier wirklich ein Fem. vorliegt und nicht vielmehr ein Obliquus masc. in der Funktion des Nominativs, ist mir nicht sicher. Der Übersetzer der Belli sacri historia des Wilhelm von Tyrus scheint ausschließlich das männliche Geschlecht von *ost* zu kennen oder wenigstens nur zu verwenden, denn auf den ersten 115 Seiten des zweiten Bandes der Ausgabe von P. Paris, auf denen das Wort sehr oft begegnet, zählt man schon sechs Beispiele für das Maskulinum: S. 58 (*li dui ost*), 59 (*ses ost* = 'sein Heer'), 81 (*ses os ... menez*), 109 (*ses os* = 'sein Heer' und *tout l'ost*), 114 (*li os ... assemblé*), aber kein einziges für das Femininum. Nicht anders liegt die Sache bei Joinville in seiner Histoire de Saint Louis ed. N. de Wailly, wovon freilich das Glossar gar nichts ahnen läßt; schon bis zur Seite 162 stehen sechs Maskulin-Fälle: S. 58 (*li ost virent li uns l'autre*), S. 98 (*tous li os*), S. 110 (*la ou nostre ost estoit logié*), S. 156 (*tous li os*), S. 162 (*tous li os* zweimal), während man wohl vergebens ein Beispiel für das Femininum suchen wird. Auch die Reimchronik des G. Guiart ist voll von mask. *ost*: I, 992, 2128, 4642, 6209, 6380, 6608, 6758; II, 1071 1138, 2803, 3198, 5335, 9030. Für weiteres Vorkommen in späterer Zeit verweise ich noch auf Zs. f. rom. Phil. III, 293 und das Glossar von Bonnardot zu den Miracles de Notre Dame.

Mit Obigem erhebe ich nur den Anspruch, ein ungefähres Bild gegeben zu haben, da ich ja natürlich nur eine bestimmte Anzahl von Texten durchgesehen, unter diesen solche nicht namhaft gemacht, welche nur weibliches *ost* zeigen und schließlich bei längeren Denkmälern nicht immer die Fälle von *ost* f. gezählt habe, so daß man mehrfach nicht die Anschauung von dem Verhältnis zwischen fem. und maskul. Verwendung innerhalb eines und desselben Werkes gewinnt. Auch wage ich nicht die Behauptung aufzustellen, daß etwa unser Wort in der alten Zeit nur vereinzelt und erst später häufiger als Mask. erscheint, wohl aber scheint mir jetzt so viel ausgemacht zu sein, daß man das Vorkommen von mask. *ost* keineswegs mehr als 'seltenes' bezeichnen darf,[1] und dies um so weniger, als ich in meiner Zusammenstellung eine lange Reihe von Fällen mit *li os* und *mon, son ost* nicht aufgeführt habe, in denen doch aller Wahrscheinlichkeit nach das Maskulinum gemeint ist, so z. B. im Garin le Loherain, wo allein im ersten Bande der Ausgabe von P. Paris zwölfmal *li os* 'das Heer' erscheint (S. 93, 94, 96, 99, 189, 199, 201, 202, 206, 208, 211, 222) und dreimal *mon, son ost* (58, 194, 246). Ob nun die Verwendung von *ost m.* dialektisch sei, wie Förster zu glauben scheint, ist eine andere Frage; Crestien hat es wohl nicht gebraucht (s. oben), aber es ist wohl zu beachten, daß es, wie wir gesehen haben, im Folque de Candie schon mehrfach begegnet und desgleichen im Aimeri de Narbonne.

Ich kehre zum Ausgangspunkte zurück, zu der Frage, ob Ott unrecht daran getan hat, *cest ost* zu schreiben. Wie sind denn sonst Herausgeber in diesem Punkte verfahren? Um nur ein paar Beispiele anzuführen, so schreibt Stengel im Roland 2110 *cest ost*, während er doch in 785 das Maskulinum durchaus fortschaffen will. Heiligbrodt schreibt im Gormund 427

[1] Im Provenzalischen läßt sich männliches *ost* meines Wissens nirgend belegen, und es ist ein Versehen bei Levy im 'Petit diction.', das mir vom Verfasser selbst bestätigt wird, wenn dort *ost* m. steht.

icest ost, dagegen steht an derselben Stelle bei Leo Wiese in seiner Bearbeitung der Chrestomathie von Bartsch 8, 173 *icest' ost*, während man wiederum ebenda 10, 198 (Roland) *cest ost* und 49, 9 (Villehardouin) *un ost* wahrnimmt. Man sieht schon hieraus, daß es an Schwanken und Unsicherheit nicht fehlt, und in der Tat ist die Sache methodisch gar nicht so einfach. Eine allgemeingültige Regel läßt sich da nicht wohl aufstellen, vielmehr müssen bei jedem einzelnen Denkmal die in Frage kommenden Verhältnisse untersucht und erwogen werden. Für Crestien de Troies liegen allerdings kaum Schwierigkeiten vor. Da sich bei ihm, wie wir sahen, *ost* m. gegenüber vielfachem *ost* f. nicht nachweisen läßt, so ergibt sich daraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß er das Wort nicht mit einemmal als Mask. gebraucht haben wird; Förster hat daher ein gutes Recht, Erec 6822 *un' ost* oder *une ost* zu schreiben, und Baist hätte Perceval 4186 in *cest ost* einen Apostroph hinter *cest* setzen sollen, falls nicht gerade, was ich nicht kontrollieren kann, dem Schreiber der letzteren Handschrift Unterdrückung des femin. *e* vor vokalischem Anlaut ganz fremd sein sollte. Schon nicht mehr so bestimmt läßt sich die Frage für den Oxf. Roland 2110 beantworten, denn 785 ist das Maskulinum gesichert; immerhin wird man auch hier besser daran tun, *cest' ost* zu schreiben, da sonst *ost* im Oxf. Rol. fem. ist und da vor allem an zehn Stellen fem. *e* unterdrückt ist (433, 472, 1400, 2225, 2265, 2705, 2758, 3723, 3737, 3968). Auch im Gormund 427 — nur hier begegnet unser Wort — würde ich mich für *icest' ost* entscheiden; zwar läßt sich hier sonst nur einmal Fortlassung von fem. *e* beobachten (56 *bel herbe*), aber es ist auch die Kürze des Denkmals in Betracht zu ziehen. Wenn Friedwagner in der Vengeance Raguidel 2783 *un ost* schreibt, aber laut Anmerkung das Geschlecht doch in dubio läßt, so wird man ihm daraus schwerlich einen Vorwurf machen können, denn in der Tat darf man zweifeln, da sich die zahlreichen Fälle von mask. *ost* im Merangis nebst einem fragwürdigen Fem. daselbst (s. oben) und zweimaliges Fem. in der Vengeance gegenüberstehen; freilich hätte man gern durch den Herausgeber etwas von dem Verhalten des Schreibers der Handschrift bezüglich der Setzung oder Nichtsetzung von fem. *e* erfahren. Wiederum nicht einfach liegen die Verhältnisse im Folque de Candie (P^1). Dort sieht man im ersten Bande meiner Publikation 6303 und 9659 *cest ost* (Obl.) gedruckt. Wie schon oben bemerkt worden, begegnet 6749, 6773, 7728[1] *ost* als männlich, und zwar neben zehnmaligem Fem. (1875, 2300, 3507, 4766, 6352, 6512, 6734, 7883, 7884, 9701); es erhebt sich nun die Frage, ob 6303 und 9659 das handschriftliche *cest* zu apostrophieren sei oder nicht. Der Umstand, daß 1875 die Hs. *cestoz* (= *cest'oz* N. Sg.) zeigt, scheint für ein *cest' ost* in die Wagschale zu fallen, doch ergibt auf der anderen Seite eine Prüfung, daß der Schreiber sehr selten[2] fem. *e* unterdrückt, nämlich nur in dem genannten Falle *cestoz* (1875), in *compaignia* (1470) = *compaign' i a*[3] und in *gascoignest* (7034) = *Gascoigne est*. Was mich aber bestimmt hat, an den beiden fraglichen Stellen *cest ost* zu schreiben

[1] Hier *li ost* N. Sg. Ich bemerke hierzu noch besonders, daß ein Art. *li* für *la* der Hs. P^1 unbekannt ist; wenn man in Bd. II V. 12238 lesen wird: *grant fu li ost quant el fu assemblee*, so stammt dieser Vers nicht aus P^1, sondern aus P^2. *Ost* steht in der Funktion des Nominativs, vgl. 2895, 4517, 4676, 6418, 6873 usw.

[2] Ich sage 'sehr selten' im Hinblick auf die Länge des Denkmals.

[3] *I a* bilden hier nur eine Silbe.

und *ost* wirklich als männlich anzusehen, ist die Tatsache, daß nicht nur in den obigen drei Fällen (1875, 1470, 7034) die betreffenden Wörter in der Hs. zusammengeschrieben sind, sondern auch ausnahmslos in denjenigen, wo auslautendes unbetontes nichtfeminines *e* nicht gesetzt worden ist, z. B. 1840 (*nostrest* = *nostr'est*), 2017 (*forquelex* = *Forqu'alex*), 6711 und an anderen Stellen (*entrelx* = *entr'elx*), während 6303 und 9659 *cest ost* deutlich in zwei getrennten Wörtern erscheint, und dies kann m. E. auf keinem Zufall beruhen. Wie ist nun schließlich im Texte des Placidas (Eustachius) zu verfahren? Hier haben wir achtmaliges *ost*; 876, 920, 988, 1080 lehren nichts für das Geschlecht, 915 ist es fem., 845, 988, 1026 steht *cest ost*. Es sei zum Vergleich die Prise de Cordres herangezogen: hier begegnet *ost* — ich verlasse mich auf das Glossar — zunächst an fünf Stellen, von denen vier indifferent sind und eine (2228) das Femininum zeigt. Nehmen wir einmal an, es käme dann mit 2930 eine sechste Stelle mit *cest ost;* wäre es da geboten, *cest' ost* zu schreiben? Kaum. Es könnte doch auch mask. sein, wie denn an derselben Stelle in Wirklichkeit *son ost* steht, ohne daß sonst *son* für *sa* erscheint; und sehen wir doch unser Wort im Auberi, wo es oft genug als Fem. vorkommt, auch einmal (S. 151, V. 18) als Mask. auftauchen. Dazu kommt einerseits, daß V. 915 des Placidas kaum das Gewicht hat, welches Förster ihm beizumessen scheint, indem er 'Reim!' in Parenthese hinzufügt, weil *ost banie* eine alte, durchaus formelhafte Verbindung ist, und andrerseits der Umstand, daß, wie mir der Herausgeber auf meine Anfrage mitteilt, der Schreiber der Hs. unbetontes fem. *e* nicht unterdrückt; nur eine Stelle (334 *de bon aire*) könnte allenfalls in Betracht kommen. Es scheint also eher etwas mehr für das Verfahren Otts zu sprechen als gegen dasselbe. Jedenfalls läßt sich ein sicherer Entscheid nicht treffen, und Tadel würde auch derjenige nicht verdienen, der an den bezeichneten Stellen *cest' ost* schriebe.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Zur *Bibliographie des voyages en Espagne.*[1]

II.

1518. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Pilgerfahrten nach Santiago de Compostela kommt unter anderem auch der nachstehende Bericht in Betracht, der an der westlichen Außenwand der Wallfahrtskapelle zu Unserer Lieben Frau in Altötting (Oberbayern) aufgemalt ist: *Anno Domini 1518 ist der durchleichtig hochgeboren fürst hertzog zw braunschweig vnd lunenbury, sambt andern hernach benentn grafen herren nemlich Rittern, Edelleutten, Wilhalm Graff zu eberstain, her hans von Grambeck Ritter, her Caspar von hallnbury Ritter, wolf dransch pütt, her Georg von Adeltzhaussen, Conrad von Balfurt, hanns von grunschmetz, Moritz von Estorf, Leni von Jaga, Jörg von annattel, Joachim von gamisch, vnd ettlich vil frantzösischer herrn Edelleudt zu britania auf das mör gesessen vnd mit glückh gen sand Jacob hann gesuecht, aber am wider vmb faren ist an sand laurentzen abent*[2] *ain aber grosser sturm windt an sy khummen, der gwert hat anderhalb nacht vnd ain tag, dar zw morcklich vill schiff verdorben sin. In solchen Iren grossen*

[1] Vgl. *Archiv* 133, S. 413.

[2] Sanct Laurentius, d. i. am 10. August, wofern nicht der Vorabend desselben gemeint ist.

nötten haben sij angerufft Mariam die mueter gots aller genaden vnd barmhertzigkait von alten Oetting Jn bayrn gelegen vnd Jer ain silbren schiff zu geben versprochen, also bald vnd das versprechen geschehen ist, hat sij die sunn die vormals mit grossen vinstern trüeben wolkhen bedeckt was klärlich lautter gesehinen des die herren auch schiflewt fast erfreudt wurden vnd in also haben die vorgenanten fürsten Ritter vnd Edellewt dis gegenbertig silbren schiff zw Eren der muetter gottes voll aller genaden vnd barmhertzikhait machen lassen. Lobt vnd erdt die muetter gots vmb das merckhlich gros zaichen. Zur Identifizierung des betreffenden Herzogs von Braunschweig dürfte in erster Linie V. Loewes *Bibliographie der hannoverschen und braunschweigischen Geschichte,* Posen 1908, gute Dienste leisten, Auch der Stammvater der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, Heinrich der Löwe, zog im Jahre 1183 als Pilger nach Compostela; vgl. hierüber u. a. Havemann, *Geschichte von Braunschweig und Lüneburg,* I, 244, sowie die bei Loewe angegebene Literatur über Heinrich den Löwen.

1568—69. Über die vom Kardinal de Guise in diesen Jahren im Auftrage Karls IX. von Frankreich unternommene Spanienreise berichten verschiedene Briefe des Kardinals, die in manchen Einzelheiten über den Charakter einer diplomatischen Sendung hinausgehen und einen eigentlichen Reisebericht darstellen. Die auf der Pariser Nationalbibliothek (Ms. fr. 16103) befindlichen handschriftlichen Originale sind veröffentlicht in Band 3 (1904), p. 153—195 der Sammlung *Dépêches de M. de Fourquevaux etc. publiées par M. Douais.*

1721. In diesem Jahre reiste der Jesuitenpater Johannes Pinius zum Zwecke von Studien für die *Acta Sanctorum Bollandiana* nach Spanien. Als Frucht dieser Reise gehört vor allem hierher eine Beschreibung Mozarabischer Handschriften in Toledo, deren Liste er von Don Pedro Camino Velasco, Inquisitionskommissar und Pfarrer der Kirche San Sebastian dortselbst erhalten hatte. Vgl. *Acta Sanctorum, Juli, tomus VI.,* Einleitung der *Praefatio ad Lectorem* (unpaginiert), sowie das Kapitel *Notitia Tomorum Mss. Mozarabicorum etc.,* ibid. p. 109 ff.

1777—78. Von dem Werke des François Peyron, FD 177, A. (Genève 1780) gibt es ein Exemplar mit handschriftlichen Verbesserungen und Nachträgen des Verfassers. Dasselbe wird im Antiquariatskatalog 608 der Firma Joseph Baer, Frankfurt a. M., unter Nr. 205 angezeigt mit folgender Bemerkung: *Exemplaire de l'auteur. Cet exemplaire renferme d'amples corrections et augmentations de sa main sur des feuillets insérés, à la marge et dans le texte. Il l'avait destiné à servir à une nouvelle édition de ce voyage qu'il avait redigé à la hâte. Au commencement de ses augmentations on trouve quelques lignes pour motiver une nouvelle édition: 'Je ne donnerais pas une nouvelle édition de ce livre presque oublié, si je n'avais rectifié mes idées ...' Une édition postérieure parue en 1782 n'est qu'une contrefaçon de la première avec un nouveau titre.* Das letztere bestätigen oder, besser gesagt, behaupten auch Quérard und die *Biographie Michaud.* Vorausgesetzt, daß es damit seine Richtigkeit hat — eine Vergleichung der beiden Ausgaben von 1780 und 1782 wird nämlich durch die ungemeine Seltenheit der ersteren fast unmöglich — wäre das von Baer offerierte Exemplar eine nicht zu verachtende neue Quelle auf dem Gebiete der Reiseliteratur über Spanien.

1789—90. Zu FD Nr. 197 und F1, p. 204 ist folgende Übersetzung nachzutragen: *James Murphy Reisen durch Portugal in den Jahren 1789 und*

1790. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. C. Sprengel. Halle 1796.

1790. *Jenne's Reisen von St. Petersburg bis Malta und von der Donaumündung bis in den Quadalquivir, durch einen Theil von Asien und einige Städte in Afrika.* Frankfurt und Leipzig, ohne Verlegernamen, 1790, 3 Bde. 8°. Darin III, 1—318: *Reise von Marseille nach Sevilla über Alicante, Murcia, Cartagena, Granada, Gibraltar, nach Afrika, Ceuta, Tetuan, Tanger und Cadix.* 187—196: Beschreibung eines Stiergefechtes in Cadiz. 293—300: *Eigenschaften der Spanier.* 306—314: *Vergleichung der Türken und Spanier.* Band 3 trägt den irreführenden Titel: *Jenne's Reisen nach Spanien, Piemont, der Lombardei und Tirol, dritter Teil.* Es müßte heißen: *Des Gesamtwerkes* (siehe oben den Haupttitel) *dritter Teil.* Der auf Spanien bezügliche Reisebericht ist von Anfang bis Ende eine einzige nichtswürdige Beschimpfung und Verhöhnung des spanischen Volkes.

1791. M. Thiery, *Observations de physique et de médecine faites en différents lieux de l'Espagne.* Paris, Garnéry, 1791. 2 Bde. 8°. Reiseroute: *Madrid, Aranjuez, Escurial, S. Ildephonse, Merida, Almaden, Saragosse, Navarre, S. Sebastien, Bilbao, Asturies, Galice.* Ein Anhang (II, 185 ff.) handelt von der Geschichte der Syphilis.

1812. Henri Ducor, *Aventures d'un marin de la garde impériale, prisonnier de guerre sur les pontons espagnols, dans l'île de Cabréra et en Russie; pour faire suite à l'Histoire de la Campagne de 1812.* Paris 1833. Der auf die spanische Gefangenschaft bezügliche Teil erschien in deutschem Auszuge unter dem Titel *Gefangenschaft und Flucht auf den spanischen Pontons von Henri Ducor* in dem Sammelbande *Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe 1808—1811, bearbeitet von F. M. Kircheisen*, Hamburg 1908, p. 427—465.

1817—18. *Narrative of Don Juan van Halen's Imprisonment in the Dungeons of the Inquisition at Madrid, and his Escape in 1817 and 1818: to which are added his Journey to Russia etc. and his Return to Spain in 1821. Edited from the Original Manuscript by the Author of 'Don Esteban' and 'Sandoval'. In two volumes.* London, Henry Colburn, 1827. 8°. Von Spanien handelt eigentlich nur der erste Band (XX, 380 S.). Der zweite, der zum größten Teil Rußland gewidmet ist, enthält im Anhang einige Briefe an Juan van Halem, in denen gelegentlich von Spanien die Rede ist, sowie (p. 487) bei Angabe der Reiseroute von Tiflis bis Bayonne die folgende interessante Notiz: *In Ratisbon I observed that the façades of several houses were decorated with paintings, the subjects of which are taken from Don Quixote.* Die von F1, p. 227 erwähnten *Denkwürdigkeiten des Juan van Halem aus dem Französischen von F. Fr. Oechsle*, Stuttgart 1828, werden wohl mit dem englischen Werke identisch sein. Mir blieben sie, ebenso wie die französische Version, auf die sie angeblich zurückgehen, unzugänglich.

1836. *Sagen, Märchen, Kriegsscenen, Novellen, Abentheuer, Reisen und Bilder aus Spanien. Herausgegeben von Ferdinand Frhr. von Biedenfeld* Weimar, Voigt, 1836. 4 Bändchen. 8°. Drittes Bändchen: *Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Fording.* Viertes Bändchen: *Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Fording. Herzogin von Abrantes und J. A. Chaho.*

1826. José de Espronceda, *De Gibraltar à Lisboa. Viaje histórico.* In Jahrgang 1841 der Zeitschrift *El Pensamiento*

1849. *Souvenirs de Coimbre. Dediés à sa majesté l'impératrice douairiaire d'Autriche par le marquis de Resende.* Munich, Charles Wolf. 42 S. 8°. Ohne Erscheinungsjahr auf dem Titelblatt. Am Schluß: *Munich ce 4 novembre 1849.* Beschreibt einleitend den Schauplatz des tragischen Todes der Inez de Castro.

München. Ludwig Pfandl.

Eine Stelle im *Placidas-Eustachius* (V. 278).

In dem altfranzösischen von Ott herausgegebenen Eustachiusleben wird Str. 68 ff. berichtet, daß auf der Stirn eines Hirsches, den Placidas verfolgte ein Kreuz erschien, und daß eine Stimme ertönte:

En la clarté descendi une voiz,
dit au laron: Gart, que mon cerf ne roiz? (V. 277—278.)

So schreibt der Herausgeber. Dazu bemerkt Spitzer in der *Zs. f. rom. Phil.* XXXVIII, 346 mit Recht, daß das *gar* der Handschrift beizubehalten sei; hingegen scheint mir sein freilich nur zögernd gemachter Vorschlag, im folgenden für *ne voiz* zu schreiben: *n'engois* (< *angusties*) wenig glücklich zu sein, und zwar weil das eine ziemlich starke Änderung des Handschriftlichen darstellt und weil man dann doch eine Form *engoisses* erwarten würde. Ich meine, daß *n'enoiz* zu lesen und demgemäß zu übersetzen ist: 'Hüte dich, meinen Hirsch zu belästigen, meinem Hirsche Schaden zuzufügen.' Entsprechend der Herkunft von *inodies* wäre allerdings ein *s* am Ende das Korrekte, indessen findet sich der Reim *-s* : *-z* auch sonst in unserer Dichtung (s. S. XXIV), und wenn im vorliegenden Falle *z* geschrieben ist, so ist das eine Angleichung für das Auge,[1] die ebensogut hätte unterbleiben können, wie sie bei *travaillés* (V. 17) unterblieben ist, und im umgekehrten Falle bei *baillis* (V. 704) und *chaitis* (V. 1127). Was weiter den Tonvokal angeht, so habe ich über undiphthongiertes $o + \hat{i}$ schon in der *Zs. f. rom. Phil.* XXXV, 735 gehandelt. Gerade in den stammbetonten Formen von *enoier* sowie in dem Substantiv *enoi* ist *oi* häufig im Reime, und zwar auch im Norden, anzutreffen; den dort beigebrachten Belegstellen seien hier noch einige weitere hinzugefügt: Sachsenkrieg ed. Menzel und Stengel V. 411, 1395, 1550, 1918, 2938, Les Narbonnais V 1656, Lyoner Ysopet 3028, Baudouin de Condé II, 273 V. 78, Folque de Candie Hs. P[3] S. 269 v° a (in Anlage III[b] des im Drucke befindlichen zweiten Bandes). In unserem Denkmal selbst erscheint allerdings $o + \hat{i}$ im Reime als *ui*, aber nur einmal (V. 1024), während die Schreibung *enoie* zweimal anzutreffen ist, s. S. XXXI, wo zwischen Sprache und Schreibung nicht geschieden wird. Schließlich die Bedeutung. In den Glossaren und Wörterbüchern wird transitives *enoier* fast immer mit 'verdrießen', 'bekümmern' wiedergegeben, doch glossiert Warnke das in Nr. 38, V. 18 der Fabeln der Marie de France begegnende Wort mit 'belästigen', und im Folque de Candie heißt es V. 4477 mindestens 'bedrängen' (im Kampfe); an der letzten Stelle könnte man unbedenklich auch mit 'schädigen', 'zu Leide tun' übersetzen.[2] Diese Bedeutung würde gut für un-

[1] Hierher gehört auch das *enuiz* (: *nuiz*), Yvain, Kl. Ausg. von Förster V. 4840, vgl. Anm. zu 2771.

[2] Vgl. *anui* im Fergus S. 37, V. 36, wo es sogar dem Sinne von 'Tötung' nahekommt: *L'uns n'en puet torner sans anui — U il m'ochira u je lui.*

sere Placidas-Stelle passen, und ich vermute, daß Toblers Wörterbuch noch mehr Belege mit gleichem Sinne bringen wird, als mir augenblicklich zur Hand sind.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Clément Marot.

Nachlese.

3. *Les chansons nouvellement assemblées.*

In den von A. Tobler herausgegebenen *Französischen Volksliedern*, zusammengetragen von M. Haupt (Leipzig 1871), S. 174, wurde auf eine Liedersammlung der öffentlichen königlichen Bibliothek in Stuttgart hingewiesen: *Les chãsons nouuellemẽt assemblees oultre les anciennes Impressions.* Vignette. M.D. XXXVIII. Seither heißt es überall, diese Sammlung sei von Marot hergestellt und zum Druck befördert worden. Dem ist nicht so.

Der einfache Tatbestand ist folgender: Unsere Sammlung vereinigt zwei eigentlich nicht zusammengehörige Teile: die 32 Chansons Marots aus der 'Adolescence Clementine' und eine Sammlung alter und neuer Lieder, wie es deren viele gab, und zwar ohne sie untereinander zu mischen. Auf Seite 1 v° steht die Überschrift: *Plusieurs belles chãsons nouuelles reuues & restituees en leur entier par Clement Marot de Cahors en quercy valet de chãbre du roy.* Darauf folgen die 32 Lieder, und am Schluß, auf S. 14 v°, steht: *Fin des chansons de Clement Marot, Valet de Chambre du Roy.* Auf S. 15r° beginnt dann der Hauptteil der Sammlung mit der Überschrift: *Sensuyuent aultres plusieurs belles Chansons nouuelles, Et premierement. Je vous salue.* Dieser Teil endet auf S. 146 v° mit *Fin des Chansons.* Daran schließt sich auf elf nicht numerierten Seiten das alphabetische Inhaltsverzeichnis.

Es springt in die Augen, daß die erste Überschrift: *Plusieurs chansons ... restituees ... par Cl. Marot*, nur auf den ersten Teil der Sammlung und nicht auf den ganzen Band Bezug hat. Offenbar hat sich der Verleger die Marotschen Lieder ohne dessen Zutun und Erlaubnis angeeignet, um seinem Liedertextbuch besseren Absatz zu sichern. Interessant ist noch der Umstand, daß Chanson 21 (p. 10r°) unvermittelt mit dem Epigramm *L'espousé la premiere nuyct* (Epgr. 41) verquickt worden ist. Außerdem ist auf S. 130 v° ff. das *Noel nouueau sur le chãt iay veu le tẽps q̄ iestoit a basse, faict par Clement Marot*, d. i. die elfte Ballade der 'Adolescence', unter die Lieder der Sammlung aufgenommen, und wieder mit ausdrücklicher Nennung des Namens.

Das Geheimnis, soweit es eins ist, wird uns durch das Drucker- oder Verlagszeichen auf der letzten Seite entschleiert. Es ist dasselbe, das Brunet im *Manuel du Libraire*, Bd. III, Sp. 450 wiedergibt. Es handelt sich um einen Verlag, der 1536 die 'Adolescence Clementine', 1537 die 'Suite de l'Adolescence', im gleichen Jahre einen Rabelais (Brunet V, 1047) herausgegeben hatte und der nun 1538 noch eine Liedertextsammlung auf den Markt bringt, vermehrt um Marotsche Lieder, die natürlich dem eigenen Verlagsbestand entlehnt sind. Das versehentlich mitgedruckte Epigramm wurde von Marot erst 1538 im Buch der Epigramme veröffentlicht, es war aber schon vorher gedruckt worden. Es steht z. B. in der Antwerpener Ausgabe von 1539, die gewöhnlich frühere Drucke ausnutzt.

Eine Eigentümlichkeit der Ausgaben des in Rede stehenden Verlagshauses sind die Holzschnitte. Sie finden sich im Marot von 1536 (nach Brunet) und im Stuttgarter Liederbuch. Guiffrey hat sie für die Aus-

schmückung seiner Marot-Ausgabe benutzt; vermutlich war seine Quelle die Adolescence von 1536. Jedenfalls kehren die Radierungen auf S. 27. 28. 41. 84 des zweiten und S. 4. 10. 20. 59. 140. 148 des dritten Bandes der Guiffreyschen Ausgabe im Stuttgarter Bändchen wieder. Damit ist wenigstens ein Teil der Radierungen Guiffreys erklärt,. Die Illustrationen zu den Metamorphosen stehen in Marots Werken von Jean de Tournes (Lyon 1553 und 1573) und waren für eine andere Ovidausgabe oder -bearbeitung gestochen worden.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Molière und della Porta.

In dem *Astrologo* IV 7 des italienischen Dichters, gedruckt Venedig 1606, sagt der falsche Guglielmo zu dem echten, um ihn als Schwindler zu bezeichnen: *Sei in tartufo.* Das Wort *tartuffo* im Sinne von Betrüger kennen die italienischen Lexika erst nach Molière, es ist die erste Stelle, wo es schon vor Molière in dieser Bedeutung vorkommt, und es ist wahrscheinlich, daß der französische Dichter den Namen, für den noch keine Quelle nachgewiesen ist, von della Porta entlehnt hat

In der *Turca* III, 5 und in der *Sorella* III, 4 (Venedig 1606 und Neapel 1609) wird ein türkisches Kauderwelsch gesprochen wie im *Bourgeois Gentilhomme.* Die *Sorella* ist das Original von Rotrous *La Sœur,* die im allgemeinen als Quelle Molières gilt, doch dürfte er auch das italienische Stück gekannt haben. Es heißt z. B. bei ihm:

— *Tant de choses en deux mots?*
— *Oui, la langue turque est comme cela, elle dit beaucoup en peu de paroles.*

Bei della Porta:

— *Come in quelle due parole ha potuto dir tanto?*
— *La lingua Turchesca in poche parole dice cose assai.*

Auch bei Rotrou kommt der gleiche Witz vor, aber seine beiden Alexandriner bieten einen etwas abweichenden Wortlaut. In der *Turca* verkleiden sich die Liebhaber, wie Cléonte in *BG*, als Türken, um durch eine List die Geliebte zu erobern, doch darüber hinaus geht die Ähnlichkeit nicht. Immerhin ist es die erste Komödie, in der *finti Turchi* auftreten.

In der *Furiosa* des della Porta (Neapel 1609) hat der Ehemann wie in *George Dandin* seine Frau mit ihrem Liebhaber ertappt, er eilt fort, um ihre Verwandten zu holen; doch ehe sie erscheinen, weiß die listige Frau sich aus der Schlinge zu ziehen, und der zurückkehrende geprellte Mann wird V, 3 von den Verwandten gezwungen, kniefällig um Verzeihung zu bitten. Das Motiv der Abbitte findet sich in den sonst namhaft gemachten Quellen Molières nicht. Überhaupt scheint er die Idee des *Dandin* aus della Portas *Turca* I, 4 gewonnen zu haben, wo der reiche bürgerliche *Gerofilo* die Schrecken seiner Ehe mit einer armen Frau aus adliger Familie schildert. *Mi venne a casa una perdigianotte, superbissima, ed insolente a meraviglia, di costumi la piggior condizionata del mondo: mi dava mille volte per lo riso del villan risalito e della vil feccia del popolazzo.* Daß sie ihn auch betrügt wie Angélique den armen Dandin, ist nach dieser Schilderung selbstverständlich.

Berlin. Max J. Wolff.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

P. Riesenfeld, Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur. Berlin, Mayer & Müller, 1912. VII, 359 S. 8°. M. 7.

Riesenfeld verfolgt hier mit großer Belesenheit, wie Heinrich von Ofterdingen in der gesamten deutschen Literatur vom Wartburgkrieg an bis in die neueste Zeit dargestellt ist. Zu seinen Ausführungen über A. W. Schlegel wären jetzt noch dessen Bonner Vorlesungen über die 'Geschichte der deutschen Sprache und Poesie' (Deutsche Literaturdenkmale, Nr. 147. Berlin 1913) nachzutragen.

Über Heinrich von Ofterdingen ist nichts Tatsächliches überliefert. Wir kennen weder Gedichte eines Sängers namens Ofterdingen, noch wissen wir, ob ein Sänger dieses Namens überhaupt gelebt hat. Heinrich von Ofterdingen ist eine bloße literarische Gestalt, die zuerst im mittelhochdeutschen 'Sängerkrieg auf der Wartburg' auftritt. Und vielleicht gerade deshalb, weil er nur eine Phantasiegestalt war, konnte die Wissenschaft und die Dichtung seine Gestalt beliebig weiter ausmalen, ihm das Nibelungenlied zuschreiben und ihn mit einem anderen sagenberühmten Dichter, dem Tannhäuser, verschmelzen. Die Dichtung, die in der geschichtlichen Überlieferung kein Korrektiv hatte, hielt sich oft an die Wissenschaft, so daß die jedesmaligen Ergebnisse dieser auch in der Dichtung einen Niederschlag fanden. So hat Lucas' Identifizierung Ofterdingens mit dem Tannhäuser auf Richard Wagner eingewirkt, und A. W. Schlegels Hypothese, daß Heinrich von Ofterdingen der Dichter des Nibelungenliedes sei, ist in die Dichtung übergegangen.

Im ersten Teile seines Buches behandelt Riesenfeld sämtliche Zeugnisse, die poetischen, chronistischen und wissenschaftlichen, im zweiten Teile die einzelnen Dichtungen über Ofterdingen, deren Höhenpunkte die Werke von Novalis und Richard Wagner sind. Wichtig ist, daß die Chroniken (ich will hier nur die 'Vita Ludovici' und Rothes thüringische Chronik nennen) 'alle unmittelbar oder durch weitere Sagenbildung vermittelt aus dem Gedicht (dem 'Wartburgkrieg') geflossen sind'. Das beweisen Stellen in den Chroniken, die auf mißverständlichen Deutungen des Gedichts beruhen. Riesenfeld spottet einmal (S. 43) über den Irrtum der Chronisten, die aus den Versen des Wartburgkrieges *Heinrich von Ofterdingen klaget, Daz man im lege in Düringen ungliche würfel für. Walther mit ralsche pris an im bejaget: Dast niht nâch triuwen kür* (Simrock S. 17) unter vollständiger Verkennung des Gleichnisses herausgelesen haben, Ofterdingen sei von seinen Gegnern im Würfelspiel überwunden worden. Und doch begegnet Riesenfeld einige Seiten weiter (S. 51 f.) dasselbe Mißgeschick, daß er bei der Interpretation einer Stelle aus Cyriacus Spangenbergs 'Von der Musica und den Meistersängern' ein Bild wörtlich auffaßt. Spangenberg schreibt, nachdem er erzählt hat, daß Ofterdingen von den anderen Sängern im Würfelspiel geschlagen sei: *Doch stach hernach Immer einer Auff den Anderen, vnd wollte Klingsor dem Anderen etwas gewinnen geben, Biß letztlich mit Bewilligung Landtgrauen Herrmanns die sach In Jahrsfrist Zu vergleichen Auff Meister Klingsohr (welchen mann damaln für den besten MeisterSinger In der Welt hielt) gestellet wardt, Auff welchen sich auch Heinrich beruffen hatte* (Keller S. 125.) Hierzu bemerkt Riesenfeld: 'Welche unbegründete Vermittlung Klingsors! Weshalb wohl sollte man "den besten Meistersinger in der Welt" auf die Wartburg berufen haben, wo es doch bloß galt, einen nicht im ehrlichen Kunstwettstreite, sondern im Trunke, Würfelspiel und Lanzenstechen hinterlistig überwundenen Sänger aus der Not zu helfen!' Zu *stach* ist nicht *mit Lanzen* zu ergänzen, sondern *mit Gesang*. Spangenberg hat sich die Ver

minologie der Meistersänger zu eigen gemacht. Die Meistersänger faßten ihre Kampflieder als wirkliche Kämpfe auf und gebrauchten in ihnen auch die Worte des Krieges. So lesen wir in den Meisterliedern der Kolmarer Handschrift genau wie bei Spangenberg *Mit dîm gesange scharpf ûf mich ze stechen ... Sînr künste sper wil ich im hie zerbrechen* (Bartsch S. 466). Spangenberg weist also bei der Schilderung des Streites nicht 'neue, nichts weniger als ernsthafte Einzelheiten auf', die neuen Einzelheiten sind vielmehr erst von Riesenfeld hineininterpretiert.

Die Analysen der einzelnen Dichtungen verdienen alles Lob. Nur über den Stil des zweiten Teils seien mir einige Bemerkungen erlaubt. Ich wäre auf den Stil nicht eingegangen, wenn der Verfasser im Vorwort nicht selbst gesagt hätte: 'So ... hat das Gefühl "Ich bin des trocknen Tons nun satt" an der Schreibweise in dem Kapitel über Novalis mitgewirkt.' Als Charakteristikum eines 'nicht trocknen Stils' kann ich aber die massenhaften Zitate unmöglich ansehen, mit denen Riesenfeld seine Sätze aufputzt: 'Wenn der wunderliche Alte dabei preisend mit viel schönen Reden die Welt des Bergmanns ... schildert' oder 'Vom Vater hatte Heinrich die Natur ... von der Mutter nur die Lust zu fabulieren, aber nicht war die Frohnatur ... in des Sohnes geistige Erbschaft übergegangen.' Manier wirkt immer ermüdend. Auch erscheint mir seine Rede oft zu poetisch und bilderreich. 'Denn noch lange vor der Reife und Ernte entriß die Todessichel den noch nicht Dreißigjährigen dem fruchtbaren Boden seines lenzig sprießenden Lebensgartens und entwurzelte die blaue Blume, noch ehe alle ihre Blütenträume gereift waren.' Hierzu möchte ich trocken bemerken, daß diese Ausdrucksweise reichlich poetisch ist und daß eine Sichel schneidet, nicht entreißt oder entwurzelt, die Sichel müßte denn stumpf sein, was man aber von der Todessichel nicht sagen kann. Nicht verstehe ich das folgende 'während er uns hier als reinster Lichtsucher in der unbefleckten Empfängnis der Seher- und Dichterfrucht entgegentritt'.

Posen. Wilhelm Nickel.

K. Schneider, Zur Ausgestaltung der deutschen Sprache. Borsdorf bei Leipzig, Hassert. o. J. 160 S. 8°. M. 2,50.

F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. T. 1. 3., gänzl. umgearb. u. stark verm. Aufl. T. 4. Halle a. d. S., Waisenhaus, 1912—13. XXXVII, 268 und XVI, 565 S. 8°. M. 4,60 und M. 8.

Zwei grundverschiedene Bücher über das Fremdwort in der deutschen Sprache finden sich zufällig in dieser Anzeige zusammen. Sie kennzeichnen aber sehr gut nicht nur die Stellungnahme der Verfasser zum Fremdwort, sondern auch die weiterer Kreise. Auf der einen Seite die Sprachreinigung, die die Fremdwörter möglichst durch deutsche Bildungen ersetzen will, auf der anderen die wissenschaftliche Betrachtung, die die Fremdwörter vom historischen Standpunkt ansieht. Schneider gehört zur ersten Gruppe, Seiler zur zweiten.

In einleitenden Aufsätzen und in einem Wörterbuch plädiert Schneider für zahllose Zusammensetzungen mit *-schaftlich, -sam* und *-haft*, wie *Stoffschaftlichkeit* (neben *Stofftum*) für *Materialismus, kampfschaftlich* für *strategisch, Frommschafter* für *Pietist, Frommsamkeit* (neben *Frömmigkeit*) für *Pietät, erstsam* (neben *ursprünglich*) für *primär, freihaft* und *freischaftlich* für *privat*. Ob diese wilden Neubildungen sich einbürgern werden? Man denke Langes Buch sich einmal unter dem Titel 'Geschichte der Stoffschaftlichkeit'. Auch *Kränkling* für *Patient, Einfürst* (neben *Erbfürst*) für *Mon-*

arch, Hochamtmann für *Minister* haben erst noch ihre Brauchbarkeit zu beweisen. Anders ist es, wenn Schneider als Entsprechung für *intim: heimlich, innig, eng, traulich, vertraulich, gemütlich* und für *naiv: kindlich, arglos, harmlos, unbefangen, einfältig* anführt. Das sind alles gute deutsche Wörter, die in vielen Fällen wohl für das fremde Wort eintreten können, aber es doch nicht entbehrlich machen. Ebenso wird *Kostüm* nicht immer durch *Gewand* und *Tracht* ersetzt, *Matrone* nicht immer durch *Großmutter*, denn die Matrone kann Großmutter sein, braucht es aber nicht.

Es gibt sicherlich ein Fremdwörterunwesen, gegen das man sich wenden muß, aber das heißt nicht, sämtliche Fremdwörter vollständig ausrotten. Denn wie in einem deutschen Garten auch fremdländische Blumen gefallen, so ist es eines guten Deutschen wohl würdig, an guten, eingebürgerten Fremdwörtern sich mäßig zu erfreuen.

Was Seiler zu Schneiders 'Ausgestaltung der deutschen Sprache' sagen wird, kann man sich denken, wenn man in der Einleitung zu seinem ersten Bande liest: 'die gewaltsame Verdrängung einfacher Fremdwörter durch neugeschaffene Komposita dient vielmehr zur Verhäßlichung und Verärmerung unserer Sprache ... bekämpft den unheimlich um sich greifenden, künstlich großgezogenen Kompositionsunfug ...' Daß der Herausgeber des Ruodlieb ganz andere Wege als Schneider geht, mögen einige Bemerkungen aus seinem Kapitel über die Heeressprache zeigen. Es ist Seiler aufgefallen, daß zwischen Fronspergers 'Kriegsbuch' von 1596 und Wallhausens 'Kriegsmanual' von 1616 sprachlich eine tiefe Kluft gähnt: die Heeressprache des 16. Jahrhunderts, an deren Ende Fronspergers Buch steht, trägt trotz einer Anzahl fremder Ausdrücke noch ein überwiegend deutsches Gepräge, während die Heeressprache des 17. Jahrhunderts, an deren Anfang Wallhausens Buch steht, eine Fülle von Fremdwörtern zeigt. Den Grund hierfür findet Seiler in der Veränderung der äußeren Bedingungen. Von den Italienern und Spaniern, den Franzosen und Holländern lernten die Deutschen im 17. Jahrhundert eine bessere Kriegskunst, und damit drang eine Fülle von fremden Wörtern in die deutsche Heeressprache ein, die durch die Verdrängung der Landsknechtsheere durch die stehenden Heere den bürgerlich-zünftlerischen Charakter einbüßte und dafür einen höfisch-adligen annahm. Die beiden Lehnwörter *Infanterie* und *Kavallerie* haben ihre besondere Geschichte. Dem mittelalterlichen Heere der Ritter und Fußknechte, die Einzelkrieger, nicht taktische Körper waren, zeigten sich die Gevierthaufen der Schweizer, ein in manövrierfähige Körper gegliedertes Fußvolk, im 14. und 15. Jahrhundert überlegen. Die Gliederung der Schweizer übernahmen später die deutschen Landsknechte und die Spanier. Die spanischen Fußsöldner wurden die ersten Krieger der Welt. Es ist daher geschichtlich wohl begründet, daß nicht nur in anderen Kultursprachen, sondern auch im Deutschen seit dem 16. Jahrhundert als Benennung des modernen Fußvolkes, das sich in taktische, von einem Willen geleitete Körper gliederte, das spanische *infantería* erscheint. Die moderne Kavallerie aber ist in Frankreich während der Hugenottenkriege entstanden, ihr Name stammt aus dem italienischen *cavalleria*. Die Deutschen übernahmen das Wort Ende des 16. Jahrhunderts.

Wie hier das Sprachliche immer in Abhängigkeit von dem zeitlich bedingten Kulturellen erscheint, so ist es in dem ganzen Buche. Und gerade diese Betrachtungsweise zwingt zur Ehrfurcht auch vor dem Fremd- und Lehnwort.

Posen. Wilhelm Nickel.

Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches, hg. von Ferdinand Wrede. Heft V: Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen

Düsseldorf und Aachen, von Theodor Frings. Mit einer Karte. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhdlg., 1913. IX, 246 S. u. 1 Karte. M. 8.

Von einer wie es scheint vorgefaßten Meinung gegen die in Bremers Sammlung vorherrschende 'Ortsgrammatik' ausgehend, hat der Verfasser zwar zunächst die Mundart seines Heimatortes Dülken und ihr Verhältnis zu den Nachbarmundarten aufgenommen, beides nur in bezug auf die Lautlehre, ist aber dann bald dazu übergegangen, den Einfluß der umgebenden Mundarten auf sie zu untersuchen, und hat endlich auch die ganze fernere Umgebung mundartforschend durchwandert. Sein Ergebnis ist das, daß die Grenzen für einzelne Mundarterscheinungen sich zwar teilweise mit alten Stammes-, Territorial- und Amts-, Diözesan- und Pfarrgrenzen decken, teilweise aber auch unabhängig davon verlaufen, also auf Verkehrseinflüssen mannigfachster Art beruhen müssen, vielfach neuerer Zeit angehören müssen, und endlich festgestellt, daß weit wichtiger als die sogenannte Benrather Linie für die Haupteinteilung der rheinischen Mundarten eine andere Linie ist, die etwa 15 Kilometer nordwestlich jener verläuft, und die Frings die Normallinie nennt.

All dieses ist auf Grund einer unverdrossenen Aufnahme der Mundarten an Ort und Stelle, verbunden mit phonetischen Experimenten, unter Ausnutzung der vorhandenen Literatur über einschlägige und benachbarte Mundarten und Ausschöpfung des gesamten zugänglichen historischen und archivalischen Materials mit ungeheurem Fleiß erforscht und dargestellt, unter besonderer Berücksichtigung des für das Niederrheinische bezeichnenden Akzents. Nur will mich bedünken, daß der polemische Ton und die ziemliche Gereiztheit bei der Verherrlichung des Wenkerschen Sprachatlasses im Eingang des Werkes unnötig sind. Bremers Sammlung geht eben von anderen Gesichtspunkten aus und verfolgt zunächst andere Ziele. Beide Richtungen schließen einander nicht aus. Vielmehr wird das von uns allen erstrebte Ziel nur aus der Vereinigung beider heraus zu erreichen sein.

Erlangen. August Gebhardt.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Hg. mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. LXVI.—LXXIII. Heft, Bd. VII, Bogen 17—96 [Sp. 257—1536], enthaltend die Stämme *s-cht—s-z* (bis *Uf-satz*). Bearbeitet von A. Bachmann und E. Schwyzer, H. Blattner, J. Vebsch, E. Wipf, E. Abegg, W. Wiget, O. Gröger. Frauenfeld, Huber & Ko., 1909/12.

Schon ein flüchtiger Vergleich der stattlichen Bogenzahl mit dem geringen Bruchteil des Alphabets, den die hier behandelten Lemmata einnehmen, gibt uns einen Begriff von der großartigen Reichhaltigkeit des hier gesammelten Stoffes, der wie beim deutschen Wörterbuch, begründet durch die Brüder Grimm, von einer Lieferung zur nächsten mehr und mehr anschwillt durch neu hinzugekommene Sammlungen, neu zugänglich gewordene Quellen.

Die Anordnung ist ähnlich wie bei Schmeller insofern etwas unbequem, als die Vokale unter sich als gleich gelten, also erst in zweiter Linie maßgebend sind, die Hauptanordnung aber durch die Konsonanten gegeben ist,

die vor und hinter den Vokalen stehen, was aber anderseits den Vorteil hat, das etymologisch zusammengehörige und nur durch Ablaut oder Umlaut voneinander abweichende Wörter mehr beisammenstehen. Zudem soll am Schluß ein rein alphabetischer Index alle Schwierigkeiten dieser Anordnung beheben.

Bei jedem Worte wird zunächst jede vorkommende Bedeutung belegt, und zwar, soweit sie in der gedruckten Literatur vorkommt, durch Abdruck des vollständig ausgehobenen Satzes, außerdem durch kurzen Hinweis auf das Werk, in dem es erwähnt ist, wobei besonders die neben dem 'Id.' herlaufende Sammlung 'Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik' eine besondere Rolle als Fundgrube spielt; sodann folgen etymologische Andeutungen oder, wo die Etymologie umstritten ist, eine kurze Rechtfertigung des Standpunktes des 'Id.' und Hinweise auf Behandlung des Wortes in anderen Wörterbüchern. Hinter jedem Wort sind dann ebenso vollständig die Zusammensetzungen behandelt, in denen es als Fundwort steht.

Sein Material schöpft das 'Id.' nicht nur aus der lebenden Mundart, sondern auch aus der älteren, nur in Denkmälern erhaltenen, und zwar berücksichtigt es ebenso wie die bewußt mundartlichen Wörter auch diejenigen, die sich in den von ihren Verfassern als schriftsprachlich gedachten Werken finden.

Möge das von vaterländischer Wissenschaft geleitete, durch vaterländische Opferfreudigkeit des Bundes und der Kantone ermöglichte Werk rüstig fortschreiten und bald zum Abschluß gelangen zum Nutzen der gesamten deutschsprachlichen Wissenschaft und Forschung, die hier gar manche im Gemeindeutschen längst abgestorbene Wortsippe, z. B. des ahd. *sīrucōn* 'hinsiechen', noch durch reiche Belege als lebendig nachgewiesen findet, und so das Werk nicht nur als Darstellung der Schweizer Mundarten, sondern auch zur Aufhellung älteren Sprachstandes wird nutzen können.

Erlangen. August Gebhardt.

Jakob Berger, Die Laute der Mundarten des St. Galler Rheintals und der angrenzenden vorarlbergischen Gebiete. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, Heft III.) Mit drei Karten (zweifarbig). Frauenfeld, Huber & Ko. VIII. 232 S. Gr.-8°. Geh. Fr. 7,50 (M. 6).

Karl Bohnenberger, Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik. Heft VI.) Mit einer Karte (dreifarbig). Frauenfeld. Huber & Ko. XVI. 282 S. Gr.-8°. Geh. Fr. 9,50 (M. 8).

Mehr und mehr überwiegt in dieser Sammlung das Dialektgeographische über die Darstellung der Ortsmundarten. Ähnlich wie Vetsch (vgl. Bd. 125, S. 435 ff. dieser Zeitschrift) die Lautlehre der Appenzeller Mundarten, so hat jetzt Berger diejenige des benachbarten St. Galler Rheintals im Zusammenhange dargestellt und durch Karten die Mundartgrenzen veranschaulicht, die sich hier ergeben; und zwar zeigen die bald dickeren, bald dünneren Strahlenbündel für die Grenzen der einzelnen Lauterscheinungen, wie als Verkehrsgrenzen und dadurch als Grundlagen zur Abgrenzung der Mundarten gegeneinander die verschiedensten Dinge maßgebend wirken: kirchliche und politische Zusammengehörigkeit oder Abgrenzung, verbindende Täler und Straßen oder trennende Gebirge, Hinneigung zu diesem oder jenem Hauptverkehrsort haben als Mundartgrenzen die alten Territorialgrenzen ersetzt, soweit diese nicht über das 16. Jahrhundert hinaus bestehen geblieben sind

Umgekehrt hat sich Bohnenberger, der ja längst durch seine Arbeiten, besonders über Mundartgrenzen, namentlich auf dem Gebiete der schwäbisch-fränkischen Berührungen, bekannt ist, hier zur Aufgabe gemacht, aus einer vergleichenden Darstellung der Walliser Mundarten heraus Anhaltspunkte zu gewinnen für die Bestimmung des Ursprungs der Herkunft der deutschen Bewohner des Wallis, die er als Alemannen erkennt, und für die Zeit, in der sie in ihre Außenorte eingewandert sind und Gebiete besiedelt haben, die unbewohnbar für alle, die nicht die gleichen Erfahrungen in der Alpenwirtschaft hatten: an die Südabhänge des Monte Rosa, ins Bündner Land, wo ja der vielbesuchte Luftkurort Davos zu diesem Gebiete gehört, und bis nach Vorarlberg hinein, überall teils auf Kosten einer romanischen Vorbevölkerung und nicht ohne Spuren ihres sprachlichen Einflusses, teils in die von ihnen unbesiedelt gelassenen Striche, während heute wiederum das Deutsche im Wallis selbst vor dem Französischen, und auf italienischem Gebiete vor dieser Sprache langsam zurückweicht.

Beide Arbeiten bereichern die Kunde der Schweizer und somit der deutschen Mundarten sowohl auf dem Gebiete der Darstellung als auf dem der vergleichenden Dialekt- und Geschichtskunde wie auch der Lexikographie, zum freudigsten Danke aller Vertreter einschlägiger Forschungsgebiete.

Erlangen. August Gebhardt.

B. Symons, Kudrun. Zweite verbesserte Auflage. (Altdeutsche Textbibliothek, hg. von H. Paul. Nr. 5.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1914. M. 4,40.

Die Einleitung ist von Grund aus umgestaltet worden, zumal der Abschnitt über die Sage. S. hat sich besonders mit Panzers 'Hilde-Gudrun' auseinandergesetzt, die er die bedeutendste Förderung der Kudrunforschung der letzten Dezennien nennt. Aber er glaubt nicht an die Einheit des Gedichts, sofern darunter mehr als eine formelle Einheit verstanden werden soll, und verhält sich auch wie die meisten Forscher ablehnend gegen die Panzersche Reduktion der Hildesage auf das Goldenermärchen. So bleiben im wesentlichen einzelne Motive übrig, in denen S. der verdienstlichen Arbeit Panzers strenger folgt. Die Überschätzung der nordischen Überlieferung macht nach Panzers Vorgang auch S. nicht mehr mit. Wer über die Kudrun arbeitet, wird sich aber in allen Einzelheiten von Symons Ansichten in der neuen Auflage zu überzeugen haben. Er hat sich seine Selbständigkeit in beträchtlichem Umfange auch weiter gewahrt. Die Strophenumstellung hat S. in der Neuauflage überwiegend beibehalten. In den Nibelungenstrophen sieht der Herausgeber nach wie vor teils bloße Interpolationen, teils Umgestaltungen älterer Kudrunstrophen. Aber auch so manche Episoden wie die heimliche Reise Hartmuts oder die vergebliche Werbung Sîvrits von Mohrenland lassen den Herausgeber gegen Panzer keinen frei schaffenden Dichter annehmen, sondern an die Umgestaltung einer älteren Dichtung glauben. Weder Müllenhoffs Liedernoch Wilmanns Kontaminationstheorie, aber auch nicht Panzers trotz aller Unebenheiten aus dem Geist der Volkspoesie heraus entwickelte Einheitlichkeit der Dichtung läßt der Herausgeber gelten, der in der Kudrun 'die einheitliche Bearbeitung eines älteren Gedichts in derselben Strophenform' sieht. 'in dem mit der altüberlieferten Hildesage die Geschichte der Kudrun bereits verbunden war'. Die Stellen der uns überlieferten Kudrun, die inhaltliche Überarbeitung verraten, hat S. besonders zusammengestellt. Der Textgestaltung ist die Schrödersche Handschriftenrevision in Martins kleiner Ausgabe zugute gekommen.

Greifswald. Werner Richter.

Olga Gogala di Leesthal, Studien über Veldekes Eneide. (Acta Germanica, Organ für deutsche Philologie, hg. von Rudolf Henning. Neue Reihe. Heft 5.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. 164 S. M. 4,50.

Die Verf. führt den Vergleich zwischen Veldekes Werk und seiner Vorlage, dem Roman d'Eneas, noch einmal durch, obwohl ihr die Jenaer Dissertation von Fairly (Die Eneide Heinrichs von Veldeke und der Roman d'Eneas, 1910) schon sehr vieles vorweggenommen hat. Sie konnte danach von einer Gegenüberstellung beider Texte im einzelnen absehen. Behandelt wird im ersten Abschnitt Höfisches, im zweiten Rationelles und Psychologisches, und im dritten werden unter dem nicht glücklichen Titel 'Veldeke als Künstler' die Schilderungen der Natur, der Kämpfe, der Örtlichkeiten, der Kleidung, der Stoffe, der Edelsteine, der Rüstungen durchgenommen. Für die ersten beiden Teile hatte Fairly schon Gesichtspunkte angegeben. Die Verfasserin will bei der Vergleichung höfischer Szenen allzusehr eine Spiegelung der allgemeinen deutschen Kultur sehen und läßt hier Veldekes selbständiger Erfindungsgabe wenig Spielraum. Die Exemplifikation auf altgermanische Gepflogenheiten scheint bisweilen dabei für das 12. Jahrhundert unnötig und nicht einmal fruchtbar. Allein was die 'mâze' anbetrifft, hat die Verf. recht, in Veldekes Änderungen eine spezifisch deutsche Wandlung festzustellen. Der zweite Abschnitt hält sich sehr eng an Fairly, der schon die 'Tilgung des Wunderbaren und die sogenannte psychologische Vertiefung im deutschen Epos gebührend gewürdigt hatte. Aber die Verf. hätte von der vorgenannten Arbeit auch die abwägende Art übernehmen sollen, die in dem alten Streit zwischen Romanisten und Germanisten mit Erfolg vermittelte. Sie neigt sehr dazu, in all und jeder Änderung Veldekes System und Fortschritt zu sehen, und kommt dabei denn doch mehrmals auf einen toten Punkt, wo sie selber sich mit der Angabe der Änderung begnügen muß; Zufall und Laune des Dichters lassen trotz aller Bemühung keine Konsequenz und keine Eigenart feststellen. Mit Recht betont die Verf. das christliche Element, das bei dem Deutschen die heidnische Mythologie einschränkt. Auch in der Polemik gegen Behaghels Ansicht, Veldeke sei Geistlicher gewesen, ist sie, wie mich dünkt, erfolgreich. Im dritten Abschnitt will die Arbeit gemäß der Einteilung weniger den allgemein deutschen Charakter des Werkes dem französischen gegenüberstellen als Veldekes Können selber gerecht werden. Aber so manches in diesem Teil gehört ebensogut unter die allgemeine literarische Tradition der deutschen Epik. Hier bekennt die Verf. auch, es sei schwer, für Veldekes Art eine feste Theorie aufzustellen. Z. B. die ausführlichere Schilderung der lûde ane tal bei Veldeke widerspricht dem, was sie selber über seine Abneigung gegen das Wunderbare gesagt hat. Die Erörterung der Gesprächszenen und der Kämpfe hätte mit vollständigerer Benutzung der Literatur ergiebiger gestaltet werden können. Doch gerade die Ausmalung der Kämpfe, die Sparsamkeit der Naturbeschreibung, die Freude an der Jagd, die Technik der Personenbezeichnung, bei der die Frauen viel besser fortkommen als die Männer, die Stoff- und Schmuckangaben erhalten in dieser Arbeit das rechte Relief durch die sorgfältige Einzelvergleichung mit der Quelle. Hierbei ist auch mitunter der Versuch gemacht, Abbildungen hineinzubeziehen. Wie die nachfolgenden deutschen Dichter ist auch Veldeke darin am unabhängigsten von der Quelle und setzt, was wichtig genug ist, schon eine deutsche Tradition voraus, die wir leider literarisch nur schwer festlegen können. Auf dieser Basis darf man fortfahren. Was die Verf. ihrer Aufgabe entsprechend nur hier und da schüchtern andeutet, wird, im großen Zusammenhang untersucht, selbst für Wolframs Verhältnis zur Quelle noch manches herausspringen lassen. Die

Aufgabe bleibt, die Schilderung der Wappen und Waffen, der Stoffe, der Kleidung, der Zieraten für eine große Reihe mhd. Dichter zu untersuchen, sie an der Hand nationaler kulturhistorischer Zeugnisse, vor allem auch der Bilder, chronologisch und systematisch zu werten und endlich die französische Technik in ihrer Gesamtheit der deutschen gegenüberzustellen, deren selbständige Art in Einzelheiten um so erstaunlicher ist, weil sie sich scharf von der sonstigen Treue der Quelle gegenüber abhebt. Hier scheint die deutsche Dichtung von vornherein bodenständig, Nachdichtung kann man sie gewiß nicht nennen. Mit dieser Art hängt anderseits auch die viel schlechtere Komposition der meisten deutschen Werke zusammen. In der behaglichen, aber willkürlichen Ausmalung der Einzelheiten verlieren sich die Dichter bisweilen mehr, als es für den Aufbau der Handlung dienlich sein kann.

Greifswald. Werner Richter.

Edward Schröder. Zwei altdeutsche Schwänke: Die böse Frau, Der Weinschwelg. Neu hg. Leipzig, S. Hirzel, 1913. M. 1,25.

Die mittelhochdeutschen Grotesken, die hier neu herausgegeben sind, haben besonders fleißige und angespannte textkritische Auslegung erfahren. Vor allem 'daz übel wîp' hat in den siebziger Jahren in Moritz Haupt einen Herausgeber gehabt, wie man ihn sich nicht besser wünschen mag, wenn man nicht gerade gleich an Lachmann denkt. Wenn S. dennoch über diesen seinen Vorgänger erstaunlich hinausgekommen ist, so darf man dabei nicht vergessen, daß dieser Schwank das verdiente Glück hatte, zweimal von kundigster Hand gefeilt zu werden.

Der neue Herausgeber hat seine Emendationen in einer besonderen Abhandlung gerechtfertigt, die in den 'Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften' 1913, Phil.-hist. Klasse, Heft 1 erschienen, aber leider nicht in der Ausgabe wieder abgedruckt ist. Das ist Brauch von alters her, und seit Lachmanns Tagen hat solche Sprödigkeit ihren Nimbus. Der Forscher wird sich auch leicht in der Ausgabe zurechtfinden: man hat ja im 'üblen wîp' nur mit der Ambraser Handschrift zu tun. Aber der Herausgeber betont, daß er seine Ausgabe dem Studierenden in die Hand geben will, wie das bei den altdeutschen Rittermären mit Erfolg geschehen ist. Für den Lernenden aber, der dann statt des Meier Helmbrecht gewiß mit Freuden einmal diese Ausgabe zur Hand nimmt, wäre es fraglos besser gewesen, wenn er die gar nicht so umfangreiche Auseinandersetzung Schröders 'Zur Kritik des üblen wîbes' in der Einleitung oder im Anhang gefunden hätte. Die Seele des Anfängers wird bei dieser Bequemlichkeit wenig Schaden nehmen; denn will er rechten Nutzen haben, so muß er doch auf die Abhandlung zurückgreifen, und im Verlauf des Studiums findet er noch Gelegenheit genug, sich an der Wortkargheit vergangener Editionen die Zähne auszubeißen. Dies einmal auszusprechen, scheint mir um so eher nötig, als auch die neue Ausgabe des armen Heinrich von Gierach dasselbe Prinzip hat. Und wenn die Zeitschrift für deutsches Altertum noch leichter in den Seminaren zugänglich ist, wenn die Gierachsche Auseinandersetzung durch ihren Umfang nicht ganz leicht in die Ausgabe gesetzt werden konnte, so sind erfahrungsgemäß die Bände wissenschaftlicher Gesellschaften in den Bibliotheken besonders stark belagert. Für eine Neuausgabe, die ja wohl kommen wird, sei daher der Wunsch dringlich ausgesprochen, daß die Texterklärungen in ihrem ganzen Umfange mitaufgenommen werden.

Die Änderungen am 'üblen wîp' sind zum guten Teil aus einer eindringlicheren Vertiefung in den sinnlichen Zusammenhang gewonnen, und was hier von S. geleistet ist, verrät die denkbar höchste Gabe folgerichtiger Interpretationskraft, wie wir sie an dem Herausgeber kennen. Von ihm haben

die Jüngeren darin alle gelernt. Ich rechne dazu die Änderungen V. 604, 137, 80, 546, 551 und vor allem 322. Andere Kleinigkeiten verraten den jahrelangen Beobachter der Überlieferung der Kudrun und des Biterolf. Auch wo S. einzelne Worte emendiert, wie V. 39 f., 653, 730 f., wird sich schwerlich eine bessere Lesung finden lassen. Nur in V. 801 f. 'dô wir alsô gesniten und daz sî gestriten den strît zwischen uns beiden' scheint mir S. zu radikal vorzugehen, wenn er die Reimbänder 'gesniten : gestriten' ersetzt durch 'gerihten' und 'geslihten'. Man käme doch wohl einfach aus, wenn man die Reimworte umstellt: 'dô wir alsô gestriten und daz sî gesniten den strît zwischen uns beiden'. 'den strît snîden' ist zwar sonst nicht nach Zarncke belegt, aber ich sehe nicht ein, was sich dagegen sagen läßt. Setzt man etwa noch für gesniten 'versniten', so ist jedenfalls die Stelle mit aller Sicherheit einwandfrei; denn ebensogut wie man sagt 'mîn wille was versniten' oder 'sîn ungelucke sich versneit', geht auch die Verbindung mit strît.

V. 39 f. macht Schröder darauf aufmerksam, daß 'ez was getempert in ein vaz / beide zorn unde haz / darzuo gewerre unde nît / beide hazzen unde strît /' das zweite hazzen nicht richtig sein kann, da es sich um eine Variation handelt. Aber er weiß nicht, was er einsetzen soll. 'Kriegen' oder 'kriec' fügt er mit Fragezeichen hinzu. Ich begreife nicht, weshalb S. hier dem mhd. geläufigen 'stürmen' oder 'sturm' aus dem Wege geht, das vorzüglich paßt und zum mindesten ebenso entlegen oder nicht entlegen für den späten Schreiber war wie 'kriec', also ebensogut trivialisiert werden konnte. Die Belege für diese Zusammensetzung stehen im mhd. Wörterbuch und sind neuerdings übrigens noch von Getzuhn (Untersuchungen zum Sprachschatz und Wortgebrauch der Klage) S. 17 zusammengestellt worden.[1]

Überall hat Schröder sonst der Sacherklärung zugleich mit seinen Vorschlägen Dienste geleistet. Auch die erneute Vergleichung der Ambraser Handschrift hat noch so manche Korrektur ergeben. Es bleiben nur unwesentliche Druckversehen für den Referenten zur Nachbesserung übrig.

Die Ambraser Handschrift hat S. mit dem Buchstaben a in den Apparat eingeführt. Aber die Handschrift heißt in der Einleitung h. In der Kudrun wird sie von keinem der Herausgeber besonders bezeichnet, auch nicht im Biterolf. S. nennt sie in seinen altdeutschen Rittermären in der Einleitung und im Apparat h. Ist die Bezeichnung a im Apparat Absicht? — S., der Haupts Abweichungen vollständig verzeichnet, hat ein paarmal doch Varianten unter den Tisch fallen lassen. Ich trage nach, daß V. 47 48, 357 58, 369 70, 470/71 bei Haupt stets geschrieben ist: 'zücken : krücken, rücke : krücke, rücke : gelücke' usw., wo S. überall unumgelautete Formen setzt. Anderseits schreibt S. 551/52 'rucke : Innsbrucke', wo H. 'rugge : Innsbrugge' setzt. Ferner steht 771 bei Haupt 'hete', wo S. 'het' schreibt. In den 'Göttinger Gelehrten Anzeigen' muß es Seite 89 statt Vers 412: 512 heißen.

Schröder führt unter den Argumenten, die für die gleiche Verfasserschaft von 'übel wîp' und Weinschwelg sprechen, an, daß der Weinschwelg zweimal Vierreim habe und ebenso das 'übel wîp'. Es kommt aber noch die Stelle im 'übeln wîp' 199—204 hinzu, die ebenfalls Vierreim hat, so daß sich das Verhältnis 3 : 2 ergibt, was für Schröders Hypothese nur günstig wäre. Da ich einmal bei solchen winzigen Ungenauigkeiten bin, stelle ich gleich zusammen, was mir sonst aufgefallen ist: Ü. W. 258 steht nicht angegeben, daß Haupt 'meine h' nicht bucht, was wir aber zum mindesten GGA S. 89 verzeichnet finden müßten. Ferner steht bei Haupt 'daz ich es einest hiet verboten' gegen S.s 'eines'. Danach muß also auch die Handschrift 'einest' haben, was aber wieder in Schröders Apparat nicht steht. V. 429 fehlt im Apparat, daß a 'von' statt 'vor' hat, was wieder GGA S. 89 ver-

[1] Vgl. Grimm. 'Kl. Schr.', III, S. 551 und E. Gülzow, 'Zur Stilkunde der Krone', S. 44.

zeichnet sein müßte. V. 74 in Ü. W. druckt Schröder 'dünket', V. 158 dagegen ganz richtig 'dunket', ebenso Weinschwelg V. 42 'dunket'. Es liegt ja natürlich kein Grund vor, anders als Haupt zu verfahren, der 'dunket' setzt. Im Weinschwelg V. 391 ist vergessen, in den Apparat zu setzen, daß die Handschrift 'mere' statt 'mê' hat.

Was S. in den GGA über Heimat, Gehalt, literarische Beziehungen usw. sagt, nimmt zwar Altes von ihm vor vielen Jahren in einer Rezension Ausgesprochenes auf, geht aber darüber erheblich hinaus. Hier werden einem die Augen geöffnet über die Voraussetzungen der Dichtungen, die das Milieu Neidhards ausbeuten, 'die Kontrastkomik, die mit Bitterkeit gewürzte Ironie, die den Helden eingefangen zeigt im Bauernhause, im prosaischen Ehestand'. S.s Erklärung erscheint bei der Lektüre nunmehr fast selbstverständlich, und doch hat niemand vor ihm diese Icherzählungen so gewürdigt, die mit Reminiszenzen aus der höfischen Atmosphäre verschwenderisch umgehn und die Assoziationen aus höfisch bewährten Worten zu bewußter Wirkung erheben. Man lese nur etwa, was kurz vorher Brietzmann in seiner Schrift 'Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters' über unser Werklein zu sagen wußte, um die Prägnanz zu werten, mit der Schröder an die Seele der Kleindichtungen greift.

Das Ü. W. will S. nun, wie schon oben angedeutet wurde, noch enger mit dem zweiten Stück des Bändchens verwirken. Er stellt die Frage zur Diskussion, ob der Weinschwelg nicht von demselben Verfasser sei wie 'das übel wîp'. Daß die Dichtungen nach Entstehungszeit und Gattung derselben Literaturschicht angehören, ist ja selbstverständlich. Was S. sonst an Kongruenzen heranbringt, ist zum mindesten einleuchtend und nicht leicht mit stringenten Beweisen zu widerlegen. Über Wahrscheinlichkeitsgrade hinauszukommen, scheint auch der Verfasser nicht beabsichtigt zu haben, der sich dann in seiner Selbstanzeige wieder durch sprachmelodische Gefühlsregungen von Sievers bedenklich stimmen ließ. Indessen möchte ich doch fragen, ob an diesem Resultat sehr viel gelegen ist. Zwei Dichtungen sehr kleinen Umfanges, die zugestandenermaßen aus derselben Gegend, Zeit, Literatursphäre stammen, werden, wie das philologische Sehen in seiner Begrenztheit ist, die individuellen Kräfte ihrer Verfasser sehr selten erkennen lassen. Auch im Falle gleicher Autorschaft würde der eine Dichter nicht viel mehr Farben bekommen. Neue Gelände lassen sich also mit dieser literaturgeschichtlichen Frage kaum urbar machen. Es ergeben sich nur indirekte Argumente, weil wir keine zwingenden Differenzen bei der Kleinheit des Materials selbst mit schärfstem Auge wahrnehmen können. Die formalen und inhaltlichen Übereinstimmungen hat der Herausgaber mit Feinheit und Sicherheit zusammengestellt. Sucht man nach Differenzen, so hindert, daß die Reime des Ü. W. viel charakteristischer für unsere Zwecke sind als die des Weinschwelgs. Das Ü. W. ist origineller in seinen Bindungen als der Weinschwelg, der auch im Verhältnis zur kleineren Verszahl lange nicht so ausdrucksvolle und ungewöhnliche Reimvokabeln hat. Die Wortphantasie des ersten Schwanks ist ungleich größer, und das kann keineswegs allein aus dem Stoff erklärt werden. Von den von S. angeführten Dialektreimen abgesehen, hilft auch zur Feststellung etwaiger Differenzen das Verhältnis der Apokope nicht weiter, die in Ü. W. V. 109/10 'erlit : erstrit', V. 775 'schrit : unsit', V. 217 'dem ... got : gebot', V. 219 'stet : bet' hat. All das fehlt ebenso im Weinschwelg wie der im Ü. W. schon von anderer Seite bemerkte Akkusativ des Femininums 'sîe : drîe' oder der Reim 'wimmer : nimmer' neben niemêre : sêre'. Selbst 'duo : zuo' steht nur im Ü. W., so wenig es auch allein besagen könnte.

Nur die metrischen Verhältnisse sind variabler und reichhaltiger. Doch der Schritt von der veränderten Technik ein und desselben Dichters zur andersgearteten zweier verschiedener Dichter ist wiederum so klein, daß

niemand wird einen sicheren Entscheid abgeben wollen. Immerhin will ich die Verschiedenheiten einmal zusammenstellen. Nicht als ob ich glaubte, sie wären dem Herausgeber entgangen, sondern weil sich auch hier die Grenzen der philologischen Erkenntnis zeigen und die Frage nach dem gleichen Verfasser als unergiebig erwiesen wird. Sodann scheint mir doch in den metrischen Minutien noch über Schröders Wortbilder hinaus eine größere Gleichmäßigkeit erstrebenswert, selbst wenn man sich nicht den Zielen der 'germanischen Textbibliothek' von Kraus-Zwierzina verschwören will.

Fast nirgend brauchte S. im Ü. W. die Apokopen und Synkopen wieder herzustellen, während er GGA ausdrücklich sagt, daß Lucae eine Menge Synkopen und Apokopen eingeführt habe, um zweisilbige Senkungen zu vermeiden. Das liegt natürlich nicht daran, daß Haupt sich anderer Maximen befleißigte als Lucae, sondern im Ü. W. sind solcher Apokopen und Synkopen oder beschwerten Senkungen viel weniger. Diesen Unterschied muß man m. E. auch bei der Identitätsfrage der Verfasser aussprechen.

Um mich möglichst frei von Schulansichten zu halten, lasse ich die Frage der schwebenden Betonung dabei in der Schwebe und sehe auch zunächst von der Schreibweise der Ausgaben ab, die im persönlichen Ermessen des Herausgebers stehen mag. Das Ü. W. hat in etwa 77 Prozent aller Verse alternierenden Rhythmus, der Weinschwelg nur in etwa 65 Prozent.[1] Das ist zwar ein Unterschied, der zur Prozentzahl der klingenden Verse insofern stimmt, als man Schwankungen anzunehmen hat, die denselben Verfasser noch nicht ausschließen. Dennoch wäre des Herausgebers Glaube an die Verfasseridentität bestechender, wenn die Zahl der zweisilbigen Senkungen sich in beiden Werken noch besser entspräche. Aber es besteht auch noch ein weiterer Abstand zwischen Ü. W. und Weinschwelg innerhalb des Taktgeleises. Unterscheiden wir solche zweisilbigen Senkungen, die durch Synkope und solche, die durch Apokope geheilt oder, wenn dies Wort zu orthodox klingt, vermieden werden können, und nehmen wir natürlich die Fälle aus, in denen Verschleifung oder Enklise eintritt, so erhalten wir dieses Bild:

In der bösen Frau steht apokopiertes e nur einmal in einem obliquen Kasus, und das ist zugleich die einzige Stelle, wo es von Haupt gegen die Überlieferung apokopiert wurde, nämlich V. 114 'dan mit übelm wîp diu sêle verlorn'. Schröder hat wieder 'wîbe' aus 'wîp' gemacht, und das ist richtig, wenn man dabei berücksichtigt, daß Haupt sonst alle zweisilbigen Senkungen, die durch Apokopen hätten einsilbig werden können, bewahrt hat. Wir haben im Ü. W. noch folgende zweisilbige Senkungen: 70 alsô trage wir immer haz, 105 und hieze mich ieman affen, 453 sî kuste mich mêr danne zwir, 577 der dritte fuor an mîn kinne und 140 hoere waz ich im klagen welle, wo allerdings die sogenannte schwebende Betonung, weil am Eingang, am ehesten verständlich wäre, wenn man sie gelten läßt. Der Unterschied zu dem obengenannten Beispiel S. 114 liegt keineswegs darin allein, daß V. 577 der Nominativ steht (wo Haupt nach Lachmannschem System 'drite' schrieb, um einheitlich zu bleiben) und sonst die Apokope beim Verbum eintreten müßte, in V. 114 aber beim obliquen Kasus des Substantivs, sondern allen den angeführten Versen ist noch gemeinsam die Stellung der Apokope oder Dreisilbigkeit des Taktes zu Anfang des Verses. Von den fünf Beispielen sind vier im ersten Takt und nur V. 70 im zweiten. Der V. 114 hat die fragliche Stelle zwar auch im zweiten Takt, aber es geht zweisilbiger Auftakt voraus, und Haupt wollte sicherlich alle anderen Verse schwebend lesen, was bei dem zweisilbigen Auftakt des V. 114 nach Lachmannscher Metrik unmöglich war. S. hat nun da, wo Enklise die zweisilbige Senkung beseitigte, sie ebenso wie Haupt überall hergestellt. (V. 380 und 510.)

Wie steht es nun im Weinschwelg? Da haben wir: V. 77 ze lône damit

[1] Ich messe dabei nach Schröders Text.

verdienet hân, V. 6 er wolde näpfe noch köpfe niht, V. 11 wart sölher slünde nie niht getân, 178 ich ensorge umb êre noch umbe guot, 16 die wîle dîn in dem vazze iht ist, ebenso 173 die wîle du bist min nâchgebûr[1], V. 179 umbe friunde noch umbe mâge, 214 daz sîn alle die liute bedrôz, 379 sô sêre daz sich diu kannel bouc. Das ist im Vergleich zur geringeren Verszahl dieses Gedichts ein ganz anderes Verhältnis. Wir haben also entweder viel mehr Apokopen bei Substantiven oder vielmehr zweisilbige Senkungen ohne die Möglichkeit der Verschleifung. Und wir haben dazu noch sechs Fälle von zweisilbiger Senkung bei Verbalformen gegen fünf in dem so viel längeren Gedicht vom Ü. W., 78 ern dörfte niht bezzerz hân getân, 95 des habe min lîp immer danc, 153 der bringe mir guoten anegane, 223 ich empfienge dich gerne, künde ich baz, 224 ich empfâhe dich immer âne haz und 395 und müese mir dienen âne wanc.[2]

Nun die Synkopen: Auch hier eine stärkere Zahl im Weinschwelg! Im Ü. W. lassen sich an sicheren Synkopen neun Fälle feststellen (89, 111, 467, 297, 464, 737, 766 in umstrittener Lesart, 743, 803), und zwar ist es Synkope von b zu st oder t, ferner von b zu n, von d zu n, b zu r, b zu l von g zu s, und endlich von sch zu n. Im Weinschwelg haben wir sechzehn Fälle, die Verbalsynkopen: möchtest du 22, machest die 30 und 127, wäschet mir 233, machet mich 200, machet des 283, liebest mir 120, sodann haben wir t zu n in: möchten dich 64, d zu n: solden den 102, d zu s: windesprût 141, g zu t: singet so 276, k zu t: dunket mich 42, g zu n: mugen uns 53, k zu n: trinken uns 90, endlich 80 immer ensamt.

Auf diesen Beobachtungen einen Beweis gegen Schröders Identifizierung beider Dichtungen auf einen Verfasser hin aufzubauen, liegt mir fern. Aber wenn man einmal alle ins Auge springenden Übereinstimmungen nennt, so darf man meines Erachtens auch die minutiösen Abweichungen nicht verschweigen. Der Herausgeber folgt übrigens in all diesen Imponderabilien einfach in beiden Dichtungen dem graphischen Bilde der Handschriften, wie das seine Tradition hat. Daß der Unterschied in den Apokope- und Synkopeverhältnissen ihn selbst berührt hat, geht schon aus der Bemerkung in den GGA S. 103 hervor, Wackernagel und Lucae hätten eine Menge Synkopen und Apokopen eingeführt, um zweisilbige Senkungen zu vermeiden, die er wieder beseitigt habe. Schon die Tatsache, daß er das im Ü. W. nicht nötig hatte, weist nicht auf eine andere Herausgebertechnik Haupts, sondern eben auf andere metrische Verhältnisse im Ü. W. S. läßt also ebenso alle dreisilbigen Takte, die Lucae im Weinschwelg durch Synkopen beseitigt hatte, stehen, wie er die Laune der Handschrift auch einmal in Synkopen nachahmt, z. B. bei Hilfsverben V. 103: sô waern sî wîse als ich pin, und 327: die wârn mir niht gelîche wîs. Aber mir scheint, daß diese Konsequenz doch ab und zu durchschimmern läßt, auf wessen Seite der Herausgeber steht: Im Ü. W. V. 722 schreibt die Handschrift: mîne friunde habent des unêre und Haupt ändert mîne friunde habents unêre. S. schreibt: mîne friunt haben des unêre. Doch betont er selbst an anderer Stelle, 211, Ried habe oft die Vollformen für kontrahierte eingesetzt.[3] Erwähnt werden muß das deshalb, weil Schröder ein andermal, im Weinschwelg V. 179 'umbe friunde noch umbe mâge', wo Lucae der Lachmannschen Metrik zuliebe schrieb: 'um mâge', nicht 'friunt' geändert hat, damit die einsilbige Senkung erreicht

[1] Der Akzent fehlt bei Schröder auf dem a.

[2] Es versteht sich, daß die Annahme der schwebenden Betonung an diesen Proportionen nichts änderte: Sie würde dann eben im Weinschwelg öfter (zumal beim Substantivum) nötig!

[3] Es handelt sich dabei für uns nur um das graphische Bild des Textes. Daß S. den ‚Konjunktiv herstellte und vermutlich durch 'friunt' zugleich die Lesung ûnêre andeuten wollte, ist hierfür Nebensache.

wird, sondern alles stehn ließ, bloß um die zweisilbige Senkung zu bewahren. Eine ähnliche Inkonsequenz finde ich V. 361 des Weinschwelgs. Die Handschrift hat: 'wie zebräche ich einen so starken stranc'. Lucae und Schröder setzen hier: 'wie zebräche ich ein so ...' Um so erstaunlicher ist, daß Schröder sehr bald darauf (V. 370) 'sô sî deheinen gebresten hat' aus der Handschrift nicht mit Lucae wandelt in: 'sô sî dehein gebresten hat', sondern das 'deheinen' stehenläßt. Der Unterschied zu dem vorigen Beispiel liegt hier einzig allein in der Folgesilbe, die Verschleifung zuläßt. Aber Schröder kehrt sich ja gerade sonst nicht daran. Er müßte also auch V. 361 nach seinem Prinzip 'einen' stehenlassen. Der Herausgeber läßt ja auch V. 404 'er zôch einen hirzhals an sich' stehen, wo Lucae konsequent 'ein' schreibt. Niemand wird diesen Kleinigkeiten, die schnell zu ändern sind, Gewicht beilegen. Das möchte ich auch gegenüber einer Änderung aussprechen, die in der Einleitung besonders namhaft gemacht ist. Schröder weist auf V. 256 des Weinschwelgs, 'wo einer der geläufigsten Fehler mittelalterlicher Schreiber "das homoteleuton diu suzziu minne" bei allen Herausgebern wiederkehrt, obwohl er diesen natürlich als ein lapsus grammaticalis angekreidet werden muß'. Es erregt Befremden, daß S. die starke Endung des Adjektivs nach dem bestimmten Artikel, die ja so unendlich häufig nicht nur in späten Handschriften auftritt, gleich als Schnitzer ansetzt, anstatt aus der Häufigkeit gegen bloße Schreiberallüren zu schließen. Viele Fachgenossen werden gerade aus der Zahl der handschriftlichen Belege von jeher gefolgert haben, daß die starke Flexion im Mhd. auch nach dem bestimmten Artikel möglich ist. Mich dünkt S.s Behauptung allzu klassizistisch. Vor allem aber: die Herausgeber, denen Schröder einen solchen Vorwurf macht, dürfen schon deshalb nicht einer Entgleisung geziehen werden, weil die Ansicht des vorigen Herausgebergeschlechts hierin einmal weniger dogmatisch war als die des jetzigen. Ein Blick schon in die alte mhd. Grammatik von Weinhold zeigt, daß man sich auf ihn berufen konnte. Weinhold hielt den Typus 'diu suzziu minne' für durchaus nicht sprachwidrig, und darin pflichten ihm viele noch heute bei.

Was nun dieser neuen Ausgabe ihren überragenden Wert verleiht, das darf durch solche Ausstände durchaus nicht verkleinert werden. Wieviel sich Schröder im Laufe der Jahre für die Edition erarbeitet hat, erkennt man, wenn man seine Anzeige des Lucaeschen Weinschwelgs ansieht. Nicht allein, daß er diese oder jene sehr beachtenswerte Korrektur stillschweigend zurückgenommen hat oder Lucae auch da gefolgt ist, wo er ihm früher begegnete; nicht allein, daß der Herausgeber damals noch schrieb, beide Dichtungen sind gewiß unabhängig voneinander entstanden! Die Fülle der erweckenden Emendationen, die die neue Ausgabe aufweist, und die phantasievolle, aus versprengten Teilen aufgebaute Drapierung eines literarischen Hintergrundes, hätte kein anderer Herausgeber den erlesenen Dichtungen schenken können.

Greifswald. Werner Richter.

Friedrich Kruer, Der Bindevokal und seine Fuge im schwachen deutschen Präteritum bis 1150. (Palaestra CXXV.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. 357 S.

Neuerdings ist das Problem der Entstehung des sogenannten schwachen Präteritums im Germanischen, das lange Zeit die Forschung nicht beschäftigt hatte, durch die Abhandlung von H. Collitz, 'Das schwache Präteritum und seine Vorgeschichte', 1912, wieder in Fluß gebracht worden. Zu Collitz' Deutung, die von einem idg. ableitenden *t* ausgeht, hat sich K. Brugmann ('Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit.' 39, 84 ff.) zustimmend geäußert, indes einen anderen Ausgang vorgeschlagen, während R. Loewe ('Zs. f. vgl. Sprachf.' 45,

334 ff.) bei der alten Theorie einer Zusammensetzung mit der idg. Wurzel *dhē* 'tun' beharrt und zur Erklärung der Bildung das Prinzip der Haplologie und Dissimilation (*nasida* aus **nasidida*) heranzieht. Ihm hat W. Schulze in einem Zusatz (ib. S. 338 f.) zugestimmt. Auf dieses, wie man sieht, noch recht umstrittene Gebiet, das vielleicht nur im Zusammenhang mit gleichartigen Bildungen des Armenischen, Slawischen und der anderen idg. Sprachen Aufhellung erwarten darf, hat sich Kruer nicht hinausgewagt. Er bleibt innerhalb des germanischen Schutzwalls, nimmt das schwache Präteritum als eine gegebene Größe hin und befaßt sich mit dem Schicksal des Bindevokals, vornehmlich in der Entwicklung des Deutschen. Er betont mit Recht, daß hier ein endgültiges Ergebnis nur zu erwarten wäre, wenn auch das ae. und an. Material restlos zum Vergleich herangezogen würde. Das hat er nicht unternommen, will daher auch nichts Abschließendes bieten, sondern nur Irrtümer beseitigen und künftiger Forschung den Weg bahnen.

Alle Anerkennung zunächst dem Fleiße des Verfassers; er hat eine große Anzahl Texte mit allen Varianten, ferner die Glossen herangezogen (Aufzählung auf S. 4—7). Kap. I orientiert über die allgemeine Entwicklung des schwachen deutschen Präteritums und behandelt die Färbungen des Bindevokals. Verfasser weist auf das Schwanken zwischen *ja*-, *ē*- und *ō*-Klasse bei einzelnen Verben hin und gibt Kriterien und Beispiele für den sekundären Charakter des *ō*-Bindevokals. Er sieht als unzweifelhafte *ja*-Stämme an: 1. Verba mit Bindevokal, deren Wurzel Einwirkung eines ursprünglich folgenden *i* zeigt; 2. alle übrigen thematischen, die in alter Zeit nur als *ja*-Stämme bezeugt sind; 3. die synkopierten außer denen, die in älterer Zeit als *ē*-, *ō*-Typen erscheinen. Den Wendepunkt der 'alten' zur 'neuen' Zeit, d. h. der Zeit, wo alle Bindevokale zu *e* geschwächt werden, möchte Verfasser mit Notker ansetzen, ohne auf eine genauere Untersuchung dieser in seinem Buch nicht zur Erörterung stehenden Frage einzugehen. Er betont, wie sehr die Frage der Abschwächung des Bindevokals durch sekundäre Entwicklung (analogische Bildung, *i*-, *o*-Färbung des *e*-Lauts in mehreren Dialekten) verwickelt wird. Kap. II befaßt sich mit der westgerm. Synkope. Aufgezählt und ausgeschieden werden die Verba, die schon im Urgermanischen keinen Bindevokal besaßen (ahd. *brahta*, *dāhta* usw.). Im allgemeinen wird der Zustand des Gotischen methodisch als der ursprüngliche angesehen. Bei den Verben mit Bindevokal im Westgermanischen werden die Gründe für den späteren Schwund eingehend geprüft. Daran schließt sich von S. 43 an die umfängliche Materialsammlung für Hochdeutsch, gegliedert in die Gruppen: umlautfähige und nichtumlautfähige Verben, *ja*-Verba mit den Untergruppen: einsilbige lange und einsilbige kurze Wurzeln, vokalische Stämme, zwei- und mehrsilbige Verba, Besonderheiten (Systemzwang). Das Kapitel III, 'Die deutsche Synkope', behandelt Fälle vom Umlaut im Präteritum der *ja*-Klasse ohne Bindevokal und die Synkope der *ē*- und *ō*-Wurzeln, ebenfalls mit reichlicher Materialsammlung. Das gleiche gilt für Kapitel IV, 'Die wurzelschließenden Konsonanten'. Als Ergebnis dieser letzteren Betrachtung wird auf S. 334 für das Hochdeutsche zusammengefaßt: 1. geminierte Konsonanten und Konsonantengruppen auf Dental werden vor der Präteritalendung vereinfacht; 2. *b* und *g* werden zu *p* und *k* oder *f* und *h*, je nachdem sie Medien oder stimmhafte Spiranten darstellen; 3. das Präteritum wird dem Stammausgang des Präsens angeglichen.

In der Frage der Beibehaltung oder Synkope des Bindevokals, dem Hauptthema des Buches, wird nach übersichtlichen statistischen Tabellen für die einsilbigen langen Wurzeln als Ergebnis auf S. 180 f. festgestellt, daß sich im Hochdeutschen gegenüber 7194 athematischen nur 350 Bindevokalformen finden, d. h. fünf Prozent der Fälle. Die westgermanische Synkope wird also durch diese Statistik bestätigt. Die Belege mit Bindevokal sind teils Reste des alten Zustandes oder junge Bildungen. Der Mittelvokal

nimmt von Süden nach Norden zu; die meisten Belege bietet das Fränkische. Das Gebiet des Niederdeutschen ist die Heimat der thematischen Bildungen. Ausgangspunkt sind die auf Geräuschlaut + Liquida oder Nasal endigenden Wurzeln. Für die einsilbigen Wurzeln wird das Ergebnis auf S. 227 f. verzeichnet. Hier wird auch ein lehrreicher Ausblick auf das Altenglische gegeben, wodurch allerdings das Problem nicht gerade vereinfacht wird. Für die zwei- und mehrsilbigen Verba ist das Ergebnis auf S. 256 f. zu finden. Auch sie sind von der Synkope betroffen worden.

Wenn der Verfasser der verdienstvollen Arbeit auch keine endgültigen Ergebnisse geben wollte oder konnte und solche meiner Ansicht nach überhaupt nicht zu erwarten sind, so müssen wir doch für das Geleistete dankbar sein. Wir entnehmen aus dem Buche wieder einmal die Erkenntnis, daß die restlose Erklärung komplizierter Sprachvorgänge, zumal bei dem unvollständigen Material alter Zeiten, nicht erwartet werden darf. Ob man überhaupt mit noch so sorgfältigen Statistiken den psychischen Vorgängen bei der Sprachentwicklung beikommen kann? Die mechanische Erklärung mittels der Tonverhältnisse hält ja Kruer auch nicht für ausreichend, um die Synkope im schwachen Präteritum aufzuhellen.

Berlin. Sigmund Feist.

Eugen Kilian, Aus der Praxis der modernen Dramaturgie. Der dramaturgischen Blätter zweite Reihe. München u. Leipzig, Georg Müller, 1914. IX, 343 S.

Was an diesem Sammelband zuerst ins Auge fällt, ist der weite geistige Horizont des Autors. Kilian bietet Essays prinzipieller Art, wenn er über Regie überhaupt spricht (sei es des Schauspiels oder der Oper) oder wenn er Stilrichtungen der zeitgenössischen Bühne analysiert (sei das nun 'modernes' oder 'naturalistisches' oder — mit der verneuerten sogenannten 'Shakespeare-Bühne' — archaistisch-reformiertes Theater). Daneben konkretisiert er im Thema, wenn er zur Inszenierung einzelner Dramen spricht, wobei er nach Shakespeare, Goethe, Schiller und Kleist greift. Mitunter — wie beim Käthchen von Heilbronn — weitet er solch praktische Exkurse aus, indem er die Bühnengeschichte des Stückes aufrollt. Wichtige Details (wie 'Schillers Massenszenen') gruppiert er um einen Dichter herum, interessante Einzelheiten (aus Kleists Dramen) erledigt er in kürzeren 'Miszellen'. So beschreibt, prüft und lehrt er hier stets mit dem Ausblick auf praktische Verwirklichung. Hinterdrein wird Kilian aber auch zum Theaterhistoriker, genauer gesprochen zum literarischen Porträtisten bühnengeschichtlicher Persönlichkeiten. Das sind, um die Hauptfiguren herauszuheben, Laube, Devrient, Georg von Meiningen. Es sind mithin Männer, die jeweils ein Kunstprinzip verkörpern, und sie werden hierdurch dem Autor unvermerkt wieder zum Anlaß prinzipieller Auseinandersetzungen.

Kilian geht aber auch thematisch über das Gebiet des deutschen Schauspiels hinaus, er gibt uns seine Eindrücke von der englischen Bühne im Essay über 'englische Shakespeare-Festspiele'. So mannigfaltig ist der materielle Inhalt des Buches.

Trotzdem wirkt es einheitlich. Dafür sorgt die geistige Physiognomie des Verfassers. Freilich ist Kilians Porträt nicht leicht zu skizzieren, denn er ist nicht einseitig, Theoretiker oder Praktiker, sondern er ist — literarisch genommen (und nur so weit steht mir ein Urteil zu) — der richtige Dramaturg, eine ausgeglichene Mischung vom Problematiker und vom Historiker. Ausgeglichen für den eigenartigen Bedarf seines Amtes: sein historisches Fachwissen, seine theoretischen Kunstprinzipien bleiben Mittel zum Zweck, Endziel ist ihm die lebendige Bühnenkunst. Damit hält er sich von den

verkünstelten Extremen fern: er will weder konservieren noch experimentieren. Unsere Bühne soll nicht zu einem theatralischen Museum werden, um Mumien zu einem Scheinleben zu erwecken, sie soll auch nicht mit heute noch unverständlichen und darum unwirksamen Kunstmitteln einer etwaigen Zukunft hantieren, also mit Reizungen, deren Wirkung dermalen doch nur auf diese oder jene ästhetisierende Clique beschränkt bliebe. Bühnenkunst ist Volkskunst — allerdings im erlesenen Wortsinn. 'Für heute' muß sie auch 'von heute' sein — wirksam in ausschöpfender Verständlichkeit für die geistige Oberschicht unseres Gesamtpublikums, wirksam aber auch noch in triebhafter Erfassung für die breite Unterschicht.

Dieser gesunde und zielsichere Standpunkt unseres Autors schließt in der Bühnenpraxis artistische Feinheiten nicht aus, denn dabei läßt sich noch immer stilistisch historisieren oder modern charakterisieren, es braucht dabei die zeitliche Eigenart des jeweiligen Dramas auf der Bühne nicht verwischt zu werden. Nur müssen die wesentlichen Ausdrucksmittel der Darstellung angepaßt werden der Eindrucksmöglichkeit unseres Publikums. Kunst darf eben nur naiv genossen werden, und die Naivität der Masse ist immer von ‚heute'.

Innsbruck. Rudolf Fischer.

Theodor Siebs, Hermann Allmers. Sein Leben und Dichten, mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1915. 373 S.

Als Siebs an die Darstellung von Allmers' Leben und Dichten ging, lagen bereits zwei, freilich sehr skizzenhafte Versuche vor, diesen eigenartigen Menschen mit der großen Kindesseele der Allgemeinheit näher zu bringen. Beide waren noch zu Allmers' Lebzeiten erschienen: Bräutigams Broschüre 1891 als Festgabe zu seinem 70. Geburtstage, diejenige von Müller-Brauel sechs Jahre später. Beide Verfasser haben mit dem 'Marschendichter' in persönlichem Verkehr gestanden, und Bräutigam ist von ihm mehrfach mit der Durchsicht der Neuauflagen seiner Dichtungen betraut gewesen. Während aber Bräutigams Arbeit trotz ihres panegyrischen Charakters als eine damals dankenswerte Arbeit angesprochen werden kann, ist die 'literarisch-biographische Skizze' Müller-Brauels ein ziemlich belangloses Bilderbuch. So ist zu begrüßen, daß Allmers nunmehr in Th. Siebs einen Biographen, oder sagen wir gleich besser seinen Biographen gefunden hat. Der Verfasser hat sich für seine Arbeit das Ziel sehr hoch gesteckt. 'Wenn die höchste Kunst der Lebensbeschreibung eines bedeutenden Menschen,' heißt es im Vorwort, 'darin liegt, daß man dessen Eigenart in allem und jedem zur Erscheinung bringt, so müssen auch Sinn und Stil der Schilderung namentlich eines Dichters so gehalten sein, daß alles von ihm selbst gerade so und nicht anders gesagt sein könnte oder doch wenigstens von ihm gebilligt würde.' Siebs standen für seinen Zweck die zunächst für Heino Romberg bestimmte Selbstbiographie, bis Anfang der vierziger Jahre reichend, Tagebücher, ein reiches geordnetes Briefmaterial und mancherlei spätere Aufzeichnungen von Allmers zur Verfügung. Darunter nehmen meines Wissens einen sehr breiten Raum die Aufsätze ein, die Allmers für ein geplantes Gegenstück zu den 'Schlendertagen' niederschrieb. Es sollte den Titel 'Heimat und Wanderschaft' führen.

Über sein eigenes Verhältnis zu dem Dichter spricht Siebs besonders in der 'Einführung' und in dem 'Verkehr mit der Jugend' betitelten Abschnitt, der dem originellen Wahlneffentum, der Quelle vieler Freude und manch bitterer Enttäuschung für Allmers, gewidmet ist. Die Schattenseite jenes Verhältnisses von Onkel und Neffen sieht Siebs in milderem Lichte als

Fernerstehende. Wenn aber Allmers sich bereits 1885 in einen 'Leibrentenkontrakt mit seinem Neffen A.' flüchtet, so liegt doch wohl die Annahme näher, daß ihm die Kraft, Schmarotzer abzuschütteln, gefehlt habe, als daß die Sicherheit des Urteils verlorengegangen sei. Ließ sich doch Allmers meistens vom ersten Eindruck bestimmen und so verleiten, jeden wieder mal Entdeckten als 'famosen Kerl' gegen alle Welt zu verteidigen. Eine kritisch veranlagte Natur war Allmers eben nicht, so scharfsinnig und treffend auch sein Urteil sein konnte. Mit Recht aber betont Siebs, daß für Allmers die Lebensführung Gleims vorbildlich geworden war, und ebenso richtig ist es, daß von seinen ihm geistig gleichstehenden Freunden aus den verschiedensten Berufskreisen nie einer seine Mildtätigkeit in Anspruch genommen hat.

Die lange, nahe Freundschaft, die Siebs mit Allmers verband, hat seinen Blick für des Dichters Eigenschaft besonders geschärft und ihn wohl veranlaßt, so oft es irgend anging, vor demselben zurückzutreten und Allmers selbst das Wort zu geben. Daß diese Selbstbescheidung nicht zu einer Klippe für die Darstellung geworden ist, zeugt von der großen Gestaltungsfähigkeit des Verfassers. Er hat nicht nur die einheitliche Form und den ruhigen Fluß der Erzählung erreicht, sondern so künstlerisch komponiert, daß man Allmers selbst in seiner herrlichen Weise über sein Leben glaubt plaudern zu hören.

Daß die einzelnen Lebensabschnitte eine ungleiche Behandlung gefunden haben, erklärt sich ohne weiteres. Lagen doch des Dichters und Schriftstellers ergiebigste Jahre zwischen 1850 und 1870. Es fehlt indessen auch in den übrigen Teilen kein Zug seines Wesens, und die sehr schwierige Aufgabe, dem Lebensabend des zum Patriarchen der ganzen Gegend Gewordenen in seiner Vielseitigkeit nachzugehen, hat Siebs in glücklicher Weise gelöst. Immerhin bleibt der Wunsch, zu hören, wie sich dies und jenes nicht im Geiste Allmers', sondern im Urteil anderer widerspiegelt. Wie reizvoll auch der alte Allmers rückschauend das über viele Jahre sich hinziehende Werden seines Heims schildert, die persönliche Note tritt doch auf Kosten der Geschlossenheit vor der erzählenden und belehrenden merklich zurück. Man muß einmal Dörnberg über dieses Kapitel haben sprechen hören, um den Allmers wiederzufinden, wie er in jenen Tagen war. Die politischen und religiösen Anschauungen von Allmers sind gesondert behandelt. Eine Entwicklung zum Politiker hat Allmers nicht durchgemacht, und darum auch eigentlich keine 'Wandlungen'. Siebs ist auch weit entfernt, eine solche Entwicklung zu konstruieren; er führt vielmehr den Nachweis, daß Heimatliebe und Begeisterung für die großen Probleme auf der Weltbühne, deren Lösung nur dem Schwerte gelingt, ihn jeweilig zum Heraustreten in die Öffentlichkeit bewogen hatten. Folgendes charakteristische Bekenntnis von Allmers, das ich vor Jahren bei der Durchsicht der Allmersschen Briefe las, möchte ich den Ausführungen Siebs' hinzufügen: 'Ein eigentlicher Politiker bin ich freilich nicht, das sehe ich von Tage zu Tage deutlicher, und ich begreife jetzt selbst nicht, daß ich mich früher für einen solchen gehalten habe.' So erklärt sich meines Erachtens, warum Allmers selbst in den vertraulichsten Briefen die Politik nicht weiter berührt. Ein kerndeutscher Mann ist er darum doch allzeit geblieben.

Im Anschluß an Allmers' Leben behandelt Siebs die Entwicklung desselben als Schriftsteller und Dichter. Die Stellung, die Allmers innerhalb unserer Literaturgeschichte einnimmt, liegt fest als die eines Lyrikers von beachtenswerter Selbständigkeit und eines liebenswürdigen Erzählers auf dem Gebiete der Volkskunde. Die feinsinnigen Ausführungen des gelehrten Fachmannes bestätigen dieses Urteil. Was Siebs in Übereinstimmung mit Allmers über die Brahmssche Komposition der 'Feldeinsamkeit' sagt, wird nicht jeder unterschreiben wollen, noch weniger die hohe Wertung des dramatischen Einakters 'Electra'. Eingestreut sind der Abhandlung einige bisher noch

nicht veröffentlichte Gedichte von Allmers. Zu ihnen gehört auch der prophetische Kernspruch von einer deutsch-österreichischen Waffenbrüderschaft, der zu rechter Stunde seine Runde durch die Tagesblätter macht.

Ein ausgiebiges Namen- und Sachverzeichnis erleichtert die Benutzung des vom Verlage gut ausgestatteten Buches.

Nur wenige Einzelheiten wird man vermissen: Die schwärmerische Freundschaft zu Louis Lohmeyer, S. 46 als 'nächster Freund aus Kinderjahren' zitiert, für die überschwengliche Stimmung des Allmers der zwanziger Jahre typisch, wird kaum berührt. Unter den vereinzelten Rechtenflethern, die auf ihre Art an Allmers' geistig überragende Größe ehrlich glaubten, verdiente der Landwirt Hermann Joppert Erwähnung. Bei den Freunden aus der Umgegend durfte die Familie Dr. With, ein Menschenalter lang der Mittelpunkt schöngeistiger Bestrebungen in den Unterweserorten, nicht fehlen. Zu dem Verzeichnis der Schriften über Allmers ist nachzutragen: Heinrich Binder, *Hermann Allmers und die Religion*. Bremerhaven, Georg Schipper, o. J.

Dieses *Monumentum aere perennius*, welches edle und kundige Freundeshand Hermann Allmers errichtet hat, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel der Spezialforschung, eine wertvolle Bereicherung der biographischen Literatur, eine gehaltvolle Gabe des bekannten Breslauer Germanisten für unser Volk in eiserner Zeit.

Völklingen. Johannes Keese.

Hans Paulussen, Rhythmik und Technik des sechsfüßigen Jambus im Deutschen und Englischen. (Bonner Studien zur engl. Philologie, IX.) Bonn, Hanstein, 1913. IV, 86 S. M. 2,80.

Die Abhandlung gliedert sich in zwei Teile: in einen systematischen und in einen historischen.

Im ersteren wird der höhere Rhythmus des Alexandriners untersucht, in seinen Formen festgelegt und an zumeist deutschen Beispielen illustriert; im zweiten wird die dürftige englische Alexandrinerdichtung (neun Autoren von Robert Manning bis Robert Browning) 'unter dem Gesichtspunkt des höheren Rhythmus betrachtet'.

Als Systematiker steht der Verfasser im Lager der modernen Forschung. Er skandiert nicht, sondern er deklamiert die Verse, er begnügt sich nicht mit der generellen technischen Schablone, sondern er fühlt, daß der versifizierte Text nicht bloß eine Totalstimmung auslöst als Folge der immer gleichen technischen Zeilengestaltung, sondern daß jede Einzelzeile zudem noch ihre individuelle metrische Stimmung besitzt, deren Ursache in ihrer höheren rhythmischen Gestaltung liegt. Diese rhythmischen Formen beruhen aber auf der logischen oder emphatischen Gliederung des Inhalts.

Hierfür ergeben sich dem Verfasser fünfzig Typen. Eigentlich findet er auch mit dieser Zahl noch nicht sein Auslangen. Aus zwei Gründen: einmal habe er nur die wichtigeren, nicht aber alle rhythmischen Erscheinungen seiner Einteilung zugrunde gelegt; dann paßten diese fünfzig Typen nur für die 'vollkommenen' Verse, nicht aber für die 'unvollkommenen'. Diese sind jedoch nicht etwa schlechte Verse, sondern sie erhalten ihre höhere Berechtigung von ihrer stilistischen Wirkung. Das System ist also überreich und lückenhaft zu gleicher Zeit. Zur Illustrierung (aber auch nur der vollkommenen Typen) werden — was gewiß vorteilhaft ist — deutsche Beispiele verwendet. Doch es reicht hierfür das Zitatenmaterial des Verfassers nicht aus, er zieht auch englisches Material heran, ja, er muß sogar nach 'konstruierten' Fällen greifen. Das ist wohl ein Zeichen, daß in diesem System 'über Bedarf' die Systematik übertrieben worden ist. Das Systemisieren ist eine schöne Sache, aber unter zwei Voraussetzungen: das System muß die

Gesamtmaterie organisch beherrschen und übersichtlich sein. Ersteres trifft hier nicht zu, denn die guten 'unvollkommenen' Verse durchlöchern das System, und auch an letzterem fehlt es, denn unter den kaum überschaubar vielen Typen rücken die jeweiligen Nachbarn in kaum zu unterscheidende Nähe. Eine so fein nüancierende Systematik hätte nur dann ihre (vielleicht auch bloß theoretische) Berechtigung, wenn die Einzeltypen mit objektiver Sicherheit festgelegt werden könnten. Das ist aber hier von vornherein eine Unmöglichkeit, denn die geistige Gliederung der Verszeilen kann nur subjektiv vollzogen werden. Allerdings wird man sich in der Mehrzahl der Fälle mit der geistigen Gliederung des Verfassers einverstanden erklären können, immerhin drängt sich einem nicht selten eine andere Auffassung seiner Beispiele auf, und in etlichen Fällen muß man sogar fehlerhafte Deutung abweisen. Hierdurch gerät aber seine Statistik ins Schwanken und verliert an Überzeugungskraft. Materie und Methode finden sich hier nicht glücklich zusammen. Trotzdem wird man die Schrift dankbar entgegennehmen, denn sie hat ein wichtiges Problem aufgegriffen und beim Versuch der Lösung eine Fülle wertvoller Beobachtungen und Anregungen geboten.

Innsbruck. Rudolf Fischer.

Max Förster, Altenglisches Lesebuch für Anfänger. (Germanistische Bibliothek, hg. von Wilh. Streitberg. I. Sammlung Germanischer Elementar- und Handbücher. III. Reihe: Lesebücher. 4. Band.) Heidelberg, Carl Winter, 1913. XIV, 67 S. 8°. M. 1,40, geb. M. 2.

Dem Andenken Julius Zupitzas, der vor nunmehr zwei Jahrzehnten von uns ging, ist das Büchlein gewidmet. Und man kann sagen, daß die große Eigenart, die jenen unter die Bedeutendsten der anglistischen Wissenschaft einreiht, in diesem Buche wieder lebendig wird. Dies offenbart sich schon in der nach sprachlichen Gesichtspunkten getroffenen Auswahl des Stoffes, sodann aber vor allem in der mit größter Sauberkeit besorgten Abschrift sowie mit philologischer Gründlichkeit durchgeführten Erklärung der Texte und den in die Tiefe und Breite gehenden etymologischen Erörterungen. Der Schüler hat die Wege des Meisters mit Geschick und Sicherheit gehen gelernt, das haben seine bisherigen Ausgaben bewiesen, das beweist auch dieses ae. Lesebuch. Doch hat der Begriff Philologie im Laufe von zwanzig Jahren in der Vorstellung des ersteren eine bedeutsame Wandlung erfahren. Sie ist ihm nicht die formale Wissenschaft, die sich in Wortforschung, d. h. in Grammatik und Metrik, in Kritik und Exegese erschöpft, sie ist ihm im Sinne Aug. Boeckhs mehr und mehr Sachforschung oder Kulturwissenschaft geworden. Eine Rekonstruktion der angelsächsischen Kultur beispielsweise, das ist das Ziel, das er sich für die ältere Zeit gesteckt hat, wenn wir ihn und seine Arbeiten recht verstanden haben. So erklärt sich seine Liebe zur Untersuchung der Quellen, die er an verschiedenen, besonders an kirchlichen Denkmälern vorgenommen hat. Denn zuerst gilt es einmal festzustellen, was an dieser Kultur bodenständig, neu, und was aus fremden Kulturen übernommen ist. So erklärt sich ferner sein intensives Interesse an folkloristischen, wieder aber an kirchlichen Problemen, das uns auch in diesem Werke auf Schritt und Tritt entgegentritt. Denn die ganze mittelalterliche Kultur, zum mindesten die, welche uns in den literarischen Denkmälern entgegentritt, ist stark mit dem Geiste der Kirche durchsetzt, und nur wenn man die Verfassung, Einrichtungen und Gebräuche der letzteren kennt, wird es gelingen, erstere zu erschließen.

Die Auswahl der Stücke ist nicht nach literarhistorischen, sondern nach sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten getroffen. Das Buch soll ledig-

lich eine Einsicht in die Entwicklung der englischen Schriftsprache vermitteln. Neben dem für die ae. Zeit wichtigsten Dialekt des Westsächsischen läßt F. daher alle Dialekte hinreichend zu Worte kommen, besonders die anglischen, die ja an der Entwicklung der Schriftsprache großen Anteil haben. Zugleich aber ist der Verf. bemüht gewesen, ein möglichst anschauliches Bild von der sprachlichen Entwicklung innerhalb der ae. Periode zu geben und zugleich ihre Fortsetzung ins Frme. anzudeuten, indem er Denkmäler von der ältesten bis zur jüngsten Zeit herangezogen hat (von 670—1125). Von diesem Gesichtspunkt aus scheint mir die Aufnahme der Daniel-Übersetzung aus dem Jahre 1125, die ja strenggenommen nicht mehr zum Ae. gehört, durchaus gerechtfertigt.

Stofflich sind die hauptsächlichsten Literaturzweige in ihren vornehmsten Vertretern berücksichtigt worden mit besonderer Betonung der geistlichen Literatur, der, da sie meist Übersetzung ist, stets die lateinischen Quellen zugefügt sind. Unterblieben ist dieses bedauerlicherweise bei Caedmons Hymnus. Einen kulturhistorisch sehr wertvollen Zweig allerdings habe ich mit großem Schmerz vermißt: die Gesetze, um so mehr, als sie m. W. in keinem Lesebuche zu finden sind und die teure Ausgabe von Liebermann nicht jedem Studenten zugänglich ist. Gerade für das an Denkmälern verhältnismäßig arme 11. Jahrh., das in den meisten Sammlungen so auch hier leer ausgeht, wären die Gesetze Cnuts, deren älteste Hs. noch der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts angehört, ein vielen willkommener Beitrag gewesen. — Ein jedes Stück ist mit einer kurzen, aber durchaus erschöpfenden literarhistorischen Einleitung versehen, die manch Neues zu sagen weiß, Bekanntes in neuer, kulturhistorischer Beleuchtung darstellt und auch die wichtigste Literatur verzeichnet. Beim Psalter hätte meine Arbeit über das '*Psalterium Romanum in England*' Erwähnung verdient.

Bei der Textgestaltung hat sich der Hg. großer Zurückhaltung befleißigt und nur da gebessert, wo wirkliche Schreibversehen vorlagen. Solche Versehen brauchen m. E. aber nicht vorzuliegen in *leofre* (für *leofra* 6, 37), *reeeendne* (für *recendne* 7, 49), es liegt schwerlich vor in *onjet* (für *onjeat* 28, 50). Uber *thé* in Bedas Sterbegesang habe ich mich in meiner Besprechung von Brotaneks '*Texte und Untersuchungen*' geäußert; ich lese mit F. *them* bzw. *thaem*, halte aber das Häkchen für ein entstelltes Abkürzungszeichen für auslaut. *m*. Von den verschiedenen von F. vorgeschlagenen Deutungen der dunklen Genesis-Stelle V. 2906 f.:

... wolde his sunu cwellan
folmum sinum fyre senean
mæges dreore

verdient m. E. die letztere, die den letzten Halbvers durch *mæȝ his deorne* ersetzt, so gekünstelt sie auf den ersten Blick erscheinen mag, vor den anderen den Vorzug, wenn man bedenkt, daß häufig diese Texte nach Diktat niedergeschrieben worden sind. Ich finde eine ganze Anzahl von Lesungen, die sich nur auf diesem Wege erklären lassen.

Länge der Vokale ist altem Brauche gemäß durch den Balken bezeichnet worden, was übrigens im ersten Stück versehentlich unterblieben ist. Die Interpunktion ist mit Recht modernisiert, doch wären über die der Hs. wie auch über die angelsächsische Schrift einige Worte der Aufklärung angebracht gewesen.

Mit einer alle Vorgänger überragenden Sachkenntnis und einer seltenen Ausführlichkeit ist das Glossar bearbeitet worden. Jedes Wort wird unter die Lupe genommen und aus seiner Zeit zu verstehen gesucht. Interessante Wörter — und derer sind sehr viele — werden auf ihren Ursprung untersucht, in ihrer Weiterentwicklung verfolgt und durch verwandte Wörter besonders aus den übrigen germanischen Sprachen und dem Keltischen beleuchtet. Schwierigkeiten wird nicht, wie so häufig, aus dem Wege, sondern

mit besonderer Liebe zu Leibe gegangen: ich verweise nur auf die Eigennamen. Wo die Mittel der Lautgeschichte und Sprachvergleichung nicht ausreichen, da wird Eduard Sievers zu Hilfe gerufen, um den reichen Ertrag seiner rhythmischen und sprachmelodischen Forschung in die Wagschale zu legen. — Was ich zu bessern, wenn ich es so nennen darf, oder hinzuzufügen habe, ist nur geringfügiger Art. Für Wörter, die eine lateinische Vorlage haben, wäre neben der deutschen Entsprechung die lateinische Fassung am Platze gewesen. Es kann z. B. für die Wortforschung von Wert sein, daß das Lemma *pōpulus* durch *birciae* glossiert wird. Auch ein Fehler wie *weolerum* für '*talibus*' wäre auf diesem Wege zur Kenntnis gekommen. Ferner hätte ich gewünscht, daß neben der Wort- und Begriffserklärung auch syntaktische Erscheinungen in dieses Glossar verarbeitet wären, da diese bekanntlich dem Anfänger die größten Schwierigkeiten bereiten. Wohl ist z. B. in vielen Fällen gesagt worden, in welchem Kasus ein Verb das Objekt zu sich nimmt, doch nur da, wo dieses ein Genitiv oder Dativ ist[1]; dagegen sind die entsprechenden Konstruktionen mit Präposition nicht gebucht worden. Hierher gehören Fälle wie: *bewerian wiđ* verteidigen gegen, *ȝehealdan wiđ* schützen, beschirmen vor, *bnȝan to* sich unterwerfen, *fon to* etwas ergreifen, erhalten, *wreȝan to* anklagen bei. Besonders hervorheben möchte ich die Stellen: *his se cyninȝ þær onfenȝ æt fulwihte* S. 13, 29, *him an wuldres ȝod* S. 6, 32 und 7 *Hamtunscir se dæl se hiere behinon sæ was* S. 13, 18, die dem Anfänger ohne Erklärung kaum durchsichtig sein werden. Auch wäre zu überlegen, ob nicht nach dem Muster Liebermanns kurze allgemeine Artikel von Nutzen gewesen wären, z. B. über Präpositionen (Partikel) und Pronomina, wo Erscheinungen wie *his lareowas æt his mude wreoton* 20, 80, *þa stod him sum mon æt þurh swefn* 18, 31, *Him þa ofstum to ... wuldorȝast ȝodes wordum mælde* 6, 28; *ȝewat him se ædelinȝ* 5, 1, *hiene bestæl se here* 12, 1, *let him ealne weȝ þæt weste land on đæt steor-bord* 14, 11, *þa teđ hie brohton sume þæm cyninȝe* 15, 41, *ond him æfter rad ođ þæt ȝeweorc, ond þær sæt XIIII niht* usw. nach syntaktischen Gesichtspunkten geordnet, unterzubringen waren. Hier und da vermisse ich unter dem Stichwort feste Wendungen, so unter *eirr*: *æt sumum eirre* 'einmal, bei einer Gelegenheit', unter *eweđan*: *ewist þu 'numquid'*, unter *dæȝ*: *his dæȝ* 'sein Lebtag', unter *þinȝ*: *æt ænigan þinȝan* 'irgendwie, irgendwelcher Art', *ænig þinȝ* etwas, *nan þinȝ* nichts. Oft ist die deutsche Wiedergabe nicht ganz zutreffend bzw. erschöpfend; unter *bnȝan* ergänze: *bnȝan to* 'sich beugen vor, sich unterwerfen', unter *nawiht*: die Bedeutung 'nichts', unter *winter*: die Bedeutung 'Jahr', unter *weccan*: die Bedeutung 'anfachen' (Feuer). Die scharfsinnige Etymologie von *tintreȝ* [aus *tind* 'Zinke' und *treȝa* 'Kummer'] hätte durch Hinweis auf das Folterinstrument mehr Klarheit gewonnen. — Es fehlen die Stichwörter: *bece, drēor, lean.*

Charlottenburg. Karl Wildhagen.

Rudolf Brotanek, Texte und Untersuchungen zur altenglischen Literatur und Kirchengeschichte. Zwei Homilien des Ælfric. — Synodalbeschlüsse. — Ein Briefentwurf. — Zur Überlieferung des Sterbegesanges Bedas. Mit einem Faksimile. Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1913. VIII, 203 S. 8⁰. M. 6.

Das Ms. 943 der Bibl. Nat. zu Paris (P), bekannt unter dem Namen 'Pontifikale des heiligen Dunstan', welches bis jetzt nur den Kirchen-

[1] Auch hier nicht immer, die Angabe fehlt u. a. bei *beon, forseon, æthrinan, hlystan, wenan; onweđan.* Desgl. fehlt bei *fela, hwæt, noht,* daß sie sich mit dem Genitiv verbinden.

historiker und Liturgiker,[1] den Paläographen,[2] Kunst-[3] und Rechtshistoriker[4] beschäftigt hat, ist durch vorliegende, von dem Verleger schön ausgestattete Publikation des rührigen Prager Gelehrten auch für den Anglisten von Bedeutung geworden. Das eigentliche Pontifikale (fol. 9—147) ist in dieser Hs. mit verschiedenen Teilen vereinigt worden, die mit ihm in keinem direkten Zusammenhang stehen und daher seine Lokalisierung sehr erschwert haben. Unter diesen Zutaten finden sich auf fol. 156^a—160^a und 164^a—170^b auch zwei ae. Traktate — eine Homilie und ein Sermo —, die Brotaneks Spür- und Scharfsinn hier als Werke Ælfrics nachzuweisen unternehmen. Sie finden sich zugleich in der Hs. 489 der Lambeth-Palace Library (L), und es ist sicher kein bloßer Zufall, wenn sie hier in Gemeinschaft mit fünf sicheren Werken des berühmten Homileten auftreten. — B. gibt zuerst einen diplomatischen Abdruck der beiden Stücke nach P, der auch die Interpunktion gebührend berücksichtigt, und bucht gewissenhaft in den Anmerkungen alle Abweichungen der Hs. L; er untersucht das gegenseitige Verhältnis der Hss. und weist an der Hand überzeugender Beispiele nach, daß P die Vorlage für L gewesen sein wird. Ein längerer Abschnitt beschäftigt sich mit der Lautgestalt, der Entstehungszeit und den Quellen der Texte. Die Homilie, etwa von cr. 994—1012 entstanden, bietet in beiden Hss. im ganzen spätwestsächsische Lautung, wohingegen der cr. 990—1001 verfaßte Sermo, der in einer besonderen, dem Ms. P später zugefügten Lage (fol. 163^a—170^b) befindlich wohl als Widmung an Bischof Wulfsige III von Sherborne gedacht war, in P einen stark kentischen Einschlag aufweist. Beide sind im Auftrage des Bischofs von Sherborne zum Zweck der Verlesung beim Kirchweihfest verfaßt und halten sich, erstere weniger als letzterer, getreu an lateinische Vorlagen. Abgesehen von kleineren Abweichungen ist die Homilie eine Wiedergabe des von Beda bearbeiteten Lukas-Kommentars, für die auch die auf diesem fußende, aber oft selbständig gefundene Beda-Homilie Nr. 66 '*In dedicatione ecclesiae*' herangezogen ist. Der Sermo ist eine kürzende Übersetzung einer in zwei Hss. zu Rouen erhaltenen Form der alten Weihepredigt, die auf die *Sermones* des Bischofs Caesarius von Arles — nicht, wie man bis jetzt annahm, des Augustinus (von Hippo) — zurückgeht. Doch hiermit ist B.s Arbeit an dem berühmten Kodex noch nicht erschöpft. Diesen methodisch musterhaft durchgeführten Untersuchungen folgen noch eine Wiedergabe der Synodalbeschlüsse (fol. 163^b) in derselben Lage, in der sich der Sermo befindet, ferner ein von derselben Hand entworfener Brief (fol. 170^b)

---

[1] Vgl. besonders die Anmerkungen bei Brotanek p. 194 ff.; Mabillon, *Acta Sanctorum Ord. S. Bened. V*, 238 f., 658 f.; Stubbs, *Memorials of St. Dunstan*, p. CXIII, 296 ff., 406 ff; Jaffé-Löwenfeld, *Regesta Pontificum Romanorum*, Nr. 3687; Walter de Gray Birch, *Cartularium Saxonicum*, III, n. 1069; Kemble, *Codex Dipl. aevi Saxon.*, 708. — Heinr. Boehmer, *Die Fälschungen Erzbischofs Lanfranks von Canterbury*, Leipzig 1902, p. 2, 5 ff., 100 ff., 159 ff.; H. A. Wilson in seiner Ausgabe des *Benedictional of Archbishop Robert* (= *Henry Bradshaw Society* XXIV), p. XVIII f., 169; Wildhagen, *Studien zum Psalterium Romanum in England* (= *Studien zur engl. Phil.*, Heft 50, p. 417 ff), p. 40 f., 42.

[2] Delisle, *Le Cabinet des Manuscrits de la Bibl. Impériale*, II 446, III 268 ff., planche 30, 5; *The New Palaeographical Society* plate 111, 112; Steffens, *Lateinische Paläographie*, 2. Aufl., Taf. 71a; E. M. Thompson, *An Introduction to Greek and Latin Palaeography*, Oxford 1912, p. 397 f.

[3] Westwood, *Facsimiles of the Miniatures and Ornaments of Anglo-Saxon and Irish Mss.*, London 1868, p. 128; Homburger, *Die Anfänge der Malschule von Winchester im 10. Jahrhundert* (= *Studien über christl. Denkm.*, 13. Heft), Leipzig 1912, p. 3. 39. 57.

[4] Liebermann, *Gesetze der Angelsachsen*, I, p. XXXVII. 215. 401. 406. 408.

des Bischofs Æthelric an den ealdorman Æthelmær, dem außerdem eine besondere Abhandlung über die darin auftretenden Ortsnamen gewidmet wird.

Es lag im Rahmen seiner Arbeit, daß der Verf. auch zu den verwickelten Fragen der Datierung und Lokalisierung der Hs., besonders des Pontifikales, Stellung nehmen mußte. Im Gegensatz zu der von mir vertretenen Ansicht[1] glaubt er, daß das ganze Ms. in Sherborne entstanden ist, und Bernhard Fehr in der Besprechung[2] des Brotanekschen Werkes billigt seinen Standpunkt und verteidigt ihn neuerdings[3] gegen mich. Leider war es mir wegen Ausbruchs des Krieges nicht vergönnt, die Hs. in Paris zu untersuchen, und es ist mir daher nicht möglich, die Frage hier mit der Ausführlichkeit zu behandeln, die ihr gebührte. Zwar besitzen wir recht gute Reproduktionen von dem Papstbrief (bei Steffens 71a), von der ersten Seite (fol. 10a) des Pontifikales (*New Pal. Soc.* pl. 111; Thompson p. 397), von dem auf fol. 11a desselben befindlichen Litaneifragment (Delisle, *Cab. des Mss.* planche 30, 5) und von der ersten Seite (fol. 156a) der Homilie (*New Pal. Soc.* pl. 112), sie reichen aber nicht aus, um den Problemen auf den Grund zu gehen.

Die Hauptstützen für seine Beweisführung findet B. in den deutlich auf Sherborne bezüglichen Stücken, die dem Pontifikale teils vorhergehen, teils folgen. Es fragt sich aber, ob diese mit dem Pontifikale überhaupt in ursächlichem Zusammenhang stehen. Sie stammen sämtlich von anderen Händen und aus verschiedenen Perioden; die Lage fol. 163—170 hat ganz sicher mit dem Grundstock des Ms. nichts zu tun, da ihre Blätter etwa einen Zoll kleiner sind. Dem so verschiedenartigen Charakter dieser Stücke steht nun aber die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Papstbulle und des Pontifikales gegenüber.[4] Erstere geht diesem unmittelbar vorher, was bei dem bunten Inhalt der Hs. an sich schon eine innere Zusammengehörigkeit vermuten läßt. Sie sind ferner zum Unterschiede von allen anderen Inhalten von einer und derselben Hand geschrieben, wovon sich jeder an der Hand der Reproduktionen bei Steffens und in der *New Palaeogr. Society* überzeugen kann. Daß diese Hand in Canterbury gearbeitet hat, wird durch innere und äußere Gründe wahrscheinlich gemacht. Das Original des Briefes[5] lag in Canterbury, und nur in Canterbury kann m. E. die Abschrift erfolgt sein. Denn es ist kaum anzunehmen, daß es zu Kopierungszwecken die erzbischöfliche Kanzlei verlassen durfte. In wunderbarem Einklang mit Canterbury stehen nun der Schriftduktus der beiden Denkmäler und der Stil der A-Initiale (fol. 10a) im Pontifikale. Wir besitzen reiches Material aus

---

[1] Studien zum Psalterium Romanum p. 40 f.

[2] Beiblatt zur Anglia XXIV, 351 f.

[3] Ebd. XXVI, 41 f.

[4] 'La bulle est de la même main que le corps du volume. D'autre part on lit sur les fol. 2 et 170 des pièces ajoutées après coup et qui semblent se rapporter au pontificat de Wulfsin qui était évêque de Sherbourne en 998,' Delisle, a. a. O. III, 268; ebenso äußert sich Warner in der *New Pal. Soc.*

[5] Das Original, das nur unsere Pariser Hs. in Treue wiedergibt, soll nach Boehmer (vgl. oben S. 1 Anm. 1) im Jahre 1072 von Lanfranc aus kirchenpolitischen Gründen in einen anderen Text gefälscht und dann vernichtet worden sein. Dieser unechte Text hat Aufnahme gefunden in der Hs. Cleopatra E I des Brit. Mus. (cr. 1120—1121 in Canterbury Cathedral entstanden), aus der Eadmer für seine *Historia Novorum in Anglia* (cr. 1130) und William of Malmesbury für die *Gesta Pont. Angl.* (cr. 1125) und für die *Vita S. Dunstani* (ed. Stubbs p. 296 ff.) geschöpft haben und der fast alle Drucke (z. B. Birch, *Cart. Saxon.* n 1069) außer Mabillon folgen. Er findet sich ferner in den Hss. Faustina B VI, bzw. Claudius A III des Brit. Mus. (12. Jh.) und Cambr. Univ. Libr. Dd I 10.

dieser Zeit, das die Forschung[1] der letzten Jahre nach den Motiven der Initialen und dem Charakter der Schrift in bestimmte Familien oder Schulen zu gruppieren versucht hat. Aus den Ergebnissen scheint bis jetzt mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen, daß Canterbury in Schrift und Ornamentation einen Stil gepflegt hat, der im Gegensatz zu dem fortschrittlichen kontinental beeinflußten Winchesters[2] und dessen Einflußzone an alte Traditionen anknüpft, also einheimische Motive und Schriftformen bevorzugt und weiterbildet. Dieser Stil gibt auch dem Pontifikale sein charakteristisches Gepräge und verrät im besonderen nahe Verwandtschaft mit dem Bosworth Psalter, den Edmund Bishop auf Grund eingehender Untersuchungen[3] mit beweiskräftigen Gründen in Canterbury lokalisiert hat. Beide Mss. zeigen auffallende Ähnlichkeit in der Initialornamentik[4] und Schrift, dieselben in Tierköpfe auslaufenden Verschlingungen, wie auch anderseits dieselbe einfache, aber geschmackvolle, ja monumental wirkende Form der Buchstaben: für diese wird noch ausschließlich die insulare Minuskel[5] verwandt — auch im Pontifikale des Pariser Ms. und nicht, wie B. S. 44 behauptet, die fränkische. Beide Ms. sind so einzigartig, daß sie nur in einer der allerersten Schreibschulen und, um im Sinne Bishops zu sprechen, für eine große Persönlichkeit geschrieben sein müssen. Und wenn letzterer schon den Bosworth Ps. mit dem Kirchenfürsten Dunstan in Verbindung bringt, so sehe ich nicht ein, weshalb nicht für unser Pontifikale, das jenen Psalter noch an künstlerischer Vollendung weit übertrifft, dieselbe Ehre in Anspruch genommen werden kann. Ich glaube daher nach wie vor, daß dieses Pontifikale auf alle Fälle ein Produkt der Canterbury-Schule, mit großer Wahrscheinlichkeit im Besitze Dunstans gewesen und auf irgendeine Weise in den Besitz Wulfsiges, des dritten Bischofs dieses Namens (993—1001), übergegangen ist. Dunstan muß, noch ehe er Erzbischof wurde (960), zu diesem Wulfsige in besonders innigem Verhältnis gestanden haben. Er liebte ihn *quasi filium pura dilectione* sagt John Flete (1420—1465), der Geschichtschreiber von Westminster Abbey (ed. Robinson 1909, p. 79 f.), an deren Spitze W. im Jahre 958 auf Veranlassung Dunstans, des damaligen Bischofs von Worcester und London, gerufen sein soll. Eine gewisse Bestätigung findet diese Angabe durch William of Malmesburys Worte in der *Vita Dunstani: Sanctissimae memoriae Wlsius, ex abbate Westmonasterii Dunstano agente Sireburnensis episcopus, monacho ibidem posuit* (ed. Stubbs p. 304). Ähnliches berichtet das Ms. Landsdowne 436 des Brit. Mus. aus dem 14. Jahr-

[1] Ausführlich zusammengestellt von Homburger (a. a. O. p. 2 ff.), dessen Name in meiner Schrift über das *Psalterium Romanum* bedauerlicherweise einigemal zu Schomburger entstellt ist.

[2] Ich brauche nur auf das *Aethelwold-Benedictional*, den *Psalter Harley* 2904 des Brit. Mus., das vielleicht für Æthelgar geschriebene *Benedictional* des Erzbischofs Robert (Rouen, Bibl. publ. Y 7), das *Ramsey-Benedictional* (Paris. Bibl. nat. 987), das *Winchcomb-Sacramentar* (Orléans, Bibl. munic. 127) hinzuweisen.

[3] *The Bosworth Psalter* 1908, besonders p. 126 ff.

[4] Noch größer ist die Ähnlichkeit der A-Initiale mit der im *Lambeth Aldhelm* (Lambeth Palace Libr. Ms. 200; vgl. *Pal. Soc.* II, plate 191).

[5] Wenn, wie ich aus Warners Beschreibung der Hs. entnehme, die Insulare auch in dem sicher erst später zugefügten Briefe (fol. 2a) auftritt, den ein Erzbischof (Sigeric?) an Wulfsige gerichtet hat, so wird sich hier der Schreiber dem Original und zugleich — auf Wunsch des Bischofs — dem Schriftcharakter des Pontifikales angepaßt haben. Wenn sie ferner auch nach B. in den wenigen lat. Zitaten der ae. Texte begegnet, so liegt natürlich unmittelbare Beeinflussung der insularen Schrift vor, die ja den Schreibern durchaus geläufig war.

hundert (vgl. Hardy, *Descriptive Catalogue*, I p. 582). Wenn der gründliche und so vorsichtige Bishop diesen Berichten Glauben schenkt,[1] so haben wir keine Veranlassung, sie in Zweifel zu ziehen. Der einstige Abt wird auch als Bischof die alten Beziehungen wachgehalten und sich, soweit es in seinen Kräften stand, in den Dienst der großen Bewegung gestellt haben, deren Seele Dunstan war, so daß ihm dieser das Ponitifikale vermacht haben könnte. Daß Schenkungen und Vermächtnisse von Pontifikalbüchern, die als privates Eigentum der Bischöfe galten, durchaus nicht ungewöhnlich waren, betont selbst Brotanek p. 103 Anm. 2. Doch sind der Möglichkeiten, das gebe ich zu, viele, die das Pontifikale nach Sherborne geführt haben können, ich erwähne nur diese als die mir wahrscheinlichste. In Sherborne werden dann die übrigen Stücke eingetragen und die Lage f. 163—170 dem Ms. einverleibt sein.

Es sei mir gestattet, noch folgende Einzelheiten hervorzuheben. Daß die Zeilenzählungen des Druckes nach den Seiten des Ms. eingerichtet sind, scheint mir kein glücklicher Gedanke und wenig nachahmenswert zu sein, da beim Zitieren, und dazu dient diese Einrichtung doch, nur zu leicht Mißverständnisse entstehen, z. B. S. 16, 17 u. a. — Der Abdruck der ae. Texte hält sich in bezug auf Worttrennung und Wortverbindung zu eng an die Vorlage. Man hätte gewünscht, daß gewisse Willküren der Schreiber nach philologischen Gesichtspunkten geregelt wären, damit beispielsweise ein Nebeneinander von *seþe* 12, 11 und *se þe* 6, 16, *forþanþe* 12, 25 und *forþan þe* 12, 28, von *swaswa* 11, 24 und *swa swa* 10, 24, und gar von *be feowerfealdum* 11, 3 und *be feower fealdum* 5, 6 vermieden wäre. — Der Druck erweckt den Anschein, als wenn der Punkt die stärkere, das Zeichen : die schwächere Interpunktion sei. Doch ist es umgekehrt, wie schon aus der Verwendung der Kapitale nach : hervorgeht, und es hätte demnach nach ; der Raum gelassen werden müssen, der im Druck nach . erscheint. — S. 12, 23 hätte *ȝeunrosode* dieselbe Behandlung wie *mildheorȝtynesse* S. 16, 15 verdient. — S. 14, 31 f. *gif* und *geearnian* mit *g* in fränk. Minuskel hätten in der paläogr. Behandlung der Texte S. 55 f. berücksichtigt werden müssen. — S. 24, 22 liest die Hs. wirklich *ȝyltendrum*? — S. 25, 11 ist *þam* verdruckt für *þam*. — S. 43. Über Schicksal und Überlieferung des Papstbriefes vgl. oben S. 6 Anm. 1 dieses Ref. — S. 44 Daß das Pontifikale nicht in fränkischer Minuskel geschrieben ist, wurde schon oben betont. Wann und wo zuerst diese auftritt, darüber gehen die Meinungen auseinander, und es wird sich daher schwer ein bestimmtes Datum angeben lassen (vgl. auch Homburger, a. a. O. p. 39 und Anm. 5; Wildhagen, a. a. O. p. 45 Anm. 1). — S. 45. Was hier über die Beeinflussung der fränk. Minuskel durch englischen Schreibgebrauch, besonders auch in Beziehung zum *Æthelwold Benedictional* gesagt wird, ist mir unklar geblieben. — S. 46. Herman, der Bischof von Sherborne (1058—1078) war nicht Thüringer, sondern Lothringer von Geburt (vgl. Hunt, *History of the English Church*, I, p. 403, 411 f.; Bishop, a. a. O. p. 61 Anm. 1; Wildhagen, a. a. O. p. 50 Anm. 1). — S. 81. Die Schreibung *gg* für *ng* deutet wohl auf anglonormannischen Einfluß (vgl. Wildhagen, *E. Stud.*, 39, 204). — S. 103. Das Benedictional des Erzbischofs Robert der Bibl. publ. zu Rouen und das Missale des Robert von Jumièges (Liber Pontificalis Gemmeticensis) daselbst tragen die Preßmarke Y 7 bzw. Y 6; Brotaneks Nummern sind veraltet.

Die Überlieferung von Bedas Sterbegesang, der in einem Briefe seines Schülers Cuthbert von Cuthwine erhalten ist, scheidet sich nach Brotaneks langjährigen Studien, die er im zweiten Teil seiner Schrift vorlegt, in zwei Gruppen: eine kontinentale-nordhumbrische und eine insulare-westsächsische. Erstere wird durch fünf Hss., die durch Imel-

[1] *The Bosworth Ps.*, p. 62 Anm.

mann in seiner Besprechung des B.schen Werkes[1] um weitere drei vermehrt werden, repräsentiert, die von B. abgedruckt und paläographisch wie sprachlich untersucht werden. Als älteste Zeugen des erhabenen Denkmals kommen besonders der St. Gallener Kodex 254 aus dem 9. Jahrh. (A), von dem Brotanek seinem Werke ein Faksimile beifügt, und der Bamberger Kodex A I 47 aus dem 11. Jahrh. (B) in Betracht. Sie sollen sämtlich auf eine kontinentale in fränk. Minuskel gehaltene Urumschrift der insularen Vorlage zurückgehen und werden gekennzeichnet durch die auffällige 3. Sing. *wiurthit* der ersten Zeile, die bis jetzt eine mannigfache, aber immer noch nicht befriedigende Deutung erfahren hat. Die insulare Fassung wird uns in nicht weniger als zehn Hss. vorgeführt, die nach B. alle auf der von Symeon von Durham in seiner *Historia Dunelmensis Ecclesiae* (1104—1108) geschaffenen westsächs. Übertragung des nordh. Originals fußen. Letztere ist charakterisiert, wenn wir von einigen unwesentlichen Abweichungen absehen, durch die fehlerhafte Lesart *æfter deaðe heonen* in Zeile 5, wo das Original wohl *æfter deothdaeȝe* hatte. Naturgemäß konzentrierte sich das Hauptinteresse B.s auf die kontinentalen Hss., für die er unter geschickter Verwendung aller paläographischen und philologischen Hilfsmittel einen Stammbaum aufzustellen versucht. Zwei Stellen dieser Fassung sind es besonders, die den Anglisten und Historikern bis heute arges Kopfzerbrechen bereitet haben. Von älteren Forschern abgesehen, haben sich besonders Bülbring, Förster, Sievers und Luick um die Lösung des obenerwähnten *wiurthit* verdient gemacht. Auch B. wagt eine neue Erklärung, die mir aber bei aller Anerkennung des dabei verwendeten Scharfsinns nicht einleuchten will. Nach ihm ist dieses *iu* nichts als eine graphische, ahd. Schreibergewohnheiten entsprechende Wiedergabe des Umlautproduktes *y*. Dürfen wir aber dem Schreiber, der durch Worttrennung beweist, daß er den Sinn nicht verstand, so viel Verständnis des Textes, so viel Nachdenken und selbständige Arbeit zutrauen, dürfen wir ihm, der die Vorlage so gewissenhaft festzuhalten verstanden hat, einen derartigen Eingriff zumuten? Verständlich wäre m. E. diese Deutung nur dann, wenn das *y* dem Schreiber jener Zeit ein ungewohntes Zeichen gewesen wäre. Das war es aber nicht, denn sie fanden es in latein. Hss. durchaus nicht selten (z. B. *Moyses*, *mysterium*, *hymnus*!). Das war es auch unserem Schreiber nicht, denn auch er schreibt es in Zeile 3 und 4 dreimal durchaus einwandfrei und versieht es gar, ahd. Brauche gemäß, mit einem Punkte, den die Vorlage kaum hatte. Weshalb hat er für dies *y* in *ymbhyeȝanne* und *yflaes* diese Schreibung nicht angewandt? Und ferner, die Schreibung *iu*, *ui* ist in ahd. Hss. des 9. Jahrhunderts noch verhältnismäßig sehr selten; ob sie mit der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, in der wir die Urumschrift anzusetzen[2] haben, überhaupt schon vorkommt, scheint mir sehr zweifelhaft; sie wird aber häufiger, ja zur Regel im 11. Jahrhundert und später. Man hätte also erwarten sollen, daß gerade den Schreibern der späteren Hss., z. B. des Bamberger Kodex, an diesen Stellen das gewohnt gewordene *iu* in die Feder gelaufen wäre. Nach alledem möchte ich also behaupten, daß *wiurthit* dem Original angehört hat und mit Luick (*Histor. Gramm.* § 155 Anm. 2) an eine 'analogische Neubildung nach Formen wie **biurȝiþ*' denken, zumal da eine solche auch in dem *weorthe* (nach **beorȝæ*) der 5. Zeile vorzuliegen scheint (Luick, ebd. § 156 Anm. 1).

Die zweite crux in dem Denkmal ist das Wörtchen vor *neidfaerae* (1. Z.), das in den Hss. folgende Wiedergaben gefunden hat: *the* A, *thae* B, *the* die

[1] *DLZ* XXXIV, Sp. 2663.

[2] Beda starb 735, in demselben Jahre, in dem Alcuin geboren wurde; Cuthbert wurde 755 Abt der vereinigten Klöster von Wearmouth und Jarrow und starb 786. Die Hs. A aus dem 9. Jahrhundert soll aber nach B. nicht aus dem Original stammen, sondern von der Kopie, die das *wiurthit* einführte.

jüngeren kontin. Hss., *þam* die ganze insulare Überlieferung. Brotanek löst *thè* zu *there* auf, hält *thae* verschrieben für *thare* oder *thaere*, erklärt *the* wohl mit Recht als Abschriften aus A und *þam* für falsche Auflösung des *đa'* der Vorlage. Nach ihm kann daher B nicht aus A geschöpft haben. Beide gehen vielmehr selbständig auf eine Kopie zurück, die das besprochene *wiurthit* einführte. Was B bei der Rekonstruktion der Hss. und Aufstellung ihres Stammbaums geleitet hat, waren wohl einmal die Vorarbeiten gewissenhafter Herausgeber wie Zupitza[1] und Sweet,[2] dann aber vor allem die Überzeugung, daß das Häkchen oder Komma in A nur als Abkürzung für *re* oder *er* gedeutet werden könnte. Dies ist aber ein Irrtum. Die insularen Hände des 8. und 9. Jahrhunderts verwenden dieses Zeichen auch für auslautendes *m*. Besonders interessant war es mir, es in einer für die Überlieferung dieses Briefes eminent wichtigen Hs. zu finden, nämlich dem Alcuin-Kodex,[3] der nach Tangl[4] zwischen 802—819 in St. Martin zu Tours geschrieben ist. Die auf fol. 41r einsetzende angelsächs. Hand verwendet für auslaut. *m* regelmäßig ein Häkchen ⁊, das, deutlich geschieden von dem Balken *dš*, *dn̄s* etc., hier und da direkt die Form eines Kommas (,) annimmt und von einem uneingeweihten Schreiber als solches gelesen werden mußte, während die übrigen fränkischen Hände des Kodex nur den Balken dafür kennen. Genau dieselben Häkchen finde ich für denselben Zweck und in derselben Regelmäßigkeit in dem im Norden Englands geschriebenen Salaberga-Psalter (7., 8. Jahrh.), fast dieselben auch in dem ebenda entstandenen Blickling-Psalter (8. Jahrh.). Ich stehe nicht an, auch das Häkchen in A auf diese Weise zu erklären und komme damit zu einer verhältnismäßig einfachen Lösung der Stelle, zu der auf anderem Wege übrigens auch Max Förster[5] gelangt ist. Mit ihm verstehe ich also *thè*, das möglicherweise für *thae'*[6] verschrieben ist,[7] als *them*, eine Form, mit der sich auch die Schreibung in B wie vor allem die insularen Hss. ohne Mühe in Einklang bringen lassen.

Charlottenburg. Karl Wildhagen.

Chaucer and his poetry. Lectures delivered in 1914 on the Percy Turnbull Memorial Foundation in the Johns Hopkins University by George Lyman Kittredge. Cambridge, Harvard University Press; London, Oxford University Press, 1915. 230 S.

Dieser Titel weckt etwas zu große Erwartungen. Kittredge bietet uns in seinem Buche nicht einen Überblick über Chaucers ganzes poetisches

[1] *Altengl. Lesebuch* (bearb. von Schipper): *there*, so liest auch Liebermann laut briefl. Mitteilung.

[2] *Oldest English Texts* p. 149: *there*.

[3] Kölner Dombibl. CVI.

[4] Hoops, *Reallexikon der germ. Altertumskunde*, Artikel: *Deutsche Schrift*, Erläuter. zu Tafel 25 u. 4.

[5] Altengl. Lesebuch (Heidelberg 1913) p. 8 und Anm. 1, wo das Zeichen als allgemeines Abkürzungszeichen erklärt wird.

[6] Ob man daran denken kann, *thè* als *thae* aufzulösen, oder ob das Häkchen für irgendein anderes Zeichen (Referenz-, Einfügungszeichen) aus dem Original übernommen und daher in unserer Hs. gänzlich bedeutungslos sein könnte? Würden *the* bzw. *thae* dann als alte Instrumentale gedeutet werden können?

[7] Der Schreiber hat urspr. oft ein *e* für *ae* geschrieben, dann aber zweimal das *a* über der Zeile nachgetragen.

Schaffen, sondern nur je einen Vortrag über das Buch von der Herzogin, das Haus der Fama, Troilus und Cressida, zwei Vorträge über die Canterbury-Geschichten und einen einleitenden Vortrag über Chaucer und seine Zeit. Außerdem bringen die Vorträge dem Chaucer-Leser, der Kittredges Forschung aufmerksam verfolgt hat — eine angenehme Pflicht, der sich kein Freund des liebenswürdigen Dichters entzogen haben wird —, wenig vollkommen Neues, sondern vielmehr eine Zusammenfassung der Ergebnisse der im Laufe der letzten Jahre von dem amerikanischen Gelehrten in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Chaucer-Studien. Aber trotz dieser Einschränkungen ist das Buch, so wie es uns vorliegt, eine erfreuliche, dankenswerte Gabe.

Die amerikanische Chaucer-Forschung hat in dem letzten Jahrzehnt viele Umwertungen alter Werte vorgenommen. Während wir in Deutschland in vielen strittigen Fällen an den Grenzen der Forschung ten Brinks stehengeblieben sind, haben sich die Amerikaner den Resultaten ten Brinks oft kritisch gegenübergestellt, was schon an und für sich, wie man auch im einzelnen ihre neuen Hypothesen aufnehmen mag, ein Verdienst zu nennen ist. Auch Kittredges Kritik sucht neue Wege, aber nicht aufs Geratewohl, sondern mit all der Vorsicht, die diesem gewissenhaften und scharfsichtigen Forscher eigen ist. Man wird ihm nicht immer beipflichten können, aber gewiß nie in die Versuchung kommen, eine seiner Annahmen als ein schlechthin unmögliches Hirngespinst zu bezeichnen.

Nachdem Kittredge in seinem einleitenden Vortrag den Dichter fest auf den Boden seiner Zeit gestellt hat, bekämpft er von dieser realen Basis aus zunächst die Behauptung, daß Chaucer ein naiv schaffender Künstler gewesen sei. Schon in seiner ersten größeren Dichtung, in dem Buche von der Herzogin, ist die scheinbar naive Darstellung das Ergebnis bewußter Kunst. In dem naiv sprechenden Träumer ist nicht Chaucer zu erkennen: *This childlike dreamer ... is not Geoffrey Chaucer, the humorist and man of the world. He is a creature of the imagination, and his childlikeness is part of his dramatic character* (S. 50).

In seiner Besprechung des 'House of Fame' (S. 73 ff.) wendet sich K. gegen ten Brinks allegorische Deutung der Situation des 1. Buches dieser Dichtung. Bei dieser Polemik kann ich bis zu einem gewissen Punkt an K.s Seite bleiben, ich selbst habe in meinen Chaucer-Vorlesungen nur die Deutung des aus Dantes 'Purgatorio' stammenden goldenen Adlers als die Verkörperung der unersättlichen Wissensbegierde des Dichters beibehalten. K. hingegen will auch in dem Adler, im Anschluß an den Wortlaut des Gedichtes, nur den Vogel Jupiters sehen, dessen der Dichter bedurfte, um zu dem im Mittelpunkt der Welt gelegenen Palaste der Fama zu gelangen. Aber seine Argumente (S. 84 ff.) können mich nicht bestimmen, auf die lockende, der Gedankenwelt Chaucers vollkommen entsprechende allegorische Auslegung des Wundervogels zu verzichten. Weiht uns doch der Adler selbst in verschiedene entlegene Studien des Dichters ein!

In den beiden den Canterbury-Geschichten gewidmeten Vorträgen (S. 146 ff.) betrachtet K. das fragmentarische Hauptwerk Chaucers besonders unter dem dramatischen Gesichtspunkt als eine großartige Komödie des menschlichen Lebens. An und für sich ist dieser Gesichtspunkt selbstverständlich kein neuer: jedem, der über Chaucer geschrieben oder gesprochen hat, wird sich eine Gelegenheit geboten haben, darauf hinzuweisen, wieviel dramatisches Leben in den Rahmenstücken der 'Canterbury Tales' pulsiert, mit welcher Meisterschaft der Dichter die verschiedenen Figuren seines kunstreichen Schachspiels gegeneinander ausspielt. Aber K. hat, wie wir schon aus seinem Aufsatz 'Chaucer's Discussion of Marriage' ('Mod. Phil.' IX, 435, April 1912) wissen, eine beachtenswerte neue Verbindung hergestellt, indem er den Oxforder Gelehrten, den beredten Herold der Griseldis, als den

Gegenspieler der Frau von Bath bezeichnet, der mit seiner Geschichte nicht nur eine Verherrlichung der Dulderin bezweckt, sondern auch eine Widerlegung der Behauptung der Bürgersfrau, daß Gelehrte von Frauen nichts Gutes sagen könnten. Chaucer selbst hat die beiden Gestalten dadurch verknüpft, daß er den Scholaren am Schlusse seiner Erzählung die Frau von Bath als Vertreterin einer durchaus verschiedenen Ansicht von der Stellung der Frau in der Ehe erwähnen und ihn ihr zu Ehren seine bekannte ironische Mahnung an die Frauen anfügen läßt, sich die Griseldis doch ja nicht zum Muster zu nehmen. Ich glaube, daß K. hier das Richtige gesehen hat, daß Chaucer in der Tat sich die beiden Gestalten als Kontrastfiguren dachte. Der Schlußbemerkung K.s aber: *It is one of the humours of literature that this Envoy is traditionally judged a violation of dramatic propriety, as being out of accord with the Clerk's character. On the contrary, as we have seen, it is adjusted, with the nicest art, not only to his character, but also to the situation and the relations among the dramatis personae* (S. 200). Betreffs dieses Punktes stimme ich durchaus der von Koch in seiner Besprechung des K.schen Aufsatzes ('E. St.' 46, 112 f.) geäußerten Ansicht bei: das schelmische Geleit paßt weder zu dem Bilde des Gelehrten, wie es uns Chaucer vor Augen gestellt hat, noch zu dem Stil der von ihm vorgetragenen Geschichte. Zur Erklärung der auffälligen Verschiedenheit zwischen dem Ton dieser Geschichte und dem Geleit nehme ich an, daß der Dichter die Griseldis-Novelle nach Petrarcas lateinischer Version in Verse gebracht hatte, bevor er den Plan der 'Canterbury Tales' entworfen hatte, und daß er der Versnovelle erst später, als er auf den Gedanken kam, sie für sein großes Werk zu verwerten, das Geleit anfügte, um der Erzählung die von dem Plan der Pilgerschaft geforderte persönliche Färbung zu geben. Wir haben ja genug Beispiele für solch spätere Zuteilungen ursprünglich isolierter Gedichte: man denke an den Sohn der Eva in dem Mariengebet der zweiten Nonne und an die Verserzählung des Juristen, der ausdrücklich gesagt hatte, er werde in Prosa sprechen.

Hinsichtlich der Beichte des Ablaßkrämers kommt K. zu dem Schluß, daß die zynische Offenherzigkeit dieses Kumpans unter den gegebenen Verhältnissen dramatisch unvermeidlich sei: *Under these circumstances, the cynical frankness of the pardoner is dramatically inevitable* (S. 214). Auch hier scheint mir K.s Wunsch, die absolute Reife des Chaucerschen Schaffens gegen jeden Vorwurf zu schützen, ihn zu weit geführt zu haben. Seine Beweise haben mich nicht überzeugt, ich bin nach wie vor der Ansicht, daß die Schamlosigkeit dieser öffentlichen Beichte die innere Wahrheit der Situation schädigt, weil zwischen der Verschlagenheit des Ablaßkrämers und der freiwilligen Bloßstellung seiner Gemeinheit ein künstlerisch nicht ausgeglichener Widerspruch besteht, zu dem Chaucer durch den Anschluß an ein berühmtes, ihm besonders vertrautes Vorbild verleitet wurde, durch die große Selbstanklage des Heuchlers Faux-Semblant im 'Roman de la Rose', dem Liebesgotte gegenüber.

Dem Protest K.s gegen die Versuche, aus den mehr oder minder guten Witzen über die Leiden und Freuden des Ehestandes, die über seine Dichtung verstreut sind, einen Rückschluß auf Chaucers eigene Ehe zu ziehen, pflichte ich rückhaltlos bei.

Die Chaucer-Forschung wandert von Land zu Land. Zuerst hatte sie ihren Hauptsitz natürlicherweise in England, wo der erste bedeutende Chaucer-Forscher, Tyrwhitt, in dem trefflichen Skeat einen verdienstvollen, unermüdlich tätigen Nachfolger fand; dann übernahm mit ten Brinks Arbeiten, die andere deutsche Gelehrte zu wertvollen und nützlichen Beiträgen anregten, Deutschland die Führung, und im letzten Jahrzehnt hat sich in Amerika ein eifriges Chaucer-Studium entfaltet, das in erster Linie an die Namen Kittredge, Lowes und Tatlock geknüpft ist. Wir haben alle Ursache, uns über diesen

neuen, kräftigen Zweig am Baume der Chaucer-Forschung zu freuen, zu dessen reifsten Früchten zweifellos das uns vorliegende Buch Kittredges zu zählen ist.

Straßburg. E. Koeppel.

Anna Kerl, Die metrischen Unterschiede von Shakespeares King John und Julius Caesar. Eine chronologische Untersuchung. (Bonner Studien zur engl. Philologie, X.) Bonn, Hanstein, 1913. X, 189 S. M. 6.

Wenn bisher metrische Kriterien zur chronologischen Bestimmung der Shakespearedramen verwendet wurden, so hat man jedes Einzeldrama als ein Ganzes gefaßt. Dem lag die Voraussetzung zugrunde, daß Shakespeare an je einem Drama stets ununterbrochen gearbeitet und es in kurzer Zeit vollendet habe. Für das rasche Schaffen sprachen äußerliche Momente: in rund zwanzig Jahren schrieb Shakespeare 36 Dramen, obwohl er schwer und dauernd mit mannigfachen Geschäften belastet war. Daß er ununterbrochen an je einem Werke schuf, das schien die innere Einheitlichkeit fast aller seiner Dramen zu bezeugen. Solcher Arbeitsart widerspricht nicht, daß er etliche Stücke überarbeitet hatte.

Die vorliegende Arbeit baut die einschlägige Methode weiter aus. Die Verfasserin bedient sich derselben kritischen Mittel, aber sie detailliert ihr Ziel: sie chronologisiert in das Einzelstück hinein, sucht einzelne Akte und stellenweise sogar Szenen zu terminieren. Bei solch äußerst mühsamer Arbeit muß sie sich notwendigerweise in der Stoffmenge beschränken. Darum wählt sie bloß zwei Dramen: *King John* und *Julius Caesar*, die ihr auch aus sonstigen, nichtmetrischen Gründen ruckweise entstanden und später teilweise überarbeitet scheinen. Das Ergebnis ihrer Forschung ist folgendes: erst schrieb Shakespeare den ersten Akt von *K. J.*; nach längerer Pause den zweiten und dritten, nach kürzerer Pause den vierten und fünften; nun schob sich wieder eine längere Pause ein; dann kam der erste Akt von *J. C.*, dem in weitem Abstand die übrigen vier Akte folgten; knapp hinter dem fünften Akt überarbeitete der Dichter *K. J.* (nämlich III 2, 3 und IV 1) und viel später *J. C.* (nämlich IV 2 und 3 Z. 1—180 und 196—309). Die Verfasserin begnügt sich aber nicht mit der Zerlegung der zwei Dramen in diese sieben Teilstücke und deren relativer Terminierung; sie weist auch jedem Teilstück seinen Platz innerhalb der dramatischen Gesamtproduktion des Dichters an: *K. J.* I fällt hinter *Com. o. Err.*; *K. J.* II—V nach *3 K. Henry VI* bis neben *1 K. Henry IV*; *J. C.* I nach *Merch. o. Ven.* und neben *2 K. Henry IV*; *J. C.* II—V nach *K. Henry V* bis vor *Haml.* (Quarto 1); die überarbeiteten Stellen von *K. J.* folgen auf *Oth.*, die von *J. C* stehen neben *Macb.*

Wenn die Verfasserin mit ihren Ergebnissen recht hat, dann kommt dem Buch eine weittragende Bedeutung zu. Hat nämlich Shakespeare seine Dramen nicht in einem Zug niedergeschrieben (wie man bisher — gestützt auf äußere und innere Gründe — angenommen), sondern hat er ruckweise unter längeren oder kürzeren Pausen an je einem Stücke gearbeitet, so daß die Abfassungszeit des Einzeldramas oft über Jahre sich erstreckte, dann hat er fast immer an mehreren Stücken gleichzeitig arbeiten müssen. Das aber würde bedeuten, daß man bisher im Dichter Shakespeare den Menschen überschätzt, den Künstler unterschätzt hätte. Man hatte ja (abgesehen von den paar experimentierenden Erstlingswerken) seine allermeisten Dramen als Bekenntnispoesie gefaßt. Man hatte das Einzeldrama als poetischen Niederschlag der jeweiligen Stimmung seines wandelreichen Innenlebens gefaßt. So war jedes Drama zeitlich eng umgrenzt, weil biographisch gebunden. Man dachte, Shakespeare hätte seine Dramen schaffen müssen.

Jetzt aber hätte die Verfasserin den Beweis erbracht, daß Shakespeare seine Dramen hat schaffen wollen. Sie wären vornehmlich Ausdruck seiner artistischen Kraft. Denn was für *Julius Caesar* gilt, muß notwendigermaßen für manch anderes Shakespearedrama Gültigkeit haben. *Julius Caesar* trägt unverkennbar den geistigen Stempel der Stimmungseinheit an sich, und doch wäre es in verschieden langen Abständen erstanden, hätte also neben geistig ganz anders gearteten Werken gearbeitet werden müssen. Das aber setzt voraus, daß in Shakespeare der Artist den Menschen souverän beherrscht hat.

Hat nun die Verfasserin recht? Sicherlich, wenn sie die überkommene und erprobte Methode verläßlich anwendet. Das ist der Fall. Und noch mehr: sie verbessert diese Methode, indem sie sie verfeinert. Sie schärft die übernommenen Kriterien durch Spezialisierung, teilt Kriterien in mehr oder minder treffsichere Spielarten. So bildet sie die Methode in systematischer Weise aus. Und noch mehr: die Verfasserin sieht nicht bloß auf ihr Werkzeug, sie prüft auch die jeweilige Materie, die sie mit diesem Werkzeug behandeln soll. Sie weiß, daß formale Erscheinungen (die ihr ihre Kriterien liefern) von Stoffunterschieden ebenso beeinflußt werden wie von Autorstimmungen, und sie setzt diese Momente 'nach Bedarf' in Rechnung. Die Verfasserin arbeitet also behutsam und geistvoll. So wäre die oben aufgeworfene Frage, ob die Verfasserin recht hat, mit einem rückhaltlosen Ja zu beantworten.

Trotz alledem ist aber ein vorsichtiges Nein am Platze. Es besteht nämlich ein Mißverhältnis zwischen der Feinheit ihrer systematisch verbesserten Methode und dem Quantum ihrer Untersuchungsmaterie. Die einfachen Kriterien, die sie vorfand, wurden früher auf die große Stoffmasse je eines ganzen Dramas angewendet und funktionierten überzeugend gut. Vieles von der Materie entschlüpfte zwar diesem grobmaschigen Netz, aber die Hauptsachen wurden eingefangen. Nun bedingten die verfeinerten Kriterien für die Verfasserin eine Verengung des Untersuchungsmaterials, und die Folge war, daß ihre statistischen Aufnahmen unter Zufallserscheinungen leiden. Allerdings ist hier 'Zufall' nur ein Wort, denn die Störung kommt nicht von unberechtigten Einflüssen, sondern von zu geringer Spezialisierung. So hat die Verfasserin ihr System doch nicht scharf genug ausgebildet, hat aber anderseits ihrem System mit den zwei Dramen nicht die organisch genügend breite Stoffbasis gegeben. Sie ist sich dessen stellenweise auch bewußt und gesteht ehrlich den hypothetischen Charakter ihrer Ergebnisse ein. Das ist nun zwar schön für sie als verläßliche Autorin, aber es beseitigt nicht die Unverläßlichkeit ihrer Resultate.

So kommt mit der vorliegenden Publikation die Verfasserin sehr gut weg, denn sie hat ein ebenso fesselndes wie wichtiges Problem aufgeworfen und hat eine überkommene Methode in vielen Punkten systematisch verfeinert. Dafür gebührt ihr volle Anerkennung und uneingeschränkter Dank. Die direkte Leistung des Buches, die Lösung des Hauptproblems, muß jedoch vorerst auf berechtigte Skepsis stoßen. 'Vorerst', denn das Problem ist nicht a limine abzuweisen, nur muß es auf eine viel breitere Basis gestellt werden, um eine gesicherte Lösung (sei es in positivem oder negativem Sinne) zu ermöglichen.

Innsbruck. Rudolf Fischer.

Shakespeare's Hamlet. A new commentary. With a chapter on first principles by Wilbraham Fitzjohn Trench (Dublin). London, Smith, Elder & Co., 1913. XIV, 274 S.

Das Buch teilt sich in zwei an Länge und Art sehr ungleiche Abschnitte. Im ersten spricht der Verfasser über *'first principles'* — über Kunstgenuß und Kunstverständnis, über Drama im allgemeinen, über Tragödie im

besonderen, über Shakespeare im besondersten, also über viel zu vielerlei, wenigstens für 41 Seiten, doch immerhin anregend. Wie eingangs eine Fußnote besagt, darf der Leser dieses Kapitel überschlagen *'as independant of the commentary proper'*. So darf es wohl auch der Rezensent. — Der Hauptteil bringt den Kommentar. Dieser schmiegt sich an die künstlerische Gliederung des Dramas: er geht von Akt zu Akt, von Szene zu Szene. Vorwiegend ist er eine psychologische Paraphrase des Stückes, erklärt dieses aus dem Charakter der Figuren. Diese Stoffgliederung läßt Bestes erwarten, nämlich einen lebendigen Kommentar in Hinblick auf die vorschreitende Bühnenwirkung. So wäre das Drama im Stande seiner künstlerischen Vollendung, als gespieltes Schauspiel gefaßt.

Doch dem ist nicht so. Dem Verfasser ist 'Hamlet' nur Literatur, er schreibt — völlig unbekümmert um das Bühnenwerk — für den fleißigen Leser der Dichtung, der diese wiederholt liest und studiert. Dazu hat der Verfasser gewiß die Berechtigung. Ein Drama kann ja literarische Qualitäten haben, die von der Bühne aus nicht aufnehmbar sind, die sich erst einer aufmerksamen Lektüre erschließen. Ein Drama kann eben geistige Überfracht führen, und sicherlich ist 'Hamlet' hierfür ein berühmtes Beispiel.

Doch nicht so versteht der Verfasser seinen 'literarischen' Hamlet. Er findet, daß das Bühnendrama 'Hamlet' stellenweise falsche Eindrücke hinterläßt, die erst durch das Studium des Literaturdramas 'Hamlet' berichtigt werden. Darin liegt die Originalität dieses Kommentars. Er ist nicht nur neu, sondern auch neuartig, denn er zeigt, daß der Schauspieler Shakespeare mit 'Hamlet' ein Buchdrama schreibt, das zwar seinen Weg zur Bühne findet, doch von hier aus zum Teil unklare oder falsche Eindrücke beim Publikum hinterläßt.

Es genügt wohl, die groteske Verirrung des Verfassers mit seinem prinzipiellen Standpunkt festgelegt zu haben.

Wer nun aber glaubte, diesen Kommentar nicht lesen zu sollen, wäre im Unrecht und käme zu Schaden. Das Buch ist nicht schlecht, nur gefährlich, denn es bietet im Gewande falscher Aufklärung eine Fülle wertvoller und nutzbarer Anregungen. Es spiegelt ehrbaren und reizvollen Dilettantismus wider, weil der Verfasser ehrlich um Erkenntnis ringt und den Leser durch den Scharm seiner Darstellung bezwingt. Im ganzen gefährlich, in Einzelheiten nützlich — das muß sich der Leser stets vor Augen halten, wenn ihm die Lektüre nicht schaden soll, die ihm des öfteren nützen kann.

Innsbruck. Rudolf Fischer.

Ernst August Lüdemann, Shakespeares Verwendung von gleichartigem und gegensätzlichem Parallelismus bei Figuren, Situationen, Motiven und Handlungen. (Bonner Studien zur englischen Philologie, hg. von Bülbring, Heft VII.) Bonn, Hanstein, 1913. VII, 185 S.

Der Verfasser stellt sich gegenüber den Dramen Shakespeares auf einen eigenartigen Standpunkt: er schaut innerhalb des Einzeldramas nach Parallelismen aus. Diese findet er an Einzelfiguren und Einzelszenen wie auch an kleineren oder größeren Gruppen dieser Elemente; er findet sie ferner bei rein-geistigen Elementen des Dramas, bei Motiven; schließlich auch an ganzen Handlungen. Parallelismus ist dem Verfasser, was man bisher darunter verstanden hat, aber auch das Gegenteil davon, was man also bisher Kontrast genannt hat. Er scheidet eben zwischen 'gleichartigem' und 'gegensätzlichem' Parallelismus. Wegen der terminologischen Bezeichnung soll man mit dem Verfasser nicht rechten. Diese Parallelismen werden nun registriert, für bewußt angewandte Kunstmittel erklärt und künstlerisch bewertet. Mit ihnen

beleuchtet der Verfasser die künstlerische Entwicklung des Dichters sowie die Eigenart der Dramengattung. Darum greift er Dramen aus den verschiedenen Entwicklungsphasen des Dichters heraus, scheidet sie aber in zwei Gruppen von 'Einzeldramen mit nichttragischem Ausgang' und solchen 'mit tragischem Ausgang'. Diese sechs und sieben Stücke stellt er unter sein System.

Streng systematisch ist sein kritisches Vorgehen: er verarbeitet die Gesamtmaterie mit einem einzigen Kriterium, um den Dichter und dessen Werk zu charakterisieren. Dies ist sein gutes Recht. Allerdings unter ein paar Vorbedingungen.

Erstens muß das Beobachtungsmaterial gesichert sein. Das heißt hier: was der Verfasser als Parallele oder Kontrast hinstellt, muß auch für jeden anderen gelten, muß also objektiv erweisbar sein. Das trifft jedoch nicht zu, weil es in der Mehrzahl der Fälle nicht zutreffen kann. Völliger Parallelismus ist selten; zumeist kommt nur möglicher Parallelismus vor, d. h. es gibt zwischen den zwei Objekten ein *tertium comparationis*. Dessen Stärke hängt aber von subjektiver Einschätzung ab. Natürlich findet der Verfasser, weil er gierig nach Belegstellen fahndet, Parallelismen, wo der naive Zuschauer oder Leser kaum eine Beziehung, geschweige denn Gleichheit oder Gegensatz gefühlt hat. Eine so elastische Materie eignet sich nun von vornherein nicht für ein so starres System, wie es der Verfasser anwendet. Damit ist gewiß nicht gesagt, daß derartige Probleme nicht aufgegriffen werden sollen; sie sind ja fesselnd und lehrreich. Sie erfordern nur eine andere Methode der Behandlung.

Der Verfasser hat mit seiner Materie noch eine andere Schwierigkeit. Selbst wenn man seine Parallelismen durchaus anerkennen dürfte, müßte man fragen, ob dies auch Kunstmittel organischer Art sind, also ob sie der Dichter ad hoc geschaffen hat; oder aber ob sie ihm im Werk nebenher erstanden sind als sekundäre Wirkung. Beides ist möglich. Der Einzelfall wird sich nicht immer genau bestimmen lassen, aber zumeist, wenn man nämlich fragt, wie das betreffende Element im Gesamtorganismus des Dramas sachlich funktioniert: ob es zur Fabel gehört, ob es eine Figur charakterisiert, ob es Stimmung schafft. Dann ist es notwendig. Sollte sich überdies eine 'parallele' Beziehung einstellen, so wäre das eben eine Begleiterscheinung, die aber nicht zum wirklichen Belegmaterial des Verfassers gehört. Die organische Materie des Verfassers bröckelt dadurch bedenklich ab.

Endlich hat man zu bedenken, ob die Wahl des Kunstmittels vom 'Parallelismus' für Shakespeare glücklich war, wenn man darauf — wie es der Verfasser tut — ein System aufbaut. Ich glaube, die Wahl war unglücklich, denn das Kriterium ist ein negatives. Eins ist unbestreitbar: Parallelismus und Kontrast sind — entwicklungsgeschichtlich betrachtet — Ausdrucksmittel einer primitiv schematisierenden Kunst. Reift diese, so verzichtet sie zumeist auf solche derbe Aufdringlichkeit. Das erweist deutlich ein Vergleich Shakespeares mit seinen Vorläufern; das zeigt sich auch noch in Shakespeares eigener Kunstentwicklung. Selbstverständlich weiß das auch der Verfasser und lehrt das auch sein Buch. Aber wie? Ich will es an seinem ersten Beispiel erläutern. Es betrifft den 'gleichartigen Parallelismus der Hauptfiguren in den sechs Stücken mit nichttragischem Ausgang'. Hier (S. 60 f.) zeigt der Verfasser, wie der Parallelismus erst 'nackt' ist, dann 'typisch' und endlich 'individuell' wird. Tatsächlich zeigt der Verfasser hiermit, wie sich der Parallelismus schrittweise mehr und mehr verliert. Warum aber stirbt er ab? Weil die Charakterisierungslust und -kraft des Dichters fort und fort zunimmt. Was ist also das Wesentliche für Shakespeare? Die Differenzierung, weil sie über die Schematisierung siegt. Nun aber macht der Verfasser das Unwesentliche, das Verfallende, das eigentlich Unshakespearische zum Hauptkriterium für Shakespeare. Und er kann mit diesem

unorganischen Kriterium nur darum operieren, weil er sich hinter Worte wie 'typisch' oder 'individuell' flüchtet, womit er die Verkümmerung seines Kriteriums verschleiert. Das ist nun freilich 'systematisch', gemahnt aber an Mephisto: 'Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten.'

So viel zum prinzipiellen Standpunkt des Verfassers. Wenn ich auch zu Materie, Methode und Problemstellung starke Einwendungen erheben mußte, das Buch hat mir doch vielfach Anregung geboten. Freilich ist auch den Einzelausführungen gegenüber oft Vorsicht geboten. Sachfehler kommen vor. Bei der Fülle des Kleinmaterials ist das begreiflich. Ärgerlich wirkt das bloß, wenn 'überflüssige' Irrtümer auftauchen. Es war ganz unnötig, daß bei 'Romeo and Juliet' der Verfasser vom Drama zu dessen Quelle abschweift, wobei er eine Reihe von falschen Behauptungen aufstellt.

Innsbruck. Rudolf Fischer.

Cynthia's revels or, The fountain of self-love by Ben Jonson. Ed. by Alexander Corbin Indson, Ph. D. (Yale studies in English, XLV.) New York, H. Holt, 1912.

Die Yale Studies erweisen neuerdings ihre erfreuliche Vorliebe für Ben Jonson: dieses Drama ist bereits das achte innerhalb ihrer Serie. Wiederum geht das Bestreben darauf, wissenschaftliche Genauigkeit mit praktischer Verwendbarkeit zu verbinden. So kehrt denn auch die erprobte Anlage wieder: der Text mit seinen Varianten; dahinter die reichlichen 'Explanatory Notes' und das knappe 'Glossary'; davor die weitausgreifende 'Introduction'. Wie immer, bringt diese, was sie bringen muß: die Text- und Bühnengeschichte des Dramas zusamt einem Abriß über die Quellen. Der Eigenart dieser Dichtung entsprechend gesellen sich dem noch ein paar Essays bei: über 'Allegory' und über 'Satire'. Mächtig deckt diese Einleitung mehr als siebzig Seiten.

Sie zeichnet sich aber nicht bloß durch stofflichen Reichtum aus, sondern erfreut auch durch die persönliche Prägung: der Herausgeber weiß sein mannigfaltiges Material zu einer Reihe lebendig wirkender, literarhistorischer Bilder zu gestalten.

So besonders bei den vielfachen 'Quellen'. Hier wird das Wort freilich im weitesten Sinne genommen: als Fundort stofflicher Einzelheiten, als künstlerisches Vorbild für Formen, aber auch rein-geistig als Sphäre literarischer oder sozialer Tendenzen. Lyly kommt mehrfach in Betracht: für Elisabeths Verherrlichung in allegorischer Form (mithin für ein formgefestetes Motiv) sowie sprachstilistisch. Die Antike wird nur spärlich genützt in stofflicher Hinsicht, bietet aber im phantastischen Realisten Aristophanes ein dramatisches Vorbild. Die satirische Unterströmung der elisabethanischen Epoche läßt sich zwar im speziellen nicht nachweisen, wird aber im allgemeinen fühlbar. Für Figurencharakteristik bieten Theophrast und Libanus literarische Modelle, viel wichtiger aber ist hier, daß Jonson selbst zum Vorläufer der *character-writers* wird. Man sieht, weit spannt sich der literarhistorische Horizont des Verfassers, fein-behutsam ist seine Kritik.

Letzteres kommt besonders im Abschnitt 'Cynthia and the Allegory' zur Geltung, worin der Verfasser in den allegorischen Figuren deren historische Modelle nachzuweisen versucht.

Den stärksten Anspruch auf literarisches und kritisches Können machte wohl der problemreiche Essay über 'The Satire'. Der Verfasser läßt Jonsons Satire einerseits in allgemeiner Hinsicht aus der literarischen Strömung der Zeit herauswachsen und unternimmt es anderseits, die Rätsel des vorliegenden Dramas zu lösen, die es als Schlüsselstück bietet, um des Dichters ganz persönliche Satire aufzudecken.

Wo immer man hinsieht, der Kommentar ist breit basiert: nicht daß er sich in Einzelheiten verliert, sondern im guten Sinne, weil er vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigt.

Innsbruck. Rudolf Fischer.

Arnold Schröer, Neuenglisches Aussprachewörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Eigennamen. Heidelberg, Carl Winter, 1913. VI, 522 S. 8°. M. 4,50.

Der Krieg, der Umwerter aller Werte, wird auch im Gebiete des neusprachlichen Unterrichts Gericht abhalten. Besonders diejenigen, die bis jetzt das Hauptziel desselben in der äußeren Handhabung der Sprache erblickt haben, werden nach dem Kriege umlernen und einen neuen, auf höhere Ziele zusteuernden Kurs einschlagen müssen. Das gesprochene Wort wird zweifelsohne stark von dem geschriebenen und gedruckten verdrängt werden. Die dem Alltag angepaßten Konversationen, die sich in manchen Stunden breitmachten, werden ernstgestimmten, Denken und Urteil fördernden Gesprächen, die nichtssagende Lektüre, die mehr der Unterhaltung als der künstlerischen und sittlichen Erziehung diente, einer Literatur Platz machen, die, auch wenn sie fremdländisch, doch kulturelle und allgemeinmenschliche Werte in sich schließt. Anderseits aber darf diese Stellungnahme gegen bestehende Gewohnheiten nicht wieder ins Extrem führen. Was die Wissenschaft als richtig und notwendig für das Studium der modernen Fremdsprache erkannt hat, muß, auch wenn die äußere Lage ein Fortschreiten auf der Bahn erschweren sollte, für die Zukunft erhalten bleiben. So wäre es z. B. sehr zu bedauern, wenn durch solche Hintansetzung des gesprochenen Wortes, durch eine Lockerung oder gar Aufgabe der persönlichen Beziehungen zum Fremdlande die Phonetik ihre durch Jahre schwerer Arbeit errungene Stellung einbüßen und das Interesse an phonetischen Studien erlahmen würde; die Folge davon wäre, daß die Aussprache bald zu einer Forderung zweiten oder dritten Grades herabgedrückt würde. Die Pflege einer guten Aussprache muß aber auch in Zukunft die erste und wichtigste Pflicht des Neuphilologen bleiben. So begrüßen wir es denn mit lebhafter Freude, daß uns noch einige Monate vor Kriegsausbruch ein Buch geschenkt wurde, das sich gänzlich in den Dienst dieser großen Aufgabe stellt und, so hoffen wir zuversichtlich, dazu beitragen wird, den englischen Unterricht vor einer Verirrung nach dieser Richtung hin zu bewahren. Arnold Schröer ist einer der Hauptpioniere der phonetischen Wissenschaft in Deutschland. Vor zwanzig Jahren hat er uns das erste Wörterbuch geschenkt, in dem die Ergebnisse dieser jungen Wissenschaft zum erstenmal verwertet waren. Seitdem hat er unaufhörlich mitgearbeitet an den neuen, zum Teil recht schwierigen Problemen, die sie aufwarf, und die Lösung mancher Fragen ein gut Stück weitergebracht. Ich erwähne nur seine Aufsätze in den *Engl. Stud.* 45, 82 ff. und in der *Germ.-Rom. Monatsschrift* 4, 209 ff. Als Frucht dieser umfassenden Studien hat nun dies neue Aussprachewörterbuch zu gelten. 'Einen ersten bescheidenen Anfang einer lexikographischen Darstellung des heutigen englischen Lautstandes' nennt es der Verf., ein sehr bescheidenes, aber zugleich verständiges Urteil, das nur der über seine Arbeiten abgeben kann, der dem Gegenstande auf den Grund gegangen und dabei der Undurchdringlichkeit und Unerschöpflichkeit desselben innegeworden ist. Im Gegensatz zu Lloyd u. a. hält Sch., m. E. mit Recht, an dem Standard der Londoner *Koine* fest, wie er sie während eines längeren Aufenthalts im Jahre 1880 unter der Führung Sweets erlernt hat. Sein oberster Grundsatz war, nur 'tatsächlich Gehörtes oder als tatsächlich gehört in der Erinnerung Lebendes' zu bieten. Da nun aber ein recht großer Bestandteil von Wörtern in der Umgangssprache selten gehört wird, so war er einerseits, besonders für die ältere Zeit, auf gute Quellen,

anderseits auf Angaben Einzelner angewiesen. Wie vorsichtig und kritisch letztere zu behandeln waren, weiß jeder, der ähnlichen Studien nachgegangen ist. Allerdings ist sich der Durchschnittsengländer der Schwierigkeiten, die die Aussprache seiner Muttersprache mit sich bringt, wohl bewußt und bringt dieser ein regeres Interesse entgegen, als dies andre Völker zu tun pflegen. Doch herrscht anderseits gerade unter Gebildeten ein beträchtlicher Grad von Unsicherheit, besonders wenn es sich um die Angabe der korrekten Aussprache handelt, so daß der gewissenhafte Forscher sich meist seinem eigenen Urteil und den in der Wissenschaft erprobten und anerkannten Hilfsmitteln überlassen sieht. Die historisch-korrekte Aussprache festzustellen, ist für ihn in vielen Fällen mit ungeahnten Schwierigkeiten verknüpft, besonders bei Eigennamen. Nicht selten ist eine 'falsche' Aussprache Gemeingut vieler und mit der Zeit so lebenskräftig geworden, daß sie die 'richtige' fast ganz verdrängt hat. Wie soll er sich ihnen gegenüber verhalten? Schr. behandelt sie gleichwertig mit den anderen und empfiehlt die Ausdrücke 'korrekt' und 'inkorrekt' durch 'gebräuchlich' und 'ungebräuchlich' zu ersetzen. Mit Recht, denn was lebt, ob richtig oder falsch, ob gut oder böse, hat seine Berechtigung. Dies gilt wie in anderen Gebieten der menschlichen Kultur so auch im Gebiet der Sprache. Wie dort haben wir es jedoch auch hier bis zu einem hohen Grade in der Hand, die Verhältnisse zu regulieren, das Gute, Richtige zu pflegen und mit der Zeit zur Herrschaft zu bringen. Der Philologe aber hat die vornehme und verantwortungsvolle Aufgabe, die Unterlagen für eine solche Arbeit zu liefern, alle Varianten zu sammeln, jede auf ihren Ursprung hin zu untersuchen und die, welche vor seinem wissenschaftlichen Gewissen bestehen, zu empfehlen.

Der Name des Verfassers und die Güte des Verlages überheben mich der Pflicht, all die Vorzüge des Buches im einzelnen aufzuzählen. Jeder, der es besitzt — und ich hoffe, das werden alle sein, die sich mit dem Englischen irgendwie näher befassen oder befassen wollen — wird sie rasch entdecken und das Buch als unentbehrlichen Ratgeber schätzen und lieben lernen. Schülern und Studenten empfehle ich, es besonders fleißig zu benutzen, um sich früh eine gute und gesicherte Aussprache anzueignen. Zu Ausstellungen gibt mir eigentlich nur die Behandlung der Eigennamen Anlaß, die der Verf. in dankenswerter Weise berücksichtigt hat. Was erstens das Material betrifft, so habe ich nicht einsehen können, nach welchen Gesichtspunkten es zusammengestellt ist. Da das Buch doch vor allem für Universitäten und Schulen bestimmt ist, hätte man erwarten dürfen, daß nicht nur die Geschichte und Geographie, sondern vor allem die Literatur in gebührender Weise berücksichtigt wäre. Max Förster hatte hierfür in dem Index zu den *British Authors* in ausgezeichneter Weise vorgearbeitet. Das ist aber bei Sch. keineswegs der Fall.

Es fehlen wichtige, ja grundlegende Namen der englischen Literatur, besonders der neueren Zeit, wie *Chesterton, Conrad, Corelli, Galsworthy, Hichens, Masefield, Orczy, Pater, Rossetti, Synge, Weyman, Yeats, Zangwill*, von unbedeutenderen ganz zu schweigen, oder Namen, die mit der Literatur verknüpft sind, wie — ich greife einige aufs Geratewohl heraus — *Bewcastle, Christabel* (bei *Coleridge*), *Feverel* (bei *Meredith*), *Shagpat* (ebd.), *Milbanke* (bei *Byron*), *Luria* und *Sordello* (bei *Browning*), *Wadsworth* (*Longfellow*). Auch die englische Kunst hätte mehr Beachtung verdient. Künstler wie *Crome, Etty, Greenaway, Leech*,[1] *Smirke* (Erbauer des British Museum), *Soane* (Erbauer der Bank of England), *Stothard*[2] dürften m. E. in einem solchen Werke nicht fehlen. Nun zur Aussprache der Eigennamen. Nach

[1] Neben *Cruikshank* der bedeutendste Buchillustrator seiner Zeit (1817—64).

[2] Bekannt durch Illustrierung der Werke von *Richardson, Fielding, Smollet, Sterne* und besonders des *Robinson Crusoe*.

dem Muster Försters hätte auch hier in manchen Fällen eine Klassifizierung der Varianten versucht werden können. Bei Ortsnamen war, wenn sie einmal aufgenommen wurden, festzustellen: 1. welche Aussprachen im Orte gesprochen wurden, und zwar a) von Gebildeten, b) vom Volke, und 2. welche Aussprache außerhalb des Ortes vorherrschte, möglichst wieder mit derselben Unterscheidung wie bei 1. So erklären sich nach Beobachtungen, die ich im Sommer vorigen Jahres gemacht habe, die Doubletten *hō·səm* (einheimisch) und *hoˑšəm* (auswärtig), *woˑlsəm* und *woˑlšəm* usw., *biˑstəɹ* (einheimisch) und *baiˑsistəɹ* (auswärtig), *saˑdəl* (einh.) und *sauˑpwəl* (ausw.), und ich bin überzeugt, daß auf diesem Wege über die Aussprachvarianten vieler Ortsnamen Licht verbreitet wird. Vielleicht ist so auch das Nebeneinander von *beˑkˈnɹfīld* und *bīˑkənɹfīld* zu deuten, von denen ersteres heute durchaus auf den Ort, letzteres durchaus auf den Familiennamen, der sich nach der Stadt genannt hat, beschränkt ist. Ein ähnliches Verfahren war auch bei Personennamen einzuschlagen. Der Name *Rossetti* bietet ein lehrreiches Beispiel hierfür. Wie mir Max Förster mitteilte, nannte sich die Familie nach Aussage Furnivalls, der mit ihr verkehrte, nur *roseˑti*. Dagegen hat der Name im Munde der literarischen Welt den Lautwandel mitgemacht, der sich in Wörtern wie *dissolve, discern* u. a. vollzogen hat, und die Aussprache *roɹzeˑti* angenommen.

Zwecks Verwertung für die zweite Auflage, die ich dem Buche recht bald wünsche, mögen noch folgende Eigennamen empfohlen werden: der Aussprache wegen *Alcester* (*ōˑlstəɹ*) als Parallele zu *Bicester, Gloucester* usw., *Brightlingsea* (*briˑtˈlsī*), *Ranworth* (*reˑnəɸ*), *Wymondham* (*wiˑndəm*), die historischen Plätze und Badeorte *Amesbury, Sandringham, Felixstowe, Hunstanton*, endlich die Namen der in Deutschland weit bekannten Buchhändler *Chatto and Windus, Macmillan, Quaritch* und *Stoughton* (*ōʷˑ*). — *Folkstone* S. 159 ist zu bessern in *Folkestone* (aus *folcesstane*).

Charlottenburg. Karl Wildhagen.

El Sacrificio de la Misa por Gonzalo de Berceo. Edición de Antonio G. Solalinde. Madrid, Residencia de Estudiantes, 1913. 66 S., 1 Tafel. 8°. Ptas. 1,50.

Gonzalo de Berceo, der erste dem Namen nach bekannte spanische Dichter, wie man ihn gern nennt, hat um das Interesse der Nachwelt lange vergeblich gerungen. Trotzdem er bereits um 1250 lebte und dichtete, und seine Werke demnach schon wegen ihres hohen Alters besonderer Anteilnahme würdig wären. Erst kurz vor 1800 zog der alte, verdiente T. A. Sánchez seine treuherzigen, naturalistisch-frommen Dichtungen ans Licht der Öffentlichkeit, und wiederum ein Jahrhundert verging, bis eine eigentliche Gonzalo-Literatur hübsch langsam und bedächtig ins Entstehen und Werden kam. Die Gründe sind ja klar genug. Gonzalo ist keiner von den Großen, nicht einmal von den Großen jener frühen Jahrhunderte. Es mangelt ihm der Schwung der Phantasie, die freie Gestaltungskraft, die Größe des Gedankens. Sein Dichterrößlein trabt gemächlich fürbaß durch die blumige Aue volkstümlicher Legende und kindlich-frommer Gläubigkeit. Die Stoffe seiner Dichtungen sind darob für manche ungenießbar, für die meisten ohne Interesse.

Diese Gesichtspunkte dürfen bei der Beurteilung des vorliegenden Druckes nicht außer acht gelassen werden. Solalindes Neuausgabe wird, das wollen wir von vornherein betonen, nicht allzu viele Leser finden — und Leser heißt hier Freunde, Kenner, Käufer —, sie wird aber einem kleinen Häuflein philologischer Spezialisten und literarischer aficionados eine freudig begrüßte Gabe sein.

An Besonderem ist folgendes über sie zu sagen. Eine Ausgabe im strengen Sinne des Wortes ist der Druck des *Sacrificio de la Misa* nicht

geworden und sollte es auch nicht sein, da nur eine einzige Hs. vorhanden ist, die obendrein nicht vollständig ist. Der Zweck des Druckes war vielmehr, die Hs. für sprachliche, literarische und Lektürezwecke in absolut zuverlässiger Form allgemein zugänglich zu machen. Die Spanier nennen das eine *edición paleográfica* und wissen die Vorzüge dieser Art des Edierens wohl zu schätzen, weil sie die Treue der photographischen Reproduktion mit der leichten Lesbarkeit der wirklichen Ausgabe vereinigt, ohne dabei in der Hs. selbst durch Textkritik Änderungen irgendwelcher Art zu veranlassen. Solalinde hat einige Besonderheiten der Schreibung, wie z. B. das sogenannte lange *s* und *i*, beibehalten, die Kürzungen aufgelöst und durch Kursivdruck bezeichnet (nicht eigentlich *subrayadas*, wie er S. 16 sagt), im übrigen aber lediglich die Interpunktion modernisiert und die Eigennamen durchweg mit großen Anfangsbuchstaben versehen. Die der Hs. fehlenden 193 Verse — das vollständige Gedicht umfaßt deren 1198 — wurden aus dem allerdings sehr mangelhaften Druck bei Sánchez ergänzt. Die Einheitlichkeit des Textes wird zwar dadurch strenggenommen erheblich gestört, denn der seinerzeitigen Veröffentlichung durch Sánchez (1780) lag für die fehlenden Verse ein ganz anderes, seitdem verschollenes Ms. zugrunde; immerhin wird der Leser der Mühe überhoben, für das Fehlende eigens auf Sánchez zurückzugreifen. Das aus letzterem Herübergenommene ist bequem durch Kursivdruck kenntlich gemacht.

Die Hs. (Madrid, Bibl. Nacional 1533) soll nach S. aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammen; ich werde an anderer Stelle noch mit ein paar Worten darauf zu reden kommen. Eine Seite derselben ist in Lichtdruck beigegeben. Sie ist offenbar vorzüglich erhalten und in ihrer sauberen Korrektheit leicht lesbar. Ihre Beschreibung bei S. läßt indes an Ausführlichkeit viel zu wünschen übrig. Über die einzige noch vorhandene Hs. eines so altehrwürdigen Gedichtes hätten wir bei Gott gern etwas mehr gehört. Im übrigen empfiehlt sich das ansprechend ausgestattete Heft auch äußerlich. Hoffen wir, daß aus ihm nicht nur in Bälde eine kritische Ausgabe des *Sacrificio* erwachse, sondern daß es auch den Anfang einer besseren Erkenntnis und freudigeren Würdigung des guten Gonzalo de Berceo bedeuten möge.

München. Ludwig Pfandl.

J.-J. A. Bertrand, Cervantes et le romantisme allemand. Paris, Félix Alcan, 1914. VIII, 635 S. Gr.-8°.

Farinelli hat es bereits im Jahre 1899 als eine lockende Aufgabe bezeichnet, das Verhältnis des Cervantes zur deutschen Romantik zu untersuchen. Nunmehr hat sich ein junger französischer Gelehrter trotz der zahlreichen Schwierigkeiten, die sich bei der umfangreichen Einzelforschung auftürmen, nicht abhalten lassen, Farinellis Anregung in die Tat umzusetzen, und hat uns nun ein monumentales Werk geschenkt, das — um es gleich vorwegzunehmen — die Grundlage zu weiteren, eingehenderen Studien abgeben kann. An eine abschließende Darstellung einer so umfangreichen Arbeit kann erst dann gedacht werden, wenn eine intensive Einzelforschung noch tiefer in die Geheimnisse der Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien hineinleuchtet. Dessen war sich auch Bertrand klar bewußt. Besonders betont er gleich im Vorwort, daß eine einigermaßen vollständige Arbeit aus diesem Gebiete doch nur einem Deutschen möglich sei: *Ce travail n'a pas la prétention d'être une bibliographie complète de l'influence de Cervantes en Allemagne; un travail de cette ampleur n'est guère possible qu'à un Allemand* (p. VI). Und weiter unten bezeichnet er das Ziel seines Forschens noch deutlicher: *Cette étude est d'ailleurs loin d'être complète. Il est bien difficile à un étranger de réunir tous les éléments d'information, documents,*

ouvrages rares et revues rarissimes, qui sont nécessaires à l'histoire du romantisme allemand. Je serais heureux que les premiers résultats de cette enquête pussent encourager des enquêtes nouvelles, plus précises et plus minutieuses, sur l'influence hispanique. Je me suis, pour ma part, contenté de marquer les étapes principales de la route et ne me suis attardé qu'aux carrefours familiers (p. VII).

Von diesem Standpunkt des Verfassers aus will auch das Werk beurteilt sein. Bertrand hat, wie aus dem näheren Studium seines Buches hervorgeht, lange und gründlich in Berlin gearbeitet und wichtiges, wertvolles Material zutage gefördert. Wenn aber einmal friedlichere Zeiten gekommen sind und er den Weg nach München finden sollte, dann würde er staunen, wieviel Material an der dortigen Hof- und Staatsbibliothek liegt, das zur Geschichte der Beziehungen Deutschlands zu Spanien verwertet werden könnte. Auch in anderen größeren deutschen und österreichischen Bibliotheken gibt es noch Stoff genug zur Verarbeitung. Aber man braucht nicht einmal so weit zu gehen. Man wird sich erinnern, daß der vielbelesene Farinelli neben seinen verschiedenen Studien auf diesem Gebiete auch Goethes Beziehungen zu Spanien behandelt hat und wie ausführlich er dabei geworden ist. Trotzdem sollte sein Aufsatz nur eine Vorarbeit sein. Auch über Schiller und Spanien liegen bis jetzt nur Andeutungen vor. L. Pfandl hat sicher recht, wenn er meint, daß eine nähere Untersuchung der Frage, wie weit Schiller die pyrenäische Halbinsel gekannt habe, 'durchaus nicht so ergebnislos verlaufen würde, als mancher vielleicht anzunehmen geneigt wäre' (*Lit. Bl. f. germ. u. rom. Phil.* 1914, Sp. 331). Wenn schon bei unseren Größten, Goethe und Schiller, von einer genauen Kenntnis ihrer Beziehungen zu Spanien noch nicht geredet werden kann, um wieviel weniger dann von den kaum gekannten und durchforschten Dichtern und Schriftstellern der deutschen Romantik. Über manchen sind ja wohl schon nähere Studien vorhanden, aber wieviel bleibt nicht noch nachzuholen, bis einmal ein zusammenfassendes, einigermaßen vollständiges Werk über den Einfluß des Cervantes auf die deutsche Literatur erscheinen könnte! Aber ist es wirklich ein Fehler, daß sich Bertrand an die Abfassung dieser an sich verfrühten Arbeit gemacht hat? Durchaus nicht. Wer das behaupten wollte, der würde der ungeheuren Arbeitsleistung des Verfassers, seiner großen Belesenheit, seinem unermüdlichen Forschereifer nicht gerecht werden. Das Werk bietet uns — das kann mit Fug und Recht behauptet werden — den gegenwärtigen Stand der Forschung über des Cervantes Beziehungen zur deutschen Romantik, es bietet uns ein bequemes Nachschlagewerk über die Autoren, die zu Cervantes irgendwie in Beziehungen stehen. Das beigegebene, sehr sorgfältige Autorenregister erleichtert die Benutzung ganz wesentlich. Der Gebrauch des Werkes wäre aber noch bedeutend erhöht worden, wenn Bertrand auch ein Register der Werke des Cervantes beigefügt hätte mit Angabe der Stellen, wo sie genannt sind. Es wäre doch auch interessant, das Eindringen der einzelnen Werke des Cervantes in die deutsche Literatur verfolgen zu können, nachdem sich Bertrand, wie ich mit Befriedigung vermerke, nicht auf den Don Quijote beschränkt, sondern alle Werke des Cervantes in die Untersuchung mit einbezogen hat.

Bertrand teilt sein Werk zunächst in vier Teile, die wieder in vierzehn Kapitel zerfallen.

Das erste Kapitel, das den ganzen ersten Teil ausmacht, behandelt die Zeit von 1750—1797. Als kurze Einleitung dazu gibt Bertrand einen Überblick über das allmähliche Eindringen der spanischen Studien in Deutschland seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts auf dem Wege über Frankreich. Für die Zeit vor dem 18. Jahrhundert verweist er auf Farinellis und Schwerings diesbezügliche Arbeiten. Doch hätte er auch Adam Schneider, 'Spaniens Anteil an der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts' (Straßburg

1898) und die dazugehörige Rezension von Farinelli (*Ztschr. f. rgl. Lit.-G.*, N. F. 13 p. 413—445) nicht unerwähnt lassen sollen.

Gewiß war das ein gangbarer Weg. Interessant wäre es aber auch gewesen, über die Aufnahme des Cervantes in die deutsche Literatur, und zwar schon seit dem 17. Jahrhundert, etwas Näheres zu erfahren. Eine kurze zusammenfassende Skizze wäre da recht wohl möglich gewesen. Der genannte Adam Schneider hätte ihm die ersten Anhaltspunkte dazu gegeben, und das Bild über Cervantes und die deutsche Literatur wäre vollständiger gewesen.

In diesem einleitenden ersten Kapitel verweilt nun Bertrand länger bei der Literaturgeschichte von Dieze und bei der Übersetzertätigkeit Bertuchs, Sodens und anderer. Aber gerade hier zeigt es sich, wie schwer die nötigen Vorarbeiten vermißt werden. So können die Übersetzungen Bertuchs unmöglich mit den paar Gegenüberstellungen, die zum Teil doch recht problematisch sind, genügend charakterisiert werden. Auch über den Nürnberger Murr (1733—1811) wäre eine eingehende Studie recht wünschenswert.

Der zweite Teil zerfällt in acht Kapitel und könnte überschrieben werden: Die ersten Romantiker bis 1806. Friedrich Schlegel, A. W. Schlegel, L. Tieck und Schelling erhalten je ein eigenes Kapitel. Friedrich Schlegel hat Cervantes in die Romantik eingeführt. Für ihn ist er der Meister des Romans. Auch der Einfluß des Cervantes auf die theoretischen Anschauungen F. Schlegels war nicht unbedeutend. Der Spanier wird von ihm neben Plato gestellt. Man darf aber nicht glauben, daß Schlegels Theorien über den Roman einzig dem Cervantes entstammen. F. Schlegel gab die Richtlinien an, sein Bruder setzte sie in die Praxis um. August Wilhelms Ansichten über Cervantes und sein Werk sind bei Bertrand gut zusammengestellt. Auch A. W. Schlegels Tätigkeit als Übersetzer wird gebührend gewürdigt. Bei L. Tieck schildert uns Bertrand zunächst die Genesis seiner spanischen Studien, analysiert seine Ansichten über Cervantes und untersucht des Spaniers Einfluß auf Tiecks eigenes poetisches Schaffen. Um seinen Platz aber unter den Romantikern zu sichern, mußte Cervantes auch die Sanktion eines Philosophen erhalten. Für Schelling ist der Don Quijote der Meisterroman, der allen Romanschreibern als Muster dienen sollte.

Das nächste (sechste) Kapitel will einen zusammenfassenden Überblick geben über die romantischen Ideen überhaupt und den Platz, den Cervantes im Rahmen der Romantik einnimmt. Für die ersten Romantiker existiert von der reichen spanischen Literatur nur Cervantes.

Ein weiterer Abschnitt (7.) beschäftigt sich mit den ersten romantischen Übersetzungen des Cervantes, speziell des Don Quijote von Tieck und Soltau, die eingehend gewürdigt und miteinander verglichen werden.

Das achte Kapitel bespricht kurz die wenigen Nachahmungen dieser ersten Zeit. Als Abschluß dieses zweiten Teiles folgt ein zusammenhängender Überblick über den Einfluß der ersten Romantiker auf ihre Zeitgenossen, auf die deutsche Literatur, auf die Denkart über Spanien sowie über die Verbreitung der spanischen Studien und die zutage tretenden Gegenströmungen.

Der dritte Teil besteht aus vier Kapiteln, die die Zeit von 1806 bis 1850 umfassen. Er hebt an mit einem einführenden Abschnitt über die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland zur damaligen Zeit, spricht dann über das immer mehr aufkommende Interesse für Spanien, das sich in der Reiseliteratur wie in den Erfolgen der Vorlesungen der Gebrüder Schlegel kundgibt. Das elfte Kapitel bespricht die wissenschaftliche Beschäftigung mit Cervantes, wie die Übersetzungen und Nachahmungen bis 1820, während das zwölfte neben der gelehrten Tätigkeit bis 1830 ein zweites Mal ausführlich über Tiecks Stellung zu Cervantes handelt. Auch Tiecks eigene Dichtungen werden entsprechend gewürdigt. Daran anschließend spricht Bertrand kurz über einige andere Nachahmungen zu dieser Zeit. Das letzte (13.) Ka-

pitel dieses Teils behandelt die Zeit von 1830—1850 und ist überschrieben: Les Epigones romantiques. Es spricht von Heine, Grillparzer, O. Ludwig, Schack, Eichendorff und einigen anderen weniger bekannten Dichtern.

Der vierte Teil enthält das Schlußkapitel, in dem Bertrand in großen Zügen die Beschäftigung mit Cervantes in Deutschland seit 1850 darlegt. Wenn auch nicht vollständig, so ist dieser Abschluß doch recht ausführlich geworden.

Wie man sieht, ist die Einteilung nicht gerade übersichtlich. Besonders zu bedauern ist, daß die Beziehungen des Cervantes zu den einzelnen Romantikern vielfach recht auseinandergerissen sind. Wenn man also z. B. über Cervantes und Tieck näher nachsehen will, so bedarf es einer mühevollen Kleinarbeit, um sich das Nähere aus den verschiedenen Epochen zusammenzusuchen. Aber freilich, Bertrand wollte anderseits auch die historischen Zusammenhänge nicht zerreißen.

Doch das soll uns die Freude an der fleißigen, inhaltsreichen Arbeit nicht schmälern, die so bald nicht überholt werden, sondern für geraume Zeit die Grundlage für weitere Studien abgeben dürfte.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Robert Lehmann-Nitsche, Adivinanzas Rioplatenses. (Universidad Nacional de la Plata. Folklore Argentino I.) Buenos Aires, Imprenta de Coni Hermanos, 1911. 495 S. Gr.-8°.

Eine der schwierigsten und reizvollsten Aufgaben, die der vergleichenden Volkskunde noch wartet, ist die Beobachtung der eigentümlichen Entwicklung, die gute alte Volksdichtung, und zumal solche in gebundener Form, in der Ferne erfährt — besonders auf heiß erkämpftem und zäh festgehaltenem Kolonialboden. Die südamerikanischen Freistaaten scheinen da einen besonders günstigen Boden darzubieten, auf dem der Forscher manches Ergebnis von bedeutender Tragweite wird gewinnen können, sobald ihm nur einmal der gesamte Stoff mit philologischer Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit dargeboten wird. Seit drei Jahrhunderten vom Mutterlande getrennt und zum großen Teil vernachlässigt, haben die spanischen Einwanderer in Südamerika ihre Muttersprache in ihrer ganzen Fülle und mit ihrer syntaktischen Strenge bewahrt, und ein großer Teil der volkstümlichen Überlieferungen, die sie aus der Heimat mitbrachten, ist noch drüben lebendig. Und das, trotzdem die Bevölkerung der südamerikanischen Staaten nichts weniger als einheitlich geblieben ist, und trotzdem (oder weil?) die fremden Einwanderer (in diesem Falle sogar die Deutschen) neben der offiziellen Landessprache ihre eigene Redeweise zum guten Teil beibehalten haben. Zweifellos hat sich mit den Einwanderern romanischen Blutes vielfache Berührung und mannigfacher Austausch ergeben: im ganzen aber ist die Volksdichtung der Argentinier usw. noch heute von überraschender Einheitlichkeit. Es bedurfte nur eines Mannes, der den jungfräulichen Boden bestellen und ihm die köstliche Frucht abgewinnen wollte; und es ist dankbar zu begrüßen, daß ein wissenschaftlich geschulter, für die Volkskunde begeisterter Landsmann von uns, Dr. Robert Lehmann-Nitsche (ein Sohn der deutschen Ostmark) sich mit echt deutschem Gelehrtenfleiße der Sache angenommen hat. Er hat sich zunächst mit dem Volksrätsel von Argentinien beschäftigt, ohne sich übrigens streng an die politischen Grenzen des Landes zu halten. Das Ergebnis seiner Arbeit ist der vorliegende Band, der sich den Meisterwerken der Rätselsammlung von G. Pitré für Sizilien und von R. Wossidlo für Mecklenburg würdig an die Seite stellt und uns zu dem Wunsche berechtigt, daß Lehmann-Nitsche mit der Aufnahme der volkstümlichen Überlieferungen seiner zweiten Heimat unverdrossen fortfahren möge.

Die deutsche Wissenschaft würde ihm schon zu Dank verpflichtet sein, wenn er zunächst nichts weiter tun könnte und wollte, als das Material mit möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit zusammenbringen und in zweckmäßiger Weise anordnen. Er hat aber der Verwertung noch durch eine sehr erwünschte Vergleichung vorgearbeitet, im übrigen jedoch die geschichtliche und literarische Ausdeutung anderen überlassen, um sich wieder neuen Aufgaben zuzuwenden. Seine Sammeltätigkeit begann schon vor etwa anderthalb Jahrzehnten; aber erst nachdem er einen 'Stock' von etwa hundert Rätseln beisammen hatte, erließ er am 22. Juli 1903 eine öffentliche Aufforderung zum Sammeln in dem 'Argentinischen Tageblatt', was ihm zunächst die Teilnahme der deutschen Einwanderer (zumeist Schweizer, Gutsverwalter, Aufseher, Gärtner usw.) einbrachte. Seine Zuhörer an den Universitäten Buenos Aires und La Plata folgten nach, anderweitige Bekannte wurden herangezogen, und allmählich kam eine Sammlung von etwa 1200 Nummern mit zahlreichen 'Varianten' zusammen. Lehmann-Nitsche hat die eingelieferten Texte in der Schreibung gesäubert, die Versreihen und Strophen sorgfältig abgeteilt, im übrigen aber nicht an die Texte gerührt, was durchaus anzuerkennen ist. Er gibt eine Liste seiner Mitarbeiter, macht aber sonst ziemlich allgemeine Angaben über die Herkunft jeder Nummer (San Juan, Santa Fé, Buenos Aires usw.), um nicht durch allzu genaue Bemerkungen den falschen Anschein zu erwecken, als sei ein Rätsel nur auf ein bestimmtes Dorf beschränkt. Angaben darüber, ob das Rätsel etwa nur in bestimmten Kreisen lebt, bei Einheimischen oder Zuwanderern, bei Alten oder Jungen, sind im allgemeinen nicht gegeben; immerhin bieten vergleichende Anmerkungen mancherlei Auskunft über die Herkunft der einzelnen Nummern dar.

Lehmann-Nitsche hat sich nicht auf das rein volkstümliche Material beschränkt, sondern einen Anhang von Kunsträtseln beigefügt, weil sie die Wechselwirkung zwischen Volks- und Kunstdichtung erkennen lassen. Der erste Teil der 'Einleitung' gibt darüber nähere Auskunft. Wir erfahren da, wie verschiedentlich sich die südamerikanischen Dichter, auch wohl zu politischen und satirischen Zwecken, auf das Volksrätsel bezogen haben. Estaban Terralla y Landa, der am Ende des 18. Jahrhunderts lebte, hieß geradezu 'El poeta de las adivinanzas'; für ein paar Groschen dichtete er den jungen Herren der Gesellschaft artige Rätsel im Volkston, die sie dann des Abends bei Gesellschaften zum besten geben konnten. Eine größere Sammlung von alten und neuen Rätseln muß im 19. Jahrhundert erschienen sein, doch hat Lehmann-Nitsche nur den zweiten Band auftreiben können: 'Segunda serie de adivinanzas en verso, antiguas y modernas, nueva edición. De venta por mayor e menor. Imprenta Ledesma, Valladolid, 273, Lima.' Vielleicht gelingt es dem Spüreifer eines deutschen Gelehrten, ein vollständiges Exemplar auf einer festländischen Bibliothek aufzutreiben. Da die Herkunft der einzelnen Nummern nicht angegeben ist, so hat Lehmann-Nitsche von einem vollständigen Abdruck billigerweise abgesehen. Dagegen hat er alle die Rätsel gesammelt, die in den acht Bänden der 'Poesias diversas von Francisco Acuna de Figueroa' gesammelt sind. Figueroa, der Dichter der Nationalhymne von Uruguay, spielt in der südamerikanischen Literatur- und Geistesgeschichte überhaupt keine geringe Rolle. Seine Dichtung hat vorzugsweise nationale und religiöse Ziele, verschmäht aber auch den Humor nicht und zeigt sich denn auch dem Rätsel geneigt. Seine Charaden kommen bei dem gelehrten Gepräge, das dieser Gattung immer eignet, für unsere Zwecke natürlich nicht in Betracht. Von seinen eigentlichen Rätseln aber sind viele ins Volk gedrungen, wie vor allem das beliebte Rätsel vom O, das sehr deutlich an volkstümliche Rätsel erinnert:

Cual sera una quisicosa
De ovalada construcción
Que como parte precisa
Entra an la generación?

Sin ella no hay matrimonis
Ni perfecta conjunción,
Hombres y machos la tienen,
Mas mujeres, ni hembras, no. etc.

Diese Rätsel also hat Lehmann-Nitsche in einem besonderen Anhange abgedruckt und erläutert. Sehr geringen Einfluß scheinen die wissenschaftlichen Sammlungen spanischer Volksrätsel auf dem kolonialen Boden ausgeübt zu haben, z. B. die brauchbare, aber sehr seltene Sammlung von Demófilo (Colección de enigmas y adivinanzas en forma de diccionario, Sevilla 1880, von der übrigens jetzt ein Exemplar auf der Bibliothek des Vereins für bayrische Volkskunde in Würzburg sich befindet). Dasselbe gilt von dem elfbändigen Werke 'Folklore Español', das unter Leitung von Machado y Álvarez 1883—86 erschien.

Wohl aber haben diese Werke dem Herausgeber für seine Anmerkungen sehr gute Dienste getan. Lehmann-Nitsche hat verständigerweise von einer 'vollständigen' Parallelensammlung abgesehen (wer wollte heute die gesamte Masse auch nur des gedruckten, zum großen Teil in Zeitschriften verstreuten Materials überblicken, noch dazu in Argentinien!); er beschränkt sich auf die klassischen Sammlungen, unter denen vor allem Wossidlo und Pitré dem Forscher wieder weitere Hinweise in Fülle geben. Dagegen ist es ihm gelungen, für mindestens ein Drittel seiner Rätsel europäische und zumal spanische Fassungen beizubringen und somit den inneren Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Volkstum zu erweisen. Durch ein Verzeichnis der Lösungen wird der reiche Stoff dem vergleichenden Rätselforscher aufs bequemste zugänglich gemacht.

Denn auf eine alphabetische Reihenfolge im Text hat Lehmann-Nitsche von vornherein verzichtet. Damit kommen wir auf die wissenschaftlich vielleicht interessanteste Seite seiner Arbeit, auf die Anordnung, zu sprechen. Ich hatte seinerzeit in einer Erstlingsschrift 'Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels' (*Palästra*, Band IV, Berlin 1898) das von Wossidlo erschlossene und so einladend zubereitete Material stilistisch durchzuarbeiten unternommen und dabei bestimmte Gruppen von Rätseln festzustellen versucht. Auf dem Wege der deutschen Forschung hat sich Lehmann-Nitsche des weiteren um die Klassifizierung des Volksrätsels bemüht und hat sie als Naturforscher nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen geordnet. Er geht von dem aus, was ich seinerzeit 'Wirkliche Rätsel' genannt habe, und scheidet wieder 'Grundelemente' und 'Ergänzungselemente'.[1]

Was die ersteren anlangt, so geben sie eine Beschreibung, die den Zuhörer nicht zu seinem Ziele hin, sondern ihm eher davon abzuleiten strebt, indem sie unvereinbare Dinge von dem Gegenstande des Rätsels aussagt. Je nachdem nun dieser Gegenstand als ein organisches Wesen schlechtweg mit seinen anatomischen, physiologischen, seelischen und gesellschaftlichen Eigenheiten erscheint oder als Tier, als Mensch, als Pflanze oder endlich als eine Mischung aus allen diesem, ergeben sich fünf Gruppen: I. Grupo biomórfico, II. zoomórfico, III. antropomórfico, IV. fitomórfico, V. poikilomórfico. Innerhalb dieser Gruppen aber ergeben sich weitere Unterabteilungen je nach den 'ergänzenden Elementen', welche die Phantasie des Zuhörers auf die rechte Fährte zu lenken scheinen. Solche Bestandteile sind innerhalb der drei ersten Gruppen: allgemeine, psychologische, soziale u. a. Bestimmungen, verschiedene Lebensstufen, normale oder abnorme, morphologische oder physiologische Eigenheiten, die auch wohl miteinander verbunden werden können; die anderen Gruppen müssen sich mehr oder weniger auf normale oder abnorme Eigenschaften beschränken.

[1] Elementos fundamentales y complementarii.

Was die 'unwirklichen' Rätsel angeht, so gliedert sie der Verfasser in die Gruppen VI—XVI: Grupo comparativo, descriptivo, narrativo, aritmetico, parentesco, criptomorfico, homónimo, burlesco, doctrinal, artificial, érotico. Die letzte Gruppe hat L.-N. nicht mit abgedruckt. Wir hoffen, daß ihn Anstandsrücksichten nicht hindern, sie wenigstens an anderem Orte der Forschung vorzulegen.

Ein solche Einteilung, so scharfsinnig sie sein mag, hat nur dann bleibenden Wert, wenn wir tatsächlich jedes Rätsel, das uns aufstößt, mit unzweifelhafter Sicherheit in eine und nur eine der aufgestellten Klassen einordnen oder, wenn wir sicher sein können, es in einer vorhandenen und nach dem betreffenden Schema angelegten Sammlung sofort an einer ganz bestimmten Stelle zu finden.

Das ist aber nicht der Fall; die naturwissenschaftliche Methode führt zu Äußerlichkeiten und Gewaltsamkeiten, und ich bin zweifelhaft, ob irgendeine andere vollkommener ist. Nehmen wir etwa aus der fünften Gruppe das Rätsel vom Ring:

Redondo, redondo,
Barril sin fondo (Nr. 488)

und halten daneben aus der sechsten ('vergleichenden') Gruppe das Rätsel vom Fingerhut (Nr. 578):

Una cosa redonda
Como vaso sin fondo.
Vaso no es,
Adivine qué es.

Worin besteht der Unterschied? Nur darin, daß im letzteren Falle das Wörtchen *como* beigefügt ist; soll das allein das Rätsel aus der Reihe der 'eigentlichen Rätsel' in die der 'Vergleichungen' verweisen? Wird der Vergleich nicht auch bei dem ersteren Rätsel mit durchgefühlt, und könnte nicht in irgendeiner Variante sehr leicht das *como* hinzutreten? Da gehen inhaltliche und rein formale Kriterien durcheinander. Ähnliches scheint mir der Fall zu sein bei den beiden Eierrätseln, von denen eins zur fünften das andere zur siebenten ('beschreibenden') Gruppe gerechnet wird:

Casita blanea
Sin puerta ni ventana (Nr. 503)

und

Maravilla, maravilla,
Que se puede maravillar,
Qué es?
Cáseara de plata,
Coraxón de oro (Nr. 633).

Schärfer heben sich die Rätselerzählungen, die Rechenaufgaben, die Verwandtschaftsrätsel u. a Gruppen ab, z. B. die 'kryptomorphen' Rätsel, wo die Lösung schon im Wortlaut mit angegeben ist. In der dreizehnten ('burlesken') Gruppe sind die Scherzfragen untergebracht, die an den Gestaden des Rio de la Plata ebenso üppig wuchern wie an den Ufern der Spree und der Panke. Und dem spanischen: *¿Por qué cierra los ojos el gallo, quando canta?* antwortet geläufig das niederdeutsche: *Weil he sin Lex utwennig weet.* Einige Gruppen scheinen sogar drüben besser zu gedeihen, z. B. die Frage: 'Was ist der Gipfel ...,' die im ganzen unseren superlativischen Rätseln entspricht, aber doch eine eindrucksvollere und einheitlichere Form angenommen hat. Vgl. Nr. 951: *¿Cuál es el colmo de la precoeidad? — Nacer muerto.*

Im großen ganzen wird man wohl auch künftig bei der etwas bequemeren Anordnung bleiben, die R. Wossidlo auf Grund eingehendster Kenntnis

seines Materials befolgt hat.[1] Aber man wird Lehmann-Nitsches Buch immer wieder in die Hand nehmen, um sich von seiner scharfen Beobachtungsgabe die Augen öffnen zu lassen für die unzähligen Mittelchen und Schleichwege, deren sich das Rätsel bedient, um uns an den Gegenstand heranzuführen und ihn blitzschnell wieder verschwinden zu lassen. Für eine Ästhetik des Rätsels, von der wir ja noch weit entfernt sind, hat sein großes, rühmenswertes Buch unschätzbare Vorarbeit geleistet.

Posen. Robert Petsch.

Arthur Franz, Über den Troubadour Marcabru. Marburg. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1914. 24 S. 8°.

Dejeannes kühner Versuch, einen kritischen Text der Lieder Marcabrus herzustellen, ein Versuch, zu dem sich ein zünftiger Romanist noch nicht verstehen wollte, hat eine ganze Reihe weiterer Arbeiten über diesen anziehenden Trobador hervorgerufen. Bertoni, Pillet, Lewent hatten einzelne Stellen der Ausgabe zu bessern, Voßler das Wirken des Dichters genetisch und ästhetisch zu erfassen gesucht. Ihnen reiht sich Franz an. Sein Aufsatz, der erweiterte Druck eines auf der Philologenversammlung zu Marburg, 1913, gehaltenen Vortrags, gibt sich als ein Versprechen. In einer größeren Schrift will Franz zum Verständnis Marcabrus beitragen, indem er 'jedes Gedicht, jede Einzelstelle in Beziehung zu bringen sucht zu seiner literarischen Gesamtpersönlichkeit'. So natürlich, ja selbstverständlich ein solcher Versuch bei einem Schriftsteller ist, der uns hinreichendes Material für die Beurteilung seiner Gesamtpersönlichkeit bietet, so gefährlich ist der ausgesprochene Grundsatz bei einem Verfasser, den wir in noch dunklen Zeitverhältnissen und bei mangelhafter Überlieferung doch nur unvollkommen kennen lernen können. Das Buch wird zeigen müssen, wie der Verfasser verstanden hat, seiner Tendenz zu folgen, ohne sich von ihr beherrschen zu lassen. Der Vortrag ist vielversprechend, aber ich glaube, er zeigt auch, daß Franz den Gefahren seiner Methode nicht immer entgangen ist.

Er erkennt in allen Liedern Marcabrus den Ausdruck der gleichen Lehre von der 'Überlegenheit der einfachen, natürlichen, unverkünstelten Liebe über die Mode werdende, subtilisierte, aber unwahre Liebeskonvention' (S. 21). Damit trifft er zweifellos die in den meisten Liedern vertretene Absicht des Dichters. Wenn Franz aber sagt: 'Alle Kunstformen, die Marcabru zur Einkleidung benutzt, sind ihm nur Mittel, diese Lehre vorzutragen. Er hat kein einziges Liebeslied, keine einzige Pastourelle um ihrer selbst willen gedichtet' (S. 23), so trägt er gewiß der Vielfältigkeit der dichterischen Natur zu wenig Rechnung.

Auch das in meiner Chrestomathie stehende Gedicht *Lanquan fuelhon li boscatge* soll nach Franz kein Liebeslied sein, sondern nur wieder die Einkleidung der gleichen Lehre, diesmal in die Kunstform der Kanzone (S. 21). Der unbefangene Leser wird in ihm schwerlich etwas anderes sehen als eine der so häufigen 'chansons de change', d. h. ein Lied, in welchem sich der Dichter von einer grausamen oder trügerischen Dame einer verheißungsvolleren zuwendet. Wenn es im Gegensatz zu Marcabrus gewöhnlicher Art steht, so kann man daraus schließen wollen, daß es nicht von ihm herrührt, und ich bin immer wieder versucht gewesen, in meiner Chrestomathie den Namen des Dichters in Frage zu stellen. Aber das Lied wird uns nun einmal als von Marcabru gedichtet überliefert. Haben wir ein Recht, zu ver-

[1] Während der Korrektur erhalte ich einen neuen, sehr beachtenswerten Beitrag zu der schwierigen Frage: C. W. v. Sydow, Om gåtor och gåtsystematik. Folkminnen och Folktankar, Bd. II. Lund 1915, S. 65–80.

langen, daß der Dichter stets in der gleichen Art rede, obwohl wir wissen, daß sein Dichten sich über Jahrzehnte hin erstreckte?

In der berühmten Pastorela *L'autrier jost' una sebissa* sieht Franz 'fast eine Parodie', indem 'der Dichter nicht dem Ritter, den er als "ich" sprechen läßt, seine Anschauungen in den Mund legt, sondern dem schlagfertigen Mädchen' (S. 20). Er setzt die Form der Pastourelle als schon bestehend voraus; von Marcabru aber werde sie 'in einer Weise, die nicht durch den auszudrückenden poetischen Inhalt verlangt wird' (S. 24), zur Einkleidung seiner Lehre benutzt, und diese Einkleidung 'droht nun die Einheitlichkeit des künstlerischen Eindrucks zu zerstören'. Wer sagt uns, daß die Pastourellen von vornherein etwas anderes ausdrücken wollten, als sie bei Marcabru und in den glücklichsten anderen Beispielen tun: die anmutige Gegenüberstellung eines frischen, natürlich empfindenden Landmädchens und eines Angehörigen der höfischen Kreise, der sich in den kunstvollen Wendungen des Minnedienstes bewegt? Ein parodistisches Element liegt natürlich in solcher Dichtung, aber nicht erst durch eine 'Umbiegung', die Marcabru mit der vorhandenen poetischen Form vorgenommen hätte, sondern in der Absicht der Gattung selbst.

Ebensowenig vermag ich einen 'Bruch' in der bekannten Romanze *A la fontana del vergier* zu sehen. Freilich bringt der Dichter zwei Themen in Berührung, aber in ganz natürlicher Entwicklung. Wie in der Pastorela, naht sich der Werbende einem jungen Mädchen und wird von ihr abgewiesen, da ihr Herz treu für einen anderen schlägt, wenn auch dieser in die Ferne zieht und sie in bitterem Leid zurückläßt. Da ist keine 'Inkonsequenz im Rahmen' und kein 'beabsichtigter Gegensatz zwischen Einleitung und Thema' (S. 19).

Das sind Bedenken gegen die etwas gewaltsame Art, mit der Franz versucht, seine Absicht durchzuführen. Vieles andere in seiner Schrift fordert unbedingten Beifall, und ich freue mich, manche Auffassung in ihr zu finden, die man ganz ähnlich in der Einleitung zu meinem Bernart de Ventadorn wiederfinden wird.

Breslau. C. Appel.

Giulio Bertoni, I Trovatori d'Italia (Biografie, testi, traduzioni, note). Con 14 illustrazioni e 2 tavole fuori testo. Modena, Orlandini. XVI, 608 S.

Wir erhalten mit diesem Bande in Quartformat eine Darstellung der provenzalischen Lyrik in Italien und der Lebensverhältnisse der italienischen Trobadors, d. h. derjenigen Italiener, die in provenzalischer Sprache dichteten, ferner eine Betrachtung über die Dichtung und Sprache dieser Trobadors sowie über die in Frage kommenden Handschriften mit dankenswerten photographischen Wiedergaben einzelner Stücke, zum Teil in natürlicher Größe, und weiterhin den Text von 76 Gedichten nebst Variantenapparat, Übersetzungen und Anmerkungen zu 70 von ihnen, woran sich noch ein grammatischer und lexikalischer Index anschließt. Man sieht die Reichhaltigkeit des Buches und wird das Gebotene um so lieber in Empfang nehmen, als genaue Kenntnis der einschlägigen Literatur durch den Namen des unermüdlich tätigen Verfassers verbürgt ist. Aber freilich tauchen auch sogleich Bedenken gegen die ganze Anlage dieser Veröffentlichung auf. Man kann zwar verschieden darüber denken, ob es schon an der Zeit war oder nicht, die Lebensumstände der italienischen Trobadors, die ja schon früher ziemlich gründlich durchforscht worden waren, unter Zusammenfassung des inzwischen Hinzugekommenen einer erneuten Schilderung zu unterziehen; geschah es aber, so mußte es auch durchgängig in vollem Umfange und mit Berührung

aller Einzelheiten geschehen, und nicht nur wie bei Sordel, dem interessantesten von allen, *per sommi capi*. Das würde für sich schon ein kleines Buch ausgemacht haben. Wollte man indessen auch gleich in Verbindung damit Texte bringen, so konnte es sich entweder nur um Proben handeln oder um eine Ausgabe der gesamten literarischen Hinterlassenschaft der italienischen Trobadors. B. hat einen Mittelweg eingeschlagen, der, wie ich fürchte, niemanden befriedigen wird, besonders da so starke Ungleichmäßigkeiten begegnen, wie diejenige ist, daß der sehr wenig originelle Rambertino Buvalelli mit sieben Gedichten vertreten ist, Sordel aber nur mit dreien.[1] Auch im Rahmen der vorliegenden Publikation wäre es wohl möglich gewesen, alle Texte zu bieten, wenn nur dafür die Übersetzungen fortgeblieben wären. Übersetzungen zu bringen ist schon seit langem üblich, aber nehmen sie nicht vielfach nur unnützerweise Raum fort? Sie sind eigentlich nur dann gerechtfertigt, wenn wirklich schwere Gedichte vorliegen oder Anmerkungen fehlen. Dazu kommt noch, daß man erfahrungsgemäß oft doch nicht aus ihnen ersieht, wie der Herausgeber genau verstanden hat.

Wenn ich im folgenden eine größere Anzahl von Ausstellungen im einzelnen machen muß, so erklärt sich das zum Teil aus dem Umfang der Publikation; aber nicht weniges ist auch darauf zurückzuführen, daß der Verfasser lange nicht überall mit der erforderlichen Überlegtheit und Umsicht gearbeitet hat. Dahin gehört es z. B., wenn gleich im Vorwort von Thomas II. von Savoyen und dem Grafen von Biandrate als von unbekannten Trobadors die Rede ist, während ich den ersteren doch vor Jahrzehnten[2] und Tiraboschi den letzteren schon vor mehr als hundert Jahren entdeckt haben, s. *Zeitschr. f. rom. Phil.* VII, 218, 232, 233, oder wenn ebenda der Graf von Biandrate glatt 'Oberto' genannt wird, was nur auf reiner Mutmaßung beruht.

Ich wende mich den einzelnen Abschnitten zu: I. Lirica provenzale in Italia. Die Betrachtung über Savoyen und Beatrice gehört nicht hierher, da die Trobadors ja schon viel früher nach Italien gezogen waren. Übrigens ist V. 50 des Gedichtes von E. de Barjols (ed. Stroński IX) unrichtig übersetzt, denn dieser sagt nicht, daß er, der Markgraf, der edelste sei, sondern sie, die Gräfin, die edelste; *la* kann sich bekanntlich auch als *-l* anlehnen, s. mein *Prov. E.-B.* § 123. Zu der 'Königin' Eleonore, der Gemahlin Raimunds VI. von Toulouse (S. 5 Anm. 2), war ein Hinweis auf meine Bemerkungen in *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXII, 615 und im *Literaturbl.* XXIV, 116, sowie auf Stronski zu *E. de Barjols* IV, 37—8 und Bergert, *Damen der Trobadors* S. 25—6 erforderlich. Den Vers 25 des Gedichtes von Uc de Lescura sollte man nicht ohne Fragezeichen lassen (S. 9); die Übersetzung von Jeanroy, *Poés. prov. inéd.* S. 23 mit *Albertet à la belle voix* ist unmöglich. Zur Datierung von E. Cairel's *Pus chai* (S. 12) war es angebracht zu sagen, daß ich schon vor De Bartholomaeis in *Enric* den Kaiser Heinrich von Konstantinopel (1207—1216) erkannt habe, s. *Briefe Rambauts* S. 114 und vgl. Wittenberg, *Die Hohenstaufen im Munde der Trobadors* S. 45 Anm. 2. S. 18 sieht es so aus, als ob sich niemand mit dem Gedicht *L'altrer jai a Calaon* beschäftigt und die richtige Deutung gegeben habe, während das doch schon Bergert in seiner vortrefflichen Schrift 'Die von den Trobadors genannten oder gefeierten Damen' (1913) getan hat: das gleiche gilt von Guilhem de la Tor und Johana von Este. Den Text von Gr. 461, 180 (vgl. Torraca, *Studi su la lirica del duecento* S. 290 Anm. 1) hätte B. besser nicht angerührt. *Blasmador* ist beizubehalten; gerade der Sinn erfordert es: Jeman-

[1] Das ist um so bedauerlicher, als die Ausgabe von De Lollis keineswegs das Lob verdient, das ihr B. spendet.

[2] Im *Giorn. stor. de lett. ital.* XXXVIII, 145 ist sich Bertoni des richtigen Sachverhaltes bewußt, aber das hat Herrn Anglade in Vollmöllers Jahresberichten doch nicht gehindert, ihm die 'Entdeckung' zuzuschreiben.

den, der in ungebührlicher Weise lobt, würde man schwer für einen aufrichtigen Tadler halten, d. h. man würde ihm auch nicht glauben, wenn er tadelt. Zu V. 6 *q'en lai lausat per un cen* ist zu bemerken, daß die Handschrift nicht *lai*, sondern *ai* bietet, *que* in *q'en* also Relativ ist; für *per un cen*, das B. anstatt *per nun ten* der Hs. setzt, würde ich lieber *per nonsen* 'aus Torheit' schreiben. Das *eur* in V. 7 (in der Hs. steht *ca*, was B. nicht vermerkt) ist wenig logisch; B. übersetzt *e la menzogna* usw., aber das steht eben nicht da. V. 8 wird *el lausat fals blasmarai ab ver dir* mit *colui che ho lodato falsamente* übersetzt, aber begegnet *fals* in der Funktion eines Adverbs sonst irgendwo? Ich schlage vor, *el lauzar fals* zu schreiben, da ja das Überlieferte (*qel ausutz fals*) auf alle Fälle zu ändern ist. Die Deutung des *marques Frederic* auf Federigo Malaspina erscheint mir nicht so sicher wie B., es kann auch Friedrich Lancia gemeint sein, s. Merkel, *Manfredi I e II Lancia* S. 182. Bei Otto von Carret (S. 21) muß man fragen, warum denn nur die eine Stelle aus F. de Romans (V, 63) namhaft gemacht ist, da doch Folquet auch in VI und VII denselben Otto anredet oder preist und wahrscheinlich auch in IV (hier nur Graf von Carret genannt). Ferner war zu erwähnen, daß B. de Bondelhs sein Lied (Appel, *Prov. Ined.* S. 24) an einen wackeren Markgrafen von Carret schickt, sowie daß P. de la Mula gemäß der Biographie am Hofe des Otto geweilt hat. Wenn ferner S. 22 gesagt wird: *nel 1194 fu podestà di Genova e nel 1219 alleato dei Genovesi nella spedizione contro Ventimiglia*, so sollte man glauben, daß für die Dichterstellen nur ein Otto von Carret in Frage käme; die Sache liegt indessen gar nicht so einfach. Otto von Carret hatte einen Sohn Hugo, der schon 1202 Podestà von Savona war, s. *Atti e Memorie della Società ligure di Storia Saronese* I, 149; unzweifelhaft dieser Otto begegnet in einer Urkunde vom 25. November 1228, wo er ausdrücklich *filius quondam domini Ugonis de Careto* genannt wird, s. *Codex Astensis ed. Sella* S. 314, es ist also sehr zu erwägen, ob nicht wenigstens F. de Romans überall diesen Enkel gemeint hat. Eine historische Monographie über die Familie der Carret, die m. W. noch nicht vorliegt, würde hier vielleicht größere Klarheit schaffen. Die Trobadors waren vollkommen im Recht, wenn sie dem Eroberungszug Karls von Anjou keinen *valore ideale* beimaßen (S. 28). Auf S. 29 Anm. 4 wird vergessen, daß ich vor De Lollis ziemlich ausführlich über B. del Pojet in *Zs.* IX, 118 ff. gehandelt habe. So verderbt überlieferte Verse wie die S. 31 vorgeführten sollte man auf sich beruhen lassen, da bei Besserungsversuchen doch nichts herauskommt; wenn sich übrigens B. über die Dreisilbigkeit von *Biachi* wundert, so möge er doch erst angeben, was er für die Grundlage des Namens ansieht.

S. 26 Anm. hält es Verf. für angebracht, ein Verzeichnis der provenzalischen Gedichte zu geben, in denen Friedrich II. genannt wird; er stützt sich dabei, wie er sagt, außer auf Torraca und mich besonders auf De Bartholomaeis, *Osservazioni sulle poesie relative a Federico II.* Der letzte Aufsatz, der in den Denkschriften der Bologneser Akademie erschien (1911—12), ist mir nicht zugänglich, nach der Anzeige aber in der *Romania* 42, 589 zu urteilen, dürfte De Bartholomaeis übersehen haben, daß zu meiner Liste (*Ein Sirventes von G. Figueira gegen Friedrich II.* S. 33 ff.), welche 34 Gedichte enthält, neue Stellen durch Lewent, *Kreuzzugslied*, Stroński, *E. de Barjols* S. 95 und Wittenberg l. c. hinzugekommen waren, sowie daß ich selbst weitere Nachträge im *Literaturbl.* 1906 Sp. 288 und 1911 Sp. 375 geliefert und dort gesagt hatte, daß ich 42 Lieder zählte, mithin nur drei weniger als De Bartholomaeis. Im einzelnen habe ich zu dem Verzeichnis[1] Bertonis noch

[1] Wenig praktisch ist es, daß die Gedichte nach ihren Anfängen aufgeführt werden anstatt nach den Ziffern im Grundriß von Bartsch, den doch jeder zur Hand hat.

folgendes zu bemerken: Nr. 1, 3 und 22 hatte ich nicht in meine Liste aufgenommen, weil hier nur im Plural von Königen und Kaisern gesprochen wird; allerdings ist mit einem derselben[1] Friedrich II. gemeint. Warum fehlt bei Nr. 2 in Klammern *rey de Polha*? Die Zugehörigkeit von Nr. 5 halte ich nach wie vor für bedenklich, s. meine Begründung im *Literaturbl.* 1911, Sp. 375. Bei Nr. 20 fehlt in Klammern *rei d'Alemaigna*, ebenso bei Nr. 40 *rei dels Aleman*:. Warum B. die Stelle bei G. Augier Novella ed. Müller Nr. 1 nur in Klammern aufgeführt hat, ist nicht ersichtlich (s. das Nähere bei mir, *Ein Sirventes* ... S. 35), und ebenso nicht, warum eine zweite Stelle desselben Dichters,[2] Nr. 7, ganz fehlt. Es kommt aber noch weiter hinzu die Tenzone Pistoleta-Blacatz (Bertoni, *Rime prov. ined.* S. 16 und jetzt in zurechtgemachter Gestalt bei Niestroy, *Der Trob. Pistoleta* S. 72) mit V. 15 (*l'emperaire*) und ferner die Tenzone Joan Lag-Eble (Selbach, *Streitgedicht* S. 118 und jetzt zurechtgemacht bei H. Carstens, *Die Tenzonen aus dem Kreise der Trobadors Gui, Eble, Elias und Peire d'Uisel* No. XVII) mit V. 28 (*l'emperaire*), vgl. *Archiv* 133, 259, und schließlich Anstore d'Aorlac, *[Ai!] Dieus!* mit V. 25, wo unter dem *l'emperaires* sehr wahrscheinlich Friedrich II. zu verstehen ist, s. Lewent S. 7 Anm. 1, Jeanroy in den *Mélanges Chabaneau* S. 83 und 85 und Wittenberg S. 70. Man sieht, die Stellen vermehren sich wie die Gefangenen Hindenburgs, und vielleicht kommen im Laufe der Zeit noch einige hinzu.

II. Trovatori italiani. Peire de la Cavarana einfach unter die italienischen Trobadors zu stellen ist immer noch gewagt, s. *Zs.* XXXVII, 508. P. de la Mula, den B. *soltanto per congettura* (S. 56) aufmarschieren läßt, gehört noch weniger dahin, und das gleiche gilt von P. Guilhem de Luserna (S. 70), der auf Grund einer unrichtig gedeuteten Stelle herangezogen worden ist. — S. 38 Anm. 2 hätten auch meine Ausführungen im *Archiv* 92, 224 ff. einen Platz finden können. Unter Albert Malaspina wird wieder der berühmte Vers 61 von P. Vidal's *Pos ubert* erörtert (S. 47 Anm. 6, vgl. S. 39 Anm. 4); B. ist geneigt, sich Chabaneau anzuschließen, der *Lans' aguda* schreibt[3] und darin den Markgrafen Lancia erblickt, aber das *ab dur os et ab negra pel* würde nicht dazu passen, und ich glaube auch nicht, daß es gelingen wird, einen Ortsnamen *Maur* zu entdecken. Wie wäre es, wenn man ohne Änderung des Textes schriebe: *E lans' aguda teng al Maur Ab dur os et ab negra pel*, und verstände: 'Und eine spitze Lanze halte ich für den hartknochigen und schwarzhäutigen Mauren', d. h. halte ich in Bereitschaft für Albert Malaspina, der den Beinamen 'il Moro' führte? Die Form *teng* als 1. P. Sg. Pr. begegnet auch sonst vor Vokal, z. B. bei Sordel im Ensenhamen V. 3 und bei der Gräfin von Dia (MW. I, 88); auch das *teignal* anderer Handschriften würde nicht dagegen sprechen, da 1. Sg. Pr. *tenh* ja oft genug anzutreffen

[1] Der Plural *emperadors* bei F. de Romans, *Quan lo dous temps*, ist ebensowenig genau zu nehmen wie wenn R. de Vaqueiras, *Brief* III, 29 von der Festnahme von Königen redet, während doch nur ein König festgenommen wurde, denn es gab damals nur *einen* Kaiser: Friedrich. Ebenso ist bei A. de Pegulhan, *Ara parra*, der Plural *emperador* zu beurteilen, der sich wieder neben einem anderen berechtigten Plural findet (der Deutung von Lewent S. 30 Anm. 2 kann ich nicht zustimmen); auch hier kann nur ein Kaiser in Frage kommen, nur daß es diesmal Otto IV. ist, also der Dichter bei dem *reis* Friedrich im Auge hat.

[2] Bei dieser Gelegenheit kann ich mein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß Bédier in seiner Tristanausgabe II, 151 Augier Novella noch immer in die Mitte des 12. Jahrhunderts setzt. Wir sind denn doch über Diez und Birch-Hirschfeld etwas hinausgekommen.

[3] Cerrato im *Giornale ligustico* XXI, 107 ff. schreibt mit C sogar: *En Lans' aguda*.

ist, z. B. V. 25. Das S. 59 Gesagte steht im Widerspruch mit S. 251, wo ohne Fragezeichen mit *Andronico* übersetzt wird. Man braucht in der Tat nicht zu zweifeln; die Namensform begegnet auch im Altfranzösischen, s. Langlois, *Table ...*; es scheint im Ausgang Angleichung an die Namen auf *-onius* stattgefunden zu haben, z. B. *Apollonium* > *Apolloine*, vgl. Herford, *Die lateinische Proparoxytona im Altprovenzalischen* S. 34. Was die Verse 25—28 des Gedichtes von A. de Pegulhan, *Li fol*, angeht (S. 60), so hat B. mit Recht für den *en Cantarel* in den *Annales du Midi* XXIV, 217 an den *Cantarel* erinnert, der von Amoros dau Luc an den König von England geschickt wird (Bertoni, *Rime prov. ined.* S. 46, V. 1); nur ob es sich empfiehlt, gegen De Bartholomaeis *Encantarel* zu schreiben, ist mir recht zweifelhaft, und zwar weil ich nicht selten in Urkunden auf *Cantarel* als Personennamen gestoßen bin,[1] niemals aber auf *Encantarel*. Ob nicht im 13. Jahrhundert auch Joglars mit *en* bedacht wurden, bleibt noch zu untersuchen; man beachte die 2. P. Plur., mit der Amoros den Cantarel anredet. Bei der Auffassung des dritten Verses seitens Bertonis muß jedenfalls ein Komma hinter *Trufarel* gesetzt werden, denn dann kann sich das *lui* nur auf den Markgrafen beziehen. In dem *n'Ibert*, der mit G. de la Tor tenzoniert, den Grafen Oberto von Biandrate erkennen zu wollen (S. 65) liegt keinerlei Anlaß vor, da keine Handschrift dementsprechend schreibt, wiewohl der Name im Gedicht selbst zweimal vorkommt, die betreffende Tenzone aber einfach unter den Texten der italienischen Trobadors zum Abdruck zu bringen (S. 262), ist um so mehr unwissenschaftlich, als einige Handschriften *nimbert* (= *n'Imbert*) aufweisen. Das *pero* in dem Gedicht des P. G. de Luserna (S. 71) ist mit 'deshalb' zu übersetzen, denn der ganze Zusammenhang verlangt das; dann wird man auch nicht auf den Gedanken kommen, daß der Dichter aus Oberitalien stammte. B. bringt mit einem *perchè anche colà* (S. 72) einen ganz willkürlichen Sinn hinein; auf S. 523 aber, wo man Näheres erwarten sollte, schweigt er sich nach dem Vorgange von Jeanroy und Salverda de Grave, *Poésies de Ue de S. Circ* S. 213, zu der Stelle aus, offenbar weil er *pero* nur in der Bedeutung von 'dennoch' kennt und diese hier gar nicht paßt. Allerdings gibt Raynouard auch 'pour cela' an, aber ohne ein Beispiel anzuführen, und auch Levy, *S.-W.* bringt keine Belege, sondern glossiert im *Pet. Dict.* nur mit 'mais, pourtant'. Daß indessen *pero* (auch ohne folgendes *quar*) daneben seine ursprüngliche Bedeutung im Altprovenzalischen gewahrt hat, erhellt außer aus unserer Stelle deutlich aus G. de Bornelh Nr. 37, V. 10, wo Kolsen ganz richtig mit 'deshalb' übersetzt, ferner aus R. Buvalelli in diesem Buche S. 228, V. 33, aus P. Doria ib. S. 308 V. 10 und S 309 V. 46, und aus F. de Marselha ed. Stroński V, 19, wo in verschiedenen Handschriften *pero* neben *empero* anderer, das Stroński in den Text gesetzt hat, steht. Die Autorschaft von Sordel für die von Jeanroy, *Poés. prov. inéd.* herausgegebenen Strophen erscheint mir nicht gesichert bei der Art, wie der Name in R am Rande beigefügt ist. S. 76 Anm. 2 wird auf den Kernpunkt der Sache, der Deutung von V. 16, nicht eingegangen. *Cenedes* für *Onedes* der Handschriften zu schreiben (S. 77) ist ungerechtfertigt, s. *Zs.* XXI, 238. Für die S. 90 Anm. 5 gestellte Frage sei auf *Zs.* IX, 238 verwiesen. Warum meint B. (S. 93), daß der Strophenwechsel zwischen Perceval Doria und Felip von Valenza in die Jugendzeit des ersteren falle? Zu Luquet Gatelus wird ein Datum 1262 nicht angeführt (S. 110), s. *Zs.* IX, 406; dasselbe beruht allerdings nur auf César de Nostradame, und Desimoni bezweifelt im *Giorn. lig.* S. 348 Anm. 1 die Echtheit, ohne indessen, soweit ich mich entsinne, Gründe

[1] So z. B. *Monum. Hist. Patr.* X, 178: *Wido Cantarello*, oder Marchegay, *Chartes angerines des XIe et XIIe siècles* (*Bibl. de l'éc. d. ch.* 1875, S. 424); *Herveus Canterellus*, s. auch *Donat provensal* ed. Stengel S. 46 Z. 12: *cantarelz .i. qui cantat frequenter.*

anzuführen. Für das Gerundium *estagan* in Zorzis *Vida* II war eine Bemerkung vonnöten, da weder Raynouard noch Levy ein *estagar* oder *estatjar* im Sinne von 'wohnen', 'sich aufhalten' anführen[1]; Levy weist im *Pet. Dict.* nur ein *estatjan* adj.[2] und s. m. 'domicilié', 'habitant' und ein *estatjan* s. m. 'locataire' auf. Ich halte an meiner Datierung der Gefangenschaft Zorzis (1266—1273) fest, und zwar weil der Bericht der *vida* nicht nur zur Chronik des Canale, sondern auch zu den Annales Januenses v. J. 1266 auffallend stimmt. Den Wortlaut der letzteren habe ich *Zs.* VII, 227 mitgeteilt: das venetianische Schiff wird dort als *magna et dives ultra modum* bezeichnet, *in qua erant* XLV *et ultra de bonis et magnis hominibus Venetiarum*, also offenbar ein großes mit Waren beladenes Kauffahrteischiff, wozu zu halten ist: *Quan el anara ab moutz d'autres mercadiers d'aqella ciutat;* dazu kommt noch der Bericht des Canale über die Freilassung der Gefangenen z. J. 1273 (s. *Zs.* VII, 229), was wieder zu der Angabe von sieben Jahren in der Biographie paßt. Die Verse im *Sirventes* Zorzis: *Et enm er an renent los Genoes Et en anta l'emperador grec mes*, die Levy im *Literaturbl.* XVI, 232 auf Grund von Rohleder dagegen anführt, und die sich auf die Schlacht von Trapani beziehen mögen (1264), erscheinen mir nicht beweisend, denn *er* kann = *heri* sein und, wie im Altfranzösischen, braucht es nicht wörtlich genommen zu werden (s. Ebeling zur Auberee 509), sondern kann den Sinn von 'vor kurzem', 'vor einiger Zeit' haben (vgl. *l'altrier*); man hat auf diesen Sinn im Provenzalischen nicht geachtet, aber ich verweise auf F. de Marselha VII, 52, wo er mir vorzuliegen scheint. Warum ist am Schluß der Abhandlung über Zorzi nicht auch von Coron und Modon die Rede? Terramagnino von Pisa (S. 120) gehört nicht unter die italienischen Trobadors; übrigens sind die Worte, welche B. aus seiner *Doctrina* anführt, keineswegs unverständlich, nur muß man sie nicht so schreiben, wie es B. tut: *e ben m'es aupranar vas Pisa* (geschweige denn eine Korrektur in *per nau anar* vornehmen wollen), sondern einfach: *e ben me saupr' anar vas Pisa.*

Zu obigem Kapitel habe ich mancherlei unterdrückt, um noch zu den folgenden Abschnitten etwas sagen zu können.

III. La Poesia e la lingua dei trovatori italiani. Mit der Betrachtung über die Dichtung der italienischen Trobadors kann man sich im ganzen einverstanden erklären; dasselbe gilt lange nicht in gleichem Maße von dem über die Sprache Vorgetragenen. Hier hat B. nicht überall genau zugesehen und namentlich Erscheinungen als Italianismen hingestellt, die es in Wirklichkeit nicht sind. *Arars* bei P. de la Cavarana V. 12 ist ganz in der Ordnung, s. Tobler zum Vrai aniel 147 und Meyer-Lübke, *Gr. d. Rom. Spr.* III § 36. Ob die fingierte Tenzone Nr. LXXI dem Albert Malaspina angehört, ist freilich sehr unsicher, aber nur weil in R einfach Albert als Verfasser genannt wird, nicht weil sie an verschiedenen Stellen schlecht überliefert ist (S. 160). B. erkennt in V. 8 und 29 zwei Unkorrektheiten, allein in *morrai, s'aissim gaire te* kann nicht, wie B. meint, ein *tes* erwartet werden, denn Albert redet natürlich die Dame in der 2. P. Plur. an. Das *te* scheint mir in Ordnung zu sein, und ich übersetze: wenn es mir noch eine beträchtliche Zeit andauert (diese Bedeutung von *tener* ist bei Appel, *Chr.* anzutreffen); eine unpersönliche Konstruktion braucht nicht vorzuliegen, denn *gaire* kann als neutrales Substantiv gefaßt werden. Was nur nicht befriedigt, ist die Getrenntheit des Pronomens vom Verb, aber, da das Gedicht nur in einer Handschrift überliefert ist, darf man wohl *si gairem te* schreiben.

[1] Vgl. indessen für das Altfranzösische ein sicheres Beispiel bei Godefroy III, 590a.

[2] Ein *Adjektiv* anzusetzen nötigen die Belege bei Raynouard nicht, ebensowenig gibt das erste Beispiel ebenda einen Anlaß, ein Substantiv *estatjan* mit festem *n* anzunehmen.

Was die zweite Unkorrektheit betrifft, so liegt allerdings eine solche in *dan* für *danz* vor, indessen würde sie eher für die Verfasserschaft von Albert Malaspina sprechen. Daß Buvalelli ein neutrales *lo* im Akkusativ gebraucht habe (S. 160), erscheint mir zweifelhaft. An der Stelle *q'esters noill lo aus far saber* ist m. E. das *l* entweder von dem *noill* bezogen, so daß man *noill o aus f. s.* zu schreiben hat, oder es liegt ein Italianismus des Schreibers von Hs. D vor, wie ja B. eine solche Möglichkeit auch für *dire me·l farez a enviz* ins Auge faßt (Buvalelli kann *dire m'o farez a enviz* gesagt haben); was die Stellung betrifft, so nimmt ja *o* an der bekannten Regel nicht teil und tritt immer hinter den Dativ, s. *Pror. Elementarbuch* § 210, also ist das S. 161 Anm. 2 Gesagte zu streichen. Will man aber doch ein obiges *lo* für Buvalelli annehmen, so sehe ich darin einen Italianismus, denn für die provenzalischen Trobadors möchte ich mit Chabaneau ein solches *lo* nicht anerkennen.[1] Nicht dagegen ist etwa ein Italianismus die Stellung eines Pronomens im Dativ vor einem Pronomen im Akkusativ; Beispiele dafür habe ich gleichfalls im Elementarbuch a. a. O. geboten. Eine 1. Sg. Präs. auf *-o* bei Sordel XXXIV, 36 anzunehmen (S. 164), kann man sich schwer entschließen; ich zweifle nicht, daß *isco* in *eis eo* zu ändern und *eo* einen Oberitalianismus darstellt, schreibt doch in demselben Gedicht V. 39 Hs. H *qeos* für *qeus*. Ingleichen wird man XXXVIII, 8, wo auch nur eine Handschrift (I) vorliegt, *consell eo* für *consello* zu schreiben haben. *Amors* männlich braucht nicht *usato all' italiana* zu sein (S. 169), denn schon beim Mönch von Montaudon (Appel, *Chr.* 85, 25) hat das Wort dies Geschlecht. *Pos* wird auch von den provenzalischen Trobadors mit dem Konjunktiv verbunden (S. 169), sobald es sich nur um etwas Vorgestelltes handelt. S. 171 Anm. 1 begeht B. den methodischen Fehler, eine Stelle ändern zu wollen, deren Sinn dunkel bleibt; auch was S. 416 zu dem fraglichen Gedichte, das übrigens nicht MG. 616, sondern 716 steht, beigebracht wird, bedeutet nichts weiter als ein Herumexperimentieren. Der Vorschlag von Levy wird mit Recht abgelehnt (S. 172), aber *que* einfach als 'avverbio relativo' zu bezeichnen ist nicht gut; es liegt die Erscheinung vor, die ich im Elementarbuch § 199 besprochen und belegt habe, daß eine Präposition, die das Verb des Relativsatzes erfordert, dann nicht zum Ausdruck kommt, wenn sie schon bei einem vorangehenden Determinativpronomen steht. Was ich schon *Zs.* XXI, 571 gesagt habe, daß *el rei deserrir* zu schreiben sei, ist nach wie vor richtig. Der ganze Sinn verlangt es ja: Wenn ich mich bemühen sollte, dem König schlechte Dienste zu erweisen, tue ich ihm Angenehmes (*Que can deuria poignar El rei deserrir, ti fatz Plazers*; B. hätte den letzten Satz nicht auslassen sollen); auch ist die Konstruktion von *poignar* mit *en* und folgendem Infinitiv ganz gewöhnlich, s. die vielen Belegstellen bei Levy, *S.-W.* VI, 450. Aber ganz abgesehen davon, wäre eine Wortstellung *el rei de serrir*, wobei *el* spanischer Artikel sein sollte, ganz ungewöhnlich und jedenfalls erst durch Parallelstellen zu erhärten. *Preison* = 'Gefangener' (S. 173) ist auch sonst mehrfach anzutreffen, s. Levy, *S.-W.*, *preizon* Nr. 6. Auch die Verwendung des Reflexivs im Sinne des Passivs ist kein Italianismus, s. Elementarbuch § 184. *Sobrandar* (S. 174) findet sich auch bei D. de Badas, s. Levy, *S.-W.*, *retrar* auch im Doctrinal des P. de Castelnou, s. Levy, *S.-W.* unter *retraire*, und bei *asentar* ist zu berücksichtigen, daß Raynouard einfaches *sentar* belegt, wenn auch nur einmal. Was *eaïmen* angeht (S. 175), so paßt es erheblich schlechter in den Zusammenhang als *traïmen*, und ferner fragt man, wo denn die Belege sind für ein altgenuesisches *eaïr* und vor allem *eaïmento*, denn B. wird doch nicht glauben, daß Panzan eine provenzalische Bildung *eaïmen* von einem

[1] An der Stelle bei B. del Pojet liest O, die einzige Handschrift, welche ich nachprüfen kann, *qi lo sabra retraire*, wo *l'o* zu schreiben ist. Appel, *Chr.* XVII, 34 hat schon seit der dritten Auflage das *lo* aufgegeben.

ital. *caïr* vorgenommen haben sollte. *Alegror* (S. 176) wäre keine 'voce nuova', denn es wird von Raynouard IV, 53 belegt. *Alegor* zu schreiben ist bedenklich, denn auf ein solches Wort trifft man sonst nicht, und da auch nicht wohl ein Verbalsubstantiv von *alegorar* vorliegen kann, weil dies *alegorar* eine Bildung zu häufigem *legor* < *licor* ist (s. Meyer-Lübke, *E.-W.* 5020a), so tut man am besten, für *da legor* der Handschrift *de legor* zu setzen. *Semo* für *semona* kann sich aus Asymmetrie erklären, s. Ebeling in den Tobler-Abhandlungen S. 346, Nr. 13.

Auf einen weiteren wohlgelungenen Abschnitt über die Handschriften, die Dichtungen der italienischen Trobadors enthalten (es wird gezeigt, daß die Mehrzahl der provenzalischen Liedersammlungen in Italien geschrieben ist), folgen die Texte nebst Übersetzungen und Anmerkungen. Hier muß ich mir große Beschränkung auferlegen, um den Raum einer Besprechung nicht allzusehr zu überschreiten. Zunächst die Frage, warum nicht durchgängig die provenzalischen Lebensnachrichten voraufgeschickt sind, also nicht bei Sordel und Zorzi; etwa, weil hier kritische Ausgaben vorliegen? Das würde kein Gegengrund sein.

I, 15 schließt sich B meiner vor Jahren geäußerten Auffassung von *neschera* an (s. Anm.), allein ich habe mich damals durch die Schreibung irreführen lassen. Das Wort hat nichts mit *nesci* zu tun und kommt von *necessaria*; auch an der Stelle bei Uc de S. Circ heißt es 'Not', 'Mangel'. — II, 25 ff. Es wird über die Schwierigkeit des Anfangs gesprochen, aber auch die zweite Hälfte der Strophe hat ihren Haken, s. Levy, *S.-W.* IV. 317b. — III, 4 hat B. laut Anmerkung das, was ich in meiner Ausgabe der Briefe Rambauts S. 117 Anm. sage, mißverstanden, denn ich schließe dort die Lesart *en cartones* nicht 'senz'altro' aus, sondern bemerke nur: 'eine andere Lesart *cartones* kommt hier für uns nicht in Betracht (ital. Übers.: *non è qui da tener conto*), da eine Beziehung auf Beatrix ganz ausgeschlossen ist'. V. 13 schreibe *mespres*. V. 15 *mas vos e liris persegua vostra fes* ist unrichtig wiedergegeben mit 'tenetevi pure, voi e lei, la vostre fede'; *persegre* heißt 'verfolgen', und der Sinn ist: 'Euch und sie (dazu) mögen die Folgen Eurer Treue d. h. Treulosigkeit treffen.' Es ist nicht zutreffend, daß der Sinn von *empenhar* (s. Anm. zu V. 18) dunkel sei, s. Briefe Rambauts S. 120 Anm., Appel, *Chr.*, Crescini, Manoaletto[2]; man kann nur sagen, daß wir von jener Straßenrechtsverpfändung keine geschichtliche Kunde haben. *Ses deman* (V. 33) ist nicht richtig übersetzt mit *senza domandarvene il permesso*, denn *deman* heißt nicht 'Frage', sondern 'Forderung', also ist der Sinn: 'ohne daß Ihr späterhin eine darauf bezügliche Forderung stelltet'; so haben schon Appel, *Chr.*, und Levy, *S.-W.*, unter *deman* Nr. 3 ganz richtig gedeutet. Daß *faire panier* in V. 47 wahrscheinlich 'Räuberei verüben' heißt, habe ich schon im *Literaturbl.* 1911, S. 295 gegenüber anderen gesagt und näher begründet. Den Vers 58 interpungiert B. ebenso wie Appel und Crescini: *vis de castron, magagnat, larga pansa*, aber eine Anmerkung wäre mindestens erwünscht gewesen; Levy bemerkt im *S.-W.* unter *maganhar*, daß ihm die Stelle unklar sei, und das ist sie mir auch, wenn man hinter *castron* ein Komma setzt, denn *magagnat* könnte dann doch nur 'Verstümmelte' bedeuten und müßte sich auf Rambaut und Herrn Pier zugleich beziehen, was sehr unwahrscheinlich ist. Ich schlage vor, das Komma zu streichen und *magagnat* zu *castron* zu ziehen; da Levy *feda maganhada* 'räudiges Schaf' belegt, so könnte *castron maganhat* 'räudiger Hammel', mithin *vis de c. m.* 'Gesicht von räudigem Hammel' sein. Auch bei P. Vidal stehen Substantiv und Adjektiv in der Zäsur, s. Ausgabe von Bartsch S. LXXIV: *bel m'es, bela domna, quan pens de vos* und *e la dousza terra de Canaves*. — VII, 25 ist der Dialog nicht richtig verteilt; setze Gedankenstrich nach *partir* und nach *dan*. *Per* in V. 33 heißt 'deshalb', s. oben S. 198. V. 41 schreibe *ra t'en* statt *ra-t-en*. — XII, 7. Die Änderung ist stark; das

es im voraufgehenden Verse bedurfte einer Anmerkung. — Wenn XIII, 8 *si fos d'aital manieira* mit 'se davvero li trovasse' übersetzt wird, so heißt das der Schwierigkeit aus dem Wege gehen. V. 13 ist *sarpeillieira*, wie Übersetzung und Anmerkung zeigen, sonderbar mißverstanden worden; es ist die grobe Leinwand des Leichentuches gemeint, des einzigen, was der Reiche nach seinem Tode mit fortnimmt, vgl. P. de Capduelh, Gr. 375, 2, V. 30—1: *Q'Alixandres, qi tot lo mon avia, No 'n portet ren mas un drap solamen.* Es hätte übrigens bemerkt werden können, wie wenig gut die zweite Strophe mit dem *pois rezetz* sich an die erste Strophe anschließt, und wie passend sie auf die an dritter Stelle überlieferte Strophe folgen würde. — XIV, 6 ist für *rudolen* der einzigen Hs. H meiner Ansicht *ruvolen* zu schreiben. Das Wort scheint zwar sonst im Altprovenzalischen nicht belegt zu sein, begegnet aber um so öfter im Norden als *rovelent* (s. Godefroy), das entweder eine Bildung **rubilentus* voraussetzt oder einer Kreuzung von *rovel* und *rovent* seinen Ursprung verdankt. — XV, 7—8 lauten: *S'il no m'onret, onrat m'a en Breissana Na Donella qe's fai a totz plazer.* Im ersten Verse weist die Hs. *oran xai en B.* auf, das Jeanroy und Salverda de Grave, *Poés. de Uc de S. Circ* S. 129, V. 7 als *oranx ai* geschrieben haben. Dies *oranx*, das übrigens sonst nicht begegnet, verwirft B. mit vollem Recht, aber seine Änderung ist zu gewaltsam. Ich zweifle nicht, daß *onra'm xai en B.* zu schreiben ist; die Schreibung *xai* für *sai* 'hier' erscheint auch sonst in H. so z. B. hier bei Bertoni XVII, 9. — XXVI, 5. Warum ist gegen De Lollis *non* anstatt *noy* (*noi*) gesetzt worden, das CDaIK zeigen?[1] — XXIX, 8 bedurfte einer Anmerkung. *Orgoill* gibt hier doch keinen Sinn, und daher erklärt denn auch Levy, *S.-W.* V, 520, daß ihm die Stelle unverständlich sei; es liegt sehr wahrscheinlich ein Überlieferungsfehler der Hs. H vor, und in *orgoill* dürfte ein Pflanzen- oder Krautname stecken. — XXX, 7 ändert B. ohne Anlaß und interpungiert infolgedessen in V. 5 und V. 6 nicht richtig; es ist alles in Ordnung wie es bei Suchier steht (*qon fan l'amic de Deu* ist = 'wie es den Freunden Gottes ergeht'). Eine Folge jener Änderung ist auch die unzutreffende Auffassung, daß Girard nicht genau auf die Frage antworte. Wie V. 33 zum Sinne des Folgenden stimmen soll, wird auch durch die Übersetzung nicht klar. V. 34—35 lauten: *Don, s'infern rei, pro n'aurai eu qe'n mir D'esqivar mal.* Die Londoner Hs. hat: *in quem mir*, die Brescianer: *e qen mir*. B. folgt unter Änderung von *e* in *eu* der letzteren, aber was soll das *n* in *qe'n* heißen? Die Londoner Hs. weist offenbar das Richtige auf: 'ich werde viel haben, worin ich mich spiegeln kann', d. h. woran ich mir ein Beispiel nehmen kann, das Schlechte zu vermeiden, s. die Belege für solches *sé mirar* bei Stimming, *B. de Born*, kl. Ausg.[2] 9, 29. Unsere Stelle sollte bei Levy, *S.-W.* V, 285 nicht fehlen wegen des mit *de* sich anschließenden Infinitivs. V. 38 wird zu *la pleu* die Wahl zwischen den Bedeutungen 'Regen' und 'Volk', 'Menge' gelassen, wie aber die erstere hier passen soll, ist schlechterdings nicht ersichtlich. Wenn man überhaupt die Existenz eines *pleu* 'Regen', das Chabaneau wenig glücklich für eine Stelle in der hlg. Enemia (s. Levy, *S.-W.* VI, 385) vorgeschlagen hat, für möglich halten wollte, so müßte das Wort jedenfalls männlichen Geschlechts sein; aber der Sinn 'Volk', 'Menge' wird hier in der Tenzone ebenso verlangt wie an einer Stelle bei P. Vidal (s. Levy l. c.), daher ist es mit Suchier und mit Lienig, *Die Grammatik der prov. Leys d'amors* S. 47 als von *plebem* kommend anzusehen, und nichts Ernstliches läßt sich schließlich auch gegen die An-

[1] Auf die drei Gedichte Sordels läßt B. eine lange Anmerkung folgen, in welcher er verschiedene Stellen aus einer Anzahl anderer Lieder desselben Trobadors erörtert. Man kann hier im ganzen zustimmen, nur vermag ich nicht zu sehen, wie durch seine Betrachtung von IV, 26—30 eine annehmbare Konstruktion in die üble Stelle hineinkommen soll.

nahme des gleichen Wortes für die Enemia-Stelle einwenden. — XXXI, 5 tut B. ganz recht daran, *genzir* gegen *agenzir* von Crescini zu schreiben, aber V. 13 hätte er Jeanroy folgen sollen, der richtig *estanes* mit *d'arer* verbindet. V. 43 heißt *reerezen* nicht 'rinnegati', sondern, wie auch sonst, 'ablassend von', 'schlapp', indem es zu *sé reerire* gehört. V. 42 ist *per lur*, das in Bertonis *Trovatori minori di Genova* unübersetzt geblieben war, mit 'spontaneamente' wiedergegeben, aber dazu war eine Anmerkung erforderlich mit weiteren Belegen für einen solchen Gebrauch von *per* + Pronomen; daß *per lur* das nicht heißen kann, vermochte B. aus dem Besserungsversuch Chabaneaus zu entnehmen. Vielleicht ist *periur*, als auf die Sarazenen bezüglich, zu schreiben. — XXXII, 11 verlangte *recip* eine Erwähnung. Begegnet eine solche 1. Sg. Perf. sonst noch? Ich kenne nur *reecp* für *receup*. Durch die lange Anmerkung zu *lip* (V. 13) werden Bedeutung und Herkunft dieses Adjektivs um nichts klarer. — XXXIV, 16 s. unten zu L, 37. — XXXVI, 24 *esgart* kann unbeschadet des voraufgehenden *fo* Plural sein. V. 40—41. Für die übertragene Bedeutung von *sé banhar* war es angebracht, auf Raynouard II, 179 zu verweisen. Im folgenden Verse ist es doch sehr bedenklich, das *salutz* der Hss. mit Appel aus dem Text zu entfernen; es bedeutet m. E. 'Grüße' wie in V. 36, und wenn man mit Hs. I *en* schreibt, so würde die ganze Stelle lauten: *En mi baigner' ab gran solatz En baing de salutz ses regart*. V. 55 ist das *mória* der Hss. mit Appel beizubehalten. — XXXVII. Wenn unter den Druckstellen für dieses Gedicht Cigalas auch *Studi medievali* II, 414 angeführt, war es gut, zu sagen, daß der dortige Text voller Fehler ist. Die Anmerkung zu V. 13 ist unglücklich ausgefallen. Es handelt sich nicht um ein wiederholtes *que*, sondern das zweite *que* (V. 16, nicht V. 19) hängt von dem *tant* des Nachsatzes *tant sai los faillimens grans* 'so kenne ich doch meine Vergehen als so große' ab. Über die Erscheinung des doppelten *que* habe ich im *Prov. Elementarbuch* § 191 gehandelt, daß aber die Stelle, welche B. aus dem *Plank* des B. de Born heranzieht, nicht hierher gehört, möge er aus S. 107 dieses Heftes ersehen. V. 29 braucht *ades* nicht, wie die Anmerkung meint, 'jetzt' zu heißen; der Sinn 'immer' mit dem Nebensinn 'immerfort', den es oft im Nordfranzösischen hat, genügt. *Desplazenz* in V. 47, das in der Übersetzung unberücksichtigt geblieben ist, kann doch nur zum voraufgehenden Plural *ayais* (so hat man mit I zu schreiben) gehören, also ist der Punkt hinter *subitana* zu tilgen und hinter *desplazenz* zu setzen. — XXXVIII, 6 wendet sich B. mit Recht gegen Appel, der das *e vuelh lofrir* von C in *s'il v. o.* ändert, aber auch die Änderung der Wortstellung, die er seinerseits vornimmt (*e'l vuelh offrir*) ist nicht zu billigen, denn was die Handschrift bietet, ist ganz in Ordnung (= *e vuelh l'ofrir*), indem es sich versteht, daß das Fürwort syntaktisch zu *vuelh* gehört. V. 31 f. war Appels Lesung, der IKa folgt, beizubehalten, denn es ist methodisch nicht richtig, innerhalb eines Satzes einen Vers aus einer Handschrift zu nehmen und das übrige aus einer anderen, wenn das von einer Handschrift oder Handschriftengruppe Gebotene insgesamt genügt. V. 45 wird *autreyar* zutreffend die Bedeutung 'garantire' zugesprochen, nur wäre ein Hinweis auf Levy, *Pet. Dict.*, der sie schon bietet, erwünscht gewesen. — XXXIX, 39 *ni blan razon ni sa parenta*. Die Übersetzung 'e non fo' caso della ragione umana nè temo la sua presenza' stimmt gar nicht dazu, namentlich erscheint *parenta* sonderbar aufgefaßt (vgl. auch die Anm.). — XL, 9. Es ist bei *mos cors levet* nicht nötig, die Möglichkeit zu erwägen, ob in dem *s* von *cors* ein angelehntes Pronomen stecke, denn auch V. 5 steht *cors* 'Herz', und anderseits wird *levar* ohne Pronomen häufig genug in reflexivem Sinne verwendet. V. 13 Anm. Daß die Trobadors *lui* für *lo·is* gebrauchen, ist doch keineswegs so sicher, wie B. zu glauben scheint. Er stützt sich offenbar auf v. Elsner, *Form und Verwendung des Personalpronomens im Altprovenzalischen* S. 23, aber die dort aufgeführten Stellen stammen entweder

nicht aus lyrischen Gedichten, oder doch nur aus ganz späten, sonst aber sind sie mißverstanden bis auf eine einzige Stelle bei Peirol (Rayn., *Ch.* V, 288; Appel, *Ined.* S. 254 V. 46), welche auch B. anzieht, und an der allerdings Hs. C *luy* schreibt, während R *lieis* aufweist. V. 40 ist *qe* mit 'mentre' übersetzt, aber wo finden sich sonst Belege für eine solche Bedeutung? Es empfiehlt sich, das *el* (= *e'l*) der Hs. a[1] in den Text zu setzen. Daß übrigens in dem Verse ein Sprichwort vorliege (s. Anm.), ist nicht wahrscheinlich. V. 43 schreibe *plaigna* für *plaignia* (Druckfehler). — XLI, 25. Das *anc* der Hss. ist nicht mit Appel in *am* zu ändern, sondern zu belassen, denn das *qe* des folgenden Verses ist das Subjekt. Daß das prov. Relativpronomen im Nom. auch dann *que* lauten kann, wenn ein Determinativum davor nicht zum Ausdruck gekommen ist, habe ich *Zs.* XXIII, 599 Anm. 1 gezeigt und weitere Beispiele *Zs.* XXXII, 616 zu IX, 15—16 und Anm. 1 hinzugefügt. V. 39—40 verstehe ich ebensowenig wie Levy, *S.-W.* unter *estendensa*. Daß *estendensa* bei Appel, wie B. meint, ein Druckfehler sei, ist nicht richtig, denn er spricht ja im Glossar davon. Aber auch durch ein *estenensa* wird keine Klarheit geschaffen, und wie die Übersetzung (wo bleibt das eigentümliche *adur* des Textes?) zum ganzen Zusammenhang passen soll, vermag ich nicht zu erkennen. — XLII, 26 ff. Fragezeichen, wie es richtig in der Übersetzung statt des Ausrufungszeichens steht. V. 27 will das *si'l* nicht recht passen; in den Varianten wird nicht angegeben, daß C oder R *quill* aufweisen, aber, nach Mahn zu urteilen, liest Raynouard *qu'ill*, das ganz befriedigen würde, oder soll man glauben, daß letzterer diese Lesart aus der Luft gegriffen habe. Ein *corp* stimmt wenig zu den folgenden *cassadors*. — XLIII. Es wäre die Bemerkung erwünscht gewesen, daß bei Mahn, *Werke* III, 129 die beiden letzten Strophen und das Geleit unbegreiflicherweise ausgefallen sind. Ein *ainta* in V. 34 scheint Druckfehler zu sein, oder wenn nicht und in der Handschrift drei Grundstriche stehen, so ist *amta* zu schreiben, welche Form bei B. de Born ed. Stimming gr. Ausg. 17, 6,[1] in Sordels *Documentum honoris* V. 385 sowie in den *Poésies religieuses* ed. Levy V. 1183 vorkommt und die bei Levy, *S.-W.* nicht fehlen sollte, vgl. auch *Literaturbl.* XXIII, 305. V. 40 schreibe *no'n*. — XLIV. Warum sind die Druckstellen Rayn. IV, 210 und *MW.* III, 122 nicht angegeben? V. 23 schreibt B das *annatz* der Hss. als *a n'Atz* : *e s'el a n'Atz volgues rendre l'argen*. Von anderem abgesehen, erregt doch ein Personenname 'Atz' im Obliquus starke Bedenken, da eine solche Form m. W. sonst nicht in der Trobadordichtung begegnet. Vielleicht ist *a natz* zu schreiben und hierin der Plural von dem *nat* zu erblicken, das Levy, *S.-W.* im Sinne von 'jemand', 'irgendeiner' belegt, so daß man zu verstehen hätte: 'und wenn er irgendwelchen Leuten das Geld (das sie ihm geliehen haben) zurückgeben wollte'. — XLV, 15 schreibe *cor* statt *cors*. — XLVII. Dies Gedicht ist auch bei Klein, *Mönch von Montaudon* S. 102 abgedruckt. V. 9 befriedigt nicht, auch wenn man eine Form *propeerai*, die doch erst aus dem *propterai* von IK und *prompterai* von a entnommen ist, als Futur von *propchar* anerkennen wollte. Sollte man nicht vermuten dürfen, daß das ital. *improntare* (es geht ein *m'en* dem *prompterai* vorher) in dem Überlieferten steckt? Der Sinn wäre dann: 'Ich will mich von einer anderen Seite her bereit stellen, d. h. (im vorliegenden Falle) Euch meine Freundschaft antragen.' Aber es wären noch die Bedeutungen von altital. *improntare* zu untersuchen; vielleicht gelingt es dann auch, der Stelle einen Sinn abzugewinnen, die Levy, *S.-W.* unter 'prontar' aufführt. V. 26. Das bei den Trobadors ungewöhnliche Verfahren, an einen behauptenden Satz

[1] Daß in der Handschrift so steht, habe ich noch immer Anlaß zu glauben. Ob eine Handschrift von Peirol 366, 14 *amta* aufweist, wie es nach Raynouard (s. *MW.* II, 18 oben) den Anschein hat, kann ich nicht feststellen; Hs. Q (ed. Bertoni S. 153b) zeigt an der Stelle *omta*.

einen verneinenden mit einfachem *ni* (statt *ni no*) anzuschließen, das hier vorliegt und gerade bei Cigala in *Escur prim* V. 53 wiederkehrt, hätte in einer Anmerkung hervorgehoben werden sollen. In der Übersetzung steht übrigens *di alcuno*, während der Text *ni'm* zeigt. Die Bemerkung zu V. 49 'qui l'*i* sta per *ne* (inde)' dürfte auf einem Mißverstehen des von v. Elsner S. 51 Gesagten beruhen. — XLVIII, 3. Setze *al* statt [*als*] in den Text, da die Hs. nicht nur dieses *al*, sondern auch das folgende *al* bietet. V. 18 ist die Übersetzung mit dem Wortlaut des Textes nicht in Einklang zu bringen; ich verstehe: 'worüber ich ebensoviel Kummer empfinde als ihr Wesen Lob hatte, d. h. verdiente'. Ein Obliquus *laus* begegnet im Altprovenzalischen wie *los* im Nordfranzösischen, s. Appel, *Chr.* 72, 59, aber man kann das *s* auch wegen des folgenden mit *s* beginnenden Wortes streichen. Das Verb ist im Vergleichssatz nicht zum Ausdruck gekommen, aber aus dem Voraufgehendem leicht zu entnehmen. V. 36 ist es besser, das *de* der Hs. bestehen zu lassen und *pauc* in *pauces* zu ändern, also: *Ec eu de pauces lo n'esper*, 'und ich erwarten ihm (sc. den Dank) von wenigen dafür'; setze übrigens Komma dahinter. V. 43 verdiente die im Reim stehende Wortform *cuni* angemerkt zu werden; Levy, *S.-W.* III, 13 belegt sie nur bei Catalanen. — L, 1 ist in der Anmerkung vergessen, daß ich ja in den 'Prov. Dichterinnen' zu V. 14, 1 über *arratge* gehandelt habe, vgl. auch Levy, *S.-W.* 78, wo die Literatur verzeichnet ist. V. 4. Das Objekt ist schwer zu entbehren, daher verdient die Lesart von M den Vorzug. V. 25 ff. liegt ein Mißverständnis vor; auch steht *d'agel* in keiner Handschrift. Die Übersetzung 'ritornò sui suoi passi' bedeutet das Gegenteil von *tenc sa via*; für letzteres muß die Lesart von M eintreten. *Razones* ist 2. Pl. Konj. Präs. und *fes* 3. Sg. Perf. V. 37 *Pero cavals c'om rol qe biort gen Deu hom menar ab mesur' et ab sen.* Diese Lesart von IKOa (M weicht ab) hatte ich in den Prov. Dicht. belassen und in der Anmerkung eine Änderung in *caval* nur in leise Erwägung gezogen. Bertoni verweist bezüglich dieses Punktes auf Appel, der in *Zs.* XII, 540 (nicht 450) sagt: 'Das Objekt eines Satzes, welches gleichzeitig Subjekt eines eingeschobenen Relativsatzes (hier *que biort gen*) ist, erhält sehr gewöhnlich die Form des Nominativs.' Die Sicherheit, mit der hier eine Erscheinung als sehr gewöhnlich hingestellt wird, hält mich nicht ab, Beispiele dafür zu fordern, und sie steht in auffallendem Gegensatz zu Appels Verfahren selbst, da er um dieselbe Zeit in seinen 'Provenzalische Inedita' S. 181 V. 16 einen Nominativ *daus*, der ein Objekt darstellt und auf den ein Relativ, dazu noch im Nominativ, folgt, aus dem Text geschafft hat, und ihm folgend Bertoni S. 321 V. 15 (wieder bei L. Cigala). Appel hat vermutlich den Fall von Assimilation im Auge gehabt, von dem Tobler, *VB.* 1², 242 handelt. An den dort und weiterhin von Walberg zum Bestiaire des Ph. de Thaün V. 587—90 gebotenen Stellen liegt die Sache so, daß stets ein Relativ im Nominativ folgt, und demgemäß konnte Appel, wiewohl solche Beispiele fürs Provenzalische noch nicht gesammelt sind, das *dan* der Inedita im Texte lassen, wie er denn auch S. XXII dies als das Richtige andeutet. An unserer Stelle aber steht das Relativ im Akkusativ, und es lag und liegt somit mehr Anlaß zum Zweifel vor. V. 44 paßt *der* von IKM viel besser in den Zusammenhang als das *deu* von Oa. V. 45 ist *razon pren* nicht richtig aufgefaßt; *razon* heißt 'Vorwand', wie ich schon in 'Prov. Dichter.' zu der Stelle erklärt habe, und wie dies Levy, *S.-W.* durch einen neuen Beleg bestätigt.

Doch ich muß hier endlich abbrechen und will nur noch bemerken, daß der nach französischer, nicht nachahmenswerter Art angelegte 'Indice grammaticale e lessicologico' wenig brauchbar ist, schon weil die Wörter nicht glossiert sind.[1] Ein Eigennamenverzeichnis wäre erwünschter gewesen; auch

[1] Die interessante übertragene Verwendung von *eironar* XLIV, 2 durfte nicht fehlen, wenn sie auch keiner Anmerkung gewürdigt worden ist.

ein umfangreicheres 'Errata-corrige' als das S. 599 gebotene, in dem namentlich eine Anzahl von Kommata, die in den Texten fehlen, nachgetragen wäre, würde dem Buche nicht geschadet haben.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. II. Band: Die neuere Zeit. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Adolf Birch-Hirschfeld. 2. Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1913. IX, 511 S.

Nun liegt auch der II. Band der französischen Literaturgeschichte von Birch-Hirschfeld in neuer Auflage vor.[1] Überall erkennt man die bessernde Hand des Verfassers. Frühere Irrtümer und Ungenauigkeiten sind beseitigt; neue Stellen sind hinzugefügt, andere gestrichen, ein letztes Kapitel (S. 426 bis 470) führt die Betrachtung bis zur Gegenwart.

Gleich die erste Seite zeigt eine recht wesentliche Erweiterung des früheren Textes. S. 8 begegnet man einer gerechteren, mit dem Zeitcharakter besser in Einklang gebrachten Beurteilung von Marots Scherzgedichten: auch die mythologische Einkleidung von Marots 'Enfer' ist jetzt nachgetragen (S. 9), ebenso (S. 13) der Hinweis auf den Lyoner Dichterkreis, den inzwischen Baurs Studie über Scève (1906) des näheren beleuchtet hat. Naturgemäß sind auch in den Rabelais gewidmeten Seiten mancherlei Besserungen vorgenommen. Einzelheiten aus Rabelais' Lebensgang werden auf Grund der mittlerweile zu einem selbständigen Wissensgebiet gewordenen Rabelaisforschung richtiggestellt. Ein neuer Zusatz (S. 19) weist darauf hin, daß in Rabelais' Werk auch ein starkes Element persönlichen Erlebens steckt. Weiter st eine zusammenfassende Charakteristik Rabelais' hinzugefügt (S. 23 ff.). Ungern vermißt man dagegen Rabelais' Namen in der Aufzählung der Schriftsteller, die sich an der durch Antoine Heroet entfesselten Frauenfehde beteiligt haben (S. 14), denn wichtiger als alle Schreibereien von Corrozet, Borderie, Augier, Fontaine und du Billon ist doch die Tatsache, daß Rabelais aus diesem Streit eine nachhaltige Anregung für sein Werk empfangen hat. Die Seiten über Montaigne sind gleichfalls ergänzt (S. 34 ff.). Verhält es sich aber mit dem 'Contr'un' wirklich so, wie S. 23 dargestellt wird? Hätte Birch-Hirschfeld noch Armaingauds letztes Buch 'Montaigne pamphlétaire' (in den Literaturangaben unerwähnt gelassen) zu Rate gezogen, so würde er vielleicht zu anderer Ansicht gekommen sein. Montaigne war doch pfiffiger, als gewöhnlich angenommen wird. S. 42 trägt eine Besserung der durch Villey begründeten Auffassung von dem Ursprung und der Tendenz der 'Défense' Rechnung. Als Verfasser des 'Quintilian Horatian' wird jetzt Barthélemy Aneau bezeichnet (S. 43). Über Ronsard wird nur wenig Neues geboten. Verhältnismäßig mehr schon über Joachim Du Bellay (S. 49 ff.), Antoine de Baïf (S. 51) und Belleau (S. 51). Auch die folgenden Kapitel haben nur geringe Änderungen erfahren. Eine durchgreifende Umarbeitung ist dagegen den Seiten über Malherbe und Régnier anzumerken (S. 73 ff.). Eine Erweiterung haben auch die Ausführungen über Cyrano und Scarron gefunden. Ferner ist jetzt eine genauere und zutreffendere Chronologie der Werke Corneilles durchgeführt. 'La Mort de Pompée' wird auf S. 120 richtig in das Jahr 1644 verlegt, auf der nächsten Seite allerdings ist noch versehentlich 1643 stehengeblieben. In der Darlegung des Cidstreits (S. 119) tritt nicht klar genug hervor, daß für die Feindschaft des allmächtigen Kardinals gegen Corneille auch Motive rein persönlicher Natur mitsprachen.

[1] Zum I. Band vgl. 'Archiv' Bd. 132 (1914) S. 437—441.

Revidiert ist auch die Charakteristik Ludwigs XIV. (S. 128. 129), ebenso ist das Bild der Frau von Maintenon (S. 201) schärfer herausgearbeitet. Rochefoucauld wird S. 131. 132 treffender und eingehender gewürdigt als in der ersten Auflage, desgleichen das Werk der Lafayette, das jetzt in seiner Stellung innerhalb der Entwicklungsgeschichte des Romans besser zu seinem Recht kommt (S. 135). Auch bei Bossuet (S. 141 ff.) und Molière (S. 151 ff.) ist mancherlei nachgetragen oder geändert. S. 156 wird die Bedeutung, welche die Frauenschule für die Geschichte des französischen Lustspiels hat, deutlicher hervorgehoben. Dem Satz der ersten Auflage (S. 452): 'Molière schöpft im Tartuffe ganz aus dem Schatz eigener Erfahrungen und Beobachtungen' wird nunmehr (S. 157) durch eine direkte Beziehung zu bestimmten Vorgängen und Verhältnissen aus des Dichters Zeit eine größere Deutlichkeit verliehen. Racine, dem die erste Auflage (S. 475) in seiner Eigenschaft als Historiograph des Königs 2000 écus zuerkannt hatte, wird jetzt auf die schuldigen 2000 livres gebracht (S. 180). Bei Boileau (S. 190 ff.) sind wie bei Corneille mehrfach chronologische Angaben richtigzustellen gewesen: die Ode über die Eroberung von Namur gehört in das Jahr 1693, 'Les Femmes' in das Jahr 1694, 'L'Equivoque' ist 1711 gedruckt worden, und 'Sur l'amour de Dieu' ist 1698 erschienen ...

Solche Änderungen finden sich auf Schritt und Tritt. Sie zeigen, wie der Verfasser überall gefeilt und gebessert hat. Ich kann mich indessen nicht des Eindrucks erwehren, daß sich die vorgenommenen Änderungen in zu engen Grenzen bewegen. Nicht weniger wichtig wäre es gewesen, die hinter und über den Einzeltatsachen liegenden großen inneren Zusammenhänge deutlicher herauszuarbeiten und die allgemeinen Richtlinien einer größeren Klarstellung zu unterziehen. Nach dieser Seite hin scheint mir Birch-Hirschfelds Buch noch der Durcharbeitung und teilweise auch der Umarbeitung zu bedürfen. Die einzelnen Perioden sind zwar abgetrennt, aber die zwischen ihnen waltenden Verschiedenheiten werden zu wenig scharf herausgehoben. Man merkt es der Darstellung an, wie möglichst viel Stoff gruppiert, möglichst viel Literaten und Literaturwerke untergebracht werden sollen und wie darüber die beherrschenden Gesichtspunkte in der Masse des zusammengetragenen Stoffes untertauchen. Das tritt am krassesten in der Darstellung der Literatur des 18. Jahrhunderts zutage. Einer Bewegung, wie es die Aufklärung ist, wird Birch-Hirschfeld nicht gerecht. Es wird zwar alles mögliche darüber geschrieben, aber da Wesentliches und Unwesentliches koordiniert werden, kommt kein klares Gesamtbild von der Sache heraus. Die Einwirkung der englischen Philosophie und Literatur auf die ganze Bewegung wird schief eingefügt. Der Einfluß der Naturrechts- und Vertragstheorien wird zu nebensächlich abgetan. Noch unglücklicher ist die Einreihung Rousseaus in den Zusammenhang der Literatur. Auch die einzelnen Vertreter der Aufklärungsrichtung selbst kommen nicht zu ihrem Recht. Besonders fühlbar macht sich das bei Voltaire (der übrigens in anderem Zusammenhang S. 112 überschätzt wird). Eine Persönlichkeit seines Schlages will letzten Endes doch aus einer Perspektive geschaut werden. So hat neuerdings Sakmann Voltaires verblüffende Vielseitigkeit aus seiner Bourgeois-Natur hergeleitet.

Klarer als das Wesen der Aufklärung ist das Wesen der Romantik veranschaulicht, obwohl sich die ganze Erörterung stark um die Gleichung Romantik = Herrschaft des Gefühls (vgl. Küchler, 'Französische Romantik', 1908, S. 104) herumbewegt, ohne daß doch diese Gleichung selbst aufgestellt wird. Wäre in ähnlicher Weise die Eigenart der Aufklärung dargetan worden, so hätte meines Erachtens die Darstellung der Literaturbewegung des 18. Jahrhunderts wesentlich gewonnen. Freilich muß man dann endlich einmal aufhören, 'Vorläufer' herauszulesen, und sich entschließen, an die Stelle einer schablonenhaften Zerlegung des Stoffes eine sich organisch vollziehende Entwicklung zu setzen

Den beigefügten Literaturnachweisen (S. 471 ff.) läßt sich leider nur geringe Sorgfalt der Arbeit nachrühmen. Zunächst stört eine Unmenge von Druckfehlern. Ein Buch, das mit seinen Literaturnachweisen zur Einführung in die wissenschaftlichen Arbeiten über die französische Literatur dienen soll, dürfte nicht das 'Archiv' seit dem Jahr 1886, die 'Zeitschrift für romanische Philologie' seit 1876, die 'Zeitschrift für französische Sprache und Literatur' seit 1880 erscheinen lassen. Der Herausgeber der 'Romanischen Studien', die übrigens bis 1885 gehen, wird Brehmer genannt. Das sind ein paar Druckfehler, über die man gleich in den ersten Zeilen stolpert. Ähnliche finden sich auch sonst noch genug.[1] Daß in den Literaturnachweisen mancherlei fehlt, ist bei einer Zusammenstellung, die eine so große Menge von Hilfsmitteln aufführen soll und nichts Überflüssiges bieten darf, unausbleiblich. Daß aber Nebensächliches und Minderwertiges aufgenommen und Gediegeneres und Wichtigeres über gleiche oder ähnliche Gegenstände fortgelassen wird, muß Befremden erregen. Ist es denn überhaupt in dem engen Rahmen, den sich die Bibliographie zieht, nötig, auf Rezensionen zu verweisen? Die Hinweise sind zwar nur gelegentlicher Natur, wirken aber bei dem Mangel an Konsequenz willkürlich und störend. So werden in der Anmerkung zu I. S. 22 zwei Rezensionen von Ph. A. Becker genannt, zu I. S. 26 wird auf eine solche von Gaston Paris, I. S. 37 auf eine solche von Jeanroy verwiesen.[2] Was soll man aber dazu sagen, daß zu den prinzipiell so wichtigen 'Légendes épiques' von Bédier keine einzige der ungleich lehrreicheren, teils zustimmenden, teils ablehnenden Rezensionen namhaft gemacht wird? Wenn zu I. S. 28 zur 'Vorgeschichte des Rolandsliedes' nur Bédiers 'Légendes épiques' genannt werden, so ist auch das zu einseitig. Warum wird ferner in der Zeile darauf (zu I. S. 30) nur die Arbeit von Dönges genannt und nicht auch die von Scholle? Gegen Dönges sind mancherlei Bedenken zu erheben (vgl. 'Literaturblatt für germ. und rom. Phil.' I. S. 297. 298). Zu I. S. 35 ist die Angabe über Jeanroy ungenau: nicht bloß 'Romania' 25, sondern auch 'Romania' 26. Die Anmerkung zu I. S. 37 (Moniage Guillaume) hätte auch der Arbeiten Cloëttas gedenken sollen. Unter I. S. 38 (Boeve) wäre noch mehr zu nennen gewesen.

Es genüge, um die Mängel und Lücken in den Literaturnachweisen zu zeigen, auf folgende weitere Einzelheiten hinzuweisen. Bei La Noue (II. S. 32) ist Sayous zu streichen und dafür auf H. Hausers gründlichere Studie 'François de la Noue' (Paris 1892) zu verweisen. Statt dessen wäre ein Hinweis auf Sayous am Platze gewesen in der Anmerkung zu II. S. 7 (die Zusammenstellung bei Birch-Hirschfeld beruht auf Lanson, 'Bibliographie' S. 62, Nr. 627). Die Angaben über die Ronsardforschung (II. S. 44), wie überhaupt über die Plejade, sind zu lückenhaft: an erster Stelle müßte hier Sainte-Beuves grund-

[1] Einige wenige seien auf gut Glück herausgegriffen. I. S. 79 wird *Schulz* gedruckt (statt *Schultz*; so richtig Anm. zu I. S. 58). Zu I. S. 134: Wechßlers Boronstudie ist *1895* erschienen; I. S. 292 l. *A. Risop*; II. S. 33 (Jean Bodin) l. *Weill ... 1891* (Birch-Hirschfeld schreibt hier offenbar Lansons 'Bibliographie' S. 187, Nr. 2233 nach); II. S. 331 l. ebenfalls *Weill*; II. S. 54 l. *Collischonn*; II S. 166 l. *Fischmann ... 'Zeitschr. f. frz. Spr. und Lit.' 29*; II. S. 197 l. *Doutrepont*; II. S. 348 l. *Nebout ... 1896*; II. S. 460 l. *Barre* usf. Im Text sind an Druckfehlern stehengeblieben: S. 246 *Reflexions*, S. 295 als Beaumarchais' Todesjahr *1796* (statt *1799*), S. 367 *Brétagne*, S. 400 *aîné*; S. 115 fehlt die Kapitelnumerierung.

[2] Hier wäre es wohl eher am Platze gewesen, die rezensierte Arbeit von Willems, 'L'élément historique dans le Coronement Looïs', in die Bibliographie aufzunehmen, auch wenn die Besprechung Jeanroys mancherlei dazu beisteuert. Ähnlich I. S. 158, wo Walberg eine Rezension zu Sachrow ist. Die den gleichen Stoff behandelnde Studie von Schultz-Gora, 'Die Vengeance Alixandre von Jehan le Nevelon' (Berlin 1902), fehlt.

legende Würdigung der Plejade[1] genannt werden, ebenso Laumonnier, Vaganay und van Bever. Bei den Literaturnachweisen zur Satyre Ménippée (II. S. 40) fehlt in der Artikelreihe von J. Frank (nicht Franck!) der letzte Aufsatz 'Zur Satyre Ménippée' ('Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur' 29, S. 246 ff.). In den Quellenangaben zu D'Aubigné (II. S. 62) erfährt man nicht, wann und wo Réaumes biographische Studie erschienen ist, noch mehr vermißt man Rocheblaves abschließende D'Aubigné-Monographie. In Anm. II. S. 63 erscheint es weit hergeholt, wenn die kleinen, sechs Seiten umfassenden Artikelchen von Vaganay, Vianey und Kastner genannt werden, während sonst so manches fehlt. Bei Molière (II. S. 151 ff.) klaffen gleichfalls bedenkliche Lücken. Auch hier macht sich störend geltend, daß z. B. Martinenches nichtssagender Artikel genannt wird, dagegen die ernstere Studie von A. Kugel über den 'Médecin malgré lui' ('Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur' 20, S. 1—71) weggelassen wird. Bei Montesquieu (II. S. 231) fehlen gerade die neueren grundlegenden Arbeiten von Barckhausen (in der Anm. zu S. 208 kommt er nicht zu seinem Recht) und Dedieu. Ebenso ist von den wichtigen Veröffentlichungen der 'Collection bordelaise des inédits de Montesquieu' keine Notiz genommen worden. Bei Voltaire (II. S. 235) bleibt Sakmanns Voltairebuch (1910) unerwähnt, von Sakmanns zahlreichen Einzelstudien gar nicht zu reden. Ganz unzureichend sind auch die bibliographischen Angaben zu Benjamin Constant (II. S. 321). Auch diesmal fehlen wieder die wichtigsten Werke, nämlich Joseph Ettlingers 'Benjamin Constant' (2. Aufl., Berlin 1909) und Gustave Rudler, 'La jeunesse de Benjamin Constant' (Paris 1909). Wenn je eine Leistung in der Constant-Forschung epochemachend gewirkt hat, so ist es Ettlingers Buch; hat uns doch Ettlinger endgültig befreit von der ungünstigen Beurteilung, die Constant durch Sainte-Beuve erfahren hatte. In den Literaturnachweisen zu Coppée (II. S. 422) genügt es unmöglich, bloß Gauthier-Ferrières mittelmäßiges Schriftchen und Schoens Artikel in der 'Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur' 35 zu nennen. Warum wird z. B. nicht Schoens viel wichtigeres Buch 'François Coppée, l'homme et le poète' (Paris 1909) angeführt? Auch die Auswahl der Maeterlinck-Schriften (II. S. 459) ist unzulänglich. Aus Jacobs ist viel Einseitiges, aus Heumann viel Oberflächliches zu lernen. Weit besser orientieren schon v. Oppeln-Bronikowski, 'Zeitschrift für franz. und engl. Unterricht' 5 (1906), Esch, 'L'œuvre de Maurice Maeterlinck' (1912), und B. Timmermans, 'L'évolution de Maeterlinck' (1912). Was Henri de Régnier anbetrifft, so kann man aus de Gourmonts 'Henri Régnier' und aus der kleinen Studie von H. Heiss ('Philol. Arbeiten, K. Vollmöller dargebracht' S. 227—249) mehr lernen als aus Berton.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

C. Lorck, Passé défini, imparfait, passé indéfini. Eine grammatisch-psychologische Studie. Heidelberg, Winter. 1914. 73 S.

Die psychologische Durchleuchtung sprachlicher Probleme, die nach einer Periode der rein formalen Sprachbetrachtung jetzt stark im Vordergrunde steht, ist meistens anregend und fruchtbar, aber zu einem sicheren Endergebnis führt sie selten. Die formale Entwicklung läßt sich — mitunter wenigstens — eindeutig darlegen, die psychologische nie, denn von einem objektiven Zwang, die Deutung des Verfassers als die einzig mögliche anzuerkennen, kann kaum die Rede sein. Soweit jedoch das Ergebnis einer psychologischen Studie überhaupt objektiv sicher genannt werden darf, verdient dies die feine vorliegende Arbeit. Ohne Frage beweisen allzu viele Deutungen einer Erscheinung, daß die richtige noch aussteht; es ist also keinesfalls überflüssig gewesen, die Untersuchung über die Tempora der Vergangenheit nochmals aufzunehmen. Und

[1] Sein Verdienst um die 'Entdeckung' Ronsards wird auch im Text selbst zu wenig scharf hervorgehoben.

wirklich gewinnt L. der Frage eine neue Seite ab. — Die früheren Erklärungen krankten immer daran, daß sie teils zu eng, teils zu weit genommen waren, daß die Scheidung der Funktionen von Impf. — Passé défini usw. niemals reinlich gelingen wollte. Mit bemerkenswertem Feinsinn deckt nun L. auf, daß der Unterschied der verschiedenen Zeitformen nicht allein mit Rücksicht auf die erzählte Aktionsart zu erfassen ist, sondern mit Rücksicht auf den Anteil des Erzählers an seiner Mitteilung. Bisher blieb die Psyche des Erzählers stets unberücksichtigt; ein echt moderner Gedanke ist es, zu untersuchen, wie sich der Erzähler zum Erzählten verhält. Er muß notwendigerweise entweder objektiv oder subjektiv verfahren; folglich muß die Mitteilung entweder objektiven oder subjektiven Charakter haben. Die Darlegung dieses Gedankens mit Hilfe zahlreicher Literaturbelege und an der Hand der früheren Grammatikererklärungen, deren Für und Wider besprochen wird, bildet den Inhalt des Büchleins. Das Endergebnis ist, daß bei subjektiver Darstellung das Passé indéfini gewählt wird, bei objektiver das Passé défini, wenn es sich um einen reinen Denkakt handelt, das Imperfect bei phantasievoller Versenkung in den Gegenstand. Wie man sieht, liegt der Unterschied nach L. nicht darin, ob die Handlung selbst eine dauernde oder punktuelle ist, sondern ob der Erzähler (und von ihm beeinflußt der Hörer) bei der Vorstellung der Handlung länger verweilt oder nicht. Bei der Charakterisierung des Passé indéfini als Ausdruck der subjektiven Darstellung kommt L. dazu, das Überwuchern dieser Form seit dem 18. Jahrhundert mit dem Hervortreten des Subjektivismus im allgemeinen, mit der ganzen politischen und philosophischen Zeitrichtung in Zusammenhang zu bringen (S. 19 ff.). Genau genommen müßten wir, um folgerichtig zu verfahren, die Bezeichnung 'Tempus' aufgeben und nur noch vom 'Modus' reden.

Das Buch ist höchst lesenswert trotz seiner wenig glücklichen Form. Der Verfasser einer Arbeit, die von vortrefflichem Sprachgefühl Zeugnis ablegt, gestattet sich leider Sätze solcher Bauart, wie sie der moderne Deutsche nachgerade meiden sollte, z. B. S. 61: 'An die Stelle der unpragmatischen Aneinanderreihung von Fakten, sei es nun geschehender oder beschreibender Natur, wie in dem Bericht des Chronisten und auch der Erzählung des Kindes, die beide fertig Überkommenes passiv und kritiklos reproduzieren, eigen ist, tritt eine Darstellung auf Grund phantasievollen Erfassens des Inhalts.' Noch schlimmer ist der innere Aufbau des Buches. Es zerfällt in zwei Kapitel: I. Die Ansichten französischer Grammatiker, II. Die Ansichten nichtfranzösischer Grammatiker. Da sich nun aber die Verschiedenheit der Ansichten über Tempora der Vergangenheit natürlich keineswegs auf nationale Gegensätze stützt, war eine solche Einteilung durchaus unbegründet und irreführend, und sie ist um so haltloser, als naturgemäß die Ansichten deutscher Gelehrter auch schon im ersten Kapitel angeführt werden, wie sie eben inhaltlich in Betracht kamen. Zudem gelangt L. schon im ersten Kapitel zu seinem tabellarisch dargestellten Endergebnis, wodurch das zweite nur als eine Art loser Anhang erscheint, in dem aber doch noch allerhand Wichtiges besprochen wird, z. B. die Darlegungen Morfs, die offenbar einen guten Nährboden für L.s Anschauung abgegeben haben. Die Wiedergabe verschiedener wissenschaftlicher Meinungen, aus denen sich der Forscher zu einer neuen, eigenen Erfassung der Dinge durcharbeitet, kann doch wohl nur auf zweierlei Weise geschehen: entweder rein sachlich nach Für und Wider oder rein historisch. Was kümmert es uns, wo die Wiege des Forschers stand und in welcher Sprache er seine Gedanken niederlegte! Uns kümmert einzig und allein seine Auffassung und wie sie von jenseits der Grenzpfähle befruchtet wurde und jenseits der Grenzpfähle befruchtend wirkt. Wissenschaft kennt keine Grenzpfähle. Haben wir Deutsche das schon immer empfunden, so ziemt es gerade uns, in der gegenwärtigen Zeit daran festzuhalten als Trost, Stütze und Richtschnur.

Wien. Elise Richter.

L. Wyplel, Wirklichkeit und Sprache. Eine neue Art der Sprachbetrachtung. Wien u. Leipzig, Deuticke, 1914. 172 S. 8°.

Nous connaissions déjà les traits essentiels de la théorie de M. W. par un article paru dans la *Zeitschr. f. die österr. Gymnas.* 1908 (Heft VI) et surtout par l'intéressante communication faite au Congrès des néophilologues à Francfort en mai 1912 et reproduite dans les *Neueren Sprachen* . . . Mais dans le présent ouvrage les vues de l'auteur sont remarquablement systématisées et appuyées du témoignage de nombreux faits linguistiques empruntés à l'allemand, à l'anglais et au français. L'ensemble de la doctrine apparaît désormais dans une lumière suffisante; toutefois le lecteur regrettera qu'à certains endroits M. W. ait reculé devant des développements plus abondants, qui auraient donné plus de force à sa démonstration. Plusieurs aperçus originaux (p. ex. p. 106 suiv.) souffrent d'être exposés de façon trop brève; nous croyons d'ailleurs savoir que l'auteur reprendra quelques points importants dans des monographies, que nous attendons avec impatience.

Un simple compte rendu ne saurait donner une idée même approximative d'un système qui veut embrasser dans une puissante synthèse l'ensemble de la langue; ces quelques lignes n'ont donc pas d'autre but que de signaler à tous ceux qui s'intéressent aux choses linguistiques une œuvre très digne de leur intérêt.

Pour des raisons didactiques exposées p. 10 M. W. s'est attaché non à la langue parlée, à la langue de la vie réelle, mais à celle de la narration et de la description (*die nachschaffende Sprache*); c'est que la première suppose la réalité, tandis que la seconde la reproduit, la reflète ou tout au moins fait éclater plus clairement l'attitude du sujet parlant vis-à-vis de la réalité. Il faut ajouter encore que M. W. s'est arrêté de préférence à la réalité objective, aux phénomènes concrets dont le sujet prend connaissance par ses sensations.

La phrase est prise pour point de départ, et la question se pose de savoir quels sont les types possibles selon les diverses apperceptions de la réalité. M. W. les classe d'après le nombre des noms concrets (désignations d'objets sensibles) qui figurent dans chaque type. Il croit pouvoir ramener la variété des combinaisons à deux catégories principales: 1) les types où le verbe exprime une création, une fabrication (ex.: *Le forgeron forge le fer, Le forgeron forge une épée*) ou une destruction (ex.: *Un coup de canon abat un mur*), ou d'une manière générale une modification. Ce type est caractérisé grammaticalement par la présence de *deux* noms concrets au minimum (*forgeron — fer*, etc.). Les phrases où ne figure qu'un nom concret doivent être considérées comme des substituts de phrases du type normal ex.: *L'épée se forge*, etc.).[1] 2) Les phrases où le verbe exprime une composition ou une séparation sont caractérisées par la présence de *trois* concrets au minimum (ex.: *La cuisinière met du sel dans la soupe, La cuisinière arrache des plumes à une volaille*). Par extension les phrases de ce type indiquent aussi les rapports de lieu et de temps (ex.: *Le charretier met des pierres sur sa voiture, Le charretier ôte des pierres de la voiture*) et par métaphore elles expriment aussi la donation et la propriété (ex.: *Je donne une montre à Paul*).

M. W. retrouve dans l'expression des idées abstraites les mêmes types de phrases appliqués aux concepts, ceux-ci étant assimilés aux objets concrets; d'une manière générale l'expression abstraite n'est que le calque de l'expression des choses concrètes. On trouvera peut-être que ce caractère

[1] Est-ce que vraiment des phrases telles que: *L'arbre croît, le soleil se couche* peuvent être ramenées naturellement à des phrases du type premier? Plus généralement est-il légitime d'affirmer que toute modification subie par un sujet est toujours conçue avec représentation de l'agent de la modification (*passif* dans le sens strict du terme)?

métaphorique du langage des idées, si important, ne ressort pas nettement de l'exposé; il aurait permis d'expliquer plus simplement des choses qui sans cela paraissent assez compliquées.

Après d'ingénieux développements sur le jugement et les types de phrases qui l'expriment (p. 132 suiv.), l'auteur consacre un dernier chapitre au langage des phénomènes subjectifs (sentiments et volitions), qui sont sans cesse enchevêtrés dans l'expression de la réalité objective. Ces mouvements de la sensibilité et de la volonté sont tout aussi réels que les phénomènes du monde extérieur, ils occupent même le premier rang dans le domaine de cette réalité que M. W. donne pour base à la linguistique. Dirai-je que la lecture de son livre ne donne pas cette impression, qu'il crée même — sans le vouloir sans doute — l'illusion que les phénomènes dont le théâtre est le 'moi' du sujet sont indépendants de la réalité? D'ailleurs il y a entre les deux parties de l'ouvrage (p. 154 à 172 par opposition à toute la première partie) une disproportion qui accentue le malentendu.

Ce trop bref résumé montre bien imparfaitement la valeur d'un livre nourri de faits et qui invite à chaque page à la réflexion et à la discussion. Des objections se présentent aussi: comment en serait-il autrement avec un sujet aussi neuf? On pourrait faire remarquer que toutes les phrases ne se plient pas également bien à la classification de l'auteur: j'ai beaucoup de peine à croire que dans: *Paul trompe, Paul ment,* les verbes expriment une modification (p. 36): p. 53 *Der Schmied verfertigt die Sense* est attribué au type 1) (fabrication), et *Der Baumeister baut ein Haus* au type 2) (composition); il semble qu'il y ait là quelque chose d'arbitraire. On pourrait objecter encore que la classification des phrases d'après le nombre des noms concrets est très difficile à appliquer en pratique, parce qu'en fait la ligne de démarcation qui sépare les éléments concrets et abstraits de la langue est très flottante.

Mais c'est l'idée maîtresse du livre qu'il faut retenir, elle doit être méditée par les linguistes, et plus encore par les pédagogues: ceux-ci en particulier y trouveront des suggestions qui, en passant dans la pratique, rajeuniraient l'enseignement des langues; n'est-ce pas en s'appuyant sur les idées de M. W. qu'on pourrait donner une base scientifique à l'enseignement intuitif, à la méthode directe et rendre plus naturel et plus simple l'enseignement grammatical?

La grande utilité de l'ouvrage est son principe didactique, qui pose la nécessité de confronter la langue avec la réalité, à condition qu'on entende par réalité aussi bien les mouvements de l'âme que les phénomènes du monde sensible. C'est l'application à la grammaire d'une méthode qui s'est révélée féconde dans l'étude des mots et de l'étymologie (*Wörter und Sachen*).

Peut-être cette confrontation montrera-t-elle que la langue la plus objective ne réussit jamais à reproduire exactement la réalité, mais seulement à la réfracter à travers le moi des sujets; M. W. parle lui-même d'une *Umsetzung der Wirklichkeit in Sprache*; l'expression est heureuse. L'énorme diversité des langues montre que le processus est bien tel, et que tout est pour la linguistique non dans la réalité, mais dans l'*aperception* de la réalité. Il reste toutefois que l'examen intelligent de cette dernière montre, comme le dit M. W., les possibilités sur lesquelles la linguistique peut opérer, et ces possibilités ne sont pas illimitées.

Ajoutons enfin qu'un des mérites de cet ouvrage — et non le moindre pour ceux qui doivent avaler tant de prose indigeste — c'est qu'il est écrit dans une langue à la fois souple et précise, vivifiée sans cesse par le souffle d'enthousiasme qui anime l'auteur lui-même.

Genève. A. Bally.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XX, 5—6. Jänner 1915 [J. Hift, Das alte Lied vom Prinzen Eugen. — F. Dichl, Füllungsmarken auf Gefäßen aus gebranntem Ton. — E. Fischer, Flechten und Weben im Kinderspiel der balkanischen Macedovlachen]. XXI, 1. April 1915 [L. Ritter v. Sawicki, Almenwirtschaft und Hirtenleben in der mährischen Walachei. — A. Hauffen, Zu dem Lied 'Prinz Eugenius'].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XIX, 1 [A. Rossat, Les «Fôles», 29—36. — G. Barblan, Sitten, Gebräuche und Volksfeste im Unterengadin. II. — E. Hoffmann-Krayer, Volkskundliches aus Jeremias Gotthelf. III. — J. Müller, Volkstümliche und sagenhafte Erklärung von Orts- und Flurnamen in Uri]. XIX, 2 [G. Barblan, Sitten, Gebräuche und Volksfeste im Unterengadin. III. — H. Dübi, Die Verdienste der Berner um die Volkskunde im 18. Jahrhundert. Nachträge. — Chr. Luchsinger, Bei den welschen Sennen. — E. Hoffmann-Krayer, Volkskundliches aus Jeremias Gotthelf. IV. — S. Singer, Kettenreime. — H. Bächtold, Zürcherische Bräuche und Mißbräuche. — F. C., Ein Altjungfernlied. — H. Bächtold, Volkskundliches aus juristischen Dissertationen].

Das Lyzeum. 1, 12. September 1914 [darin u. a.: Poppe, Die zweite Fremdsprache in den Mittelschulen. — Dittrich, Der wahlfreie Lateinunterricht am Oberlyzeum. — Meierfeldt, Einiges über Beschaffenheit und Verwendung neusprachlicher Schulausgaben].

Reich, Hermann, Antike Romane, Novellenkränze und Schwankbücher, ihre Entwicklungsgeschichte und Beziehung zum Mimus. (Sonderabdr. a. d. Deutschen Literaturzeitung, 1915, Nr. 10. 11. 12.) 22 Doppelsp. [Die Geschichte der altgriechischen Romane wird skizziert und ihr bleibender Kunstwert hervorgehoben. An der Geringschätzung der bedeutendsten Gattung, des idealen Liebesromans, ist vor allem Rohdes Buch schuld, das bei aller Anerkennung als hervorragende Leistung doch in entwicklungsgeschichtlicher und chronologischer Hinsicht eine vernichtende Kritik erfährt. Ist der Ursprung des antiken Idealromans selbst jetzt, nach Sch. v. Fleschenbergs verdienstvoller Untersuchung 1914, noch immer nicht klar erkennbar, so kann dagegen über die Hauptquelle des Realromans kein Zweifel mehr sein: es ist der volkstümliche, mündlich überlieferte Mimus, jene uralte dramatische Gattung, die wiederentdeckt zu haben das große Verdienst des Verfassers ist. Der seit langem mit Spannung erwartete zweite Band des 'Mimus', der besonders den Beziehungen zu Roman und Novelle nachgehen wird, soll nunmehr bald erscheinen; was hier des weiteren an Proben geboten ist — z. B. der Nachweis des Mimus im Ruodlieb und im mittelalterlichen Syrien oder die Auseinandersetzung mit den Indologen über die Prioritätsfrage von Vidûsaka und Mimus —, läßt den Wunsch nach der umfassenden Darstellung nur noch lebhafter werden.]

Fitzhugh, Thomas, The origin of verse (University of Virginia, bulletin of the school of Latin, no. 8). Charlottesville, Va., Anderson, 1915. 15 S. 50 c.

Sandfeld-Jensen, Kr., Die Sprachwissenschaft. (Aus Natur und Geisteswelt, 472. Bändchen.) Leipzig, Teubner, 1915. IV, 125 S. M. 1,25.

Jespersen, Otto, Tid og tempus. Fortsatte logisk-grammatiske studier (sært. af Oversigt over det kgl. Danske videnskabernes selskabs forhandl., 1914, no. 5—6, S. 367—420). 54 S.

v. Müller, Spekulation und Mystik in der Heilkunde. Ein Überblick über die leitenden Ideen der Medizin im letzten Jahrhundert. Beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität verfaßt. München, Lindauer, 1914. 30 S. M. 1,60.

Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 und unser Verhältnis zu Österreich. Auswahl der hervorragendsten Reden, hg. von Seidenberger. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Bd. 153.) Bielefeld u. Leipzig, 1915. XIV, 128 S. M. 0,90. [Tantae molis erat ... Jetzt, da das Lebenswerk des großen Reichsschmiedes im Kampf gegen eine Welt seine geschmeidige Kraft bewährt, ist es doppelt reizvoll, zu sehen, mit wieviel Talent und Fleiß die wackeren Gesellen in der Paulskirche das Metall geglüht haben, dem dann die Hand des Meisters die rechte Form geben sollte. — Von der Höhe, auf die die ergreifende Ehrung des fast achtzigjährigen Arndt und das Verlangen nach Schöpfung einer deutschen Flotte als des vornehmsten Zeichens der Einheit Deutschlands gleich anfangs führen, steigt die Nationalversammlung nur zu bald hinab zu der Erörterung der beiden schwierigen Probleme, der deutschen Frage und der Oberhauptsfrage. Hier fesseln den heutigen Leser vor allem die drei Reden des bedeutendsten staatsmännischen Kopfes der Versammlung, Heinrichs v. Gagern, der mit sicherem Instinkt nicht nur den mitteleuropäischen Zweibund, sondern ebenso bereits die südöstlichen Zukunftsaufgaben dieses Bundes vorausgeschaut hat. (Was in Gagerns und der anderen Redner Ausführungen von bleibender Bedeutung ist, hat der Herausgeber durch gesperrten Druck hervorgehoben.) Daneben welche Fülle zukunftsreicher Gedanken, welch ein Kranz berühmter Namen! Man lauscht der sehr poetischen, aber wenig staatmännischen Rede Uhlands; der wackere Theoretiker Welcker wird aus einem großdeutschen Saulus zum Paulus des dringlichen Antrags vom 12. März; der scharfe, nüchterne Verstand des Demokraten Karl Vogt kreuzt die Klinge mit der juristischen Logik des warmherzigen Beseler; neben Dahlmann und dem Turnvater Jahn und ihrer Mahnung zur machtverheißenden Einheit kommt in Reichensperger bereits die konfessionelle Weltanschauung zu Worte. Mit der Kaiserwahl vom 28. März 1849 schließt das Bändchen wirkungsvoll ab. — Im ganzen eine sehr lesenswerte Schrift, die dem historischen Taktgefühl des Herausgebers alle Ehre macht. Nur schade, daß seine Arbeit wegen ihrer Einkleidung als Schulbuch vermutlich weniger Leser im 'breiten Publikum' finden wird, als man ihr wünschen möchte. — Von Druckversehen ist kaum etwas zu bemerken (außer etwa 'Wighs' st. 'Whigs' S. 79, Z. 10). Sehr zweckmäßig wäre es, wenn außer der amtlichen Bezeichnung der Redner (S. IV) auch ihre Lebensdaten angegeben würden. Außerdem stände vielleicht in den Anmerkungen der Direktoriumsantrag v. Rotenhans, auf den bereits Reichensperger hinweist, deshalb besser schon voran, zu S. 68, 23 f. Die amtliche Bezeichnung Bassermanns (S. IV) ist dahin zu ergänzen: Unterstaatssekretär 'des Innern im Reichsministerium'.]

Hilka, A., Die Wanderung einer Tiernovelle (Der undankbare Mensch und die dankbaren Tiere). Breslau, Marcus, 1915. 20 S.

Codicum Casinensium manuscriptorum catalogus, cura et studio monachorum s. Benedicti, archicoenobii Montis Casini. Vol. I, pars I, codd. 1—100). Montis Casini, MCMXV. 8°, VIII, 100 S. Lire 6. [La descrizione dei codici, così numerosi e preziosi, di Montecassino, fu impresa nel 1876 dai monaci della celebre badia, con la *Bibliotheca Casinensis* di cui si pubblicarono quattro volumi nel breve spazio di sei anni; poi, dopo un lungo intervallo, la prima parte del quinto volume nel 1894; poi più nulla. Quest'opera, che ci descrive solo i codd. 1—358, sebbene condotta con diligenza pletorica, non è però tale da sodisfare interamente le esigenze degli studiosi: la descrizione dei codici casinensi rimaneva perciò sempre un voto. Fortunatamente ora un giovane monaco della badia, don Mauro Inguanez,

à ricominciato il lavoro da capo con una soda preparazione e con criteri severamente scientifici, e questi giorni appunto egli ci offre il catalogo dei primi cento codici, a cui seguirà presto la parte seconda (codd. 101—200). L'opera intera si comporrà di sei o sette volumi, ognuno diviso in due parti. A. Camilli.]

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXV, 10. 11. Oktober u. November 1914 [Lerch: Blümel, Einführung in die Syntax. — Jellinek, Geschichte der nhd. Grammatik. — Schumacher: Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I. — Behaghel: Dornfeld, Untersuchungen zu Gottfried Hagens Reimchronik der Stadt Köln. — Helm: Mordhorst, Egen von Bamberg und 'die geblümte Rede'. — Abt: Lewalter, Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele. — Pfandl: Leitzmann, Des Abbé de Saint-Réal Histoire de Dom Carlos. — Koch: Eitle, Die Satzverknüpfung bei Chaucer. — Ackermann: Paul, John Dennis, his life and criticism. — Bruckner: Bertoni, L'elemento germanico nella lingua italiana. — v. Wurzbach: Kern, Dante, vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie. — Jordan: Lerch, Das invariable Participium praesentis des Französischen. — Programmschau]. XXXV, 12. Dezember 1914 [Behaghel: Michels, Mittelhochdeutsches Elementarbuch, 2. Auflage. — Wunderlich: Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächs. und erzgebirg. Mundarten. — Helm: Uhl, Winiliod, 2. Teil. — Vollert, Zur Geschichte der lat. Fazetiensammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts. — Behaghel: Bulthaupt, Milstädter Genesis und Exodus. — Luthers Werke in Auswahl, hg. von Leitzmann und Clemen. — Götze, Frühnhd. Glossar. — Moog: Wüstling, Tiecks William Lovell. — Helm: Onnes, De gedichten van Hermann der Damen. — Berendsohn: Chambers, Widsith. — Sarrazin, Von Kädmon bis Kynewulf. — Glöde: Berli, Gabriel Harvey. — Crescini: Bertoni, Il 'pianto' in morte di re Manfredi. — Wiese: Bertoni, La prosa della 'Vita Nuova' di Dante. — Spitzer: Tallgron, Glanures catalanes et hispano-romanes. — Meyer-Lübke: Densusianu, Histoire de la langue roumaine. II, 1. — Pfandl: Kreisler, Der Inez de Castro-Stoff im romanischen und germanischen Drama. — Ackermann, Das pädagogisch-didaktische Seminar für Neuphilologen. — Register, 34 Sp.]. XXXVI, 1. 2. Januar u. Februar 1915 [Stiefel: Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I. 2. Aufl. — Ranke: v. Unwerth, Untersuchungen über Totenkult und Odinverehrung. — Behaghel: Gräf, Goethe über seine Dichtungen III. — Ullrich: Becker, Die Romane J. G. Schnabels. — Schröder, J. G Schnabels Insel Felsenburg. — Brüggemann, Utopie und Robinsonade. — Löschhorn: Grabbes Werke, hg. von Sp. Wukadinović. — Hämel: Pfandl, R. Southey und Spanien. — Glöde: Streißle, Personifikation und poet. Beseelung bei Scott und Burns. — Jordan: Philippe de Novare, éd. par Ch. Kohler. — Béroul, Tristan, éd. p. E. Muret. — Huon le Roi, éd. p. Langfors. — Pizzo: Fidao-Justiniani, L'esprit classique et la préciosité. — Spitzer: Streng, Himmel und Wetter in Volksglaube und Sprache in Frankreich. — Levi, Vocabolario etimol. della lingua italiana. — Butlletí de dialectologia catalana II]. XXXVI, 3. 4. März u. April 1915 [Junker: Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. — Krämer: Meyer, Die Weltliteratur im 20. Jahrhundert. — Helm: Strobl, Die Entstehung der Gedichte von der Nibelunge Not und der Klage. — Höpfner, Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel. — Brodt, Meister Sigeher. — Götze: Das Lalebuch 1597 mit den Abweichungen und Erweiterungen der Schiltbürger 1598 und des Grillenvertreibers 1603 hg. von K. v. Bahder. — Bach: Frings, Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins. — Behaghel: Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik. — Golther: Meißner, Rómverjasaga. — Kohlund: Lüdemann, Shakespeares Verwendung von gleichartigem und gegensätzlichem

Parallelismus. — Minckwitz: Fleckenstein, Die literarischen Anschauungen und Kritiken E. B. Brownings. — Schinz, Les accents dans l'écriture française. — Lerch: Fay, Elliptical partitive usage in affirmat. clauses in French prose. — Spitzer: Belz, Die Münzbezeichnungen in der altfranzös. Literatur. — Glöde: Peters, Der Bauer im französ. Roman von Marivaux bis zur Gegenwart. — Tenner, François le Metel de Boisrobert als Lustspieldichter. III. — Seligmann, L'influence du Mariage de Figaro par Beaumarchais sur la littérature française. — Meyer-Lübke: Hubschmied, Zur Bildung des Imperfekts im Frankoprovenzalischen. — Minckwitz: Jehan de Nostredame, Les vies des plus célèbres et anciens poètes provençaux p. p. C. Chabaneau et J. Anglade. — Wiese: Crescini, Emilio Teza. — Pfandl: Marvaud, La question sociale en Espagne. — Glöde: Plautus, Der Geizige und sein Schatz. Aulularia. Übers. von Funck. — Spitzer: Ronjat, Développement du langage obs. chez un enfant bilingue].

Modern language notes. XXIX, 7. November 1914 [W. Strunk jr, Some related poems of Wordsworth and Coleridge. — M. B. Ogle, Further notes on classic literary tradition. I. — H. D. Gray, Romeo, Rosaline, and Juliet. — J. N. Beam, American birds and two German poets]. XXIX, 8. December 1914 [A. M. Sturtevant, Aase and Peer Gynt. — F. M. Darnall, Two disciples of transcendentalism. — M. A. Buchanan, Cervantes and books of chivalry. — M. B. Ogle, Further notes on classic literary tradition. II. — E. Colby, Questions of authorship. — M. J. Rudwin, Die Bestattung Siegfrieds in Hebbels *Nibelungen*]. XXX, 1. January 1915 [H. C. Lancaster, The dates of Corneille's early plays. — Fr. Tupper, Chaucer's bed's head. — M. B. Evans, Schiller's attitude toward German and Roman type as indicated in his letters. — J. P. W. Crawford, The seven liberal arts in Lope de Vega's *Arcadia*. — W. Graham, Notes on Sir Walter Scott]. XXX, 2. February 1915 [F. Olivero, On R. H. Horne's *Orion*. — A. L. McCobb, The loss of the unaccented e in the 'transition period'. — C. H. Conley, An instance of the fifteen signs of judgment in Shakespeare. — W. P. Shephard, The imperfect subjunctive in Provençal. — L. Pound, Intrusive nasals in English]. XXX, 3. March 1915 [W. O. Sypherd, The completeness of Chaucer's *House of Fame*. — G. L. Kittredge, Chaucer's *Troilus* and Guillaume de Machaut. — J. Qu. Adams jr., Hamlet's 'Brave o'erhanging firmament']. XXX, 4. April 1915 [K. Young, Chaucer and the liturgy. — G. E. Jensen, Concerning Christopher Smart. — A. H. Appelmann, Longfellow's *Poems on slavery* in their relationship to Freiligrath].

Publications of the Modern Language Association of America. XXIX, 3. September 1914 [A. H. Tolman, Is Shakespeare aristocratic? — Ch. W. Stork, The influence of the popular ballad on Wordsworth and Coleridge. — J. K. Bonnell, The source in art of the so-called 'Prophets play' in the Hegge collection. — F. M. Warren, The enamoured Moslem princess in Orderic Vital and the French epic. — J. W. Scholl, Kleist at Boulogne-sur-mer. — J. L. Lowes, Spenser and the *Mirrour de l'Omme*. — J. S. Kenyon, 'Ye' and 'You' in the King James Version]. XXIX, 4. December 1914 [A. Beatty, Ballad, tale, and tradition: a study in popular literary origins. — J. M. Berdan, The dating of Skelton's satires. — O. H. Moore, Jaufre Rudel and the Lady of dreams. — O. M. Johnston, Repetition of words and phrases at the beginning of consecutive tercets in Dante's 'Divine Comedy'. — M. P. Tilley, The organic unity of 'Twelfth Night']. XXX, 1. March 1915 [G. L. Kittredge, Guillaume de Machaut and *The book of the Duchess*. — K. Young, The *Poema biblicum* of Onulphus. — R. Th. Hill, The 'Enueg' and 'Plazer' in mediæval French and Italian. — E. Ch. Baldwin, The 'character' in Restoration comedy. — Cl. Rinaker, Thomas Warton and the historical method in literary criticism. — R. Withington, The lord mayor's show for 1623. — S. Moore, The position of group C in the *Canterbury tales*].

Die neueren Sprachen ..., hg. von W. Vietor. XXII, 5. August—September 1914 [H. Lichtenberger, L'enseignement de l'allemand dans les universités françaises. — J. Clasen, Die Reform des neusprachl. Unterrichts und ihre Gegner (IV, Schluß). — Bericht. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXII, 6. Oktober 1914 [E. Wechssler, Die Bewertung des literarischen Kunstwerkes. — K. Ehrke, Richtlinien für einen zeitgemäßen englischen Unterricht (III, Schluß). — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXII, 7. November 1914 [J. Caro, Bernard Shaw und Shakespeare. — A. Streuber, Die Methode des franz. Unterrichts im 16.—18. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung der Konversation. — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXII, 8. Dezember 1914 [H. Schmidt, Beiträge zum Gebrauch des französ. Adjektivs und Zahlworts. — J. Caro, B. Shaw und Shakespeare (II, Schluß). — Cl. Brereton, English education in 1914 and its problems. — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXII, 9. Januar 1915 [Fr. Karpf, Das neusprachliche Können unserer Schüler. — A. Streuber, Die Methode des französ. Unterrichts im 16.—18. Jahrhundert (II, Schluß). — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXII, 10. Februar—März 1915 [Th. Schöningh, Das Studium der Beredsamkeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Fr. Karpf, Das neusprachliche Können unserer Schüler (II, Schluß). — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger].

Modern philology. XII, 4. October 1914. English section. Part II [E. E. Stoll, Falstaff. — G. F. Reynolds, William Percy and his plays]. XII, 5. November 1914. German section. Part II [Fr. Schönemann, Zur Literaturgeschichte der Mark Brandenburg. — W. F. Luebke, The language of Berthold von Chiemsee in *Teutsche Theologey*. II. — A. W. Porterfield, Poets as heroes of epic and dramatic works in German literature. — Bertha R. Coffman, The influence of English literature on Friedrich von Hagedorn. I.]. XII, 6. December 1914. Romance section. Part II [E. H. Wilkins, A note on Guinizelli's *Al cor gentil*. — H. E. Smith, Balzac and the short-story. — H. E. Haxo, Denis Piramus: *La vie Seint Edmunt*. — Lucy M. Gay, The *Grammaire françoise* of Charles Maupas. — Maud E. Temple, Fronton du Duc's *Pucelle d'Orléans*]. XII, 7. January 1915. English section. Part III [Th. A. Knott, An essay toward the critical text of the A-version of *Piers the Plowman*. — L. Wann, The Oriental in Elizabethan drama. — J. F. Royster, The Do auxiliary, 1400 to 1450]. XII, 8. February 1915. German section. Part III [W. F. Luebke, The language of Berthold von Chiemsee in *Teutsche Theologey*. Concl. — F. A. Wood, An Old Frisian poem. — J. E. Gillet, Das Ziel des Dramas in Deutschland vor Gottsched. — Ch. Handschin, Goethe und die bildende Kunst. — F. A. Wood, Notes on Old High German texts. — B. R. Coffman, The influence of English literature on Friedrich von Hagedorn. II.]. XII, 9. March 1915. Romance section. Part III [St. A. Smith, A historical inaccuracy in Corneille's *Nicomède*. — E. H. Wilkins, The derivation of the *Canzone*. — H. E. Haxo, Denis Piramus: *La vie Seint Edmunt*. Concl.].

Germanisch-romanische Monatsschrift. VI, 12. Dezember 1914 [Ph. A. Becker, Heinrich Schneegans 1863—1914. — K. Morgenroth, Sprachpsychologische Bemerkungen zur Wortbildung. — G. Fittbogen, Lessings Anschauungen über die Seelenwanderung. — E. Eckhardt, Zur Charakteristik von Charles Dickens. II. — V. Klemperer, Italienische Elemente im französischen Wortschatz zur Zeit der Renaissance]. VII, 1. 2. Januar u. Februar 1915 [C. Müller, Zur Fremdwörterforschung. — G. Neckel, Die kriegerische Kultur der heidnischen Germanen. — H. F. Müller, Goethe und Plotinos. — E. Friedrichs, Lermontov und Byron. — L. Jordan, Vier Glückseligkeitslehren des 18. Jahrhunderts]. VII, 3. März 1915 [E. Lerch, Der Aufbau der Syntax. — A. Kober, Wesen und Methoden der Literaturwissenschaft. — W. Matz, Goethes Verhältnis zu Lichtenberg. — R. Petsch, Dryden und

Rymer]. VII, 4. April 1915 [O. Walzel, Objektive Erzählung. — M. Wundt, Aus Makariens Archiv. — F. Holthausen, Vom Aussterben der Wörter. — F. Rosenberg, Franzosen und Deutsche in Romain Rollands Jean-Christophe. — K. Höfele, Francés Dezeuze]. VII, 5. Mai 1915 [K. Weitnauer, Die Ausbildung der bayrischen Neuphilologen in der allgemeinen Sprachwissenschaft, besonders der allgemeinen Phonetik. — H. F. Müller, Zur Geschichte des Begriffs 'schöne Seele'. — K. de Bra, Wert und Wesen von Thackerays Snobsbuch. I. — K. Jaberg, Joseph Bédiers Anschauungen über den Ursprung des altfranzösischen Nationalepos]. VII, 6. Juni 1915 [W. Hertz, Der Schluß der 'Klassischen Walpurgisnacht'. — K. de Bra, Wert und Wesen von Thackerays Snobsbuch. II. — K. Glaser, Zum Problem des Menschlichen bei Montesquieu].

A Renaissance courtesy-book: Galateo of manners and behaviours, by Giovanni della Casa. With an introduction by J. E. Spingarn. (The humanist's library, ed. L. Einstein, no. VIII.) Boston V. S. A., Updike, 1914. XXVII, 124 S. [Dieser zwischen 1551 und 1555 verfaßte Knigge der Renaissance war einst ein Werk von europäischer Berühmtheit. Außer zahlreichen Ausgaben in seiner italienischen Heimat erlebte es Übersetzungen in alle bedeutenden europäischen Sprachen. In England allein erschienen mindestens sieben verschiedene Fassungen, die meist eine französische, spanische oder lateinische Zwischenstufe benutzten oder Auszüge und Paraphrasen des Originals boten. — Die vorliegende Übertragung (von 1576) stammt von Robert Peterson von Lincoln's Inn, der die drei Jahre ältere anonyme französische Version zugrunde legte. In dieser englischen Form ist das Sittenzuchtbüchlein des wackeren Erzbischofs von Benevent schon einmal neugedruckt worden, von H. J. Reid (1892). Da jedoch Reids Ausgabe einem leider noch immer verbreiteten Brauch gemäß nur als Privatdruck, in hundert Abzügen, erschienen ist, stellt Prof. Spingarns Buch mit seiner vortrefflichen Einleitung die erste brauchbare Neuausgabe des Werkes dar. Weshalb übrigens Reid Wert darauf gelegt hat, das profanum vulgus fernzuhalten, lassen einige Stellen des vorliegenden Textes vermuten, an denen Petersons kräftige, ungeschminkte Sprache durch die entsprechenden Worte nicht der Vorlage, sondern des Originals ersetzt ist, 'in deference to the insistence of the publisher and the general editor'. Vom textkritischen Standpunkt aus wäre allerdings der Ersatz der 'gefährlichen' Stellen durch den französischen Wortlaut eher angebracht gewesen; jedoch bietet die Vorlage den Originaltext fortlaufend neben ihrer Übersetzung.]

Thiergen, Oskar, Methodik des neuphilologischen Unterrichts. 3. Aufl. Mit 4 Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. VIII, 170 S. M. 3,40, geb. M. 4.

Sieper, E., und Hasenclever, M., Zur Vertiefung des fremdsprachlichen Unterrichts. München u. Berlin, Oldenbourg, 1914. 27 S.

Krause, Carl A., Über die Reformmethode in Amerika. Vier Vorträge, während der Marburger Ferienkurse 1914 gehalten. Mit einem Begleitwort von Max Walter. Marburg, Elwert, 1914. VIII, 67 S. [1. Einleitendes und lautliche Schulung. — 2. Grammatischer Unterricht. — 3. Lehrpläne und Prüfungen. — 4. Amerikas Beitrag zur neusprachlichen Methodik.]

Larsen, Karl, Professor Bédier und die Tagebücher deutscher Soldaten. Aus dem Dänischen von A. F. Cohn. Berlin, Reimer, 1915. 48 S. M. 0,60.

Germanisch.

The journal of Englisch and Germanic philology. XIII, 3. July 1914 [G. Jacoby, Einige Mißverständnisse über 'Herder als Faust'. — G. B. Dutton, Dramatic fashions illustrated in six old plays. — F. M. Padelford, Spenser's Fowre Hymnes. — B. L. Jefferson, Queen Anne and Queen Alcestis].

Jantzen, Hermann, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. 4., durchgesehene Auflage. (Sammlung Göschen, Nr. 79.) Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. 126 S. M. 0,90. [Auch in der neuen Auflage wird sich das Büchlein wie seit sechzehn Jahren bewähren als praktische, ohne Vorkenntnisse verständliche und dabei zuverlässige Einführung in die gotische Sprache und Literatur.]

Verzeichnis der Schriften Jakob Minors. Sonderabdruck aus dem Almanach der Kais. Akad. d. Wissensch., Jahrg. 1913. Wien 1914. III, 43 S.

Marten, Wilhelm, Deutsche Barbaren und englische Kulturdokumente. Aus belgischen Kampfstätten. Mit vielen Abbildungen. Weltbund der Wahrheitsfreunde, Sonderdruck 1. [Berlin-Steglitz, Birkbuschstr. 6, 1915]. 132 S.

Skandinavisch.

Språk och stil. Tidskr. f. nysvensk språkforskn. XIV, 5 [J. Palmér, Tolkning av ett par i äldre nysvenskan förekommande ord. — M. Fenk, Frödings Corydon till Chloe. — S. O. Nordberg, Förekomsten av akut och grav i utländska nomina propria vid deras användning i svenskt tal]. XV, 1—3 [R. G. Berg, Rimmen i Vallfart och vandringsår. — E. Wellander, Ett par produktiva typer av skriftspråklig nybildning. — N. Bergsten, Om engelska lånord i svenskan. — G. Langenfelt, Järnvägssvenska. — W. Wiget, Om namnet Oxenstierna. — G. Kallstenius, En avhandling om välläsning].

Die Geschichte vom weisen Njal, übertragen von Andreas Heusler. Mit einer Karte. (Thule, altnordische Dichtung und Prosa, hg. von Prof. Felix Niedner, 4. Band.) Jena, Diederichs, 1914. IV, 392 S. Geh. M. 7,50.

Deutsch.

Miedel, J., Oberschwäbische Orts- und Flurnamen. Memmingen, Otto, 1906. 87 S. 8°. M. 1,50. [Miedel hat aus Urkunden und Katastern Orts- und Flurnamen des bayerischen Oberschwabens gesammelt und nach der Bedeutung ('Benennung nach natürlichen Verhältnissen' — 'Der Mensch im Verhältnis zum Ort') zusammengestellt. Die Sammlung ist verdienstlich, die Deutung scheint mir nicht immer richtig. Es ist nicht leicht, Namen zu deuten. Am wenigsten geht man in die Irre, wenn man bei der Deutung der Ortsnamen eines Landesteils auch Rücksicht nimmt auf die ähnlich gebildeten Namen des übrigen Deutschlands, und zwar in möglichst vielen Belegen aus allen Jahrhunderten. Vor allem muß man sich hüten, der heutigen Schreibung zuviel Gewicht beizulegen. Ein Blick in Förstemanns 'Altdeutsches Namenbuch', dessen 3. Auflage später als Wundels Buch erschien, genügt, um Wundels Deutungen unter *Kamm, Kehle, Kelle* (S. 10), *dürr* (S. 13), *Germ, hart* (S. 14) und an anderen Stellen als mindestens zweifelhaft zu erweisen. Wilhelm Nickel.]

Welz, Joseph, Die Eigennamen im Codex Laureshamensis. (Aus dem Lobdengau und Württemberg.) (Untersuchungen zur deutschen Sprachgeschichte, hg. von Rudolf Menning, Heft 4.) Straßburg, K. J. Trübner, 1913. [Der Lautstand der während des 8. und 9. Jahrhunderts im Kloster Lorsch an der Bergstraße herrschenden Sprache wird festgelegt und mit dem der Weißenburger Sprache verglichen. Das Material bieten die deutschen Personen- und Ortsnamen in den Lorscher Urkunden. Die alten Traditionen werden uns im Codex Laureshamensis überliefert. Der grammatischen Darstellung geht eine chronologische Übersicht der Urkunden des Lobdengaues voraus. Es folgen umfassende Verbesserungen von Namen des Lobdengaues nach der Handschrift, die Verf. in München benutzte. Der erste Teil des Codex hat eine viel bessere Überlieferung als die weiteren. Fruchtbar wird der Vergleich mit der Sprache des Lorscher Bienensegens und der Lorscher Beichte. Allerdings können beide Denkmäler auch durch die Urkunden nicht

genauer datiert werden. Sie fallen in eine spätere Zeit, aus der fast keine Urkunden vorhanden sind. Die in den Müllenhoff-Schererschen Denkmälern aufgeworfene Frage, ob in der Lorscher Beichte Mischdialekt vorliegt, wird verneint. Beide Denkmäler entsprechen dem Lorscher Lautstande. Zum Schluß stellt Verf. seine Ergebnisse denen Socins gegenüber, der im Jahre 1883 die Namen der Weißenburger Urkunden behandelt hat: Unterschiede nur im Vokalismus, Übereinstimmung im Konsonantismus. Danach hat Müllenhoff mit der Vermutung recht behalten, 'daß schon im oberen Rheingau ein von dem Otfridischen verschiedener Dialekt begonnen haben müsse'. W. R.]

Engelberg, Bruno, Zur Stilistik der Adjektiva in Otfrids Evangelienbuch und im Heliand. Halle a. d. S., Niemeyer, 1913. M. 4,60. [Das Saran gewidmete Büchlein bestrebt sich, die Wahl der Adjektiva im Zusammenhang mit dem Stil und der Vortragsart beider Dichtungen zu begreifen. Der Heliand hat gehobenen rhetorisch-pathetischen Stil: 'Beim Sprechen der Hebungen für den Autorenleser eventuell Neigung zu etwas schleudernden, nur wenig seitwärts sich entfernenden Gesten des Unterarms, des nahezu wagerechten Handgelenks und der Finger mit wechselnder Spannung und Lockerung ihrer Muskulatur usw. Es dürfte für einen Leser dieser Art schwierig, wenn nicht unmöglich sein, die Heliandverse vom Sitz aus mit über der Brust verschränkten Armen zu lesen.' Damit weiß der Leser bereits, daß vieles in diesem Buch nur den Auserwählten verständlich wird. Aber trotz dieser sprachmelodischen und physiologischen Mystik, die es bei allem Geist noch nicht zu wissenschaftlicher Objektivierung gebracht hat, kann auch der nicht in die Mysterien Eingeweihte das Buch recht brauchbar finden. Im ganzen schwört Verf. auf die Worte der Saranschen Metrik, die er wiederholt. Hat man sich durch diese durchgefunden, so gelangt man zu einer verdienstlichen Behandlung der Adjektiva des Heliand und Otfrids im Verhältnis zu den Quellen. Geschieden werden attributive, appositive, substantivierte, prädikativ-attributive, prädikative Adjektiva. Zusammengestellt werden auch die Adjektiva und Adjektivverbindungen ohne nachweisbare Anlehnung an die Quellen. Ob Otfrid außer der Vulgata noch eine Reihe anderer Schriften, die bei der Erörterung der bisherigen Quellenforschungen aufgeführt werden, direkt oder indirekt benutzte, will Verf. nicht entscheiden. Somit ist hier das Verhältnis der Adjektiva zu den Quellen viel verwickelter. Nicht überall löst sich bei Übereinstimmung mehrerer Quellen die Frage ohne weiteres, welcher Autor zu bevorzugen ist. — Der altsächsische Dichter erscheint unabhängig von den Quellen. Im Vergleich zum Formelgebrauch des Heliand ist der des Otfrid sehr eingeschränkt, und die typischen attributiven Adjektiva sind viel schwieriger zu erkennen. Dadurch erscheint Otfrids Stil bisweilen viel unselbständiger. Otfrids Adjektivvorat zeugt aber gegenüber dem des Heliand von intensiverer psychischer Konzentration im dichterischen Erfinden des einzelnen Beiworts. 'Otfrid ist durchaus nicht in dem Maße Sklave seiner Quellen, wie man seit Schönbachs Otfridstudien glaubt.' Manche der Otfridischen Adjektiva, für die Unterlagen aus den Quellen nicht nachgewiesen werden können, gehören der Anschauungswelt der Gelehrten seiner Zeit an, sind also als literarisch zu bezeichnen. Einige Adjektiva können anderseits wegen der geringen Zahl wörtlicher Übereinstimmungen mit den Quellen als Lieblingsadjektiva Otfrids aufgefaßt werden. W. R.]

Getzuhn, Kurt, Untersuchungen zum Sprachgebrauch und Wortschatz der Klage. (Germanistische Arbeiten, hg. von Baesecke, Nr. 2.) Heidelberg, C. Winter, 1914. VIII, 171 S. M. 5.

Geiger, Maria, Die Visio Philiberti des Heinrich von Neustadt. (Sprache und Dichtung, Forschungen zur Literaturwissenschaft und Linguistik, hg. von H. Mayne und S. Singer, Heft 10.) Tübingen, Verlag von Mohr (Paul Sie-

beck), 1912. Ladenpreis geh. M. 5. [Behandelt die lateinische Vorlage der Visio, die weiter zurückgeht als die ihr nahestehenden Handschriften W. und C. Der deutsche Dichter hat frei übersetzt. Stil und Syntax sowie Wortverständnis sind gewandt. Nach ausführlicher Besprechung der einzelnen Unterschiede zwischen Original und Übertragung wird die Kernfrage des Büchleins erörtert: 'das Verhältnis der Visio Philiberti zur Gottes Zukunft'. Die Verf. sucht Stil und Reime für die Identität des Autors der Gottes Zukunft und der Visio nutzbar zu machen. Daß der Dichter des Apollonius und der Gottes Zukunft seine Quellen freier behandelt als der Übersetzer der Visio, schlägt sie gering an. Im einzelnen bietet die Untersuchung manches Anfechtbare, und Stichproben ergeben, daß die Verf. in den Ziffern der Reime nicht immer genau ist. Auch stört, daß nicht überall die beabsichtigte Unvollständigkeit der Belege kenntlich gemacht ist. Es erweckt nicht Vertrauen, wenn unter den stumpfen Reimen von *â* : *a* aus dem Apollonius nur eine Bindung angegeben ist, obwohl sich eine ganze Reihe findet und dann außerdem S. 84 unter den Besonderheiten der Konjugation V. 9860 des Apollonius *man* : *hân* genannt wird, das aber unter den Reimen von *a* : *â* mit vielen anderen Belegen fehlt. Solcher Unregelmäßigkeiten gibt es eine ganze Anzahl. Daß *jâmer* fortgesetzt ohne Längenzeichen erscheint, werden viele unerfreulich finden. Auch die Ausdeutung so mancher Reime könnte sorgfältiger sein. Alles das ändert aber nichts an der großen Wahrscheinlichkeit des durch diese Arbeit gewonnenen Resultats. Zugleich ist diese Untersuchung wertvoll, weil sie uns über den Reimgebrauch Heinrichs von Neustadt zusammenhängende Übersichten gibt. Die Vereinigung von bairisch-österreichischen und mitteldeutschen Reimen ist zwar in der Visio viel geringer als in den übrigen Werken des Dichters. Aber im ganzen scheint, wie gesagt, der beabsichtigte Nachweis der Verfasserin gelungen. W. R.]

Wernicke, Siegfr., Die Prosadialoge des Hans Sachs. Berlin, Calvary, 1913. VI, 134 S. M. 3.

Henrich, Anton, Die lyrischen Dichtungen Jakob Baldes. (Quellen u. Forschungen, 122. Heft.) Straßburg, Trübner, 1915. IX, 233 S. M. 6,50.

Jellinek, Max Hermann, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. (Germanische Bibliothek, hg. von Streitberg. Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte 7, 1 u. 2.) Erster und zweiter Halbband. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung, 1914. M. 8,50 u. 11. [Mit dem vorliegenden recht umfangreichen Werke wird eine vielfach empfundene Lücke ausgefüllt, die auch die gelehrtesten Historiker der deutschen Philologie nicht ohne Gefahr zu überschreiten vermochten. Wie manches etwa aus den kleinen Schriften Scherers, was die Sprachwissenschaft und deutsche Grammatik betrifft, verliert bei aller Größe der Gesamtauffassung und bei aller Sicherheit des Blickes doch im Kleinen und Kleinsten seine Geltung angesichts dieser Geschichte der normativen Grammatik, deren Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Grammatik nicht so ohne weiteres ersichtlich ist. J. bietet im ersten Bande eine historische Darstellung, die nicht nur den einzelnen Grammatiker biographisch erfaßt, sondern vor allem die Methoden, die sprachphilosophischen Gesichtspunkte und die landschaftlichen Bezüge an uns vorüberziehen läßt. Dazu kommen Erörterungen über einzelne metrische Fragen, über orthographische Bestrebungen und dergleichen mehr. Wie es sich von selbst versteht, wird der größte Nachdruck auf die Beziehungen der Grammatiker und ihrer Werke zueinander gelegt, und auf dieser Grundlage gewinnen wir mit dem Verfasser fast überall ein ganz neues Bild von dem Eigenwert, der Originalität und Nachahmungssucht der grammatischen Schriftsteller. Da ist es denn erstaunlich, zu sehen, wie oft die landläufige Meinung in die Irre gegangen ist, weil man die Theorien und Festsetzungen z. B eines Gottsched oder Klopstock und wievieler anderer immer nur nebenher im Zusammenhang mit

der Literaturgeschichte oder Poetik oder bestenfalls der Metrik beachtet hat. Die Fülle der Einzelarbeiten hat eher den Blick verwirrt als geklärt, weil eben die ordnende Hand fehlte, die das Einzelne zusammensetzte. — J. geht mit Gottsched und manchen anderen zu Gericht und hat in der Zurückführung bestimmter sich forterbender Ansichten auf ihren Urheber in diesem so arg vernachlässigten Gebiet besonders viel getan. Er schließt mit Adelung, in dem er doch bei aller Strenge des Urteils, die bisweilen sogar als Überstrenge empfunden werden mag, den Erben Herders sieht, einen Vollender und Erfüller aller vorgehenden Errungenschaften, der eben dadurch eine neue Epoche grammatischer Forschungsweise erst ermöglichte. — Dem ersten Teil ist eine Bibliographie vorausgeschickt, in der unter Überwindung meist lokaler Schwierigkeiten auch ein umfassendes Verzeichnis aller Quellen mit Erscheinungsjahr und Verschiedenheiten der Auflagen zustande gebracht ist. Die Darstellung konnte gemäß den Prinzipien der Sammlung, in der das Werk erschienen ist, nicht allein auf Flüssigkeit und Lesbarkeit gerichtet sein. Aber wiewohl namentlich der zweite Teil für viele Nachbargebiete ein Ratgeber und Nachschlagewerk sein wird, läßt sich auch das Ganze ohne Beschwerden in einem Zuge lesen — und das ist bei einem solchen Werk kein geringes Lob. Freilich konnte der zweite Band bei dem vorliegenden Einteilungsprinzip nicht ohne Wiederholungen einzelner Punkte aus dem ersten Bande auskommen. Aber ich zweifle, ob sich überhaupt ein anderes System finden ließe, das nicht noch größere Mängel im Gefolge hätte. — Der Verf. geht im zweiten Bande dazu über, die grammatischen Einzelheiten systematisch zu betrachten, 'den Fortschritt in der Beobachtung der Tatsachen und der Tatsachengruppen und die Veränderungen in der gedanklichen Bearbeitung' zu behandeln. Die Gesamtleistung der einzelnen Vertreter war im ersten Band erledigt, nun folgt im Aufriß der Grammatik die Erörterung des Einzelnen. Die Lautlehre, die Orthographiereformen, Akzent und Quantität, die Redeteile (flektierbare und unflektierbare), die Wortbildung und endlich auch das Stiefkind der deutschen Philologie, die Syntax, werden vorgeführt. Absolute Vollständigkeit wird niemand hier erwarten, und gerade für die Syntax scheint bei dem Mangel an Vorarbeit das Gebotene besonders dankenswert. Überall werden die Brücken zur antiken, zur humanistischen, zur hebräischen und endlich zur französischen Grammatik geschlagen. Naturgemäß kehrt da manche Andeutung aus dem ersten Teil ausführlicher wieder, aber im ganzen hat J. es verstanden, auch solchen Dubletten durch den Zusammenhang, in dem sie stehen, eine andere Färbung der Diktion zu geben. Es wird nicht viele Germanisten geben, die als Sachverständige auf dem ganzen Gebiet, das der Verf. in vieljähriger Arbeit erobert hat, einer Kritik gewachsen sind. Dazu waren große Strecken bisher zu sehr vernachlässigt. Hier an dieser Stelle kam es nur auf Beschreibung und Wertbestimmung an. W. Richter.]

Stammler, Wolfgang, Friedrich Arnold Klockenbring. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen und sozialen Lebens in Hannover. (Sonderdruck aus der 'Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen', Jahrg. 79, 1914, Heft III.) 35 S. [Die kleine Studie, die Erweiterung eines im März 1913 gehaltenen Vortrags, beschäftigt sich nach einleitender Skizzierung Hannovers als des geistigen Mittelpunktes Niedersachsens im 18. Jahrhundert mit dem von 1767 bis zu seinem Tode (1795) fast ununterbrochen dort lebenden und wirkenden Verwaltungsbeamten und Nationalökonomen F. A. Klockenbring, der unter den Zeitgenossen hervorragt durch sein starkes soziales Empfinden und den Eifer, mit dem er es zu betätigen versucht hat.]

Stammler, Wolfgang, Matthias Claudius der Wandsbecker Bothe. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Halle, Waisenhaus, 1915. VIII, 282 S. M. 6.

Rausch, G., Goethe und die deutsche Sprache. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1909. 268 S. 8°. Geb. M. 3,60. [Goethe hat sich nur gelegentlich, nicht zusammenhängend über die Sprache und im besonderen über die deutsche Sprache geäußert. Wenn man nun diese Äußerungen, die der sprachgewaltigste deutsche Dichter während eines langen Lebens getan hat, auf einmal in Rauschs wohlgeordneter und mit guten Erklärungen versehener Darstellung überblickt, so muß man immer daran denken, daß diese Äußerungen zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen getan sind. Denn nur so kann man verstehen, daß er sein 'geliebtes Deutsch' auch 'unüberwindbar' und 'wunderlich' nennt. — Wir nennen Goethe nach einem geistreichen, von Heimroth auf ihn geprägten und von Goethe selbst anerkannten Wort einen gegenständlichen Dichter. Und Goedeke hat einmal — fast überflüssig — nachgewiesen, daß zu der Zeit, in der Goethe ein Gedicht mit dem Vergleich eines Nordlichts dichtete, auch wirklich ein Nordlicht von ihm gesehen wurde. Wenn Goethe nun das, was er wirklich gesehen oder erlebt hat oder was als wirklich seinem inneren Auge vorschwebte, in Worte umsetzte, dann mag wohl der Verdruß über die Sprache hervorbrechen, die den Gegenständen nicht äquale Worte hat. 'Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das alles darzustellen.' 'Ich bewahre diese höchst bedeutende Fabel (den *Paria*) als einen stillen Schatz vielleicht vierzig Jahre und konnte mich erst jetzt entschließen, ihn von meinem Innern durch Worte loszulösen, wo er mir die eigentliche reine Gestaltung zu verlieren scheint.' Es ist nur so begreiflich, daß er die deutsche Sprache in den 'Römischen Elegien' den 'schlechtesten Stoff' nennt. Aber demgegenüber hat er wieder die deutsche Sprache gepriesen: 'Greif milde (= mittelhochdeutsch *milte*) drein, und freundlich Glück Fließt, Gottheit, von dir aus!' — Die Sprachwissenschaft lag Goethe fern. Wenn aber doch von ihm in der Unterhaltung sprachliche Dinge erörtert werden, so liegt das daran, daß Teilnehmer der Unterhaltung die Philologen Riemer und Eckermann waren. Goethe ließ sich gern durch andere anregen. Er freut sich der Ablehnung des negativen Purismus in Karl Rückstuhls Aufsatz 'Von der Ausbildung der Teutschen Sprache in Beziehung auf neue dafür angestellte Bemühungen', und er schreibt an Jacob Grimm: 'Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit an Ihren Bemühungen teilnehmen, die ich gleich nur aus einer gewissen Ferne zu schätzen weiß, auch in dem nur übersehbaren Umfang wahrhaft zu bewundern die Freude habe.' Er wünscht 'ein wahrhaft allgemeines deutsches Wörterbuch' und Idiotikon der verschiedenen Mundarten. — Doch ich will nicht Rausch weiter ausschreiben. Den Preis, der ihm geworden ist, hat er wohl verdient. Wilhelm Nickel.]

Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit. I. und II. Teil. Für den Schulgebrauch hg. von Ernst Hladny. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen u. Abhandlungen.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag [o. J.]. 240 S. M. 1,30.

Behme, Herm., Heinrich von Kleist und C. M. Wieland. (Literatur und Theater, Forschungen hg. von Eugen Wolff, Nr. 1.) Heidelberg, C. Winter, 1914. VIII, 127 S. M. 3,40.

Buchtenkirch, Gustav, Kleists Lustspiel 'Der zerbrochene Krug' auf der Bühne. (Literatur und Theater, Nr. 2.) Heidelberg, C. Winter, 1914. XII, 89 S. M. 2,60

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius): Uli der Knecht. In Auswahl hg. von J. Weichardt. Mit einem Porträt. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Bd. 150.) Bielefeld u. Leipzig, 1915. VI, 157 S. M. 1.

Willibald Alexis (W. Häring), Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. Hg. von W. Grabert. (Velhagen & Klasings Sammlung

deutscher Schulausgaben, Bd. 152.) Bielefeld u. Leipzig, 1915. XII, 168 S. M. 1,20.

Heynen, W., Der 'Sonnenwirt' von Hermann Kurz. Eine Quellenstudie. (Palästra, 122.) Berlin, Mayer & Müller, 1913. 336 S. 8°. M. 9,50. [Das Verdienst, den Sonnenwirt in die Literatur eingeführt zu haben, gebührt Schiller. Die Geschichte vom Sonnenwirt Schwan mag er von seinem Lehrer Jakob Friedrich Abel gehört haben, dem Sohn jenes Oberamtmanns, dem Schwan seinen Namen entdeckt. Die literarische Darstellung Abels indes ('Geschichte eines Räubers und einer Räuberin' im zweiten Teil der 'Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben'. 1787) ist durch Schillers Novelle 'Der Verbrecher aus verlorner Ehre', die 1786 in der 'Thalia' erschien, beeinflußt. Kurz veröffentlichte 1846 die beiden ersten Kapitel seines Romans im 'Stuttgarter Morgenblatt', der ganze Roman erschien 1854. Aus einer liegengebliebenen, von Heynen abgedruckten Vorrede zum 'Sonnenwirt' wissen wir, daß Kurz anfänglich nur Schillers Novelle kannte und erst 'nach langem vergeblichen Suchen' auf Abel stieß. Heynen nun macht es wahrscheinlich, daß Kurz durch seine Studien zu 'Schillers Heimatjahren' mit Abels Darstellung bekannt wurde, denn Kurz las zu den 'Heimatjahren' den 'Abriß des Jauner- und Bettelwesens' von dem 'Verfasser des Konstanzer Hans', d. i. Johann Ulrich Schöll, und Schöll erwähnt öfters den Sonnenwirt und verweist auf Abels Darstellung. Kurz hat dann weiter das Vaihinger Inquisitions-Protokoll gelesen und in Ebersbach, dem Geburtsorte Schwans, das Kirchenbuch und erhaltene Briefe eingesehen. Auch die Göppinger Akten waren ihm bekannt, ebenso wie Heinrich Ehregott Lincks aus dem Vaihinger Protokoll geschöpftes Buch 'Der Sonnenwirt' (1850) und Gerstbachers 'Sammlung Wirtembergischer Gesetze'. Die Untersuchung dieser Quellen macht den Hauptteil von Heynens Buch aus, das aber nicht bloß eine Quellenstudie zu Kurz, sondern eine Darstellung des gesamten literarischen Lebens des Sonnenwirts ist. Denn auch die dramatischen Bearbeitungen des Sonnenwirts, die sämtlich aus Schiller und Kurz geschöpft sind, werden in einem besonderen Kapitel behandelt, Kurz' eigenes dramatisches Fragment wird abgedruckt. Heynens Darlegungen über 'Räuber und Zigeuner' werfen auch auf die 'Heimatjahre' Licht. Der Sonnenwirt ist auch heute in Schwaben nicht vergessen: im Jahre 1912 wurde von einer Wandertruppe in Eppingen ein Sonnenwirtdrama aufgeführt, das auf Ferdinand Fränkels Dramatisierung von 1856 zurückgeht, und jetzt planen zwei Stuttgarter Dichter dramatische Bearbeitungen des Stoffes. Wilhelm Nickel.]

Heitmann, Felix, Annette von Droste-Hülshoff als Erzählerin. Realismus und Objektivität in der 'Judenbuche'. Münster i. W., Aschendorff, 1914. VIII, 101 S. M. 2.

Schulze, Werner, Gustav Schwab als Balladendichter. (Palaestra, CXXVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. VIII, 223 S. M. 6,50.

Wagner, Richard, Die Meistersinger von Nürnberg. Hg. von Otto Lohmann. Mit 6 Abbildungen. (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Bd. 151.) Bielefeld u. Leipzig, 1915. XXVI, 124 S. M. 1.

Siebs, Theodor, Hermann Allmers. Sein Leben und Dichten mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt. Mit 4 Abbildungen. Berlin, Mittler, 1915. VIII, 373 S

Fischer, W., Die deutsche Sprache von heute. (Aus Natur und Geisteswelt, 475. Bändchen.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. IV, 116 S. Geb. M. 1,25.

Rein, O. P., Mixed preterites in German. (Hesperia, Nr. 5.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1915. VIII, 131 S. M. 4,60.

Reis, Hans, Die deutsche Mundartdichtung. (Sammlung Göschen, Nr. 753.) Berlin u. Leipzig, Göschen, 1915. 141 S. M. 0,90.

Tschinkel, Hans, Der Bedeutungswandel im Deutschen. Wien, Manz, 1914. [IV,] 60 S.

Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Bearb. von Dr. J. E. Wülfing und Dr. A. C. Schmidt. 9. Aufl. Leipzig, Bibliograph. Institut, 1915. LVI, 565 S. Geb. M. 2,50. [Durch Verschmelzung des bekannten Orthographischen Wörterbuchs mit der 'Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache' ist hier ein neues, umfassendes Nachschlagebuch entstanden, das an Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Wohlfeilheit jedem anderen Werk gleichen Umfangs überlegen ist.

Englisch.

Zupitza-Schipper, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitätsvorlesungen und Seminarübungen. Elfte unter Mitwirkung von R. Brotanek und A. Eichler verbesserte Auflage. [Die Hauptveränderung ist, daß im Wörterverzeichnis die wichtigsten Belegstellen eingefügt sind; alle Formen sind mindestens nach ihrem ersten Vorkommen im Text belegt worden. Überblickt man das so zusammengebrachte Material, so ergibt sich als Stichform fast immer die angelsächsische; die me. Formen von heimischen Wörtern werden meist durch Verweis auf die ae. erledigt. Folgerichtigkeit durchzuführen war dabei nicht ganz leicht; so ist z. B. me. *temen* hinter ein hier nicht belegtes aws. *tieman* gesetzt, aber me. *ten*, spätws. *tyn*, hinter ein nichtaltws. *tēn*. Me. *thryft* ist unter th verzeichnet, während unter þ nur das Verbum *þrife* steht. Bedenklich ist es auch, bei ae. *gear* = Jahr und *sceap* = Schaf das Längezeichen auf das e zu setzen, während es bei *sceadan* = scheiden richtig auf dem a, bei *geomor* = Jammer richtig auf dem o erscheint; in den beiden ersten Fällen ist doch das e auch zunächst nur Bezeichnung für die j-haltige Aussprache des vorausgehenden Konsonanten, und unsere gesamten ags. Längezeichen sind — wie Zupitza einmal gesagt hat — etymologischer Art und auf die Entstehung der ags. Laute gemünzt. — Der Fortschritt, den das Buch speziell in seinem ags. Teil gemacht hat, ist ein namhafter. Die beiden neuen Herausgeber Brotanek und Eichler haben ihre Aufgabe mit verdienstlichstem Fleiße durchgeführt. A. B.]

de Meester, Marie E., Oriental influences in the English literature of the nineteenth century. (Anglist. Forschungen, Heft 46.) Heidelberg, Winter, 1915. VIII, 80 S. M. 2,30. [Aufgezählt werden orientalische Stoffe in den Versen von Coleridge und Southey, Byron, Shelley und Thomas Moore, Tennyson, M. Arnold, Thomson, E. Arnold und Kipling, während z. B. alle orientalischen Stoffe bei Browning nicht berücksichtigt sind. Auf dem Gebiete des Romans sind W. Scott, Hope, Morier, Meredith und Kipling beachtet, während z. B. Kingsleys 'Hypatia' fehlt; Disraelis 'Tancred' kommt vor, aber nicht sein 'Alroy'. Die Frage, wieweit orientalische Natur und Sitte wahrheitsgetreu dargestellt sind, ist nirgend studiert; es fehlt auch der Hinweis darauf, daß Byron der erste englische Dichter war, der den Orient mit eigenen Augen sah; ebensowenig ist bei Thomas Moore erörtert, wie er bloß aus Büchern das persische Leben mit überraschender Treue erfassen konnte. Die vielen Reisenden, die England nach dem Morgenlande sandte, und ihre oft wertvollen Reisebeschreibungen fehlen. Selbst bei Kipling sucht man vergebens einen Hinweis auf das Buch seines Vaters über 'Man and beast in India'. Welcher Reichtum an morgenländischen Geschichtswerken und Essays wäre noch anzuführen! Weder Carlyles berühmtes Bild von Mohammed, noch Max Müllers 'Secret books of the East' sind gestreift. A. B.]

Englische Studien. 48, 2 [H. Le Sourd Creek, The author of *Havelok the Dane*. — W. J. Lawrence, Night performances in the Elizabethan theatres. A reply to Dr. T. S. Graves. — M. Eimer, Einflüsse deutscher Räuber- und Schauerromantik auf Shelley, Mrs. Shelley und Byron. — H. Willert, Vom substantivischen Infinitiv].

Anglia. XXXVIII, 3/4 [K. Luick, Zur mittelenglischen Verslehre. — M. Trautmann, Die Quellen der altenglischen Rätsel. — Ders., Sprache und Versbau der altenglischen Rätsel. — H. Logeman, The name of Christopher Marlowe's murderer. — P. Fijn van Draat, The cursus in Old English poetry. — R. E. Zachrisson, Northern English or London English as the standard pronunciation. — M. Eimer, Zu Shelleys Dichtung *The wandering Jew*. — H. Lange, Zur Datierung des mittelenglischen Rosenromanfragments A. — G. O. Curme, The gerund in Old English and German. — E. Einenkel, Zur Herkunft des englischen Gerundiums. — Ders., Berichtigung. — N. Bögholm, Notes on present-day English. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altenglischen Wortforschung].

Beiblatt zur Anglia. XXV, 10. 11. Oktober u. November 1914. Der Universität Frankfurt zu ihrer Eröffnung. [Trautmann: Wyatt, Old English riddles. — Klaeber: Förster, Altenglisches Lesebuch für Anfänger. — Björkman: Bartels, Die Zuverlässigkeit der Handschriften von Lazamon's Brut und ihr Verhältnis zum Original. — Klein, Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, North riding. — Western: Poutsma, A grammar of late modern English, II, 1 A. — van Hamel: Sipma, Phonology and grammar of modern West Frisian. — Einenkel: Marlowe's Edward II., ed. Briggs. — Ackermann: Shakespeare, seven essays by Morton Luce. — Aronstein: Ward and Waller, The Cambridge history of English literature. — Lehmann: Jackson, All manners of folk: interpretations and studies. — Trautmann: Das Geschlecht in den altenglischen Rätseln. — Ders.: Berichtigungen zu Anglia Bbl. XXV, 272 ff. — Koch: Neuere Beiträge zur Chaucerliteratur in Amerika]. XXV, 12. Dezember 1914 [Björkman: Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache. I, 1 und 2. — Price: Krüger, Englische Synonymik. — Feuillerat: Aurelian Townshend's poems and masks, ed. Chambers. — Eimer: William Drummond of Hawthornden, Poetical works, ed. Kastner. — Gschwind: Spenser's Faerie Queene, b. II, ed. Winstanley. — Noll: Morris, Prose and poetry (1856—1870). — Poems of Ch. Kingsley (1848—1870). — The poetical works of William Blake, ed. Sampson. — A book of English essays (1600 to 1900), sel. by Makower and Blackwell]. Bandinhalt und Verzeichnis der Mitarbeiter, S. I—XVI. XXVI, 1. Januar 1915 [Viëtor: Cook, The date of the Ruthwell and Bewcastle crosses. — Cook, Some accounts of the Bewcastle cross between the years 1607 and 1861. — Björkman: Krüger, Schwierigkeiten des Englischen. II. — Bödtker: Studier i modern Sprakvetenskap, utg. av Nyfilol. Sällskapet i Stockholm. — Zachrisson: Simplified spelling. — Eichler: Boynton, London in English literature. — Fehr: Clarke, Sidelights on Teutonic history during the migration period. — Barnouw, Anglo-Saxon Christian poetry, transl. by Louise Dudley. — Williams, Gnomic poetry in Anglo-Saxon. — Spalding, The Middle English charters of Christ]. XXVI, 2. Februar 1915 [Ekwall: Noreen, Geschichte der nordischen Sprachen, bes. in altnordischer Zeit. — Booker, A Middle English bibliography. — Delcourt, Medicina de Quadrupedibus, an early ME. version. — Schlemilch, Beiträge zur Sprache und Orthographie spätae. Sprachdenkmäler der Übergangszeit (1000—1150). — Dölle, Zur Sprache Londons vor Chaucer. — Fehr: Wildhagen, Studien zum Psalterium Romanum in England und zu seinen Glossierungen. — Brown, Poems by Sir John Salisbury and Robert Chester. — Viëtor-Festschrift. — Delattre, Robert Herrick. — Zeiger: Flagstad, Psychologie der Sprachpädagogik]. XXVI, 3. März 1915 [Fehr: Eimer, Byron und der Kosmos. — Suddard, Keats, Shelley and Shakespeare studies and essays in English literature. — Born: Bellows, Schreibtischwörterbuch der deutschen und engl. Sprache].

Kluge, Friedrich, Angelsächsisches Lesebuch, zusammengestellt und mit Glossar versehen. Vierte Aufl. Halle, Niemeyer, 1915. [IV] 206 S. [Die poetischen Denkmäler sind sehr gekürzt worden; der Verleger habe es für

wünschenswert gehalten, auf solche Weise den Preis des Buches nicht zu erhöhen. Es fielen fort: Bedas Sterbegesang, Kent. 51. Psalm, Kent. Hymnus, Oratio poetica, Grab, Gegen verzaubertes Land, Ruine, Reimlied, Exeterrätsel, Leidener Rätsel, Wade und leider auch der Überfall von Finnsburg. Im Prosateil sind die Monats- und Personennamen des Beda weggefallen, die ältesten Glossen mehrfach berichtigt worden.]

Rübens, Georg, Parataxe und Hypotaxe in dem ältesten Teil der Sachsenchronik (Parker Hs. bis zum Jahre 891). (Morsbachs Studien zur englischen Philologie, Heft 56.) Halle, Niemeyer, 1915. X, 53 S.

Cook, Albert S., Archaic English in the twelfth century (repr. from The Scottish hist review, Jan. 1915, S. 213—220). 8 S.

Engeroff, Karl W., Untersuchung des Verwandtschaftsverhältnisses der anglo-französischen und mittelenglischen Überlieferungen der 'Usages of Winchester' mit Paralleldruck der drei Texte. (Bülbrings Bonner Studien zur englischen Philologie, Heft XII.) [Die drei Hss. hat der Verf. in Winchester selbst eingesehen und photographieren lassen. Alle drei werden sie hier nebeneinander abgedruckt; die älteste trägt noch das Siegel der Stadt Winchester und dürfte aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs. stammen. Die Einleitung unterrichtet über die bisherigen Drucke, vergleicht die Hss. und gibt ihren Stammbaum. Sachliche Anmerkungen zu einzelnen Stellen folgen als Anhang. Eine Verwertung der interessanten grammatischen Verhältnisse ist weiteren Forschungen vorbehalten.]

Knott, Thomas A., An essay toward the critical text of the A-version of 'Piers the plowman'. Chicagoer Diss. Repr. with addit. from 'Modern Philology' XII, no. 7. Chicago 1915. 35 S.

Joerden, Otto, Das Verhältnis von Wort-, Satz- und Versakzent in Chaucers Canterbury tales. (Morsbachs Studien zur englischen Philologie, Heft 55.) Halle, Niemeyer, 1915. VIII, 56 S.

Friedrich, Paul, Studien zur englischen Stenographie im Zeitalter Shakespeares: Timothe Brights Characterie entwicklungsgeschichtlich und kritisch betrachtet. Mit einem Anhang: Neue Gesichtspunkte für stenographische Untersuchungen von Shakespeare-Quartos, dargelegt an der 1. Quarto der 'Merry wives of Windsor' 1602. Diss. Leipzig, Koehler, 1914. [Auch in der Zs. 'Archiv für Schriftkunde' 1914, H. II—IV.] V, 94 S. und eine Kurzschriftprobe (2 S.).

Morsbach, Lorenz, Die Sonette Shakespeares im Lichte der Überlieferung. (Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philolog.-histor. Klasse, 1915, S. 137—166). 30 S.

von der Heide, Anna, Das Naturgefühl in der englischen Dichtung im Zeitalter Miltons. (Anglistische Forschungen, Heft 45.) Heidelberg, C. Winter, 1915. XII, 131 S. M. 4.

Numeratzky, Willy, Michael Draytons Belesenheit und literarische Kritik. Diss. Berlin 1915. VIII, 89 S.

Hanford, J. H., Wine, beere, ale and tobacco. A seventeenth century interlude, ed. with introduction and notes. (Sonderdruck aus: Studies in philology, vol. XII, number 1, January 1914.) Chapel Hill, North Carol. 51 S. 50 c.

Müller, Christian, Die englische Lautentwicklung nach Lediard (1725) und anderen Grammatikern. Gießener Diss. Darmstadt, Bender, 1915. 149 S.

Hofmann, Gotthold Otto, Studien zum englischen Schauerroman. Leipziger Diss. Halle, H. John, 1915. 78 S. [Im Mittelpunkt der Untersuchung steht Lewis' *Monk* 1795. Gegen Rentsch pflichtet Verf. der Meinung Ritters bei, wonach Schillers 'Geisterseher' eine Hauptquelle des englischen Romans ist; er bringt hierfür einen weiteren Beleg. Der von Lewis selbst erwähnte *Comte de Gabalis* des Abbé de Villars hat zwar die deutsche Vorstufe beeinflußt, nicht aber den *Monk* selbst. Wie sich zu diesem 'Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe' verhält, bleibt unentschieden. — An die Unter-

suchung der Quellen reiht sich die der Wirkungen auf andere: auf Shelley, Ainsworth, Kerndörffer, Theodor Körner, Mérimée und Victor Hugo. H. A. Beers' Angabe, Landors *Gebir* gehe zurück auf Cl. Reeves Geschichte der Königin Charoba von Ägypten, wird durch mehrere Nachweise bestätigt. Nachdem der Verf. nebenher einen Berührungspunkt zwischen Boccaccio, Keats und Andersen vermerkt hat, wobei ein bequemes 'bzw.' die Hauptschwierigkeit verdeckt, führt er in einer mikroskopisch genauen Untersuchung — 13 Seiten! — den Beweis, daß E. Brontës *Wuthering heights* keineswegs ein Schauerroman ist, sondern ein psychologisch-analytischer Roman mit deutlichem Lokalkolorit. Hier treten die beiden Hauptmängel der fleißigen und im einzelnen nicht unergiebigen Schrift deutlich zutage: es fehlt eine wirkliche Einleitung, in der das Wesen des Begriffs 'Schauerroman' näher zu bestimmen und gegen verwandte Begriffe deutlich abzugrenzen gewesen wäre, und es gebricht dem Verf. anscheinend völlig an dem Sinn für die rechte Proportion der Teile seiner Arbeit. Davon zeugen auch die drei Anhänge: das 'Scheinbeisetzungsmotiv', Inhaltsangabe von *Wuthering heights* und Kritik der Arbeiten von Möbius.]

Graf, Ferdinand, Lord Byrons Leben und Treiben in Venedig vom 31. Juli 1817 bis zum 7. Januar 1818. Erlanger Diss. Nürnberg 1915. VIII, 26 S.

Chew, Samuel C., The dramas of Lord Byron. A critical study. (Hesperia, Erg.-Reihe, 3. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1915 VI, 182 S. M. 6.

Lorenz, Alfr. Carl, Diogenes Teufelsdröckh und Thomas Carlyle. Diss. Leipzig (Noske) 1913. IX, 125 S.

Price, Lawr. M., The attitude of Gustav Freytag and Julian Schmidt toward English literature, 1848—1862. (Hesperia Nr. 7.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1915. VIII, 120 S. M. 3,60.

Collection of British authors. Tauchnitz edition:

4504—5. George Meredith, Rhoda Fleming.

4506. E. W. Hornung, The crime doctor.

4507. Hugo Münsterberg, The war and America.

4508. Dorothea Gerard, The Austrian officer at work and at play.

Penck, Albrecht, Von England festgehalten. Stuttgart, Engelhorn, 1915. 220 S.

Ekwall, Eilert, Historische neuenglische Laut- und Formenlehre. (Sammlung Göschen, Nr. 735.) Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. 150 S. M. 0,90. [Die kleine Schrift des verdienstvollen schwedischen Gelehrten erweist sich bei näherer Prüfung als äußerst reichhaltig. Namentlich für die frühne. Zeit gibt es bisher keine auch nur annähernd gleichwertige Zusammenfassung der Forschungsergebnisse, die auf so beschränktem Raume eine solche Fülle von Tatsachen und Beispielen enthielte. — Das Büchlein ist keineswegs eine 'Einführung' für den Anfänger; auf diesen dürfte es eher verwirrend wirken durch das scheinbare Zuviel orthoepistischer Nachweise. Dagegen ist es schier unentbehrlich für jeden Studenten, der eine Vorlesung über historische Grammatik durcharbeiten will. Leider fehlt ein vollständiges Wortverzeichnis; dadurch erst wäre das hier gebotene reiche Material leicht verwendbar geworden, wenn auch freilich der Umfang des Ganzen sich erheblich vergrößert hätte.]

Kreickemeier, Heinrich, Die Wortstellung im Nebensatz des Englischen. Gießener Diss. Darmstadt, Bender, 1915. X, 122 S.

Bøgholm, N., Om præpositionernes rolle i Nutidsengelskens økonomi. særtryk af Nordisk tidsskrift for filologi 4de række. S. 145—156.

Wittmann, Elisabeth, Clipped words: a study of back-formations and curtailments in present-day English (repr. from Dialect Notes, vol. IV, part II, S. 115—145). 31 S.

Swoboda, W., Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen. 2., vollständig umgearb. Aufl., besorgt von A. Brandeis und Th. Reitterer. I. Teil. An English primer. With a diagram showing the organs of speech, a table of English wins and 8 illustr. Wien u. Leipzig, Deuticke, 1914. VIII, 163 S. M. 2,50.

Swoboda, W., Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen. 2., vollständig umgearb. Aufl., besorgt von A. Brandeis und Th. Reitterer. Wien u. Leipzig, Deuticke, 1914. II. Teil: A first English reader. With 18 illustr. and 2 maps. VI, 155 S. M. 2,80. — IV. Teil: An English grammar with exercises. With a pron. table, a diagram showing the organs of speech and a map of the world. IV, 157 S. M. 2,50.

Dinkler-Mittelbach-Zeiger, Lehrbuch der englischen Sprache für Lyzeen und Oberlyzeen, auf Grund der neuen Lehrpläne bearb. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. Dritter Teil: Grammatik. 3., völlig neu bearb. Aufl. X, 148 S. Geb. M. 2,25. Vierter Teil: Übungsbuch. VI, 109 S. Kart. M. 1,50. [Die früher nur für das Lyzeum bestimmte kleine Grammatik ist jetzt hauptsächlich durch den neuen, dritten Verfasser für die Anforderungen des Oberlyzeums und der Studienanstalt umgearbeitet worden. Diese Bearbeitung ist allerdings im wesentlichen nur eine Erweiterung, und es bleibt die Frage offen, ob es zweckmäßig ist, die beiden Entwicklungsstufen derart in einem Buche zu vereinigen, oder ob man ihre grundsätzliche Trennung vorziehen soll. — Das neue Übungsbuch ist nur für das Lyzeum bestimmt. Inwieweit die hier angestrebte Verarbeitung der Stoffe des Lesebuchs gelungen ist, entzieht sich der Beurteilung, da die beiden ersten Teile des Unterrichtswerkes nicht vorliegen.]

Thomas, Keith J., Personal power. (Französ. und engl. Schulbibliothek, A, 182.) Leipzig, Renger, 1915. X, 66 S. M. 0,70.

Shakespeare, Much ado about nothing. Für den Schulgebr. hg. von Georg Kohlmann. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Mit einem Titelbild. Leipzig, Freytag, 1915. 104 S. und 20 S. Anmerkungen. M. 1,20.

Shakespeare, W., Julius Cæsar. Für den Schulgebrauch erklärt von E. Penner und M. Degenhart. Vierte Aufl. der Gesamtausgabe. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe D, mit fortlaufender Präparation, Band 4.) Leipzig, Renger, 1914. XXX, 78 S. Dazu Anhang: Fortlaufende Präpar. (35 S.) M. 1,40. [Gegenüber der 3. Auflage sind hinzugekommen der Anhang, der bekanntlich die Benutzung eines Wörterbuchs ersetzen soll, einige grammatische Vorbemerkungen und mehrere 'ästhetische Wertungen', die sich übrigens gut in den Rahmen des Ganzen einfügen. Daß dafür mehrere unschwer entbehrliche Sacherklärungen und Wortdeutungen gestrichen worden sind, wird man ebenso billigen wie die Beibehaltung von Penners recht brauchbarer literarisch-biographischer Einleitung. Die Abkürzung für 'for instance' ist, nebenbei bemerkt, nicht f. i. (S. VI), sondern e. g.]

Shakespeare, William, Der Sturm. Nach Schlegels Übersetzung hg. von Max Lederer. Mit 2 Abbildungen (Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Band 154.) Bielefeld u. Leipzig 1915. VI, 83 S. M. 0,70.

She stoops to conquer, or, The mistakes of a night. A comedy by Oliver Goldsmith. Für den Schulgebrauch hg. und mit Anmerkungen versehen von Johanna Bube. (Velhagen & Klasings Sammlung französ. und engl. Schulausgaben. English authors. Band 147, Ausg. B.) Bielefeld u. Leipzig 1915. XV, 102 S., dazu Anhang, 34 S. M. 1,10.

Marryat, Capt., Peter Simple. In gekürzter Fassung für den Schulgebr. hg. von M. Lederer. Mit einem Titelbild. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1915. 135 S. und 13 S. Anmerkungen. M. 1,30.

Irving, Washington, Christopher Columbus. The discovery of America. From 'The life and voyages of Christopher Columbus', ed. by Hermann Pesta. With a portrait of Columbus and 3 maps. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1915. 156 S. und 18 S. Anmerkungen. M. 1,60.

Graham, P. Anderson, The Victorian era. Für höhere Lehranstalten bearbeitet von R. Krone. (Dyks Neusprachliche Schulausgaben, 1. Band.) Leipzig, Dyk, 1914. VI, 89 S., dazu Beiheft, 69 S. M. 1,40.

Selected chapters from Carlyle's Works. Mit Einleit. u. Anmerkungen f. d. Schulgebrauch hg. von Wilh. Lehmann. (Velhagen & Klasings Sammlung französ. und engl. Schulausgaben. English authors. Band 146, Ausg. B.) Bielefeld u. Leipzig 1915. XVI, 111 S., dazu Anhang, 60 S. M. 1,20 [Inhalt: A. History: 1. From 'The Diamond Necklace': Age of romance. — 2. From 'The French Revolution': Realised ideals: the fall of the Bastille; Charlotte Corday. — 3. From 'Oliver Cromwell': Death of the Protector. — 4. From 'Frederick the Great': Friedrich then, and Friedrich now; Glogau; Sophie Charlotte. — B. Biography: 1. From 'The life of Schiller': Schiller and Goethe. — 2. From 'Essays on Burns and Scott': Burns. — 3. From 'Essays on the greater German poets': Goethe. — C. Poetry and Philosophy: 1. From 'Sartor Resartus': The everlasting Yea. — 2. From 'On heroes and hero-worship': Martin Luther. — 3. From 'Past and Present': Chivalry of labour].

Stables, Gordon, Westward with Columbus. Ausgewählt und für den Schulgebrauch bearb. von Franz H. Schild. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe A, Band 184.) Leipzig, Renger, 1915. V, 138 S.

Lord Clive. An essay by Thomas Babington Macaulay. Für den Schulgebrauch erkl. von Adolf Kreßner. Mit fortlaufender Präpar. bearb. von August Geißer. 6. Aufl. Mit einer Karte und einem Bildnis. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe D, Bd. 8) Leipzig, Renger, 1914. VI, 76 S. M. 1,30. Dazu Anhang, 54 S. M. 0,30.

David Copperfield's early boyhood. From 'David Copperfield' by Charles Dickens. Für den Schulgebrauch bearbeitet und mit ausführl. Kommentar versehen von Emil Feiler. (Dyks Neusprachliche Schulausgaben, 3. Band.) Leipzig, Dyk, 1914. VIII, 94 S., dazu Beiheft, 78 S. M. 1,40.

Vettermann, Ella A., Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. Cap. I—IV. Leipziger Diss. Halle, Karras, 1914. VI, 84 S. [Der vorliegende Teildruck beschäftigt sich nach einem Überblick über die bisher bekannten Balen-Dichtungen im einzelnen mit den Werken von Swinburne, Tennyson und Malory. Die gesamte Arbeit wird als Heft 60 der Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie erscheinen. Leider fehlt der Dissertation eine vorläufige Inhaltsübersicht des Ganzen; ein Urteil über das Geleistete ist daher vorläufig noch nicht möglich.]

Ruskin, John, Unto this last, edit. by V. Holt with the assist. of W. J. Leicht. (Teubner's school texts, ed. F. Doerr & L. Petry, no. 9.) Leipzig and Berlin, Teubner, 1914. Text, with a portrait of J. Ruskin. XVIII, 174 S. M. 0,90, geb. M. 1,20. Notes: IV, 51 S. M. 0,60.

Grey, Amy, Little boy Georgie. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von Friederike Hildebrandt. Alleinberechtigte Ausgabe. (Velhagen & Klasings Sammlung französ. und engl. Schulausgaben. English authors. Band 144, Ausg. B.) Bielefeld u. Leipzig 1915. IV, 68 S., dazu Anhang, 10 S. M. 0,60.

Howes, Edith, The sun's babies. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von Oberlehrerin J. Kaysel. Alleinberechtigte Ausgabe. (Velhagen & Klasings Sammlung französ und engl. Schulausgaben. English authors. Band 145, Ausg. B.) Bielefeld u. Leipzig, 1915. V, 94 S., dazu Anhang, 18 S. M. 0,90. [Die Verf. ist eine Engländerin, die seit ihrem fünften Lebensjahre in Neuseeland lebt und dort als Lehrerin tätig gewesen ist. Cassell

& Co. haben bisher von ihr veröffentlicht 'The sun's babies' und 'Fairy rings'. Von den 84 Erzählungen und Gedichten des ersten Buches werde hier 48 fast ungekürzt wiedergegeben. Die dichterisch verklärten Naturschilderungen mit ihrer phantasiereichen an Fabel und Märchen streifenden Vermenschlichung von Sonne und Mond, Tier und Pflanze, Wind und Wolke werden namentlich auf der Unterstufe der Mädchenschulen gewiß gern gelesen werden.]

Turner, Ethel, Two Tales for beginners: Seven little Australians, The family at Misrule. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Maria A. Hackenberg. (Französ. und engl. Schulbibliothek, Reihe A, Band 179.) Leipzig, Renger, 1915. V, 93 S. M. 0,90. Dazu Wörterbuch (33 S.), M. 0,30. [Die seit 40 Jahren in Australien lebende bekannte Kinderschriftstellerin kommt hier in zwei geschmackvoll gekürzten und für den Anfangsunterricht gut geeigneten Erzählungen zu Worte. Die Anmerkungen treffen im ganzen die schwierige Mitte zwischen zuviel und zuwenig. In der Erklärung des Kricketspiels (S. 90) wäre *batsman* durch Schläger, *bowler* durch Werfer wiederzugeben. Was die *Domain* in Sydney ist, erfährt man weder aus dem zu 71, 27 Bemerkten noch unter 82, 2. Am wenigsten befriedigt das Wörterbuch. Hier fehlt manches Unentbehrliche, z. B. die Bedeutung von *disciplinarian, conceited, truant*, die Aussprache von *Ethel* — Vorname der Verf. —, *Flibberty-Gibbet, admirable, handkerchief, alternate, children*, prät. *beat*. Unrichtig ist die Aussprachebezeichnung z. B. bei *language* und *wallaby*, mißverständlich bei *identity*. Der Laut ɔ̄ wird bald so bezeichnet (vgl. *saucer, brought, cause*), bald als ō (vgl. *brought* unter *bring, saunter*). Recht überflüssig erscheint es, daß in jedem einzelnen Fall vermerkt wird, die Endung *-y* sei als [i] zu sprechen(?). *hide and seek* steht hinter dem Substantiv statt hinter dem Verb. Ist der Vokal in *her, girl* lautlich dem in *but, hut* so ähnlich, daß man jenen mit ō̄, diesen mit *o* wiedergeben kann? Den Namen des Hauses *Misrule* kann man nicht mit 'Unregel' übersetzen, denn das Wort gibt es nicht; warum nicht 'Krach' ('Villa Krach') oder 'Kunterbunt' oder dergleichen?.]

Finnemore, John, Historical tales for the youth. History told in the form of romance. Ausgewählt, für den Schulgebr. bearb. und mit Anmerkungen hg. von Prof. Dr. Heinrich Gade. Einzig autoris. Ausg. für Deutschland. (Schulbibliothek französ. u. engl. Prosaschriften a. d. neueren Zeit, Abt. 2, 68. Bändchen.) Berlin, Weidmann, 1914. VIII, 115 S. M. 1,40. [Mit diesem vierten Finnemore-Bändchen kehrt der Herausgeber zu der besten Schrift des wenig bekannten Verfassers, den *English boys and girls of other days*, zurück. Die fünf kurzen Erzählungen behandeln das traurige Los der entrechteten Angelsachsen ('After Hastings'), eine Episode aus Richards I. Kreuzzug ('The faithful page'), den Londoner Fremden-, besonders Deutschenpogrom vom 1. Mai 1517 ('Evil Mayday'), das Seegefecht im Kanal 1588, diesmal auf spanischer Seite beobachtet ('The invincible Armada'), und schließlich die Londoner Pestepidemie von 1665 ('The great plague'). Die Erzählung ist stets einfach und leichtverständlich, dabei lebhaft und spannend. Auch diese Auswahl kann daher für den Unterricht empfohlen werden. — Die Anmerkungen bemühen sich, zugleich die geschichtliche Orientierung und das sprachliche Verständnis zu fördern. In beiden Richtungen bleibt jedoch noch manches zu wünschen. Daß die Wappentiere der englischen Könige drei Löwen seien (zu 20, 16) ist nicht zutreffend; es sind bekanntlich drei goldene Leoparden. Der einzige Löwe im Wappen Großbritanniens ist der rote Löwe Schottlands (seit 1707). — In der Anmerkung zu 55, 15 vermißt der Schüler die Regierungsdaten Kanuts. — Zu 55, 22 wird die Steevenssche Erklärung von *beefeaters* als verderbt aus 'buffetiers' kritiklos wiedergegeben; ein Blick in das Oxforder Wörterbuch (NED) hätte den Herausgeber eines Besseren belehrt. — Was über Wolseys Ausgang gesagt wird (zu 56, 14), ist viel zu schwach und unbestimmt. — Geradezu irreführend wirkt die Kennzeichnung der angli-

kanischen Kirche (S. 112), die erheblich weniger protestantisch ist, als man danach annehmen müßte. — In grammatisch-etymologischer Hinsicht vermißt man z. B. Anmerkungen zu *how that* (1, 17), zu *aye* (4, 20) und *ay* (8, 8), zu *what with* (4, 24), zu *passing strange* (17, 20), zu 22, 4 u. ä. Das *pardex* des Textes (16, 25) war in der Anmerkung in *pardeu(s)* aufzulösen und als dialektisch zu erklären. Dankenswert ist (zu 5, 4) der Hinweis auf die ae. Grundlage von *lord* und *lady*; nur fehlt die Längenbezeichnung der Stammvokale. Zu 23, 5 wäre auch die engl. Bibelsprache heranzuziehen. In 57, 3 *so please your Highness* liegt nicht eine 'Kürzung' vor, sondern ein alter Konjunktiv. — Schließlich noch ein paar phonetische Bedenken. Zu 26, 1 *Ralph*: häufiger als *rāf* ist *rælf* oder *rēif*. — Die Aussprache von *Cadix* = *kā'dīs* (64, 34) ist weder spanisch noch englisch; es ist *kē'dix* zu setzen. — *Dunkirk* (72, 13) ist nicht 'französisch' auszusprechen, sondern englisch: *dán-kə.k*. — *Eagles* (96, 27) lautet *ī'gəls* oder *ī'g'ls*.]

Fletcher, J. S., In the days of Drake. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch hg. von Dr. Konrad Meier. 2. Aufl., bearb. von Dr. Arno Kretschmar. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1914. VIII, 78 S. M. 1. Dazu Wörterbuch, 42 S., M. 0,30.

R. Röhmer.

Romanisch.

The Romanic Review, ed. by H. A. Todd and R. Weeks. V, 2, april—june 1914 [E. S. Sheldon, Why does Chrétien's Erec treat Enide so harshly? — El. Clarence Hills, The quechua Drama, *Ollanta*. — J. Seronde, The lover in Achille Caulier's *Hospital d'Amours*. — G. N. Henning, The French past definite as perfect. — E. H. Tuttle, Romanic, *retinas*. — Reviews. — Editorial Note]. V, 3, july—sept. 1914 [Ch. H Haskins, Nimrod the astronomer. — G. L. Hamilton, Storm-making springs II. — Lizette Andr. Fisher, Dante's Idea of the sensible appearance of spirits beyond the grave. — Helen J. Harvitt, Eustorg de Beaulieu, a disciple of Marot. — Reviews. — Notes and news]. V, 4, oct.—dec. 1914 [H. R. Lang, Notes on the metre of the Poem of the Cid (second article). — Ch. E. Whitmore, Fazio degli Uberti as a lyric poet. — A. H. Gilbert, Montaigne and the *Tempest*. — J. de Perott, Prof. Fitzmaurice Kelley and the source of Shakespeare's *Tempest*. — J. Livingston Lowes, The prioress' oath. — Reviews. — Notes and News]. VI, 1, jan.—march 1915 [Pio Rajna, Osservazioni e dubbi concernenti la Storia delle Romanze spagnuole. — Helen J Harvitt, Eustorg de Beaulieu, a disciple of Marot (second article). — Joseph Seronde, A Study of the Relations of some Leading French Poets of the XIVth and XVth Centuries to the Marqués de Santillana. — Maud Elizabeth Temple, Robert Ciboule and his *Vie des Justes*: an Academic Moralist of the Fifteenth Century — Olin Moore, The Young King in the *Récits d'un Menestrel de Reims* and Related Chronicles. — E. H. Tuttle, Etimolojic Notes. — Reviews].

Romanische Forschungen, hg von K. Vollmöller. XXXIV, 2; ausgegeben im Februar 1915 [J. D. Fitz-Gerald und Leora A. Fitz-Gerald, Lope de Vega: Novelas a la Señora Marcia Leonardo. — G. Baist, Spanisch *-ux* und *-uxo*. — L. Meyer, Untersuchungen über die Sprache von Einfisch im 13. Jahrhundert. — M. Löpelmann, Il dilettenole Essamine de'Guidoni, Furfanti ò Calchi, altramente detti Guitti nelle Carceri di Ponte Sisto di Roma nel 1598. — K. Vollmöller, Bibliographie der *Romanischen Forschungen*, zugleich 10. Verzeichnis der für den *Krit. Jahresbericht* eingelieferten Rezensionsexemplare]. — XXXIII, 3; ausgegeben im Juni 1915 [Ernst Kempel, Das Handschriftenverhältnis und die Sprache des altfranzösischen Heldengedichtes Maugis d'Aigremont. — Ernst Färber, Die Sprache der dem Jean Renart zugeschriebenen Werke 'Lai de l'Ombre', 'Roman de la Rose ou de Guillaume

de Dole' und 'Escoufle'. — Hermann Rotzler, Die Benennungen der Milchstraße im Französischen. — Robert Eder, Tignonvillana inedita].

Società filologica romana: Studj romanzi editi a cura di E. Monaci. XI. In Roma presso la Società, 1914 [Mario Filzi, Sintassi dei dialetti italiani]. 92 S.

Bulettino della Società filologica romana, nuova Serie diretta da Francesco Egidi. No. IV [C. Merlo, Un capitolo di fonetica italiana centromeridionale. — Bibliografia]. 92 S.

Köbner, R., Venantius Fortunatus, seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowingerreiches (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hg. von Walter Götz, Band 22). Leipzig-Berlin, Teubner, 1915. 149 S. M. 5.

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur (Hamburg) Nr. II: Studium zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten, auf Grund von Untersuchungen an Ort und Stelle. Mit Notizen zur Verbalflexion und zwei Übersichtskarten von Dr. Fritz Krüger (7. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, XXXI. 1913) Hamburg, Kommissionsverlag von Lucas Gräfe & Sillem, 1914. IV, 382 S.

Waiblinger, E., Beiträge zur Feststellung des Tonfalls in den romanischen Sprachen. Hallenser Dissertation, 1914. 90 S.

Gesellschaft für Romanische Literatur, Dresden. Zwölfter Jahrgang, 1913:

I. Band, der ganzen Reihe Band 33. Voltaires *Orphelin de la Chine* in drei Akten, nach der einzigen Münchener Handschrift (C. G. 426) mit Einleitung, den Varianten der Münchener Handschrift (C. G. 427) und dem Drucke des fünfaktigen *Orphelin* nebst Anmerkungen zum ersten Male herausgegeben von Leo Jordan, Dresden 1913. VIII, 230 S.

II. Band, der ganzen Reihe Band 34. Der festländische Bueve de Hantone, Fassung III. Nach alten Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben von Albert Stimming. Band I: Text. Dresden 1914. VI, 649 S.

III. Band der ganzen Reihe Band 35. Huon de Mery, Altfranzösischer Artusroman des 13. Jahrhunderts. Nach Wendelin Försters Abschrift der einzigen Chantilly-Handschrift zum ersten Male kritisch bearbeitet von Jakob Stürzinger, aus dessen Nachlaß ergänzt herausgegeben von Dr. Hermann Breuer. Dresden 1914. XXVII, 201 S. [Sorgfältige Ausgabe. Zu den Anmerkungen sei an ein paar Kleinigkeiten erinnert: Für *jeter ambesas* (188) war auf Semrau, Würfel und Würfelspiel im alten Frankreich S. 69 hinzuweisen. *Anuiels* (427) ist 'Verdrießlichkeit bereitend' wie z. B. *honteus* 'Schmach bereitend'. *Barlet* (1271) ist sicher Barletta in Apulien, s. meine 'Zwei altfranzösische Dichtungen' zu II, 619. Für *que que* 'während' (2870) ist von *que que* 'wie sehr auch' auszugehen, nicht von einem 'wie lange auch'.]

Dreizehnter Jahrgang, 1914:

I. Band, der ganzen Reihe Band 36. Cristal und Clarie, Altfranzösischer Abenteuerroman des 13. Jahrhunderts. Nach † Friedrich Apfelstedt der einzigen Arsenal-Handschrift (3516) und † Hugo von Feilitzens Entlehnungsnachweisen mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben von Dr. Hermann Breuer. Dresden 1915. LXXX, 325 S. [Gute Ausgabe dieses Romans, der besonders merkwürdig ist durch eine lange Reihe zum großen Teil wörtlicher Entlehnungen aus vielen anderen Werken (s. S. I ff.). Den geplünderten Denkmälern kann ich noch den 'Julian' zugesellen: die VV. 5269—5276, 5279—5284, 5287—5300, 5345—5356, 5357—5376, 5183—5506 (wahrscheinlich sind es noch mehr) stammen aus dem 'Julian' 1739—1746, 1749—1752, 1755—1756, 1759—1772, 2121—2150, 2153—2198, 2487—2516. V. 1911 l. *quels*, 3596 schreibe *mepris* (= *mespris*)

4874 l. *icelui*? Das Perfekt *dut* in V. 5300 ist nicht erträglich; l. *doit*, wie es auch im 'Julian' 1772 steht. V. 7072 kann *castel* kaum richtig sein; es ist wohl entweder verlesen oder in *ostel* zu bessern. V. 7654 f. hätte das starke Anakoluth wohl eine Anmerkung verdient. V. 8354 fällt es schwer, *quil si justise* anzunehmen; schreibe *qui sil j.*? Zum 'Volt von Lucca' (468) konnte außer Förster auch noch Zs. XXXII, 458 und XXXIII, 76 und 726 angeführt werden. Im Glossar ist *deservir* 'verdienen' wohl nur versehentlich fortgeblieben. *Si que* 'so wie' begegnet schon 474 und ferner 7950, also *que* pikardisch für *com.*]

II. Band, der ganzen Reihe Band 37. Die Rimas spirituales von Girolamo Araolla nach dem einzigen erhaltenen Exemplar der Universitätsbibliothek in Cagliari herausgegeben und eingeleitet von Dr. Max Leopold Wagner. Dresden 1915. XXVI, 84 S. [Dankenswerte Neuausgabe auf Grund des Druckes von 1597. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß das letzte Gedicht Araollas (Nr. 112) eine weitgehende Ähnlichkeit im Ton und im Gedankengang mit dem berühmten Sonett des Bernardino Daniello aufweist, das bekanntlich von Du Bellay in seinem 'Si notre vie est moins qu'une journée' übertragen worden ist (s. Vianey in der Revue des langues romanes 43, 433 ff.). Sollte hier nicht eine Beeinflussung vorliegen?]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLIII, 5 u. 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft [P. Toldo, George Sand et ses romans. — G. J. Plotke, Paul Heyses 'Marion' und A. de la Hales, 'Jeu de la Feuillée'. — St. Hofer, Die Chanson de Guillaume und ihre Stellung zu den Fortsetzungen Covenant Vivien, Chanson de Rainoart, Aliscans. — L. Spitzer, Etymologisches und Syntaktisches]. XLIII, 6 u. 8 [Referate und Rezensionen].

Mayer, H., Einfluß der vorchristlichen Kulte auf die Toponomastik Frankreichs. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse, 175. Band, 2. Abhandlung. Wien 1914. 154 S. [Eine gründliche und fördernde Untersuchung, die zu dem allgemeinen Ergebnis kommt, daß der Einfluß des vorchristlichen Kultus auf die Ortsnamengebung in Frankreich sehr gering ist. Besonderes Interesse beansprucht der lange Abschnitt XI: *Mercurius*. Hier hätte für die lautlichen Verhältnisse das Altprovenzalische stärker berücksichtigt werden können. Ein *-ōrium* würde zwar für *Mercoire* passen, wiewohl dieser Ausgang in Appellativen zu -or wurde (*rasorium* > *razor*, *coopertorium* > *cobertor* u. a), aber nicht für *Mercuer*, das übrigens auch bei F. de Lunel Gr. 154, 7 Gel. 2 vorkommt; letzteres setzt ein *Mercŏrium* voraus, wo *-cŏrium* geradeso behandelt ist wie *cŏrium* 'Leder' > *cuer*. Die Form Melgorium, die man schon 996 antrifft, zeigt frühe Konsonantendissimilation, daher denn auch *melgoirés*, *malgoirés*, s. Belz, Die Münzbezeichnungen in der altfranzösischen Literatur, S. 40. Für einen Reflex von *Oratorium* in der Marche s. Thomas, Nouv. ess. de philol. franç. S. 137, Anm. 1.]

Förster, W., Sankt Alexius. Beiträge zur Textkritik des ältesten französischen Gedichts (Der Aufbau, Nachweis von Lücken und Einschiebseln). S.-A. aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philologisch-historische Klasse 1914, S. 131—168. Halle, Niemeyer, 1915.

Förster, W. und Koschwitz, E., Altfranzösisches Übungsbuch (die ältesten Sprachdenkmäler mit einem Anhang) zum Gebrauch bei Vorlesungen und Seminarübungen. Mit zwei Steindrucktafeln. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von W. Förster. Leipzig, Reisland, 1915. 326 S. M. 5. [Diese neue Auflage des bewährten Buches weist wiederum eine Erweiterung auf, indem W. Förster, der inzwischen dahingeschieden ist, einen

verbesserten Text der lat. Vita des hl. Alexius neu angefügt und unter Nr. V des Anhangs (Zeugnis des Poeta Saxo) die wichtigsten Stellen für die epische Dichtung gesammelt hat. Sp. 211, Z. 143 im Glossar von Tours, lies: *irrones*?]

Schuppe, E., Die Chanson Garin de Monglene nach den Handschriften PRL, Teil I. Greifswalder Dissertation, 1914. 146 S.

Mertz, R., Die deutschen Bruchstücke von Athis und Prophilias in ihrem Verhältnis zum altfranzösischen Roman. Straßburger Dissertation, 1914. 88 S.

Sabersky, H., Altfranzösisches in der schlesischen Mundart. S.-A. aus Band XV, 2 der 'Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde', hg. von Th. Siebs, S. 208—211. Breslau 1913. [Es handelt sich um eine Örtlichkeit *Neteplaistba*, welche im Liber fundationis Sanctae Mariae Virginis in Heinrichow hg. von Stenzel, S. 88 z. J. 1303 anzutreffen ist und die nach Sabersky als *Ne te plaist pas* zu deuten sei. Da schon im 12. Jahrhundert Zisterziensermönche und auch Mönche anderer Orden aus Frankreich nach Schlesien kamen, und das genannte Kloster Reichenau 1227 von Zisterziensern gegründet wurde, so wird man obige Erklärung nicht gerade von der Hand weisen können. Um sie jedoch sicherer erscheinen zu lassen, hätte Verf. Parallelen von Ortsnamen in Frankreich beibringen sollen, die aus Aussagesätzen bestehen (*Dieulefit* kann von dem Personennamen *Dex-le-fist* kommen, s. Pachnio, Die Beinamen der Pariser Steuerrolle von 1292, S. 68), und dann: Wie soll man sich das *te* erklären? Man würde ein *me* erwarten, oder aber der ganze Satz müßte ursprünglich ein Fragesatz gewesen sein: 'gefällt er dir nicht?'.]

Ritter, O., Die Geschichte der französischen Balladenform von ihren Anfängen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer, 1914. X, 208 S. M. 6.

Kabilinski, F., Jacob Grimm als Romanist. Ein Beitrag zur Geschichte der romanischen Philologie in Deutschland. Greifswalder Dissertation. Gleiwitz 1914. 73 S. [Klar geschriebene und wohldurchdachte Arbeit, die die Bedeutung von Jacob Grimm für die Romanistik in das rechte Licht setzt. Wichtig ist u. a. der nachdrückliche Hinweis darauf, daß Sudre mit Unrecht behauptet, Grimm habe die Existenz eines deutschen Tierepos angenommen, da Grimm doch nicht von einem 'Epos', sondern von der 'Sage' spricht, die der endgültigen Fassung des Epos vorausgegangen sein muß. Recht unangenehm sind häufige Druckfehler in bekannten Eigennamen, z. B. mehrfach *Nostrodamus* für *Nostradamus*.]

Andresen, H., Zum Auberi. Münster 1915. 8 S. [Herausgehoben aus den Bemerkungen sei das zu 86, 11 und 183, 18 der Toblerschen Ausgabe Gesagte. A. meint, es liege bei dem *cel seigneur qui fist parler l'imaige* eine Erinnerung an die Alexiuslegende vor (s. Alexiuslied Str. 18 und 34). Demgegenüber kann man geltend machen, daß auch das heilige Bild von Lucca in Frage kommt; s. Mélanges Chabaneau S. 8—9, Ztschr. f. rom. Phil. XXXII, 458 f. u. XXXIII, 76, 726.] — I. Zu provenzalischen Texten. II. Zur Geschichte von *heur, bonheur, malheur*. III. Bemerkenswerte französische Ortsnamen. Münster 1915. 9 S. — Kritische Beiträge. I. Zum Münchener Brut. II. Zur 'Naissance du chevalier au cygne'. III. Zur Philomena. IV. Zu 'Aucassin et Nicolette'. Münster 1915. 11 S. — I. Zu einer altfranzösischen Lebensbeschreibung der hl. Elisabeth von Thüringen. II. Volksetymologisches in französischen Ortsnamen Münster 1915. 9 S.

Wolff, H., Dichtungen von Matthäus dem Juden und Matthäus von Gent. Greifswalder Dissertation. Berlin 1914. 108 S. [Von den hier vorgelegten 10 Gedichten, welche unter dem Namen 'Maïus li Juis' und 'Maïus de Gant' überliefert sind, war nur eines ungedruckt, und zwei waren noch nicht in zurechtgemachter Gestalt herausgegeben. Ob wir es wirklich mit zwei Verfassern zu tun haben, hat sich nicht beweisen lassen. Das meiste Interesse beansprucht Nr. II *Par grant frankise me convient canter*, weil hier

der Verfasser am Schluß jeder Strophe mit verändertem Ton Drohungen und starke Verwünschungen gegen die Geliebte ausstößt; es konnte für dies Verfahren auf das *Evangile de femmes* ed. Keidel hingewiesen werden, vgl. Wulff, Die frauenfeindlichen Dichtungen ... S. 103. Entgangen ist es dem Herausgeber, daß das Gedicht auch in den provenzalischen Kodex O Eingang gefunden hat (aus dem es, beiläufig bemerkt, R^2 übernommen zu haben scheint), s. Archiv 34, 375 und ed. De Lollis S. 50. V. 1 ist ein Vers mit überschlagender Zäsur, was angemerkt zu werden verdiente. 1, 6 lag kein Grund vor, von dem *le m'ensaigne* der großen Mehrzahl der Hss. abzugehen. 2, 8 kann *ke* Relativ sein wie in 8, 4. 3, 5 schreibe *c'onkes* für *conkes*; letzteres gehört zu den üblen Druckfehlern wie III, 1, V. 6 *fournast* für *fourmast*, V, 2, V. 7 *m'encaloir* für *nencaloir*, IX, 4, V. 2 *en amerés* für *enamerés* und IV E. V. 5, wo *servir* ausgefallen ist. Str. 5 und 6, die in vielen Hss. fehlen, zeigen keine vollständige Reimkorrespondenz, im Gegensatz zu 1+2 und 5+4; inwieweit eine solche zwischen Str. 7 und 8 vorliegt, war zu untersuchen (es handelt sich um etwaiges Stummsein von auslautendem *s*). Die Angabe über die Überlieferung des Geleites in den Hss. ist nicht genau; es steht auch in Pb^{11}. Tilge Komma nach *rous* in 6, 7 und setze es nach *m'ares*. 8, 5 ist unverständlich und scheint verderbt. Auch in den übrigen Gedichten läßt die Behandlung des Textes nicht selten zu wünschen übrig: I, 2, V. 3—4 sind nicht richtig übersetzt; sie heißen: 'Wenn die Liebe es sie nicht wissen läßt, bin ich von ihr, der Liebe, betrogen'. V, 2, V. 7 ff. wird mit Unrecht von der Auffassung Schelers abgewichen. V, 5, V. 7 ist der Verweis wegen *douloir* auf VII, 3, V. 1 schlecht angebracht. VI, 5, V. 8 heißt *em pardon* 'vergeblich'. VII, 5, V. 7 wäre ein zu *estre ceint de couroie* ein Hinweis auf Mätzner, Altfranzösische Lieder, S. 297 erwünscht gewesen, da er zuerst darüber gesprochen hat. VII E^21 ist die Lesung und Interpunktion von Scheler beizubehalten. IX, 2, V. 7 tilge Ausrufungszeichen nebst Gedankenstrich und setze Komma dafür; der Satz kann zum Vorhergehenden gezogen werden (dann Komma nach *signerie*), oder mit Scheler zum Folgenden. X, 2, V. 6—8 sind unrichtig gedeutet. X, 3, V. 2 die Änderung des Handschriftlichen sowie die Anmerkung sind verfehlt; das gleiche gilt von V. 5 derselben Strophe. X, 5, V. 8 die Auffassung von *jouvent* ist schwer annehmbar.]

Hilka, A., Ein bisher unbekanntes Narcissusspiel ('L'istoire de Narcissus et de Echo'). S.-A. aus dem 92. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau, Aderholz, 1914. 24 S. [Ausgabe einer dramatischen, wohl der einzigen, des Narcissusstoffes, die H. in der Handschrift der Bibl. nat., nouv. acq. franç. 4542 fand. Dies Stück des 15. Jahrhunderts, in dem drei Personen, Narcissus, Echo und ein nicht uninteressanter Narr, auftreten, zeigt vielfach lyrischen Charakter und ist dadurch beachtenswert, daß weder Echo noch Narcissus sterben. An dem Texte ist noch zu bessern, und in dem mir zugegangenen Exemplare hat der Herausgeber schon verschiedenes nachgeholt; er sei noch auf V. 726 aufmerksam gemacht, der nicht in Ordnung ist (l. *oultrecuidance*?), sowie auf V. 756, wo doch wohl für *car* zu schreiben ist *c'a* = *qu'a* (Punkt nach *enuient*). Ein Glossar ohne Glossierung ist keines; man vermißt übrigens *desservir*, welches S. 20 in verschiedenen Bedeutungen erscheint. Daß die Philomena nicht von Kristian von Troyes herstammen kann (s. S. 1), glaube ich in der Zs. f. rom. Phil. XXXVII, 236 gezeigt zu haben.]

La Passiun de Seint Edmund, ein anglonormannisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, hg. von A. Nabert. Greifswalder Dissertation, 1915. 54 S.

Gamillscheg, E., und Spitzer, L., Die Bezeichnungen der Klette im Galloromanischen. (Sprachgeographische Arbeiten, I. Heft.) Halle, Niemeyer, 1915. 80 S. M. 4,40.

Walberg, E., Quelques remarques sur l'ancien français 'ne garder l'eure que' ..., S.-A. aus Filologiska förenigen i Lund, Språkliga uppsater IV. Lund

u Leipzig 1915. 15 S. [Verf. sucht Ursprung und Wesen der berühmten altfranzösischen Wendung zu erklären. Ein näheres Eingehen auf den Gegenstand würde an dieser Stelle zu weit führen, aber wir kommen in einer gesonderten Besprechung auf die anziehende kleine Abhandlung zurück.]

Nyrop, Kr., Philologie française. Deuxième édition revue et corrigée. Gyldendalske Boghandel Nordisk Forlag, 1915. 189 S. [Dieses Buch, eine Art philologischer Chrestomathie, soll nach der Vorrede zur Einführung in das historische Studium der französischen Sprache dienen. Es ist 1895 zum erstenmal erschienen und liegt nunmehr in erheblich erweiterter Gestalt vor. In drei Abteilungen: Hommes et œuvres — Vues d'ensemble — Études de détail, erhalten wir Antrittsvorlesungen, Nachrufe und Würdigungen, Aufsätze allgemeinen und besonderen Inhalts, alles von französischen Gelehrten. 19 an der Zahl, denn N. versteht unter *philologie française* die in Frankreich betriebene romanische Philologie. Der Gedanke zu einer solchen Zusammenstellung ist ein eigenartiger, und es mag wohl sein, daß der so gleich auf den Bau geführte Anfänger eine lebendigere Anschauung gewinnt als durch Enzyklopädien und rein theoretische Darstellungen. Warum freilich ausschließlich französischen Forschern das Wort gegeben worden ist, ersieht man nicht. Die Auswahl unter diesen hätte etwas begrenzter sein können. Clédat mit seinem *Quitte à* brauchte um so weniger Aufnahme zu finden, als er gegenüber Tobler eine wenig glückliche Auffassung vorträgt; vielleicht wären auch Bourciez und Ruble besser fortgeblieben. In dem Artikel von Gaston Paris über Diez vermißt man zu der Stelle, wo Paris über die Lehrtätigkeit des Altmeisters spricht, eine Anmerkung, die die abweichenden Äußerungen von Tobler in VB. V, 446 und Archiv 93, 155 bringt; auch was Paris über die *timidité sans pareille* von Diez sagt, bedarf der Einschränkung, s. Tobler am zuletzt genannten Orte.]

Adolf Toblers Altfranzösisches Wörterbuch mit Unterstützung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, aus dem Nachlaß herausgegeben von Erhard Lommatzsch. I. Lieferung. Berlin, Weidmann, 1915. LXV, 48 Sp. M. 4. [Jeder Romanist muß aufs freudigste das Erscheinen des auf ungefähr 25 Lieferungen berechneten altfranzösischen Wörterbuchs begrüßen, zu dessen Herausgabe Tobler selbst sich nicht mehr entschließen konnte. Wie sehr durch dieses Werk unsere Kenntnis des Altfranzösischen bereichert werden wird, ist schon bei flüchtiger Durchsicht der ersten Textspalten zu erkennen. Eine eingehendere Anzeige behalten wir uns vor.]

Rotzler, H., Die Benennungen der Milchstraße im Französischen. S.-A. aus den 'Romanischen Forschungen', ed. Vollmöller, XXIII. 55 S. [Gute und lehrreiche Arbeit. Die Fülle der Bezeichnungen, über deren geographische Verteilung eine Karte aufs bequemste unterrichtet, ist überraschend; ihre Deutung befriedigt fast durchweg.]

Cullmann, A., Die Lieder und Romanzen des Audefroi le Bastart. Kritische Ausgabe nach allen Handschriften. Halle, Niemeyer, 1914. VI, 149 S. M. 4 [Erwünschte Gesamtausgabe der literarischen Hinterlassenschaft des Audefroi, von dessen 10 rein lyrischen Gedichten nur zwei gedruckt vorlagen. Der Text der Romanzen, unter die auch *En l'oumbre d'un vergier* eingereiht ist (ob mit Recht?), lag schon bei Bartsch in ziemlich befriedigender Gestalt vor. Warum hat C. hier die Abweichungen von dessen Text nicht gekennzeichnet? (z. B. XI 2, V. 1; XIV 14, V. 3 u. 4; XVI 3, V. 5; s. Var.) Die Anmerkungen bemühen sich um das genaue Verständnis des Textes, doch war zu XIV 15, V. 4 eine Erklärung am Platze; hier und da lassen sie noch zu wünschen übrig: I 6, V. 1 ist *faites* nicht umschreibend, II 3, V. 2 ist *que* modal, VII 6, V. 2 muß zu 'transitivem Gebrauch von *morir*' hinzugefügt werden: 'in den zusammengesetzten Zeiten', XI 5, V. 4 bedarf das *i* in *fais* keiner Einklammerung, XI 8, V. 5 schreibe in der Anmerkung entsprechend dem Texte: *des lor* und streiche: '*lor* betont statt *els*'; XII 2, V. 3

ist es ebensowenig notwendig, für *prendre* die Bedeutung 'überraschen' anzunehmen wie in Str. 5; XII 8, V. 3 heißt *ire esprise* doch wohl 'flammender Zorn', vgl. *ire esprenant* bei Godefroy III, 550a; XIII 3, V. 1 *mar* verbindet sich häufig mit dem Konjunktiv; XIII 15, V. 5 steht die Erklärung im Widerspruch mit dem *s'enroise* des Textes, welches das richtige ist; XV 2, V. 3 schreibe *l'i*; XV 14, V. 3 ist das *s* in *biens fais* nicht einzuklammern; XVI 1, V. 5 *ne puet son cuer retraire a soi* heißt einfach 'sie kann ihr Herz (das sie dem Gui geschenkt hat) nicht zu sich zurückziehen'; XVI 5, V. 3 ist die Anmerkung ganz verunglückt: *reehoie* ist 3. P. Sg. von *receer* 'sehnend herbeirufen', 'beklagen'; Godefroy belegt das Wort (bei Meyer-Lübke, E.W., fehlt *reeitare*) dreimal, ohne die vorliegende Stelle anzuführen.]

Hemprich, P., Le Journal littéraire de la Haye 1713—1737. Berliner Dissertation, 1915. 142 S.

Breimeier, H., Frankreich im 17. Jahrhundert. Dresden u. Leipzig, Koch, 1915. 112 S. M 3. (Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik, unter Berücksichtigung der Etymologie, XIX. Heft).

Leusch, K., Antoine Furetière und sein Streit mit der französischen Akademie. Berliner Dissertation, 1915. 126 S.

Meinhardt, G., Voltaire und seine Sekretäre. Berliner Dissertation, 1915. 305 S.

Hengesbach, J., Frankreich in seinem Gesellschafts- und Staatsleben. (Tat-Flugschriften, 8.) Jena, Diederichs, 1915. 47 S.

Blatz, H., Die Aufnahme der 'Nouvelle Héloïse' von J.-J. Rousseau und ihre Beurteilung in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Heidelberger Dissertation. Bruchsal 1914. 107 S. [Sorgfältige Zusammenstellung, der man noch einige kritische Worte angefügt zu sehen gewünscht hätte, denn die französischen Urteile enthalten, etwa abgesehen von dem, was Frau von Staël vorbringt, wenig Brauchbares; das ersieht man recht deutlich, wenn man die gleichzeitige Beurteilung, die der Roman in Deutschland erfuhr, heranzieht. Übrigens ist das 'Testament littéraire' vergessen worden, das immerhin ein ziemlich beachtenswertes Spezimen zeitgenössischer Kritik darstellt. Nicht allgemein bekannt dürfte sein, was wir S. 3—4 erfahren, daß sämtliche Briefe, die Rousseau nach der Veröffentlichung der 'Nouvelle Héloïse' empfing, auf der Bibliothek in Neuchâtel ruhen und daß Mornet in der Revue du Mois, mars 1909, Auszüge davon bekanntgemacht hat. Dankenswert sind auch die Abschnitte III und IV: 'Äußerungen von J.-J. Rousseau über seine Nouvelle Héloïse' und 'Einwirkung der Nouvelle Héloïse auf das Leben des Lesers'. Peinlich wirkt dreimaliges 'Ulsteri' (S. 102) für 'Usteri'.]

Lange, K., Eugen Sue's Seeromane, ihre Herkunft und Eigenart. Greifswalder Dissertation, 1915. 91 S.

Falke, E., Die romantischen Elemente in Prosper Mérimées Roman und Novellen. (Romanistische Arbeiten hg. von C. Voretzsch, Nr. VI.) Halle, Niemeyer, 1915. XI, 189 S. M. 6. [Je nach der Auffassung, die man vom Wesen des französischen Romantismus hegt, wird man Mérimée in höherem und geringerem Grade als Romantiker ansprechen. Als die wichtigsten Merkmale des ersteren erklärt der im ganzen gut unterrichtete Verfasser den 'Lyrismus und Subjektivismus, den Exotismus in Ort und Zeit, die Neigung zur Antithese mit dem sich daraus ergebenden melodramatischen Element' und untersucht vornehmlich von diesen Gesichtspunkten aus die 'Chronique' und die Novellen Mérimées, wobei es denn nicht ohne Schematismus und ermüdende Wiederholungen abgeht, die der ohnehin etwas breit ausgefallenen Studie (das 2. Kapitel konnte viel kürzer gefaßt werden) nicht zum Vorteil gereichen. Das subjektive Element, das als allgemeines Kennzeichen des französischen Romantismus noch stärker hätte unterstrichen werden können, ist und bleibt, ganz abgesehen vom Stil, bei Mérimée schwach erkennbar,

und alles Bemühen, ihn mehrfach als subjektiv hinzustellen, wirkt nicht überzeugend, so wenn es z. B. S. 107 heißt: 'nie ist er gänzlich objektiv und teilnahmlos geblieben, nie hat er sich wie ein echter Realist völlig abseits von dem Geschilderten gestellt', oder S. 171: 'daneben tritt uns hier (in der 'Vénus d'Ille') die Entrüstung, Skepsis und bittere Ironie des Autors sowie seine Teilnahme an der entsetzlichen Katastrophe im Hause seines Gastgebers fast überall entgegen', was dem Tatsächlichen direkt widerspricht. Was die Charakter-Antithese angeht, so wäre eine Beschränkung auf die Antithese innerhalb eines und desselben Charakters erwünscht gewesen, denn nur diese kann in Wirklichkeit als romantisch gelten. Noch in manchem anderen Punkte fordert die Schrift zum Widerspruch heraus, aber das ändert nichts daran, daß sie durchaus lesenswert ist. Über das Alter des Chronisten H. Corner hätte sich Verf. besser unterrichten sollen (er ist in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geboren und Anfang 1438 gestorben); dann würde er nicht, sich auf Filon verlassend, mir gegenüber behauptet haben (S. 71), daß der Stoff der 'Vénus d'Ille' schon sehr alt und nicht erst im 12. Jahrhundert nachzuweisen sei.]

Französisches Unterrichtswerk von Börner-Mittell:

Martin, N. und Gruber, K., Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen nach den Bestimmungen des Kgl. Bayer. Ministeriums. III. Teil (Drittes Unterrichtsjahr). Mit 11 Abbildungen auf 7 Tafeln. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1915. 146 S. Geb. M. 1,90.

Sokoll, E. und Wyplel, L., Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Zweiter Teil. Zweite Auflage. Mit 14 Tafeln und einer Karte. Wien, Deuticke, 1914. 208 S. Geb. Kr. 3,50.

Mager, A., und Gratacap, M., Lehrbuch der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. Oberstufe. Mit einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. Wien, Tempsky, 1915. 136 S. Geb. Kr. 2.

Beaux, Th. de, Französische Handelskorrespondenz für Fortgeschrittenere. Zweite Auflage, umgearbeitet und gekürzt von A. Snykers. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. 116 S. Geb. M. 2,40.

Histoire de France depuis les origines jusqu'à nos jours, composée d'après des auteurs français par J. Grumme. Ouvrage orné de nombreuses illustrations et cartes en deux volumes. 1er volume. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1914. 118 S. Geb. M. 1,60.

Guy de Maupassant, Récits et paysages annotés par Charles Robert-Dumas. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1914. 52 u. 43 S. Geb. M. 1,40.

Menges, O., La guerre mondiale. Der Weltkrieg. Tatsachen, Sätze, Wendungen und Wörter nebst Aufgaben für Aufsätze und Vorträge. Erster Teil. Halle, Gesenius, 1915. 54 S. M. 0,70.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben No. 43:

Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière, comédie en quatre actes, en prose, annotée par C. Habemann. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1915. 118 u. 36 S. Geb. M. 1,50.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit, hg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Abteilung I: Französische Schriften. 66. Bändchen:

Contes du pays de France, choisis et annotés par Else Schmid. Berlin, Weidmann, 1914. IX, 97 S. M. 1,20.

Dyks Neusprachliche Schulausgaben:

Band 2: La guerre 1870/71. Scènes et épisodes caractéristiques. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von A. Mühlan. Leipzig, Dyk, 1914. 94 u. 54 S. Geb. M. 1.50.

Band 4: Le tour de la France par deux enfants par G. Bruno. Ausgewählte Abschnitte mit Einleitung und Anmerkungen für den Schulgebrauch

versehen von E. Köcher. Mit einer Spezialkarte von Frankreich in Vierfarbendruck. Leipzig, Dyk, 1914. 109 u. 46 S. Geb. M. 1,50.

Collection Teubner publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Doerr et L. Petry. Nr. 12:

Molière, Les Précieuses ridicules, comédie publiée et annotée en collaboration avec H. P. Junker par H. Bornecque, 1913. Texte avec 3 gravures. 34 S. Geb. M. 0,65. — Notes. 50 S. M. 0,55.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von O. E. A. Dickmann und E. Pariselle. Leipzig, Renger, 1915:

Reihe A, Band 181. Faverot de Kerbrech, La guerre contre l'Allemagne (1870/71). Mit 3 Kartenskizzen. Für den Schulgebrauch hg. von J. Albertus. 104, 36 S. Geb. M. 0,90.

Reihe A, Band 183. Paul et Victor Margueritte, Simples histoires. Für den Schulgebrauch erklärt von O. Lorenz. 76, 48 S. Geb. M. 0,80.

Reihe A, Band 185. Conteurs modernes. III. Ausgewählte Erzählungen von Bazin, Bourget, Capus, Philippe, Guillaumin, Bachelin, Frapié, des Gachons, hg. von G. Goyert. 102 S. Geb. M. 0,90.

Reihe A, Band 186. H. Taine, Napoléon Bonaparte. Für den Schulgebrauch hg. von Eug. Pariselle. Mit einem Bildnis. 96 S.

Reihe A, Band 65. Reform-Ausgabe. P. Mérimée, Colomba, à l'usage des classes par J. Leitritz et E. Montaubric. 137 S. Geb. M. 1,30.

Reihe D, mit fortlaufender Präparation, Band 6. Les Femmes savantes, comédie par Molière. Nach der Schulausgabe von Mangold bearbeitet von A. Wihrler. 75, 36 S. Geb. M. 1,30.

Reihe D, Band 7. Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière. Unverkürzte Ausgabe mit fortlaufender Präparation von G. Steinmüller. 94, 44 S. Geb. M. 1,20.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1914 u. 1915:

Campagne de 1815. Morceaux choisis et annotés par H. Gassner. 89, 22 S. M. 1,20.

René Victor Meunier, La mer et les marins. Hg. von M. Fuhrmann. 74 S. M. 0,85. — Hierzu ein Wörterbuch. 45 S. M. 0,30.

Auswahl aus A de Musset. Für den Schulgebr. hg. von Aug. Geist. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen. 172, 30 S. M. 1,50.

Eugénie Grandet par H. de Balzac. Hg. von Margareta Schickedanz. 108, 20 S. M. 1,20. — Hierzu ein Wörterbuch. 42 S. M. 0,30.

R. Töpffer, Nouvelles genevoises. Hg. von H. Rösing. 73, 14 S. M. 0,80. — Hierzu ein Wörterbuch. 55 S. M. 0,40.

Souvenirs de jeunesse. Jugenderinnerungen hervorragender Franzosen. Ausgewählt und herausgegeben von M. Fuchs. 108, 18 S. M. 1,20.

Auswahl aus Prosper Mérimée. Für den Schulgebrauch hg. von Aug. Leykauff. Mit 2 Abbildungen. 73, 11 S. M. 0,80.

Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Prosateurs français:

200 B. Mélanges philosophiques par Th. Jouffroy, hg. von O. Roll. VI, 136, 20 S. M. 1.

201 B. Contes simples par A. Robert-Dumas, hg. von H. Werneke. XI, 67, 25 S. M. 0,75.

202 B. Französische Briefe, vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert. Auswahl herausgegeben von Fr. Klincksieck. IX, 115, 59 S. M. 1,20.

203 B. Général Cuny, Souvenirs d'un cavalier (1870/71), hg. von A. Erichsen. Mit 3 Karten. VI, 91, 45 S. M. 1.

204 B. Choix de Nouvelles modernes, VIII. Bändchen, hg. von F. Petzold. VII, 90, 17 S. M. 0,90.

Rudolph, Le Français et la guerre 1914/15. Ce que disent les journaux français. Fascicule nº 1. Leipzig, Nemnich, 1915. 104 S. — Derselbe, Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914 par G. Ohnet. Leipzig, Nemnich, 1915. 80 S. [Die Überwachungsbehörde zu Leipzig, die die Veröffentlichung dieser beiden Büchlein zugelassen hat, hegt offenbar eine gute Meinung von der Seelenruhe des Deutschen. Allein der Herausgeber ist darum nicht weniger zu tadeln, daß er es übers Herz gebracht, derartiges dem deutschen Leser vorzusetzen, und daran ändert der Umstand nichts, daß die Kölnische Zeitung schon im Dezember 1914 das 'Verdienst' (s. Vorwort) hatte, Auszüge aus Ohnets Kriegstagebuch zu bringen. Wir haben wahrlich genug von den Kulturäußerungen unserer westlichen Nachbarn durch unsere Presse zu hören bekommen und tragen kein Verlangen, einen solchen Haufen verblendeter Torheiten, böswilliger Verleumdungen und absichtlicher Wahrheitsfälschungen mit Augen zu schauen, wie er hier zusammengekehrt ist. Ein paar Beispiele zum Beleg. Eine Herzensergießung des alten Ohnet lautet: *Je déteste l'Allemagne. Je hais son monarque, ses savants sans grandeur, sa population sans grâce, ses artistes sans idéal, tous valets de la force, en admiration devant la brutalité pangermaniste.* Das 'Petit Journal' meldet unter dem 8. August über den französischen Gesandten Cambon: *On sait qu'à une station peu éloignée de Mecklembourg, le train dans lequel il se trouvait, fut arrêté. Le major allemand qui accompagnait notre ambassadeur prévint celui-ci qu'il ne pourrait continuer sa route vers la frontière danoise qu'en payant 3600 marks.* In einer amtlichen Mitteilung des Kriegsministeriums, die im 'Éclair' vom 23. August erschien, heißt es: *Partout où une incursion allemande s'est produite, des enfants, des femmes, des vieillards ont été molestés, parfois même massacrés, des blessés achevés, des civils fusillés, des villages incendiés, sans jugement et sans motif. Nous assistons à une véritable invasion des barbares.* Was soll man nun nach obigem dazu sagen, daß Herr Dr. Rudolph auf die Titelblätter beider Büchlein drucken läßt: 'Eine zeitgemäße Lektüre für höhere Schulen'? Unter den Druckfehlern, von denen es geradezu wimmelt — so schnell sollte der gemütbildende Lesestoff unseren Schülern zugeführt werden —, ist ein prachtvoller, den wir den Lesern des Archivs nicht vorenthalten dürfen: *Le massage du Président de la République produisit un effet considérable.*]

Provenzalisch.

Levy, E., Provenzalisches Supplementwörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique Roman. 34. Heft S. 769—884. Leipzig, Reisland, 1915. [Mit dieser Lieferung ist der siebente und vorletzte Band des schönen Werkes zum Abschluß gekommen. Die Berichtigungen (S. V—VIII) zeugen von dem unausgesetzten Streben des Verfassers nach größtmöglicher Zuverlässigkeit und Vollständigkeit.]

Bertoni, G., Sordello e Reforzat (S.-A. aus den Studi romanzi ed. E. Monaci). Roma, Società filologica romana. 1915. 25 S. [Es handelt sich um das in *a'* schlecht überlieferte und auch sonst Schwierigkeiten zeigende Gedicht, das Bertoni in den 'Rime provenzali inedite' S. 36 diplomatisch abgedruckt hatte, und in dem Reforzat sich gegen vier Feinde, unter ihnen Sordel und (Peire Bremon) Ricas novas wendet. Der Herausgeber verbreitet sich des längeren darüber, daß Reforzat wahrscheinlich identisch sei mit dem Jaufre Reforzat, der in der Tenzone zwischen Blacatz und G. de San Gregori genannt wird, sowie mit dem Reforzat, der in dem Coblenwechsel zwischen Gui de Cavaillon und Bertran d'Avignon, ferner in der Tenzone zwischen Guionet und Pomairol begegnet und in dem Autorenverzeichnis von *a* als 'Reforzat de Tres' erscheint; dann verweist er so nebenbei auf mich und auf Springer, Klagelied, wo alles Obige schon

gesagt ist. Gegen diese Art zu zitieren muß Einspruch erhoben werden. Der Text, von dem Bertoni schon die zweite und dritte Strophe in den 'Nuove rime die Sordello' in zurechtgemachter Gestalt dargeboten hatte, weist einige glückliche Deutungen auf (V. 4, nur heißt *error* nicht 'colpa'; V. 6), während anderes (V. 27, 40) abzulehnen ist. Über *seuhor Dieu*, das = 'per Dio' sein soll, hätte man gern etwas Näheres vernommen. V. 35 ist schwerlich richtig erklärt; es heißt m. E. einfach: 'Ich werde gegenüber den Unwahrheiten, die sie über mich verbreitet haben, die Wahrheit sagen'.]

Bernart von Ventadorn. Seine Lieder mit Einleitung und Glossar, herausgegeben von Carl Appel. Halle, Niemeyer, 1915. CXLV u. 407 S. Wir kommen auf diese bedeutende Veröffentlichung zurück.

Pfandl, L., s. unter Spanisch.

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXXII, Fasc. 188—89 = Vol. LXIII, 2—3 [R. Ortiz, Primi contatti fra Italia e Rumania, appunti sulla lingua e letteratura italiana in Rumania nel sec XVIII. Pietro Metastasio e i poeti Vacaresti. — A. Monteverdi, Gli esempi dello 'Specchio die vera penitenza', Parte II. — Varietà: E Re, Commedianti a Roma nel secolo XVI. — Fr. Maggini, Un diario del Pontormo. — G. Nascimbeni, Le poesie burlesche del Tassoni. — D. Bianchi, G. Leopardi commentatore del 'Canzoniere'. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. Fasc. 190—91 = Vol. LXIV. 1—2 [G. Zaccagnini, Personaggi danteschi in Bologna (Maestro Adamo — Pier da Medicina — Frate Alberigo Manfredi — Oderisi da Gubbio — Griffolino d'Arezzo — Guido Bonatti — Lotto degli Agli — Il primo rifugio dei figli di Farinata degli Uberti — Venetico e la Ghisolabella Caccianimici). — R. Ortiz, Primi contatti fra Italia e Rumania (Pietro Metastasio e i poeti Vacaresti), Parte II ed ultima. — G. Surra, Imitazioni e reminiscenze nelle poesie del Giusti. — G. Galli, Appunti sui Laudarii iacoponici. — G. Reichenbach, Lettere inedite di Matteo Maria Boiardo. — Cr. Ag. Garosci, Il Macchiavelli in alcune novelle di Matteo Bandello. — Ang. Ottolini, Una pagina inedita di U. Foscolo e il 'Misogallo' dell'Alfieri, a cura dell'Albany. — Rassegna bibliografica — Bollettino bibliografico — Annunzi analitici — Pubblicazioni nuziali — Comunicazioni ed appunti — Cronaca]. — Fasc. 192 = Vol. LXIV, 3 [P. L. Ciceri, Michele Marullo e i suoi 'Hymni naturales'. — K. McKenzie, Per la storia dei bestiarii italiani. — P. Toldo, 'Gli sdegni amorosi' di Frandaglia di Val di Sturla. — Rassegna bibliografica — Bollettino bibliografico — Annunzi analitici — Pubblicazioni nuziali — Comunicazioni ed appunti — Cronaca]. — Anno XXXIII, Fasc. 193 = Vol. LXV, 1. [F. Neri, Studi sul teatro italiano antico: Le parabole. — G. Bertoni, Come fu che Peire Vidal divenne imperatore. — G. Zaccagnini, Il testamento di Venetico Caccianimici. — Ester Cocco, Una compagnia comica nella prima metà del sec. XVI. — L. Zambra, Rime inedite di Gualtiero Sanvitale da Ferrara. — A. Boselli, Una lettera inedita di V. Monti al p. Ireneo Affò. — A. Oberdorfer, Una probabile fonte dell' 'Ei fu!' manzoniano. — Rassegna bibliografica — Bollettino bibliografico — Annunzi analitici — Comunicazioni ed appunti — Cronaca].

Walser, E., Poggius Florentinus. Leben und Werke (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hg. von Walter Götz, Bd 14). Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. VIII, 567 S. M. 16. [In diesem schönen Werke ist der ungeheuer weitschichtige Stoff zu Poggios Leben und Lebensarbeit in sehr geschickter Arbeit vereint. So erhalten wir ein ungemein lebensvolles Bild von seiner Persönlichkeit und der Bedeutung seiner Schriften. Besonders wertvoll ist, daß Walser sich nie mit der Fest-

stellung der Entstehungszeit der einzelnen Werke und der Darstellung ihrer äußeren Schicksale begnügt, sondern überall auch deren psychologische Grundlagen hervorhebt und ihren Zusammenhang mit dem gesamten Schriftwesen der Zeit aufzeigt. Dazu kam ihm nicht nur seine gründliche Kenntnis des Zeitalters Poggios zustatten, sondern auch die Benutzung vieler bisher unbekannter Quellen, die er selbst in mühevoller Arbeit erschlossen hat. Außer den erläuternden Urkunden, die von S. 325—427 abgedruckt sind, enthält der Band von S. 428—560 nicht weniger als 120 Inedita! Eine ausführliche Inhaltsübersicht zu Anfang des Bandes und ein Namensregister am Schlusse erleichtern die Benutzung des Werkes sehr. Auch sind vier Tafeln mit Nachbildungen der Handschrift Poggios und Bildern beigegeben, unter letzteren drei Miniaturen und der schöne Kopf aus der Sammlung Giovios nach des Altissimo Nachbildung in den Uffizien zu Florenz. Berthold Wiese.]

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez Pidal. Madrid, Paseo de Recoletos 20. I, cuaderno 3°, julio—sept. 1914 [M. Artigas, Fragmento de un glosario latino. — R. Mitjana, Nuevos documentos relativos á Juan del Encina. — A. Farinelli, Mistici, teologi poeti e sognatori della Spagna, all'alba del dramma di Calderón. — Reseñas — Análisis sumarios — Noticias]. — Cuad. 4°, octubre-diciembre 1914 [R. Menéndez Pidal, Poesia popular y Romancero. — P. G. Magro, Merindades y señoríos de Castilla en 1353. — A. Castro, Mozos e ajumados. — J. G. Ocerin, Para la bibliografía de Lope. — Reseñas — Análisis sumarios — Bibliografía] — II, cuaderno 1° [R. Menéndez Pidal, Poesia popular y Romancero. — F. Hanssen, Las coplas 1788—1792 del 'Libro de Alexandre'. — W. Meyer-Lübke, Acerca de la palabra *rueca*. — María Goyri de Menéndez Pidal, Dos notas para el 'Quijote'. — N. A. Cortés, Algunos datos relativos a D. Pedro Calderón. — Notas bibliográficas — Bibliografía — Noticias].

Pfandl, L., Beiträge zur spanischen und provenzalischen Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der K. B. Kreisoberrealschule Bayreuth für das Schuljahr 1914—15. Bayreuth, 1915. 58 S.

Portugiesisch.

Heinermann, Th., Ignez de Castro. Die dramatischen Behandlungen der Sage in den romanischen Literaturen. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Münsterer Dissertation, 1914. 112 S.

Rumänisch.

Publicatille stiintifice ale lui Dr. G. Pascu, şi aprecierile facute asupra lor de savanţii Bartoli, Bernecker, Gamillscheg, Gaster, Jirecek, Jud, Philippide, Russo, Sandfeld, Jensen. Treimer. Leipzig, Kommissions-Verlag von Gustav Fock, o. J. 20 S.

Varia.

Abhandlungen und Berichte zur romanischen Kultur- und Landeskunde veröffentlicht vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur (Hamburg) I O. Quelle, Beiträge zur Landeskunde von Ostgranada. Mit 18 Abbildungen und mehreren Karten. Hamburg 1914. 58 S. (S.-A. aus dem Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten Bd. XXXI. 1913.)

Leskien, A., Grammatik der serbo-kroatischen Sprache. I. Heidelberg, Winter, 1914. (Sammlung slawischer Lehr- und Handbücher 1, 4.) LXVI, 588 S. [Leskien hat die Aufgabe, eine möglichst vollständige Beschreibung der serbo-kroatischen Schriftsprache zu geben, in mustergültiger Weise gelöst: der heutige Zustand der Sprache nach Lauten und Formen tritt uns

klar und anschaulich entgegen; der schöpferischen Kraft der Sprache, die sich in der Wortbildungslehre äußert, ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet; für die Gliederung des Stoffes war die Rücksicht auf die lebende Sprache allein maßgebend. Besondere Abschnitte geben die geschichtliche Erklärung der sprachlichen Tatsachen, wobei jeweils an das Urslawische angeknüpft wird; auch die wichtigsten mundartlichen Erscheinungen des serbokroatischen Sprachgebietes werden behandelt. Besondern Dank muß man dem Verfasser dafür wissen, daß er die Betonung und Silbenqualität der serbisch-kroatischen Sprache ausführlich dargestellt hat (s. S. 119—227, sowie bei den einzelnen Formenkategorien): denn die Betonungsgesetze des Serbisch-Kroatischen haben nicht nur für den Slawisten, sondern auch für den Indogermanisten, der die Akzentverhältnisse der indogermanischen Grundsprache festzustellen wünscht, und für den Phonetiker, dem hier ein musikalisches Betonungssystem von besonderer Eigenart entgegentritt, ein hervorragendes Interesse. A. Thumb.]

Kalitsunakis, J. E., Neugriechisches Lesebuch (Schrift- und Volkssprache) mit Glossar. (Sammlung Göschen.) Berlin u. Leipzig 1914. 140 S. Geb. M. 0,90.

Thumb, A., Grammatik der neugriechischen Volkssprache. (Sammlung Göschen.) Berlin u. Leipzig 1915. 118 S. Geb. M. 0,90.

Belli, A., Sozial ethischer Wert der Literatur seit Vergil. Venedig, Verlag der Tipografia Emiliana, 1915. 521 S.

Berichtigung.

Im 133. Band des *Archivs* S. 142—147 habe ich als Marot-Nachlese Nr. 2 eine 'Epistre de Complainte à une qu'a laissé son amy' als anonym und wenig bekannt abgedruckt. Es war mir entgangen, daß sie in der Marot-Ausgabe von G. Guiffrey III, 649—655 steht und daselbst Jacques Cotin zugeschrieben wird. Ich bekenne beschämt mein Versehen.

Ph. Aug. Becker.

Christian Weises nordische Dramen 'Regnerus' und 'Ulvilda'.

Von den neuhochdeutschen Dichtern der vorlessingischen Zeit hat außer Hans Sachs keiner so fruchtbar wie Christian Weise den goldenen Boden des Handwerks für die Poesie beackert. Von der Poeterei des Zittauer Schulrektors, seinen kuriösen Lustspielen, verschnörkelten Lehrbüchern, historischen Dramen, von seinen Bemühungen um die Prosa führt ein kurzer und schmaler Weg zur literarischen Tradition der Franzosen. Doch der deutsche rhetorische Stil, die gebildete Umgangssprache des 17. Jahrhunderts, der feine Konversationston danken diesem Manne mehr, als gewöhnlich betont wird. In dieser Richtung liegen auch die eigentlich deutschen Wurzeln seines Daseins. Die Klarheit und Schwunglosigkeit der Theorien, die artige und wortreiche Pedanterie des Vortrags, die künstlich-galanten und zierlich-zopfigen Umgangsformen lassen uns in ihm einen Vorboten der Aufklärungszeit wie der modischen Leipziger Eleganz erkennen, wenn es ihm auch noch an Grazie fehlt und so manche Derbheit aus der grobianischen Literatur nachhallt.

Die Weiseforschung, die im letzten Jahrzehnt fast ganz ruhte, hat sich von jeher den Lustspielen zugewandt und den historischen Stücken, in denen der Dichter der Renaissancedramatik am nächsten steht. Über dem, was den weitschweifigen Dramenkonstrukteur mit seiner Zeit verband, kam seine zukunftverheißende Eigenart zu kurz. Sie läßt sich eher aus Weises Romanen und seinen didaktischen Schriften entwickeln. Die neue Ausgabe zweier noch nicht veröffentlichter historischer Dramen durch v. Unwerth[1] liefert aber einen achtenswerten Beitrag für das Verhältnis des Dichters zur Bühne seiner Zeit.

Die Stücke, die aus dem Zittauer Weiseschrank hervorgeholt sind, in dem noch manches vergraben liegt, hielt Weise selbst der Veröffentlichung nicht für würdig. Doch seitdem Ludwig Fulda in der 'Deutschen Nationalliteratur' über zehn unveröffentlichte Stücke des Dichters berichtet hatte, lag es nahe, gerade die vorliegenden Dramen ans Licht zu ziehen, weil diese Stoffe nach Fuldas Ansicht durch ihren nordischen Gehalt der deutschen Dichtung hätten neues Blut zuführen können, wenn sie der Dichter nicht hinter Schloß und Riegel bewahrt hätte.

Das Verdienst der Unwerthschen Arbeit liegt in der Quellenübersicht, die im Zentrum der beigegebenen Abhandlung steht.

[1] 'Germanistische Abhandlungen', hg. von Friedrich Vogt, 46. Heft: 'Christian Weises Dramen Regnerus und Ulvilda nebst einer Abhandlung zur deutschen und schwedischen Literaturgeschichte herausgegeben von Wolf von Unwerth.'

Auf Weises Gewährsmann war schon von Fulda aufmerksam gemacht. U. hat seinen Vergleich ausgedehnt und dabei gesehen, wie Weise aus Saxo allerhand versprengte Namen heraussuchte, deren er bei der Überzahl seiner Rollen, die möglichst viel Schüler bedenken sollte, stetig bedurfte. An der Hand des schwedischen Registers von Klemming hat der Verfasser dazu noch drei Opern und ein Jesuitenstück herangezogen. Bewiesen sollte werden, daß Weise sich nicht nur auf Historiographen wie Saxo, Loccenius u. a. m. gestützt, sondern für das erste der abgedruckten Dramen, den 'Regnerus', eine Fassung des Bandenstücks gekannt habe, die ihm wichtige Zutaten zur chronikalischen Überlieferung gab. U. erschließt also aus den eben erwähnten vier verschiedenen Regnerusdramen eine Urfassung, die er nun wieder in Zusammenhang bringt mit einem schwedischen Stück von Messenius, das den Regnerusstoff im zweiten Teil seiner Handlung zugrunde legt. Dazu verlockte die zufällige Tatsache, daß gerade dieser Stoff in Schweden dramatisiert worden war. — Aber schon das zweite herausgegebene Stück, das stofflich die Fortsetzung des ersten ist, die 'Ulvilda', bietet keine Gelegenheit, auch hier außer den historischen Gewährsmännern ein verlorenes Bandenstück zu supponieren: denn die Ulvilda ist sonst nirgend dramatisiert worden. Die Geschichte von der Fürstin Ulvilda steht bei Saxo und den übrigen Quellen in engster Fühlung mit der des Regnerus, sie folgt unmittelbar darauf. Ulvilda ist nämlich die Schwester der dänischen Königstochter Svanhvita, die den gefangenen Königssohn Regnerus erlöst. Während wir also bei dem poetisch ungleich wertvolleren Stück 'Ulvilda' in Ermangelung eines Parallelstückes Weises Quellen allein in historischen Schriftstellern zu sehen haben, leitet U. aus der Existenz eines schwedischen Svanhvitastückes und aus den vorhandenen Parallelstücken eine besondere Vorlage für Weise ab, die ein Wanderbühnendrama gewesen sein soll.

Daß Weise sich allein aus historischen Quellen seine Dramen zurechtzulegen wußte, läßt sich ja an einer ganzen Serie von Beispielen erläutern. Wenn also hier ein nirgend sonst bezeugtes Drama noch als weitere Quelle behauptet wird, so war die Grundbedingung für solchen Schluß, daß alle die Regnerusfassungen in wesentlichen Merkmalen übereinstimmen, in Merkmalen, die sich nirgend in den Chroniken, sondern allein bei Messenius wiederfinden, auf den ja die ganze Überlieferung mittelbar zurückgeführt wird. Aber was von derartigen Punkten angeführt wird, sind Einzelheiten, die mit dem Angelpunkt der Handlung überhaupt nicht zusammenhängen. Die Verschiedenheit der Opern und des Jesuitenstücks ist so groß, daß U. zum Jesuitenstück auch gar nicht mehr ohne weiteres von Messenius aus zu gelangen weiß: 'Es bleibt die Annahme übrig,' heißt es da etwas kleinlaut, 'daß der Verfasser

des Jesuitenszenars durch eine ähnliche Quelle angeregt worden ist, wie sie auch den anderen Verfassern deutscher Regnerusdichtungen vorlag, durch eine Dichtung, die schließlich auf das Drama von Messenius zurückgeht.' Aber eine wirkliche Kongruenz zwischen diesem Stück und den vorher besprochenen ist nicht anzugeben.

Allein das Jesuitenstück wird als letztes der deutschen Fassungen abgetan, es gilt vorher die Züge zu prüfen, die bei Weise nicht aus den Chroniken herzuleiten sind, sondern schlagende Übereinstimmungen darstellen sollen mit der Dichtung des Schweden Messenius. Da wird zunächst gezeigt, daß Messenius nicht nur neben den Königssohn Regnerus einen Bruder stellt, wie es Saxo tut, sondern noch einen dritten Prinzen einführt, der aus zweiter Ehe stammt. Es ist das also der einzige echte Sohn der Königin Torilda, die ihre Stiefsöhne, zumal den thronberechtigten Regnerus, mißhandelt. Auch Weise hat noch einen dritten Sohn. Doch U. verhehlt sich nicht, daß bei Weise dieser dritte Sohn auch Stiefsohn ist, daß also von den Bestrebungen der Königin Torilda zugunsten ihres eigenen Sohnes nicht im entferntesten die Rede ist. Und wenn damit schon jedes Bindeglied zwischen Messenius und Weise an dieser Stelle aufgehoben ist, so muß man sich gerade hier an Weises Gepflogenheiten erinnern, wie sie uns in so vielen Stücken auffallen: Weise setzt überall neue Knabenrollen ein, um allen seinen Schülern Aufgaben zu verschaffen und nicht nur die älteren zu beschäftigen. Der dritte Prinz wird bei Weise ausdrücklich als kleiner Stiefsohn bezeichnet, er hat eine Statistenrolle, die ganz fehlen könnte, während der echte Sohn bei dem schwedischen Dichter in der Anlage des Stückes seinen festen Platz hat. Sehr bald weiß Weise mit diesem Kinde nichts mehr anzufangen, ja vom dritten Akt an verschwindet der Knabe ganz, und es bleiben nur die fast erwachsenen Stiefsöhne übrig. — Im 'Masaniello' haben wir kleine neapolitanische Kinder, in der 'Ulvilda' kleine Schäfer, im 'König Wenzel', der zum 'Regnerus' überhaupt in engsten Beziehungen steht, wird in dieser Manier jede Grenze überschritten: der junge König Wenzel, der das gleiche Schicksal wie Regnerus hat, erhält als Adjutanten den Girschick, der im Personalverzeichnis 'des Königs kleiner Mönch' heißt. Wem diese Angaben noch nicht genügen, der sei auf Weises Ausspruch ('Lust und Nutz der spielenden Jugend', 1690, Vorrede) hingewiesen: 'Und wenn man auch den Zweck des ganzen Werkes betrachten will, so gehöret wohl einer von der Jugend so nahe dazu als der andere. Ja es müßten auch kleine Knaben mit guter Manier eingemischet werden, daß sie bei rechter Zeit sich zu einer anständigen Hardiesse bequemen lernten.' Mit dieser Parallele zwischen dem schwedischen und dem deutschen Dichter ist es also nichts. Und weiter: die Kinder werden bei Weise nach Helsingland verschickt. Das steht

freilich nicht bei Saxo, während Messenius Helsingland angibt. Doch U. mußte zugestehen, daß auch der Geschichtschreiber Loccenius, den Weise nachweislich benutzte, Helsingland als Aufenthaltsort der Prinzen erwähnt. — Wenn dann ferner beide Dichter ihrem Prinzen Hirtenkleider anziehen lassen, so ist auch dieser Zug schon bei den Chronisten vorhanden. Aber der Herausgeber will auch hier eine nähere Beziehung der beiden Dichter erkennen. Daß die Prinzen in der schwedischen Dichtung gezwungen werden, Hirtenkleider anzulegen, soll bei Weise noch hindurchschimmern, wenn die lustige Figur sich weigert, das Hirtengewand zu nehmen. Doch abgesehen von der außerordentlichen Weitläufigkeit dieser Analogie liegt es viel näher, an die gerade als Pickelheringsspaß oft belegten Umkleideszenen zu denken, denen auch diese Stelle ihre Erfindung dankt. Um dieses Argument vollends einzusargen: die Prinzen sind in Weises Stück zunächst einmal über den Mummenschanz ganz froh: 'sie machen sich eine häßliche Freude daraus', wird von ihnen berichtet. Bleibt als letzter Punkt noch, daß bei Messenius einer der Prinzen ein Lämmchen hüten muß und daß bei Weise dem dritten kleinen Stiefsohn ebenfalls ein Lamm übergeben wird. Das ist ein in der Pastoraldichtung so beliebtes Motiv, daß daraufhin allein ein Zusammenhang beider Dichtungen nicht angenommen werden darf. So ist also die Abhängigkeit Weises von Messenius auch nicht irgendwie bewiesen. Die weitere Vergleichung wird dadurch illusorisch, daß das vorliegende Manuskript gerade am entscheidenden Kreuzpunkt der Handlung eine große Lücke hat, die das Stück überhaupt stark entwertet. Deshalb hielt auch Heß, der diese Dramen zum erstenmal genauer betrachtete, nur den Druck der 'Ulvilda', nicht den des 'Regnerus', für lohnend. Nimmt man noch hinzu, daß auch die in beiden Stücken, dem schwedischen und dem deutschen, in sehr verschiedener Rolle vorkommenden Bauern der Hypothese nicht aufhelfen, so darf man geradezu sagen: kein einziger gewichtiger Zug in der Führung der Handlung stimmt entscheidend überein, und die Miszellen, auf die der Herausgeber seine Ansicht gründet, könnten bei keinem literarhistorischen Vergleich von Dramen den Ausschlag geben, selbst wenn sie miteinander besser harmonierten, als es der Fall ist. Auch bleibt die Hypothese die außerordentlich bedeutungsvolle Frage schuldig, weshalb denn Weise die Handlung des Messeniusschen Stückes erst vom fünften Akt an berücksichtige und die in den ersten vier Akten des schwedischen Stückes umschriebenen Begebenheiten und Schicksale der Freunde Hading und Hunding völlig verlorengegangen seien. Das Bandenstück, das auf Messenius zurückgehen und Weise die Anregung gegeben haben soll, hätte mit einer diesem Literaturzweige ganz fremden Kunst die Handlung vom 'Regnerus' herausgeschält. Auch diese Erwägung bringt die Hypothese stark ins

Wanken. Und selbst vom fünften Akt des Messenius weicht Weise entscheidend ab, wenn er schon hier die Schwester der Svanhvita einführt, sie mit zwei Liebhabern umgibt, wenn ferner auch die Einkerkerung des dritten und wirklichen Sohnes der Königin Torilda fehlt.

Dazu kommt noch, daß der Herausgeber natürlich nicht alle Geschichtsquellen, die unseren Stoff enthalten, durchsuchen konnte, und daß sich hier immer noch manches von den Argumenten der Übereinstimmung auf die Rechnung unbekannter historischer Quellen Weises setzen lassen könnte. Daß diese Vermutung nicht so ganz unbegründet ist, ergibt schon die Tatsache, daß U. bei seiner Vergleichung mit den Chroniken ein Irrtum unterlaufen ist. Messenius läßt wie seine Quelle, der Historiker Johannes Magnus, den bei Saxo angedeuteten Gespensterkampf der Svanhvita ganz aus, steht in der neuen Ausgabe. Liest man dann bei Johannes Magnus Kap. 24 von der Svanhvita: *quæ jam sponsa ... gladium variis conflictibus et contra monstra, monstrorum impetus ... loco præcipui dotis dilecto sponso tradere curavit*, so wird die quellenmäßige Motivvergleichung überhaupt noch zu vertiefen sein.

So leidet die U.sche Hypothese an einer allzu gewaltsamen Kombination vereinzelter Züge, die nicht behoben wird durch die Annahme, eine stimmungsvolle Symbolik am Ende des Messeniusschen Stückes (wo das strahlende Feuer, das dem Stein entlockt wird, zu einem Gleichnis mit der Liebe in der Ehe Anlaß gibt) habe dem deutschen Dichter einen 'Wink gegeben', diese Symbolik in die heitere Sphäre einer Narrenhochzeit zu übertragen. Doch wie lautet nun diese Übertragung bei Weise? 'Es ist ein feines Sprichwort: Hastu Kraut, so schaffe dir eine bratwurst, daz heißt: wie wir an diesem Orthe sprechen möchten: hastu ein vornehm Ambt, so schaffe dir eine Braut.' Ich kann hier dem Herausgeber durchaus nicht beipflichten, der zwar darauf hingewiesen hat, daß der Vergleich 'Bratwurst — Kraut' sich zum ersten Male im 'Peter Squentz' findet, aber den Messenius hierbei gewiß nicht angezogen hätte, wenn er daran gedacht hätte, daß Weise diesen Vergleich besonders bei Hochzeitsfesten liebt, mit denen er ja so vielfach seine Stücke endete. Im 'Biron' schließt der Pickelhering: 'Ich lobe Wurst und Kraut, die führ' ich in dem Schilde', und in der ein Jahr vor der Aufführung des 'Regnerus', ja vielleicht sogar schon vier Jahre vorher gedruckten 'Poetenzunft' werden zum Schluß Verse improvisiert: 'Ich wünsche dieser Fastnachtsbraut zum Sinnbild Wurst und Sauerkraut.' Aber auch hier muß noch eine prinzipielle Einwendung gemacht werden. Bei solchen Gleichsetzungen gehen die Vorstellungen, daß Weise Messenius folgte und daß er den Schweden doch nur mittelbar durch eine Vorlage kannte, durcheinander. Daß ein Bandenstück, das letztlich auf Messenius ruhte,

gerade diese Symbolik auch nur in irgendeinem Rest erhalten haben sollte, widerspricht allen Traditionen der Wanderbühne, die sich an den Wortlaut niemals band und am allerwenigsten ein stilvolles Gleichnis in irgendeiner Form übermittelt hätte.

Es erübrigt, auch bei den anderen deutschen besprochenen Stücken die Beziehungen zu Messenius zu prüfen. Genug, daß sie, wie schon erwähnt, voneinander stark abweichen und deshalb schwerlich als Kinder einer Mutter angesprochen werden dürfen. Die drei Opern sind echte Nachfahren der Wanderbühne und könnten am ehesten noch, jedes für sich, ein Wanderbühnenstück beerbt haben. Da haben wir Wahrsagerinnen, Geistererscheinungen und dergleichen, aber eben gerade davon hat der Schwede Messenius so gut wie nichts und erst recht nicht Christian Weise. Unter den Analogien, die niemals den Nerv berühren, wird sogar angeführt, daß in Weißenfels 1690, elf Jahre vor der Aufführung der Schieferdeckerschen Oper 'Regnerus', in einer Oper 'Der großmütige Scipio' der Name Alvilda vorkomme, den zufällig bei Messenius eine Hofmeisterin trägt. Sonst ist er aber in der deutschen Regnerusüberlieferung nirgend vorhanden. Wie man sich die Vermittlung dieses Namens denken soll, der doch gerade bei Schieferdecker fehlt, ist mir unklar. Daß solche Namen auch sonst in die Opernliteratur hineinkamen, und zwar direkt aus den reichlich fließenden Geschichtsquellen und Chroniken, läßt sich allerorten zeigen. Schieferdecker hat nachher einen 'Alarich' geschrieben, zu dem er auch so manches germanische Namengut aus historischen Quellen haben konnte. Und anderseits liegt in München eine von Bissari verfaßte italienische Oper, die den Namen Torilda führt. Sie hat mit dem Regnerus und dessen Mutter Torilda nichts zu tun, sondern behandelt einen anderen nordischen, offensichtlich aus Chroniken gewonnenen Stoff. So hat auch das Jesuitendrama 'Regnerus' noch einen Zwillingsbruder, das Jesuitenstück 'Harald', das U. sogar dem Verfasser des 'Regnerus' zuweisen möchte. Dieser 'Harald' aber kann nur aus Chroniken stammen und hat kein Parallelstück aufzuweisen. Bei all diesen Stücken ist es das Reguläre, daß die Verfasser nur aus historischen Quellen schöpfen. Ein unglücklicher Zufall hat es gewollt, daß fast hundert Jahre vor den deutschen Regnerusdramen ein Schwede zu einem kleinen Teil denselben Stoff behandelte, und wenn sich zufällig für jene andere Torilda oder den Haraldus auch ein nordisches Parallelstück fände, so wäre es sehr leicht, mit ähnlichen Beweisstücken, wie sie der Herausgeber anführt, das betreffende Werk als mittelbare Vorlage zu postulieren.[1] Die Frage, wie denn bei den Jesuiten.

[1] Schade, daß v. Unwerth die Dissertation 'Saxo Grammatikus in der deutschen Dichtung ...' von P. Schätzlein 1913 entgangen ist! Mit glück-

in der Oper und bei Weise dasselbe Thema angeschlagen werden konnte, ohne daß ein gemeinsamer Archetypus vorauszusetzen ist, läßt sich nach den Analogien, die wir in Hülle und Fülle haben, sehr leicht beantworten. Weises 1684 aufgeführtes Stück ruhte ja im Schrank des Zittauer Rektors, die drei Opern fallen in den Zeitraum von 1701 bis 1715, also dicht hintereinander, das Jesuitenstück trägt erst die Jahreszahl 1767. Die Opern können dem Titel nach aufeinander gewirkt haben. Die zweite Oper ist mit der ersten, wie U. zeigt, identisch und nur für eine Hamburger Aufführung leicht überarbeitet. Die dritte steht wiederum inhaltlich von der ersten weit ab. Wir wissen, daß zwischen den einzelnen Operntheatern dieser Zeit Beziehungen bestanden und daß wohl das Repertoire der Weißenfelser Oper der Hamburger oder Braunschweiger zum Muster dienen konnte, ohne daß damit der Braunschweiger Dichter der Mühe überhoben gewesen wäre, seine Oper neuzugestalten oder nach einem ganz anderen italienischen Vorbilde zu übertragen. Man war damals in der Abfassung der Libretti sehr schnell bei der Hand und kannte sich überhaupt in den historischen Quellen, gleichviel welchen Landes, erstaunlich gut aus. Vollends das Stück von 1767, das ohnehin einen der nordischen Geschichte kundigen Mann auch nach U.s Meinung zum Verfasser haben soll, noch auf eine Wanderbühnenvorlage des vergangenen Jahrhunderts zurückzuleiten, ist ein ganz unmögliches Unternehmen. Wir haben im 17. Jahrhundert eine große Reihe gleichlautender Titel in der Jesuitenbühne und in der Oper. Der gleiche Stoff wird behandelt, ohne daß die Stücke miteinander in Berührung stehen. Durch eine Anregung des Repertoiretitels kam man darauf, dasselbe Stück selbständig zu behandeln, und suchte sich die Quellen dazu ganz allein zusammen. Wenn wir auf dem von U. eingeschlagenen Wege vorgingen, könnten wir weit über ein Dutzend Bandenstücke, von denen wir sonst keine Spuren haben, einfach daraus erschließen, daß sich innerhalb von etwa hundert Jahren mehrmals gleiche Titel finden von Dramen, die zwar denselben Stoff behandeln, aber unabhängig voneinander sind. Ich kann mich hier nicht mit Beispielen aufhalten, die jedem leicht zur Hand sind. Auch soll nicht geleugnet werden, daß von diesen Regnerusdramen eins oder das andere auf Messenius zurückgehen könnte, wenn wesentliche Übereinstimmungen dawären. Aber daß Weise auf Messenius fuße oder gar alle Stücke, die U. bespricht, auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgehen, das muß um so eher bestritten werden, als die Beschreibung, die Seite 200 dem gemeinsamen Archetypus zuteil wird, m. E. die einschneidenden Diffe-

lichem Instinkt sagt Schätzlein S. 19: 'Unwahrscheinlich ist wenigstens eine Kenntnis der "Svanhvita" von Joh. Messenius.' Die Hamburger Oper 'Regnerus' wird nach S. sogar von Lessing erwähnt.

renzen der verschiedenen Stücke nicht genug betont. Nach meiner Kenntnis der deutschen Wanderbühne halte ich es für völlig ausgeschlossen, daß sich auf einer so vagen Grundlage zwei so unähnliche Stücke wie Weises Drama und das fast hundert Jahre später geschriebene Jesuitenstück gemeinsam erheben könnten. Und wenn in der letzten Oper von 1715 die tyrannische Königin außer dem Stiefsohn noch einen Sohn aus erster Ehe hat, so durfte man aus diesem Umstande allein noch nicht auf Messenius zurückdeuten, der zwei Stiefsöhnen den eigenen Sohn entgegenstellt. Denn in der Oper hat der eigene Sohn den Thron schon bestiegen. Daß eine tyrannische Königin ihren eigenen Sohn gegen die Stiefsöhne ausspielt, das ist in der Literatur der Zeit — ich erinnere an Thomas Corneille oder an Lohenstein — ein traditioneller Zug, mit dem man nichts anfangen kann.

Fehlt somit den vier oder fünf behandelten deutschen Stücken das gemeinsame Band, das allein die Substituierung einer ähnlichen Vorlage rechtfertigen könnte, so durfte natürlich die Behauptung, Weise fuße auf einem Drama der Wanderbühne, nicht ausgesprochen werden, wenn nicht sein Verhältnis zu solchen Stücken vorher schon anerkannt war.

Aber es ist doch wohl richtiger, noch einmal einen Rückblick auf diese Beziehungen zu werfen, die denn überhaupt mehr vorausgesetzt als erörtert worden sind. Unter den Werken, in denen sich Weises Vorliebe für die Wanderbühne aussprechen soll, wird von jeher 'Die böse Katharina' genannt, die nach Fuldas Meinung letztlich mit einer Übersetzung von Shakespeares 'Der Widerspenstigen Zähmung' in Verbindung zu bringen ist. Schon im Jahre 1658 ließ Weises Vorgänger im Zittauer Rektorat ein Stück aufführen 'Die wunderbare Heurath des Petruvio mit der bösen Catharine'. Auf dieses verlorene Stück geht vermutlich das uns erhaltene Drama 'Kunst über alle Künste' zurück, das Reinhold Köhler herausgegeben hat. Ob Weise dieses Werk gekannt hat, ist bisher nicht entschieden worden. Was in den hier in Betracht zu ziehenden Zusammenhang gehört, ist indessen nicht diese allbekannte Tatsache, sondern vielmehr die Frage nach dem Charakter der vorgenannten Stücke. Zunächst ist klar, daß die 'Heurath' ein Schulstück war. Sodann steht fest, daß Weise in der 'Heurath des Petruvio' nicht unmittelbar ein Spiel der Wanderbühne, sondern vielmehr ein unter der Einwirkung von englischen Komödianten von einem Schulmann verfaßtes Elaborat benutzte. Auch die 'Kunst über alle Künste' ist nach den Worten des Verfassers von einem Literaten verfaßt und keinesfalls ein Bühnenmanuskript. Köhler stellte sogar fest, daß der Mann klassische Bildung besaß. Der Autor sagt selbst, wie er das Stück von Komödianten gespielt gesehen und zur nützlichen Belustigung des Lesers

niedergeschrieben habe. — Unter den übrigen Stücken Weises finden sich noch zwei Werke, die stofflich mit der Wanderbühne in Verbindung zu bringen sind und die man deshalb für unseren 'Regnerus' als wichtige Hilfszeugen heranzuziehen hat. Ergibt sich aus ihnen auch nur irgendwie, daß Weise durch die betreffenden Stücke der Komödianten angeregt ist? Da haben wir zunächst den 'Masaniello', den Petsch kommentiert hat. Daß der Komödiantentitel 'Der vermeinte Fischerssohn' nichts mit ihm zu tun hat, sondern sich auf den sogenannten Adelheidestoff bezieht, ist bekannt. Weise hat nach prosaischen Quellen gearbeitet, aber derselbe Gegenstand erscheint später in der Oper und in der Wanderbühne. Die Oper ist von Weise unabhängig, und wir haben gerade darin wieder ein Zeugnis für das, was oben angedeutet wurde: daß die so erstaunliche Wiederkehr derselben Titel auf dem Repertoire der verschiedensten Literaturzentren noch lange nicht innere Zusammenhänge erweist. Später ist nach Petsch' Darlegung der Weisesche Text mit dem der Oper zusammengeflossen und daraus wohlgemerkt erst im 18. Jahrhundert ein Drama der Wanderbühne geworden. — Endlich der 'Marschall Biron', den Weise mit dem Repertoire der Wanderbühne gemein hat und der auch im Schuldrama vertreten ist, in einem Stück des Liegnitzers Andreas Sevelenbergius. Der schrieb streng klassizistisch mit Chören und begann erst mit der Verurteilung des Verschwörers Biron. Weises Stück, das auch andere historische Quellen benutzt als der Liegnitzer Schulmann, hat damit nichts zu tun, wie sich mit Sicherheit feststellen läßt. Aber auch zu dem Stück des Engländers Chapman, auf den wahrscheinlich die nicht erhaltenen Komödiantenstücke zurückgehen, die 1666 und 1677 aufgeführt wurden, hat Weise, wie schon Creizenach sah und wie erneute Prüfung bestätigte, keinerlei Verhältnis. Und um allen Möglichkeiten gerecht zu werden, sei hinzugefügt, daß auch die von Bolte seinerzeit in dieser Zeitschrift Bd. 82 S. 113 genannte spanische Tragödie von Montalvan und die davon abhängige holländische von H. Roelandt Weise nicht zum Vorbild gedient haben. Ich erwähne sie, weil sie ebensogut wie das Stück von Chapman dem Komödiantenstück zugrunde gelegen haben könnten. Nehmen wir nun noch die Daten: 1653 'Bironius' von Sevelenberg, 1666 und 1677 die Aufführungen der Komödianten, 1687 Weise. Trotz dieses engen Zeitraums haben die drei verschiedenen Gruppen keinerlei Beziehungen zueinander!

Was folgt aus diesen Feststellungen für den vorliegenden Fall? Einmal, daß man nirgend bei den im Schuldrama, der Oper, der Wanderbühne gleichermaßen gespielten Stücken auf eine wechselseitige Abhängigkeit rechnen darf. Die Bironiusdramen sind noch dazu zeitlich viel näher aneinandergerückt als die Regnerusstücke und haben den Vorsprung, daß Zeugnisse von Komödiantenaufführ-

rungen dasind, die dem 'Regnerus' vollständig fehlen. Sodann haben wir gesehen, daß Christian Weise, wo er sich mit der Wanderbühne in seinen Sujets berührt, nirgend ein Komödiantenstück direkt benutzt hat. Das eben ist das Charakteristische für diesen Dichter, daß er der Redetechnik, den Intermezzi des Pickelherings usw. manche Einzelheit abgelauscht hat, aber in der Handlung selber mit der Wanderbühne nicht zusammenhängt. Dennoch ließen sich auf Unwerths Weise Ähnlichkeiten im Gange der Handlung mit den betreffenden Dramen der Komödianten auch beim 'Bironius' und den anderen Stücken behaupten, Ähnlichkeiten, die sich ganz genau wie im 'Regnerus' auf die unscheinbarsten Nebensachen beziehen. Aber auf diese Weise ließen sich in der Literaturgeschichte die unmöglichsten Verwandtschaftsverbindungen herstellen. Legt man so die Fundamente, wie es hier eben geschehen ist, so erwächst aus der Betrachtung der übrigen Weiseschen Stücke noch ein neues gewichtiges Moment gegen die Hypothese des Herausgebers über das Vorbild des schwedischen 'Regnerus'.

Aber die beiden vorliegenden Stücke verlangen überhaupt einen genaueren Vergleich mit Weises weiterem Schaffen. Da U. in seinem vierten Kapitel ('Weises eigene Arbeit an den Saxodramen') eine literarhistorische Würdigung dieser Stücke geboten hat, so will ich andeuten, was mir hier zur Vertiefung der literaturgeschichtlichen Erkenntnis noch erwähnenswert scheint. Der Verfasser hat nach S. 225 die Absicht gehabt, 'einen besseren Einblick in die Werkstatt des Dichters zu geben'. Mißt man aber Erb' und Erwerb, Lebensgefühl und Grundstimmung auch dieses so produktiven Mannes an den Formen und Mitteln seiner Zeit, so darf das heutige ästhetische Judicium da nicht ohne weiteres seine Stätte haben. Schon Fulda richtete bisweilen, als gelte seine Kritik Schiller oder gar einem Dichtwerk unserer Tage. Ich kann nicht zustimmen, wenn der 'Regnerus', der namentlich in den ersten Akten eine an sich wenig ergiebige Handlung nach Weisescher Manier zerfasert, vor dem schwedischen Dichter gerühmt wird, weil die primitive Fabel von des Messenius Svanhvita zu einer 'verständlich und kunstvoll sich entwickelnden Handlung ausgestaltet' sei. Im Gegenteil zeigt dieses Stück die Weisesche Art und Unart noch viel schärfer als manches seiner vorhergehenden. Und wenn gar von der Königin gesagt wird, sie spiele ihre Rolle meisterhaft, so braucht man nur auf die Einleitung, die der Ausgabe des Masaniello vorausgeschickt ist, zu blicken, um einen richtigeren ästhetischen Maßstab zu gewinnen. Weises Art zu sehen und zu zeichnen gibt doch zu prägnanteren Bemerkungen Anlaß als zu der Charakterisierung der Svanhvita: 'eine valkyrienhafte Jungfrau' oder zu dem Ausspruch, das Gebaren des Narren Svinekof, der in den Soldatendienst genommen werde, sei bei einem Menschen, der sich so wie

er betrage, nicht recht verständlich. Als ob es Weise jemals auf 'Lebenswahrheit' angekommen wäre! Wenn Weise als Dichter dieser Stücke mit einem 'meisterhaft' bedacht werden konnte, was bleibt da für die Größeren und Großen denn noch übrig?[1] Wie gern sähen wir die Technik, die Charaktere, die Sprache in Beziehung gesetzt zu weiteren Stücken, und wie sehr erwartet man gerade auch bei diesem Dichter, daß ein Versuch chronologischer Umschreibung der formalen Eigenarten gemacht werde, aus dem die Publikation all der ästhetisch recht bescheidenen Einzelwerke, die noch handschriftlich erhalten sind, erst ihre Rechtfertigung zöge! Was wird da der Vergleich mit Weises anderen historischen Dramen alles ergeben! Wie steht es mit Weises Alexandrinern in diesem Stück und den anderen? Wie fehlt diesem Manne der Sinn für die Natur! Welcherart sind seine verschrobenen Witzeleien, und wie heben sie sich trotz aller Verwandtschaft von der Pickelheringsprache ab? Alle diese Fragen werden hoffentlich bald einmal berührt werden. Zu Weises 'Regnerus' ist z. B. der zwei Jahre später verfaßte 'König Wenzel' das eigentliche Schwesterstück, und indem Weise sich entschloß, dieses zu veröffentlichen, machte er sich die Publikation des früher verfaßten 'Regnerus' geradezu unmöglich. So muß man also den Wenzel ganz genau mit dem Regnerus vergleichen, der gleichsam die Vorstudie zum Wenzel darstellt. Hier wie dort haben wir eine tyrannische verwitwete Königin, die einen Liebhaber hat und ihren Sohn des Thrones berauben will. Ist es wahr, was Heß in seiner Dissertation über die Quellen zu Weises historischen Dramen sagt, daß Weise im 'König Wenzel' den Kern der Handlung, die Katastrophe, erfunden habe, so muß man den Regnerus als Modell vorführen. Die Nachstellungen, die Wenzel erleidet, das Gebaren des intrigantenhaften Buhlers, des Königskindes unfreiwillige Flucht, all dies gewinnt auch für die Quellenfrage unseres 'Regnerus' einen erhöhten Sinn. — Solche Günstlingswirtschaft unter einer verwitweten Königin begegnet uns übrigens auch im 'Markgraf von Ancre'! Hier können diese Dinge nicht im einzelnen erörtert werden, aber aus solcher Umsicht ergibt sich, was denn Weise in diesem Stück 'Regnerus' Besonderes bietet und worin er alte Neigungen bekundet. Und 'Ulvilda' inmitten ihrer zwei Liebhaber muß man an der Analogie des Kuriositätenkrämers messen, so sehr diese 'Ulvilda' in Weises Schaffen eine besondere Note abgeben mag, während der 'Regnerus' eine Reihe von Geschwisterdramen hat.

Der Weiseforschung sind dann als nächste Aufgabe technische

[1] Schätzlein sagt mit Recht, der undramatische Schluß der 'Ulvilda' sei bei Weise noch mehr verwässert als in der Quelle. Beide Stellen entbehren nach seinem richtigen Urteil des historischen Kolorits, haben Interesse in der Hauptsache nur an der spannenden Fabel und sind stark pädagogisch.

Fragen gestellt. Die Stimmführung der Massenszenen wie die Prosa mit ihren barocken Verjüngungen, ihrer langatmigen Komplimentiererei, den Derbheiten, die der didaktische Schriftsteller als Realist gerechtfertigt glaubte, bedürfen der Behandlung. Auf diese Dinge kann die vorliegende Ausgabe den Blick wieder lenken.

Nach des Herausgebers Angabe ist ihr eine genaue Abschrift der zwei Manuskripte zugrunde gelegt. Die Texte selbst sind recht ungleich geschrieben. Dem Wortlaut nach ist der 'Regnerus' trotz seiner großen Lücke ungleich sorgfältiger behandelt als die darin unordentlich gehaltene 'Ulvilda', deren Schriftzüge Heß anderseits gut leserlich fand. Die Ausgabe hat eine Reihe von Schreibfehlern beider Handschriften gebucht und gebessert, aber, wie sich leider namentlich in der 'Ulvilda' herausstellt, dennoch einige sinnlose und entstellte Wendungen belassen. Zunächst wissen wir durch Weise — und Fulda hat das noch mit besonderem Nachdruck feststellen können —, daß er seine Stücke nicht selber geschrieben hat. In der Vorrede seiner Sammlung 'Lust und Nutz' findet sich der öfters zitierte Satz: 'So habe ich die unvergleichliche Gedult über mich genommen, ... alle Jahr drei Spiele meinem Amanuensi in die Feder zu diktieren.' Da liegt denn nicht der mindeste Grund vor, an dieser Angabe, die unsere Stücke nachweislich miteinschließt, Zweifel zu üben. Fulda konnte von den Manuskripten mit Recht sagen, sie rühren sämtlich von Schreiberhänden her. Außer jener Stelle wies Fulda noch auf die Liebesalliance, wo Weise sagt, er habe keine seiner Komödien, will natürlich heißen Stücke, selber geschrieben, da ihm dies überhaupt unmöglich sei, wenn er nichts Fremdes und Extravagantes einmischen wolle: 'da hingegen im Diktieren die lebendige Pronunciation sich niemals verbergen darf'. Fulda macht auch darauf aufmerksam, daß sich selten Bemerkungen von seiner Hand in den Manuskripten finden. Um so mehr befremdet es, daß die neue Ausgabe die Vermutung einer Rostocker Dissertation aufgreift. Sie erwägt, ob das Manuskript des 'Regnerus' von Weise selber herrühre, ohne sich mit den vorher gegebenen Aussprüchen des Dichters überhaupt auseinanderzusetzen. Sie hat eine Handschrift des 'Simson' herangezogen, die nach ihrer Meinung, die eben gar nicht mit Fulda abrechnet, von Weise geschrieben ist. Nach Fuldas Verzeichnis ist der 'Simson' eins der wenigen Stücke, das in zwei Manuskripten erhalten ist. Man könnte danach schließen, daß alle Stücke, die in zwei Manuskripten vorhanden sind, je eine Niederschrift von Weises eigener Hand haben, die der Dichter etwa nach jener seinem Schüler diktierten abschrieb. Das stände dann noch nicht im Widerspruch zu Weises Angabe. Denn die Worte über das Diktieren bezogen sich auf den Akt des Produzierens. Nach dieser Vermutung hätten also der 'Kuriositätenkrämer', 'Simson', 'Kain und

Abel', 'Salomo' je ein erstes Diktat, die Niederschrift durch den Weiseschen Amanuensis, und je eine eigene Abschrift des Dichters. Aber dem widerspricht wieder Fulda, der 'Die böse Catharina' nach zwei Handschriften herausgab und auch hier ausdrücklich die Möglichkeit, daß Weise eine der beiden Handschriften selber geschrieben habe, mit jenen schon erwähnten Angaben Weises bestritt. Fulda hatte sich aber auch durch mancherlei Korrekturen des Rektors den Blick für Weises eigene Handschrift geschärft.

Aus alledem folgt nun, daß die Ausgabe eines neuen Weiseschen Stückes eine ausführliche Erörterung über diese Dinge schuldig ist. Fuldas Angaben machen einen sehr zuverlässigen Eindruck, und ehe man die Fragen nicht erledigt hat, die hier natürlich nicht lösbar sind, sondern in Zittau selbst, kann man überhaupt keine Editionsprinzipien aufstellen. — U. kommt zu dem Schluß, daß zwar 'Regnerus' und 'Simson' einzelne besonders auffallende Zeichen wie R oder K gemeinsam haben, daß aber ein Kenner der Weiseschen Schrift wie Theodor Gärtner in Zittau sofort erklärte, der 'Regnerus' sei nicht von Weise geschrieben. Dem fügt er nur hinzu, die Regnerushandschrift müsse von demselben geschrieben sein, der ein Manuskript von Weises 'Salomo' gefertigt habe. An dieser ganzen Deduktion befriedigt nicht, daß man sich nur an den Duktus der Handschrift hielt. Orthographie und Interpunktion des Dichters, überhaupt alles Unbewußte und Halbbewußte in der Schreibweise, die bei Menschen des 17. Jahrhunderts doch weit genug im einzelnen auseinandergeht, muß man selbstverständlich heranziehen. Ich bin mir sicher, damit Forderungen zu stellen, die zur Editionstechnik gehören, gleichviel ob das die mittel- oder die neuhochdeutsche Zeit betrifft. Die Ausgabe bricht diese wichtige Erörterung ab mit der Aussage, der Schreiber des 'Regnerus' sei 'wohl ein damaliger Schüler Weises', der mit der Orthographie seines Lehrers besonders vertraut war.

Der 'Regnerus', der nur in einer Handschrift erhalten ist, liegt uns also nach U.s Ansicht in einer Abschrift vor, wiewohl doch gerade die Zeugnisse immer von Diktaten des Dichters sprechen. Es werden dann Fehler der Handschrift aufgezählt, die sich nach dem Herausgeber nur als Abschreibefehler erklären lassen. Aber kein einziger ist darunter, der sich wirklich als Lesefehler mit aller Bestimmtheit diagnostizieren ließe. Vielmehr lassen sich die meisten ebenso gut, ja besser als Hörfehler erklären. Wenn 'es soll bei dem Schloße bleiben' dasteht statt 'Schluße', so sieht das die Ausgabe als sicheres Zeichen des Verlesens an. Als ob nicht gedankenlose Schreiber erst recht durch das Diktat zu solchen Irrtümern kommen könnten! Wenn ein paar Fremdwörtchen ausgelassen sind und das als Abschreibezeugnis angesprochen wird, so kann ich dem nicht beistimmen. Wenn da steht: 'da will ich euch den Unter-

schied weisen im Kelberblut ... aussieht' statt 'wie Kelberblut', so kann das ebensogut darauf deuten, daß der Schreiber beim Diktat nicht wußte, wie der Satz weiterging! Es erübrigt, jeden Fall durchzunehmen. Beweisend könnte überhaupt nur eine Überzahl von Fällen für die eine oder die andere Meinung sein, und darin versagt die U.sche Annahme. Auf einen Hörfehler könnte zum Beispiel die nicht entzifferte Abkürzung '3. H.' deuten: 'Dz ist ein höflicher Mensch, seine 3. H. müßen allzeit dabey seyn' wird von jemand gesagt, der der Prinzessin sehr den Hof macht. Später heißt es: 'Von einander du Raben Volck, oder mein Prentzel (= Prügel) kommt auf die Frey H.' Während an der ersten Stelle kommentiert wird 'Die Abkürzung 3 H. ist mir sonst unbekannt', wird hier dem Scharfsinn des Lesers überlassen, was Frey H. bedeuten soll, und in der Tat ist die zweite Stelle durch ihren Sinn klar. Weise setzt sonst derbere Ausdrücke dafür in den Text. Aber auch die erste Stelle kann nur denselben Sinn haben, es wird also wohl beidemal 'Frey H.' zu setzen sein, und dann ginge die erste Stelle auf die Bücklinge, die der Verehrer macht. Wiederum wäre ein Hörfehler mindestens ebenso wahrscheinlich wie ein Lesefehler.

Ebensowenig ergeben die Kriterien zur 'Ulvilda' einwandfrei, daß wir es mit einer Abschrift zu tun haben. Hier ist die Ausgabe vorsichtiger und erklärt, in der Fehlerliste ständen manche, die wohl auch in einer ersten Niederschrift begegnen könnten, eine ganze Reihe anderer mache es jedoch vollkommen deutlich, daß wir eine Abschrift vor uns haben. Auch dafür ist kein ausschlaggebendes Moment beigebracht. Wenn sich kurz vorher stehende Worte sehr bald wieder sinnlos einschleichen, so kann der Klang, der dem Schreiber noch anhaftete, ebensogut mitgewirkt haben wie das Auge. Immerhin spricht hier noch eine etwas größere Wahrscheinlichkeit für Abschrift als beim 'Regnerus', wenn auch keinesfalls die Entscheidung nach einer Richtung zuversichtlich gefällt werden kann. Was U.s Meinung Nachdruck verleihen könnte, wäre erst eine gewisse Gleichmäßigkeit der Schreibefehler, wenn also bestimmte Buchstaben wieder und wieder verlesen wären. So könnte man auf die Schrift der Vorlage sowohl als auf das Lesetalent des Abschreibers schließen. An Materialien dazu fehlt es vielleicht nicht ganz, aber die Übersicht ist gar nicht in diese Richtung gelenkt.

Diese Betrachtungen mögen in ihrer Ausführlichkeit so lange unfruchtbar erscheinen, wie man nicht die Frage der Textherstellung von ihnen abhängen läßt. Beide Handschriften stammen also nicht von Weise selber, sondern von seinen Schülern. In der 'Ulvilda' treten die Mängel solcher Schülerabschriften oder Schülerdiktate am deutlichsten zutage. Die Orthographie ist regellos, die Interpunktion verwahrlost und verdient streckenweise überhaupt

nicht diesen Ehrennamen. Nun haben beide Stücke in der Literatur nie eine Rolle gespielt, da Weise sie in seinem Schrank zurückhielt. So waren für die Edition selbstverständlich ganz andere Grundsätze anzuwenden als bei Drucken desselben Jahrhunderts. Wenn mehrere Drucke vorhanden sind, wird jeder Einsichtige beim Neudruck die Orthographie und Interpunktion seiner Vorlage erhalten, weil alle Vergleiche mit anderen Ausgaben nur so ermöglicht werden und allein auf dieser Grundlage die wissenschaftliche Forschung beginnen kann. Deshalb darf die gute Methode von Petsch' Neuausgabe des Weiseschen 'Masaniello' nicht als Vorbild für die vorliegende Edition angesprochen werden. Weises orthographische Gewohnheiten, die für Editionszwecke recht wichtig werden können, sind aus diesen Schülerabschriften nicht zu beobachten. Beide Handschriften sind nur einmal vorhanden. Nicht erwünscht ist also ein Rohabdruck, der zwar die allerwesentlichsten Schreibeversehen bessert, im übrigen aber eine geradezu jammervolle Interpunktion, die den Text stellenweise sehr schwer lesbar macht, und eine wahllose Orthographie mit allen möglichen und unmöglichen ungezogenen Abkürzungen vervielfältigt. Kein Mensch kann aus den Launen schülerhafter Schreiber auch nur die geringsten wissenschaftlichen Schlüsse ziehen. Mit Buchstabentreue werden viele Unarten der Schreiber wieder abgedruckt. Die Edition, die einen sauberen Text bieten soll, gibt uns Weisesche Dramen in einem Zustande, den Weise selbst bei keinem seiner Drucke geduldet hätte.

Einen stichhaltigeren Einwand gegen eine Ausgabe als diesen gibt es aber überhaupt nicht. Ludwig Fulda war bei seiner Ausgabe zweier bisher unveröffentlichter Manuskripte in Band 39 der 'Deutschen Nationalliteratur' mit besserem Beispiel vorausgegangen. In der Rechtfertigung des textlichen Verfahrens, sagt er, liege kein Grund vor, die Willkürlichkeiten des Weiseschen Amanuensis zu verewigen, und daher habe er eben nicht die Manuskripte sklavisch kopiert, sondern nach bestimmten schon bewährten Gesetzen die 'traurige Verwirrung beseitigt und Konsequenz erzielt: genug, daß die Sprache treu wiedergegeben ist'.

Wenn noch im 'Regnerus' wenigstens die Abkürzung für *us* und für *nicht* u. a. m. aufgelöst ist, so ist in der Textrechtfertigung von den Abkürzungen, die ohne Folgerichtigkeit in der Handschrift der 'Ulvilda' stehen, nichts gesagt. Da begegnen uns denn wahre Monstra von Verkürzungen; es wird von Anfang an gedruckt: *jämmerln, lächerlr, erschreckln, mit deutln Worten, ein göttlr Ausspruch, fröhl'. Hertzens.* So geht es überall, kein *lich* ist aufgelöst, und so werden die Schreiberallüren des Weiseschen Amanuensis auch der Nachwelt aufs treueste übermittelt. Und dann die Punkte und Fragezeichen! Sie stehen in der 'Ulvilda' wie der Sonntag zwischen

den Wochentagen. Der Leser muß sich also durch Schriftbilder wie die folgenden bei v. Unwerth hindurcharbeiten:

> *Nein, nein, nein, wo ihr meine Gnade behalten wollt, so müßt ihr mirs weißen, flugs stelet euch in die Positur iezo bin ich ein Bauer heysa wer schiert sich nun um den Juncker* usw.; oder: *Doch wie gehts unserer Schwester haben sich die ungeduldigen Seuffzer bald verlohren.* (Punkt statt Fragezeichen); oder gar ein Punkt mitten im Satze: *Und hier. steht das Untier.*

Fragezeichen fehlen an vielen Stellen, und Beispiele für unsinnige Abkürzungen oder Interpunktionen oder für grundlose orthographische Schwankungen finden sich auf jeder zweiten Seite.

Bei solcher Beschaffenheit gehören diakritische Zeichen doch zur Notwendigkeit einer Ausgabe, die eine leise Normalisierung der Orthographie in unserem Fall erstreben und nur vor Lautbildern haltmachen mußte, die Dialektisches spiegeln.

Man sieht wieder einmal mit Staunen, wieviel Aufgaben auch die Ausgabe eines neueren Textes bietet, die doch im Vergleich zur mittelhochdeutschen oder altgermanischen Edition wie ein Kinderspiel anmutet.

Falsche Treue muß man meiden, weil Weise ein Dichter war, der für seine Zeit ein gutes Auge für die Sauberkeit seiner Drucke hatte. In seinen Werken entschuldigt er sich sogar, daß der Druck nicht so fein geraten sei, wie er es gewünscht hätte. 'Eines ist mir leid, daß ich die Sachen, welche meistenteils vor acht Jahren mit flüchtiger Feder auffgesetzet worden, weder übersehn noch leserlich abschreiben kann. Und dannenhero versehe ich mich verschiedener Druckfehler ...', sagt er einmal. So dürfen denn auch seine gedruckten Werke gegen eine neue Ausgabe gehalten nicht wie eine Reinschrift gegenüber der Kladde wirken.

Aber Weise kommt uns selbst in dieser Frage noch weiter zu Hilfe. Denn er hat eine große Abhandlung über die Interpunktion geschrieben. 'Von den Punktis' heißt ein Teil der kuriösen Gedanken von deutschen Briefen, in dem goldene Regeln stehen, aus denen sich der Herausgeber eines Weiseschen Textes in allen Zweifeln Rat holen kann. 'Ob es wohl mit der galanten Construktion ein sehr köstlich Ding zu seyn scheinet: dennoch kan alles zerrüttet und verderbt werden, wenn man die punkta zu rechter Zeit nicht anzubringen weiß: ja der Sensus kan offt gantz verkehrt herauskommen, wenn es in diesen geringen Zeichen versehen wird.' Diese Stelle könnte geradezu für den vorliegenden Fall gesprochen sein!

Die Schreiberfrage, die Normierung und Säuberung der Handschriften im Sinne des Dichters, die erstes und letztes Evangelium der Edition ist, konnte also mit anderen Mitteln zubereitet werden.

Schließlich ist denn durch den schlechten Zustand der Handschriften auch der Wortsinn trotz mancher Verbesserungen in Mitleidenschaft gezogen worden. Über eine Reihe unverständlicher Stellen ist die neue Ausgabe hinweggegangen, ohne in den Anmerkungen die Erklärung oder Verbesserung zu geben. Schon die Tatsache, daß Ludwig Fulda eine kurze Stelle aus der 'Ulvilda' in der 'Deutschen Nationalliteratur' abgedruckt hat, die im Wortlaut erheblich von U.s Lesung abweicht, erregt Bedenken.

Man erwartet zum mindesten, daß der neue Herausgeber sich mit Fulda auseinandersetzt, seine Lesung etwa in die Anmerkungen gebracht hätte oder sie als falsch bezeichnete. Fuldas Abdruck ist überhaupt nirgend erwähnt. So bleibt dem Leser nichts übrig, als die Wahrscheinlichkeit der beiden Lesarten abzuwägen. Für die etwa fünfzehn Repliken, die Fulda aus der 'Ulvilda' gab, sind die Unterschiede beträchtlich, und da man Fulda in seinen Ausgaben für einen im allgemeinen zuverlässigen Leser halten kann, so wird man der neuen Fassung gegenüber skeptisch.

In dem abgedruckten Gespräch wird Ulvilda von Frotho aufgefordert, nicht seine brüderliche Gnade zu mißbrauchen, und sagt darauf nach Unwerths Text: 'Gedencket auch ihr, daß die Brüderliche Ungnade verrichten kann', was der Herausgeber kommentiert: 'Unklar; vielleicht hat der Schreiber etwas ausgelassen.' Wäre es da nicht besser gewesen, Fuldas Lesung zu prüfen? Denn Fulda liest: 'Gedenket auch ihr, daß ich die brüderliche Ungnade verachten kann.' Ich will mich über das, was in der Handschrift steht, jedes Urteils enthalten, aber daß Fuldas Lesung gemeint ist und nichts fehlt, steht fest. Wenn es gleich darauf heißt: 'Ist dieses ein Sklave, der ein Thörichtes Weibsbild .. verrathen kann', so geht aus dem Zusammenhang nicht hervor, was damit gemeint ist, denn von einem Verrat ist nicht die Rede. U. bemerkt, 'verraten' müsse auf einem Mißverständnis des Abschreibers beruhen. Fulda liest: 'Ist dieses ein Sklave, der ein törichtes Weibsbild ... verachten kann', was wiederum die ganze Stelle verständlich werden läßt. Soll man wirklich glauben, daß U. das Richtige bringt und der Text beidemal verderbt ist, wo doch die Fuldasche Lesung nur mit ein paar anderen Buchstaben den Sinn richtig gibt?

Andere Stellen, wo uns die Parallele bei Fulda fehlt, bleiben im vorliegenden Text dunkel. Zunächst glaubt man also bei der Lektüre, daß sich die Bedeutung solcher Sätze nur dem einfältigen Leser nicht erschließe. Aber was soll es zum Beispiel heißen, wenn der Pickelhering, der Geld geben soll, auf den König weist, mit den Worten: 'Der König ist euch gesessen genug, lasset euch den bezahlen'? Oder wenn (in der 'Ulvilda', Akt IV, 5) König Frotho sich mit einem Höfling unterhält, der von Ulvildas Nachgiebigkeit sagt: 'Es war eine Wirkung des schwachen Gemüts',

und darauf der König erwidert: 'aber dieses Schwache hätte uns ein böses Exempel hinterlassen', so wird das niemand verstehen. Der Zusammenhang ist hier gar nicht so einfach herzustellen, und der Satz des Königs ist vermutlich überhaupt nicht zu Ende gesprochen oder geschrieben, wie sich aus den darauffolgenden Repliken schließen läßt. Hinter 'Schwache' ist 'Gemüt' zu ergänzen. Adjektiva werden ja auch sonst in der Handschrift groß geschrieben. — Oder S. 125 beraten die Höflinge, ob sie dem abwesenden König die Treue halten oder sich dem Usurpator zuwenden sollen. Einer der Räte sagt nun nach U.s Text: 'Ehe aber die alte Sonne nicht völlig untergangen ist, so dürffen Wir uns neue Morgen Röthe nicht bethören lassen.' Uber solche Stellen darf man nicht hinweglesen, das fehlende 'durch' gehört genau so in den Text wie andere Verbesserungen. In der 'Ulvilda' (Akt III, 7) heißt es von Ulvilda: 'Sie hat ihren Ubbo von Grunde des Herzens geliebet, und wer etwas nehmen will, der geußt gleichsam Oel ins Feuer.' Es wird etwa heißen sollen: 'wer ihr das nehmen will'. Solcher beschädigter Stellen stehen im Text noch viele! Doch ich breche hier ab, um noch ein Wort über die Anmerkungen zu sagen, in denen gute Bemerkungen stecken, die den Kenner der schlesischen Mundart verraten. Für weitere Beschreibungen von Weises Sprache wird daraus manche Einzelheit Dienste leisten. Diese Marginalien zu Weises Sprache zu erweitern, wäre eine leichte und dankbare Aufgabe. Wenn Weise z. B. 'mein liebste Schatz' sagt und dazu bemerkt wird, falls 'liebste' nicht verschrieben sei, wäre das ein Beweis dafür, daß Weise nach dem Possessivpronomen die schwache Adjektivform abweichend von der sonst im Neuhochdeutschen durchgedrungenen Regulierung gebrauchen konnte, so kann hier Umschau in Weises Handschriften oder mindestens Drucken helfen. Ich finde z. B. bei bloßem Blättern im 'Masaniello' die starke Form im Plural S. 127: 'meine ärgste Feinde',[1] und Weises Zittauer Manuskripte gäben sicherlich sehr bald weiteren Aufschluß. In einem wissenschaftlichen Text, der gewiß von keinem Liebhaber der Kunst gelesen wird, brauchen anderseits Ausdrücke wie 'tribulieren' nicht mit 'drängen' erklärt zu werden. Zu 'disputierlich' wird gemeldet, Götze verzeichne es in seinem frühneuhochdeutschen Glossar in der Bedeutung 'anfechtbar'. 'Pumpernickel' wird in diesem für Germanisten berechneten Text nach Kluges etymologischem Wörterbuch noch erklärt; das Wort 'Panacee' wird in der Anmerkung erläutert: 'Allheilmittel, Wundermittel'. Statt heute übliche Fremdwörter zu verdeutschen, hätte noch manches Dialektwort lexikalisch und semasiologisch kommentiert werden können. Ich bezweifle, daß alle

[1] Danach wäre also noch mhd. Sprachgebrauch mit aller Unregelmäßigkeit zu vermuten.

Literarhistoriker wissen, was 'Karschulcke' oder 'Eckersieben' bedeutet. Die Wendung 'Aber ein Toter kann uns nicht verklagen, wo wir im Arest excediret haben' will U. verstehen, indem er 'Arrest' in der Bedeutung 'bei der Verhaftung' auffaßt. Das ist nicht wahrscheinlich, weil auf der nächsten Seite 'Arrest' in ganz anderem Sinne vorkommt: 'Seine Person soll sich in den Arrest begeben.' 'Arrest' heißt also 'Gefängnis'; 'wo wir im Arest excediret haben' heißt: 'wo wir im Gefängnis Ausschreitungen begangen haben'.

Die erste Ausgabe 'Lust und Nutz' ist nicht o. J. erschienen, sondern, wie Goedeke richtig angibt, 1690.

Der Stil dieser Dramen ist besonders uneinheitlich. Wir sehen Weise, den Apostel der Natürlichkeit in Wort und Geste, sogar Töne des Stilo culto anschlagen. Die Komik des Alexandriners, deren ernster Tragödienschritt einen besonderen Kontrast zu dem burlesken Inhalt bildet, hat Weise ganz allein ausgebildet, und so mußten auch die Stichomythien im Regnerus Akt III, 4, in denen die erste Person bis zur Alexandrinerzäsur, die andere den reimenden zweiten Teil spricht, als Alexandriner gedruckt werden. Werden die Repliken untereinandergesetzt, so verliert sich die Eigenart dieses Versspiels. In allen Stücken Weises sind übrigens gewisse Eigentümlichkeiten der Dialogführung vorhanden, die sich wörtlich wiederholen: 'Wie so in Gedanken, mein Liebster' steht nicht nur zweimal in der 'Ulvilda', sondern z. B. auch im 'Joseph' und dreimal im 'König Wenzel'. So würde ein umfassender stilistischer Vergleich vieles zutage fördern, was Weises Technik schärfer umgrenzte.

Auch aus der neuesten willkommenen Ausgabe lernen wir, wieviel noch zu tun übrigbleibt. Daß die Editionen des 17. Jahrhunderts methodisch kaum geringere Anforderungen stellen als die einer früheren Zeit, hat schon Köster einmal in seiner Rezension einer Ausgabe von Theobald Höcks 'Schönem Blumenfeld' von Grund aus gelehrt. Wenn ich die textkritischen Fragen mit einer Ausführlichkeit durchgenommen habe, die nicht mit dem literarhistorischen Wert der Dramen in Einklang steht, so geschah das, weil solche Grundsätze von ganz allgemeiner Bedeutung sind. Mögen die hier vorgebrachten Anschauungen den Herausgebern der noch in Zittau liegenden unveröffentlichten Weiseschen Werke zugute kommen.

Greifswald. Werner Richter.

Beiträge zur mittelalterlichen Volkskunde.

IX.

19. Das zweite altenglische Traumbuch.[1]

In der großen volkskundlichen Sammelhandschrift Tiberius A. III. sind uns in dem ersten, aus der Mitte oder der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammenden Teile (f. 2—56) zwei vollständige Traumbücher und ein kurzes Traumbuchfragment überliefert, die wir als TA, TB und TC unterscheiden wollen.

1) Das erste, TA (= Tib. A. III f. 27[b]—32[b]), ist ein alphabetisches lateinisches Traumbuch von 302 Nummern mit darüberstehender altenglischer Interlinearversion. Die altenglische Glosse allein war schon 1866 von Cockayne in seinen *Leechdoms* III 198—214 mit einer neuenglischen Übersetzung veröffentlicht. Der lateinische Grundtext samt der altenglischen Version wurde dann 1910 von mir in diesem *Archiv* 125, 39—70 herausgegeben.

[1] Vgl. meine Aufsätze im *Archiv* 120, 302 ff. 125, 39 ff. 127, 31 ff., 48 ff. 128, 288 Anm. 5. Zu der dort und hier im obigen Aufsatze genannten Traumbuch-Literatur füge ich noch hinzu: M. Steinschneider, *Das Traumbuch Daniels und die oneirokritische Literatur des Mittelalters* (im *Serapeum* Bd. XXIV [1863] 193—201, 209—216), immer noch die beste Zusammenfassung über die okzidentalen und orientalen Traumbücher, wenn natürlich auch die neuere wissenschaftliche Literatur fehlt. Über die arabischen Traumbücher ist viel Literatur zusammengetragen von A. Fischer in der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* Bd. LXVIII (1914) S. 302—315. Dazu noch: N. G. Mallickij, *Musulmanskij sonnik* (Kasan 1902), Auszüge aus einem persischen Traumbuche in russischer Übersetzung, die ich der Geberfreudigkeit von W. Bang verdanke. Eine sehr gründlich kommentierte Ausgabe eines indischen Traumbuches gab uns inzwischen J. von Negelein, *Der Traumschlüssel des Jagaddeva* (Gießen 1912). Einiges Neue auch in dem unbedeutenden Programm von O. Gotthardt, *Über die Traumbücher des Mittelalters* (Eisleben 1912). Ein ostfränkisches Traumbuch in Reimpaaren (544 Verse), welches eine Versifizierung des lateinischen *Somniale Danielis* (*Archiv* 127, 53—83) darstellt, veröffentlichte aus einem im Jahre 1441 geschriebenen Berliner MS. germ. oct. 101 (f. 87[b]—97[b]) Graffunder in der *Zeitschrift für deutsches Altertum* Bd. XLVIII (1906) S. 516—531. — Verhältnismäßig unergiebig, trotz Herbeiziehung eines großen Materials, sind: Frank Seafield, *The Literature and Curiosities of Dreams* (2. Aufl. London 1877, 518 Seiten) und das anonyme französische Werk *L'Onéirocritie ou l'art d'expliquer les songes suivi du dictionnaire des songes* (Paris 1859, 372 u. 66 Seiten). Gänzlich enttäuschend ist hier, wie bei allen einschlagenden Fragen, trotz seiner 1159 Seiten: Migne, *Dictionnaire des sciences occultes* (Paris 1861). — Über die dichterische Verwendung des Traummotivs im Mittelalter siehe E. Benezé, *Das Träummotiv in der mittelhochdeutschen Dichtung bis 1250* (Halle 1897); G. Mentz, *Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen* (Marburg 1888); Henzen, *Träume in der nordischen Sagaliteratur* (1890); W. Baake, *Die Verwendung des Traummotivs in der englischen Dichtung bis auf Chaucer* (Halle 1906); Struve, *Über Träume im englischen Drama des 17. Jahrhunderts* (Kiel 1913).

2) Der zweite Text, TB (= Tib. A. III f. 38^a—39^b),[1] ist ein wesentlich kürzeres Traumbuch von nur 97 Gesichten, und zwar in altenglischer Sprachform. Derselbe altenglische Traumbuchtext ist noch in einer zweiten Handschrift überliefert, der späten, aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammenden Oxforder Handschrift[2] Hatton 115 (früher Junius 23) fol. 150^b—152^b. Nach letzterer Handschrift, doch unter teilweiser Ergänzung aus dem Tiberius-Ms., ist der Text in recht unzulänglicher Weise herausgegeben von Cockayne, *Leechdoms* III 168^8—176^{15}. Ich biete daher im folgenden einen Paralleldruck beider Handschriften mit allerhand erklärendem und erläuterndem Beiwerk.

3) Das dritte Traumbuch endlich, TC (= Tib. A. III f. 42^{a-b}), ist ein ganz kurzes Fragment von nur 36 Traumgesichten in altenglischer Sprache. Dieser Text ist zum ersten Male von mir im *Archiv* 120, 302—305 gedruckt, wozu *Archiv* 121, 37 zu vergleichen ist.

Das zweite Traumbuch TB, das uns hier näher beschäftigen soll, ist uns in zwei Handschriften überliefert, aber keineswegs in einem guten Textzustande. Beide Handschriften sind verhältnismäßig jung, und beide enthalten Fehler. Das Tiberius-Ms. bietet aber bei weitem die bessere Textgestalt und muß schon deswegen zur Grundlage des Textes gemacht werden, auch wenn es nicht über siebzig Jahre älter wäre als die Hatton-Handschrift. Zudem fehlen Hatton an vier Stellen ganze Traumgesichte, nämlich die Nr. XLIV—LIII, LXXII—LXXXI, LXXXVII und XCVII, das sind im ganzen 31 Nummern, während im Tiberius-Ms. nur ein ganzes Traumgesicht, die Nr. XXXVIII, ausgefallen ist.

Es war daher kein glücklicher Griff, daß Cockayne seiner Ausgabe des Textes in den *Leechdoms* III 168^8—176^{15} gerade die jüngere und schlechtere Hatton-Handschrift zugrunde legte. Er zog dann allerdings die andere Handschrift zur Auffüllung der Lücken und zur Besserung verderbter Stellen heran. Die Art und Weise aber, wie er das getan hat, kann vom philologischen Standpunkt aus nicht gebilligt werden. Zwar erfahren wir gleich, daß wir eine sehr genaue Kollation des Tiberius-Textes nicht erwarten dürfen; denn eine Anmerkung besagt: *a very minute collation seemed unsuitable in this piece*. Und in der Tat erhalten wir die Tiberius-Varianten nur in sehr beschränkter Auswahl. Niemand aber vermag aus diesen Worten herauszulesen, daß auch das, was sich als Abdruck des Hatton-Textes darbietet, an zahlreichen Stellen die Lesarten von Tiberius aufweist. In letzterem Falle ist freilich an ein Dutzend Stellen die Lesart der Hatton-Handschrift unter dem

[1] Vgl. meine Beschreibung der Hs. im *Archiv* 121, 30—45.
[2] Vgl. über die Hs. *Archiv* 128, 55 Anm. 1.

Texte angegeben; sehr viel häufiger ist das aber unterblieben und die Tiberius-Variante stillschweigend in den Text gesetzt, ohne daß sich ein Prinzip erkennen ließe, nach dem im Einzelfalle das Abweichen von der zugrunde gelegten Handschrift vermerkt oder nicht vermerkt wäre. Bei der Aufnahme von Tiberius-Lesarten verfährt Cockayne zudem völlig willkürlich; sogar ein und dieselbe Phrase (*byð his ȝoda wæniend*) wird das eine Mal nach Tiberius verbessert (Nr. XXXIII), das andere Mal unbeanstandet gelassen (Nr. LVIII). Da, wo Lücken des Hatton-Ms. aus Tiberius aufgefüllt sind, ist dies in drei Fällen ausdrücklich unter dem Texte angegeben, in sieben anderen Fällen aber nicht. Sogar zwei ganze Traumgesichte haben stillschweigend aus Tiberius Aufnahme gefunden. Endlich muß darauf hingewiesen werden, daß auch die Wiedergabe der handschriftlichen Lesarten durch und durch unzuverlässig ist und mehrere schlimme Versehen aufweist. Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß Cockaynes Ausgabe des Traumbuches einen willkürlichen eklektischen Text darbietet und auch nicht annähernd ein Bild von der handschriftlichen Überlieferung zu vermitteln vermag.

Was den Inhalt unseres Traumbuches angeht, so handelt es sich hier selbstverständlich nicht um ein altenglisches Originalwerk, sondern, wie bei allen volkskundlichen Texten der altenglischen Literatur, um eine Übersetzung aus dem Lateinischen. Die genaue lateinische Vorlage des Angelsachsen aufzufinden, ist mir bisher nicht gelungen. Jedoch kann ich wenigstens ein Fragment von dem Traumbuchtexte nachweisen, der unserem altenglischen Übersetzer vorgelegen haben muß. In dem lateinisch-altenglischen Traumbuche (TA) unserer Tiberius-Handschrift sind dem eigentlichen alphabetischen Grundstock von 249 Traumgesichten zwei Auszüge aus anderen Traumbüchern angehängt, von denen der letzte Nachtrag b (die Nummern 271—302) in seiner lateinischen Form aus demselben lateinischen Traumbuchtexte geschöpft ist wie unser altenglisches Traumbuch TB. Sämtliche Traumgesichte dieses Nachtrages mit Ausnahme von zweien (TA 274 und 283) finden sich in unserem altenglischen Texte wieder, und zwar zumeist in derselben Reihenfolge, wie folgende Anordnung der Traumgesichte des Anhanges von TA nach der Reihenfolge ihres Vorkommens in TB uns zeigt: 287 (*aquila*), 284 + 285 (*apes*), 286 (*coluber*), 288 + 289 + 275 + 276 (*aqua*), 278 (*gemma*, lies *aurum*?), 290 (*denarii*), 291 (*mortuus*), 292 + 302 (*domus*), 293 (*bracchia*), 294 (*vestimenta*), 295 (*annulus*), 296 (*vomitus*), 297 (*collum*), 272 = 298 (*de alto loco*), 299 + 300 (*uxor*), 301 (*orare*), 273 (*draco*), 280 (*iudicare*), 281 (*canes*), 271 (*lunas*), 282 (*osculum*), 277 (*gladius*), 279 (*caprae*). Die Gleichheit der Reihenfolge ist um so mehr zu beachten, als z. B. in der Reihe Nr. 290—301 von TA, die ganz genau in derselben Anordnung

ohne jede Umstellung im altenglischen Texte TB wiederkehrt, keineswegs die alphabetische Reihenfolge eingehalten ist, die wir für die Urform auch dieses Traumbuches doch jedenfalls voraussetzen dürfen. Wenn alle *domus*-Gesichte (TA 292 und 302) sowie alle *aqua*-Gesichte (TA 288—289 und 275—276) in TB zusammengerückt erscheinen, so ist das leicht zu verstehen und vielleicht schon für die lateinische Urform zu vermuten. Weiter ist darauf hinzuweisen, daß die formale Einkleidung der Traumgesichte in TB und im Nachtrag b zu TA dieselbe ist: hier wie dort erscheinen sie in der Form eines Bedingungssatzes (*si videris draconem*) statt des sonst allgemein üblichen Infinitivs[1] (*draconem videre*). Endlich ist auch

[1] In der Einkleidung der Traumgesichte lassen sich drei Stadien der Entwicklung unterscheiden. Die älteste Form ist jedenfalls der Bedingungssatz. Dieser findet sich stets angewandt, wie es scheint, im Assyrischen: alle 26 babylonischen Traumdeutungstexte, die A. Boissier in seiner *Choix de textes relatifs à la divination assyro-babylonienne* Vol. II (Genf 1906) veröffentlicht hat (s. auch Ungnad, *Die Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern*, Leipzig 1909, S. 28), weisen ausschließlich diese Form auf: z. B. K. 25 Nr. 12 'Wenn er einen Bogen spannt, Bestreitung des Urteils'. Ein Gleiches gilt von den beiden altenglischen Traumbüchern TB und TC sowie von dem Nachtrag b zu TA. Ein zweites Stadium bezeichnet die Ersetzung des Bedingungssatzes durch eine Nominalform des Verbums, sei es Partizip oder Infinitiv: vergleiche etwa *Λέοντα ἰδών, δυναστῶν δηλοῖ στῖφη* (Nikephoros Nr. 79) mit *Λέοντα αἱστηρὸν ἰδεῖν, ἐχθρόν σοι σημαίνει* (Pseudo-Daniel ed. Stoop Nr. 223). Den Anstoß dazu mögen Fälle gegeben haben, wo die Konditional-Konjugation ausgefallen, aber die konditionale Verbalform noch geblieben war, wie etwa *Ῥόδα ἐν τῷ ἰδίῳ οἴκῳ ἴδῃς, χαρὰν καλὸν σημαίνει* (Pseudo-Daniel 301). Der Infinitiv wird dann die eigentlich herrschende Form im Mittelalter und ist diese bis auf den heutigen Tag geblieben. Ausschließlich herrscht der Infinitiv in den lateinischen Traumbüchern TA (Grundstock sowie Nachtrag a) und L (ed. *Archiv* 127, 53 ff.) und dem entsprechend in allen daraus abgeleiteten modernen Traumbüchern: so in dem ältesten deutschen Traumbuche von 1488 (Straßburger Druck von 1500 in Berlin, Kgl. Bibl., Inc. 2540) und in allen mir vorliegenden neuhochdeutschen, neuenglischen, schwedischen, italienischen, kymrischen, neugriechischen, russischen, serbischen, tschechischen, slowakischen, polnischen und ungarischen Traumbüchern. Das schließt freilich nicht aus, daß gelegentlich auch noch vereinzelte Bedingungssätze erscheinen. So sind in den mittellateinischen Traumbüchern unter dem Buchstaben *S* häufig Reste der alten *si*-Sätze eingesprengt: so erscheinen im lateinischen Druck[3] sieben *si*-Sätze und in der Digby-Hs. 86 vereinzeltes *si quis flagellatum videris* und *Sanguinem si videris de te cadere*; der griechische Pseudo-Daniel hat bei 314 Nummern unter vorherrschenden 295 Infinitiven 8 Partizipial- und 8 Bedingungssätze. Ein drittes Stadium endlich ist es, wenn der Verbalbegriff im Vordersatze gänzlich ausfällt und nur noch der Gegenstand des Traumgesichtes, das Nomen, übrigbleibt. Auch dies findet sich schon früh: vereinzelt z. B. schon im griechischen Pseudo-Daniel (*Σῶμα χλωρόν, ἔκπληξιν πραγμάτων σημαίνει* 304). Natürlich läßt sich das grammatische Gefüge dann dadurch wiederherstellen, daß das isolierte Objekt des Vordersatzes mit dem Verbum des Nachsatzes als Subjekt verbunden wird, wie wir das z. B. bei Nikephoros (*Revue des études grecques* VIII 252, V. 30) finden: *Βασιλέως φίλου τιμὴν σημαίνει*. Nur einen kleinen Schritt abwärts bedeutet es, wenn schließlich auch im Nachsatze das Verbum

zu beachten, daß die sprachliche Fassung in den meisten Fällen Wort für Wort übereinstimmt: man vergleiche etwa TA 291 *Si videris de manu mortui aliquid accipere, de aliqua parte tibi venire pecuniam significat* mit TB 20 *Gif him þince, þæt he æt forþgewihtenum menn ahtes onfo, of unwennum him cymð gestreon,* oder TA 301 *Si videris te orare ad dominum, grande gaudium tibi advenisse significat* mit TB 43 *Gif him þince, þæt he hine to gode gebidde, micel gefea him bið toweard*; und ebenso steht es mit TB 10, 11, 13, 22, 24, 28, 32, 36, 38, 41, 46, 66 und 71. Wenn es gelegentlich vorkommt, daß andere lateinische Traumbuchfassungen Lesarten aufweisen, die besser als TA zu unserem altenglischen Traumbuche stimmen, so will das wenig dagegen bedeuten, weil natürlich nicht immer TA die ursprüngliche Lesart bewahrt zu haben braucht.

Leider bietet nun der erwähnte Nachtrag zu TA nur einen kurzen Auszug von 32 Traumgesichten aus der gemeinsamen Quelle, so daß nur für ein Dritteil unseres altenglischen Traumbuchtextes

---

fortfällt und Traumgesicht und Bedeutung als zwei Nomina ohne weiteres nebeneinandergestellt werden, wie etwa im serbischen *Veliki rečiti kalendar* ('Großer ewiger Kalender', Semlin 1911): *Barjak, blagoslov* 'Fahne, Segen', *Bunar, veliki gubitak* 'Brunnen, großer Verlust', in dem schwedischen *Ny Drömm-Bok* (Stockholm 1837): *Hästar swarta — winst på lotteriet,* im Traumbuch der (Leipziger) Miniatur-Bibliothek: *Asche — Verlust,* in einem ungarischen 'Großen Traumbuche' (*Nagy álmoskönyv,* Budapest, o. J.): *Bál, jó egészség* 'Tanz, gute Gesundheit', oder in einem russischen 'Neuen vollständigen Traumdeuter' (*Novějšij polnyj snotolkovatel,* Moskau 1910): *Gička — doroga* 'Ruderboot — Reise'. — Vereinzelt findet sich auch die Einkleidung in einen Relativsatz: verhältnismäßig am häufigsten noch in dem altindischen '*Traumschlüssel des Jagaddeva*' (ed. J. von Negelein, Gießen 1912), wie etwa I 123: 'Wer im Traume Waffen wie Bogen, Diskus usw. mit blanken Scheiden sieht, oder wer diese erlangt, schreitet damit zur Königsherrschaft empor'. Auch die späteren mittellateinischen Traumbücher enthalten nicht selten eine Anzahl *Qui*-Sätze unter *Q* (— Digby 86 hat deren sogar 18, wie z. B. *Qui se volare videt, locum commutabit* —); ein französisches Traumbuch *Les songes Daniel prophete* von ca. 1510 (Brit. Mus. C. 36. a. 8) hat, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, durchweg dieselbe Einkleidung wie sein Anfang: *Qui songe oyseaux prendre, signifie gaing.* Häufig finden sich Relativsätze in den frühneuenglischen *Treatise of the Interpretation of Sundry Dreames* (1601, St. Reg. 1566), von dem W. C. Hazlitt in *Faiths and Folklore* I 190 f. einige Proben mitteilt, wie z. B. *Hee which thinketh hee seeth a dead person sleeping, such a person shall dye quietly.* Das vorgenannte frühneuhochdeutsche Traumbuch von 1488 beginnt mit einem Relativsatze (*Welcher sich sicht angefochten werden von wilden thirn, der wirt von freü[n]den vberwunden*), um dann aber mit lauter Infinitiven (*Essich trincken, bedeut betrübniß*) fortzufahren. — Eine besondere Abart ist, daß der Traum als vergangene Tatsache mitgeteilt wird. Dies findet sich sehr häufig im 5. Buche der Oneirokritika des Artemidoros (z. B. V 41: *Ἔδοξέ τις Ἰσθμοῖ γενόμενος τὸν ἴδιον υἱὸν ζητεῖν. ἀπώλετο ὁ υἱὸς αὐτοῦ διὰ τὸν μῦθον τὸν Μελικέρτειον*, ed. Hercher 1864); gelegentlich auch sonst, wie in dem eben genannten frühneuenglischen Traumbuche etwa: *A certaine person dreamed that hee saw the outward pillar or bed-post smitten and burnt with lightning, and not long after dyed his wife.*

TB damit die Vorlage gegeben ist. Die erhaltenen 32 Traumgesichte zeigen uns aber, daß die gemeinsame supponierte Vorlage enge Beziehungen zu anderen lateinischen Traumbuchtexten aufweist, namentlich zu dem Traumbuchtypus, der uns im Hauptteil von TA und dazugehörigen Handschriften wie Titus D. XXVI f. 11^{b}—16^{a} (Mitte 11. Jahrh.) und dem Fragment in Sloane 475 f. 217^{b}—218^{a} (Anf. 10. Jahrh.) vorliegt und vielfach auch in Mischhandschriften, wie Digby 86 f. 34^{b}—40^{a} (um 1300), Amplonianus Q. 21 f. 136^{a}—139^{b} (14. Jahrh.), Ms. Conrady (im Besitz des Prof. August Conrady in Leipzig; Anfang 15. Jahrh.), Cambridge Un. Libr. Gg. 1. 1. f. 394^{b}—397 (um 1400; s. den Variantenapparat im *Archiv* 127, 53 ff.), Paris Bibl. Nat. lat. 7349 (15. Jahrh.; s. Varianten im *Archiv* 127, 53 ff.), und alten Drucken[1] Aufnahme gefunden hat. Wir sind daher berechtigt, da, wo uns der Nachtrag zu TA im Stich läßt, Parallelen aus anderen Traumbuchtexten zum Vergleich herbeizuziehen, wie das im folgenden unter dem Texte von mir geschehen ist.

Daß auch die Lateinvorlage unseres Angelsachsen keine lateinische Originalarbeit gewesen ist, sondern eine Übersetzung oder Bearbeitung eines griechischen Traumbuches, läßt sich leicht zeigen, wenn wir griechische Traumbücher zum Vergleich heranziehen. Dabei ergibt sich, daß besonders drei griechische Traumbücher Beziehungen zu unserem Lateintext gehabt haben müssen, nämlich die kurzen alphabetischen Verstraumbücher des Astrampsychos (101 Jamben) und des konstantinopolitanischen Patriarchen Nikephoros (146 Jamben; beide im Anhang von *Artemidori Daldiani et Achmetis Serenni*

[1] Ich benutzte folgende drei undatierte Drucke der Leipziger Universitätsbibliothek:

Druck [1] = Günther Nr. 3982 (italienischer Druck, um 1500), beginnend *Ego sum* [so!] *Daniel Propheta unus de israhelitis qui captini ducti sunt de sancta ciuitate ierusalem hec omnia a deo facta sunt nihil tamen per memet addidi sed omnia a deo facta accepi. Aerem serenum videre, lucrum significat* [so!] [Signatur: Cult. Gesch. 364 ^{m}].

Druck [2] = Günther Nr. 1228 (Leipziger Druck von Moritz Brandis, um 1500?), beginnend *Danielis somniorum expositoris veridici libellus incipit . Ego sum dnaiel* [so!] *propheta vnus de israhelitis qui captini ducti sunt de sancta ciuitate iherusalem . hec omnia a deo michi reuelata sunt . nichil tamen per memet addidi sed sic omnia a deo inspirata accepi . Aerem serenum videre . lucrum significat* [Signatur: Cult. Gesch. 361 ^{ma}; 2. Exemplar: in Ser. eccles. 953 ^{m} (Nr. 8)].

Druck [3] = Günther Nr. 784 (Cölner Druck von Heinrich Quentell, um 1500?); Titelblatt: *Interpretationes somniorum Danielis prophete reuelate ab angelo misso a deo. Et primo de diebus hunc* [Signatur: Cult. Gesch. 364 ^{md}].

Vgl. O. Günther, *Die Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen* (= XXXV. Beiheft zum *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, Leipzig 1909).

Die Drucke 1 und 2 bieten dasselbe Traumbuch, doch in leicht abweichender Textgestalt. Druck 3 stellt ein stark abweichendes, sehr ausführliches Traumbuch dar.

f. oneirocritica, ed. N. Rigaut, Paris 1603) sowie das anonyme alphabetische Prosatraumbuch, welches unter des Propheten Daniel Namen läuft und bisher nur nach einer schlechten, fragmentarischen Handschrift herausgegeben ist von E. de Stoop in der *Revue de philologie* XXXIII 93—111. Die engen Beziehungen, die zwischen diesen drei Texten bestehen und sich möglicherweise aus einer gemeinsamen[1] Quelle erklären, bedürfen noch der Aufhellung, die aber nur unter Herbeiziehung weiteren handschriftlichen Materials gelingen kann.

T = Tiberius A. III. f. 38[a]—39[b] (M. 11. Jahrh.)
H = Hatton 115 f. 150[b]—152[b] (Anf. 12. Jahrh.).

T [*1*] Gif[2] mann mæte, þæt he ȝeseo earn on his heafad ufan,
H Gyf mon meteð, þæt he ȝe-seo earn on his heafod ufan
[3] T þæt tacnað wurþmynt.
H ȝe-settan,[3] þæt tacnað micel weorð-mynd.

C = Ms. des Prof. A. Conrady in Leipzig (Anf. 15. Jahrh.)
D = Digby Ms. 86 f. 34[b]—40[a] (um 1300)
E = Erfurt, Amplonianus Q. 21 f. 136[a]—139[b] (14. Jahrh.)
L = lat. *Somniale Danielis*, ed. *Archiv* 127, 53 ff.
S = Sloane 475 f. 217[b]—218[a] (Anf. 10. Jahrh.; Fragm.)
Tit = Titus D. XXVI f. 11[b]—16[a] (M. 11. Jahrh.)
TA = Tiberius A. III f. 27[b]—32[b] (M. 11. Jahrh.), ed. *Archiv* 125, 39 ff.
TB = „ „ „ f. 38[a]—39[b] (oben gedruckt)
TC = „ „ „ f. 42[a-b] (Fragm.), ed. *Archiv* 120, 302—305
Druck[1] = ital. Druck, um 1500 [Günther Nr. 3982]
Druck[2] = Leipziger Druck von M. Brandis, um 1500 [Günther Nr. 1228]
Druck[3] = Cölner Druck von H. Quentell, um 1500 [Günther Nr. 784].

1 = Ms. Conrady f. 2[a]: *Aquilam* [*aquilam vel columbam* Digby 86] *super se videre volare vel sedere* [*r. s.* f. Digby], *honorem significat*; vgl. TA 287: *Si videris aquilam volantem, uxorem tuam rapere mortem significat*; Nikephoros V. 11: *Ἀετὸν ἰδών, ἄγγελον θεοῦ νόει.*

[1] Etwas anders denkt sich die Quellenfrage Graffunder, *Z. f. d. A.* 48, 515. Er möchte das griechische Prosatraumbuch des 'Achmet bin Sirin' (vgl. Fischer, *Z. d. d. morgenl. Gesellsch.* 68, 304, Anm. 2) sowie 'volksmäßigen Aberglauben' als weitere Quellen heranziehen. Letzteres halte ich für durchaus verfehlt, schon weil es 'volksmäßigen Aberglauben', d h. von der literarisch vermittelten Schicht unabhängigen Volksglauben, meiner Überzeugung nach in der Traumdeutung kaum gibt.

[2] Wenn Cockayne hier an den Rand, gewissermaßen als Überschrift, die Worte *De Somniorum eventu* setzt, so muß betont werden, daß dieselben keinerlei Anhaltspunkt in den Handschriften finden.

[3] Gehörte vielleicht dem Originaltext an. Vgl. das Latein.

T [*II*] Gif him þince, þæt he feala earna ætsomne ȝeseo, þæt
H Gyf þe þince, þæt þu ȝe-seo feola earna æt-samne, þæt
T byþ yfel nið 7 manna sætunȝa 7 seara.
H byð yfel nið.[1]

T [*III*] Gif him þince, þæt he ȝeseo beon huniȝ beran, þæt biþ,
H Gyf þe þince, þæt þu ȝe-seo beon huniȝ beran, þæt byð,
T þæt he on eadiȝum hadum feoh ȝestrynþ.
H þæt he on eadeȝum handum feoh ȝe-streonað.[2]

T [*IV*] Gif him þince, þæt hine beon stikian, þæt byþ, þæt his
H Gyf hine beon stinȝen, þæt byð, þæt his
T mod byþ astyred fram eltheodiȝum mannum.
H moð[3] byð swiðe onstired fram ælþeodeȝum mannum.

T [*V*] Gif him þince, þæt he ȝeseo beon into his huse fleon, þæt
H Gyf him þince, þæt he ȝe-seo beon in-to his huse fleoȝan, þæt
T byþ þæs huses ælednyss.[5]
H byð þes[4] huses awestmas.[6]

II = Druck[3]: *Aquilas plures volare, significat cooperationem de multis adversitatibus.*

III. Wörtlich stimmt das mittelkymrische Traumbuch des Llanstephan Ms. 27 (um 1400) Nr. 53 *Gwelet gwenyn yn dwyn mel, aryant a geffy* 'Bienen Honig tragen sehen, du wirst Silber (Geld) erhalten'; vgl. auch Druck[3]: *Apes cum fructibus videre, significat peregrinationem.*

IV = TA 284: *Si videris apes te illudere vel nocere, vitam tuam moveri de hominibus significat*; vgl. L 3[d]: *Apes se pungere, malum significat*; Ps.-Daniel 232: *Μελίσσας σοι προσκομίζεσθαι, ἐχθρῶν ἐπαναστάσεις δηλοῖ· ἢ εἰς οἶκον εἰσιέναι αὐτὰς ἰδεῖν, τὸ αὐτὸ δηλοῖ.*

V = TA 285: *Si videris apes volare in domo tua, desertionem significat*;

[1] Cockayne bietet stillschweigend das ganze Traumgesicht in der Form von T; nur schreibt er versehentlich *bid* statt *byþ*.

[2] Cockayne setzt stillschweigend dreimal die Lesarten von T ein, nämlich *him* für *þe*, *he* für *þu*, *hadum* für *handum*.

[3] Cockayne bessert stillschweigend *moð* in *mod*. Auch sonst durchstreicht unser Kopist den Hals fälschlich, wo ein *d* gemeint ist: so in *toweard* unten Z. 90, *goð* 'gut' Z. 310, *winð* 'Wind' *Archiv* 128 S. 56 A. 3, S. 58 A. 2, *ealð* 'alt' *Archiv* 129, S. 23 A. 2, *beð* 'Bett' *Archiv* 129, S. 44 A. 2. Umgekehrt vergißt er den Hals des *d* mit dem *ð*-Strich zu versehen: so in unserem Texte *byd* Z. 132, 228, *odde* Z. 48 (für *oððe*); ebenso in anderen Texten *bid Archiv* 129, 21 A. 7, *da Archiv* 128, 298 A. 6, *swide Archiv* 128, 300 A. 6, *byod Archiv* 128, 57 A. 3.

[4] Bei Cockayne verdruckt als *þef*.

[5] Ein ae. *ælednyss* 'Brand' ist zwar bei Bosworth-Toller angeführt, doch auch im Supplement ohne Beleg gelassen. Bereits Somner (und nach ihm Benson und Lye) führte ein *ælednys* 'incendium' an, offenbar auf Grund unserer obigen Stelle, da auch sonst deutliche Fingerzeige auf Somners Benutzung unseres Traumbuchtextes für sein Wörterbuch hinweisen.

[6] *awestmas* ist offenbar verschrieben und wohl mit Cockayne in *awēstnes* zu bessern.

T |VI| Gif him þince, þæt he ȝeseo feala fuȝela æt-somne, þæt
H Gyf him þineȝ[1], þæt he ȝe-seo fela fuȝla æt-samne, þæt
T byþ æfest 7 ȝeflit 7 cyd.[2]
H byð æfest 7 ȝe-cid.[2]
T |VII| Gif he fuȝelas ȝeseo betweonan heom winnan, þæt biþ,
H Gyf he fuȝlas ȝe-seoȝ[3] be-twenan winnan, þæt byð,
T þæt rice hadas heom betweonan winnan.
H þæt rice hades winnað[4] heom beo-tweonan.
T [VIII] Gif him[5] þince, þæt hine næddre tere, beorȝe him ȝeorne
H Gyf his næddre **ehte**,[6] beorȝe him
T wið yfele wimmen.
H wyð ífle wifmen.[7]

vgl. L 1[b]: *Apes volantes videre, pugnam significat*; Ps.-Daniel 232 (s. unter Nr. IV).

VI = Erf. Ampl. Q. 21 f. 136[a]: *Aves multas* [*plures* Druck[3]] *videre, damnum significat*; Ps.-Daniel 280: *Πετεινῶν πλῆθος ἰδεῖν ἢ μετὰ τοιούτων παλαίειν, ἐλευθέροις προσβολήν, δούλοις δὲ ζημίαν σημαίνει.* Vgl. TA 1: *Aves in somnis qui viderit et cum ipsis pugnaverit, lites aliquas significat* [*iracundiam* s. L 1].

VII = Druck[3]: *Aves inter se pugnare, significat adversitatem*; Ps.-Daniel 278: *Πετεινὰ μαχόμενα ἰδεῖν, θόρυβον σημαίνει*; vgl. Erf. Ampl. Q. 21 f. 136[a]: *Aves bellantes videre, inimicos superare. ... Aves pugnantes, tribulationem* [*significat*].

VIII = TA 286: *Si videris colubrum contra te venire, contra malas femi-*

[1] Der Schreiber meinte *þinceþ*. Er setzt neunmal ȝ für *þ*: in *þineȝ* 94, 98, 110, 118, *meteȝ* 'er träumt' 90, 114, *findæȝ* 'er findet' 58 und *ȝeseoȝ* 'er sieht' 26. Letzteres meint offenbar die 3. Sg. *ȝeseoþ* mit analogischer Verdrängung des *i*-Umlauts, die sich auch im Rushworth- und Lindisfarne-Evangelium findet (Sievers[3] § 374, A. 3, 4 u. 5). — Übrigens erscheint die Lesung *þineȝ* nur in H, nicht, wie Cockayne angibt, in beiden Hss.

[2] Für das Simplex *cīd* 'Streit', das bereits Somner anführt (*cid* 'contentio'), fehlte es bisher an einem Beleg. Somner schöpfte offenbar aus unserer Stelle. Auch das Kompositum *ȝecīd* 'Streit', wie die andere Hs. liest, ist bei Bosworth-Toller nur einmal aus dem Durham-Ritual belegt: *giciid* 'litis' 162. Es erscheint aber dort noch einmal als *giciidana* G. pl. 164 sowie dreimal in den Cleopatra-Glossen bei Wright-Wülker 390 11 (wo natürlich *geflit and geeid, asyndrung, hiwgedal* zu interpungieren ist), 431 17 und 527 16 und noch einmal in den jüngeren Beda-Glossen bei Sweet OET S. 180 35 *geeid* 'litigia'. Vielleicht hatte das Original an unserer Traumbuchstelle doch das Kompositum *ȝecīd*, zumal in Nr. LX beide Hss. *ȝeeid* bieten. — Übrigens liest die Hs. T *cyd*, nicht *cid*, wie Cockayne angibt.

[3] Lies *ȝeseoþ*; s. oben A. 1.

[4] So klar die Hs.; nicht *winnan*, wie Cockayne angibt.

[5] Die Hs. schreibt versehentlich *hin*, wie derselbe Kopist auch *franlic* für *framlic* (*Archiv* 128, 300 A. 11) hat.

[6] Das Original las wohl mit H *ēhte* = lat. *infestari*; vgl. Z. 34.

[7] *iwfmen* Hs.

T [*IX*] Gif him þince, þ*æt* hine earn swyþe etc,[2] þ*æt* byþ deaþ.
H Þon*ne* him *þ*ynce,[1] þ*æt* **his** earn **ehte**, þæt biđ eađ.[3]

T [*X*] Gif him þince, þ*æt* he hine on hatum wætere baþiȝe
H Gyf him þince, þ*æt* he hine on hatu*m* wætere
T ođđe þwea[4], þ*æt* biþ þæs lichaman tiddernys.
H þwea, þ*æt* byđ his lices tidernes.

T [*XI*] Gif him þince, þ*æt* he on cealdum wætre baþiȝe,
H Gyf him þince, þ*æt* he **hine**[5] on cealdum wéterum þwea,
T þ*æt* byþ hys lichaman hælo 7 ȝesynto.
H þ*æt* byđ his lices hælo 7 ȝe-synto.

T [*XII*] Gif him þince, þ*æt* he hine on sæ baþiȝe oþþe dwea,
H Gyf him þince, þ*æt* he hine on sæ bađiȝe[6] ođđe þwea,
T þ*æt* biþ bliss.
H þ*æt* byđ blisse.

T [*XIII*] Gif him þince, þ*æt* he fæȝer wæter ȝeseo ođđe ofer-
H Gyf he fæȝer weter ȝe-seo ođđe[7] ofer-
T fare, þ*æt* byþ orsorhnyss.
H færeþ,[8] þ*æt* byđ orsorȝnesse.

nas te defendere admonet. Vgl. Erf. Ampl. Q. 21 f. 136[a]: *A serpente infestari* [*se infestari* Digby 86], *superari ab inimico* [*inimicum significat* Digby 86]. Die Lesart *ehte* (H) dürfte besser zum lat. *contra te venire* und *infestari* passen als *tere* (T). Vgl. Nr. LXXIV.

IX = TC 12: *Gif him þince, þæt his earn swyþe eahte* [lies *ēhte*], *þæt byþ myeel ȝefea.*

X = TA 288: *Si videris te in calida aqua lavare, damnum corporis significat*; Ampl. Q. 21 f. 138[b]: *Lavari in aqua calida, infirmitatem significat.*

XI = TA 289: *Si videris te in aqua frigida lavare, sanitatem corporis significat*; Ampl. Q. 21 f. 138[b]: *Lavari in aqua frigida, sanitatem* [*significat*].

XII = Titus D. XXVI (11. Jahrh.) f. 14[a] (Ampl. Q. 21 f. 138[a]): *In mare lavare, letitiam* [*luerum* Digby 86 f. 37[b]] *significat*, Astrampsychos V. 52 f.: *Νῆξις θαλάσσης, αγρίας δηλοῖ λύπας. Νῆξις θαλάσσης, ἡμέρας ὄναρ καλόν.*

XIII = TA 275: *Si videris, quod in aqua pulchra intres aut ultra ambulaveris, securitatem significat*; vgl. L 3g.

[1] *wynce* Hs. [2] Lies *ēhte*; vgl. S. 272 A. 6.

[3] Cockayne setzt hier wieder stillschweigend die Lesart von T (*deađ*) ein.

[4] Cockayne gibt hier fälschlich *baþiȝe* (statt *baþiȝe ođđe þwea*) als Lesart von T an. In Nr. XII haben beide Hss. die beiden Verben.

[5] *hine* wird dem Original angehört haben, da auch in Nr. X und XII *baþian* mit *hine* verbunden steht.

[6] Cockayne gibt irrigerweise *bæđiȝe* als Lesung von H an.

[7] *odde* Hs.; vgl. S. 271 A. 3.

[8] *oferfæ reþ* Hs.; nicht, wie Cockayne druckt: *ofer færeþ.*

T [*XIV*] Gif him þince, þ*æt* he drof wæter ȝeseo, ne deah þæt.
H Gyf hine meteð, þ*æt* he drof wæter[1] ȝe-seo, ne deah þæt.
T [*XV*] Gif him þince, þ*æt* he ȝold finde, þ*æt* biþ ȝod,
H [*f. 151a*] Gyf he ȝold findeð, ȝod swefn þ*æt* bið,
T 7 yfel þamþe hit ȝecynde ne biþ.
H 7 yfel þem-þe hit cynde ne bið.
T [*XVI*] Gif him þince, þ*æt* he feala penegas finde[2],
H Gyf he mancas oðde penigas findæȝ[3],
T
H þ*æt* bið æfst.
T [*XVII*] 7 ne oþhrine[4], ȝod
H Gyf him þince, þ*æt* he penigas ȝe-sio 7 ne oðrine[4], ȝod
T þ*æt* byþ; ȝif[5] he nymeþ, ne deah þæt.
H þæt bið; ȝyf he **hie**[6] nimeð, ne deahȝ þ*æt* him.

XIV = TA 276: *Si videris, quod in aqua pulchra* [lies *turbida* oder *sordida*, weil *pulchra* schon im vorangehenden Traumgesicht steht] *intres aut ultra ambulaveris, nullum bonum significat.* Vgl. Ms. Conrady f. 4r: *In fontem sordidum lavare vel in flumine turbulento, accusationem cum damno significat*; Drnck[3]: *Aquam putridam bibere, infirmitatem significat.*

XV. Vgl. TA 278: *Si videris gemmas pretiosas invenire, parabolas significat*; TA 17 (= Titus D. XXI f. 11b; Sloane 475 f. 217b): *Aurum in somnis tractare, expeditionem* [*expectationem* Titus] *negotii significat.* Wenn in TA 278 *aurum* statt *gemmas pretiosas* stände, würde es seine Umgebung in die alphabetische Reihenfolge einfügen und zugleich besser zu unserem altenglischen Traumbuche passen.

XVI = TA 290: *Si videris plures denarios aut invenies, parabolas vel irrisiones vel maledictiones significat*; TC 10: *Gif man mæte, þæt he penegas oðde mancsas finde, þæt tacnað æfæste.*

XVII = TC 11: *Gif man mæte, þæt he finde* [nämlich *penegas*] *and ne*

[1] Cockayne schreibt, da die Hs. beide Wörter ziemlich aneinander rückt, *drof-wæter* als ein Wort.

[2] In T fehlt die zweite Hälfte von XVI und die erste von XVII. Möglicherweise bietet T aber auch die ursprüngliche Lesart, so daß H ein Traumgesicht in zwei gespalten hätte.

[3] Lies *findeþ*, s. S. 272 A. 1.

[4] Ein ae. *oþhrīnan* 'berühren', das hier in beiden Hss. erscheint, ist bisher nicht gebucht, wohl aber das häufige gleichbedeutende *æthrīnan*. Indes stehen öfters Komposita mit *oð-* und *æt-* ohne Bedeutungsunterschied nebeneinander, so bei *oðberan, oðbregdan, oðhlīapan, oðyrnan, oðfeolan, oðferian, oðȝecan, oðlǣtan, oðīwan, oðspurnan, oðsacan, oðstandan, oðswimman, oðþringan, oðwindan* und *oðwītan*, so daß kein Grund vorliegt, die Existenz eines *oðhrīnan* 'berühren' zu bezweifeln.

[5] In H ist zwar *ȝyf* mit großer Initiale geschrieben, als ob ein neues Traumgesicht begänne. Richtiger ist jedenfalls die Lesung von T *ȝif* mit Minuskel.

[6] *hie* wird dem Original angehört haben.

T [XVIII] Gif him þince, þæt he hæbbe ar odde isen,
H Donne him þince, ár odde isen, þæt he
T þæt byþ ȝod swefen.[1]
H habbe, þæt biđ ȝod.
T [XIX] Gif him þince, þæt he lead hæbbe, sum unwyrd him
H Gyf him ·þince, þæt he læd[2] habbe, sum unwird him
T byþ toweard.
H byđ toweard.
T [XX] Gif him þince, þæt he æt forþ-ȝewitenum menn anlices
H Gyf him þince, þæt he æt forđ-ȝewitenum men ahtes[3]
T onfo, of unwenum him cymđ ȝestreon.
H onfo, of unwenum him cymeđ ȝe-streon.
T [XXI] Gif him þince, þæt he æt ricum menn feos on-fo,
H Gyf him þince, þæt he æt ricum men[4] feos onfo, alysse[5]

grete, þæt tacnađ bliđes mannes ansion; ȝif he nimþ, ne deah him þat. Hier ist wohl im Vordersatze ein *penezas* ausgefallen oder aus dem vorgehenden Traumgesicht (siehe oben unter Nr. XVII) zu ergänzen.

XVIII. Vgl. TA 100: *Ferrum cuiusque rei tractare, aliquas infirmitates significat*; Digby 86 f. 37a: *Ferrum se tractare, infirmitatem significat*; Ps.-Daniel 310: Σίδηρον ψηλαφῆσαι, ἀρρωστίαν σημαίνει.

XIX = TA 212: *Plumbum tractare, infirmitatem significat.*

XX = TA 291: *Si videris de manu mortui aliquid accipere, de aliqua parte tibi venire pecunium significat.* Danach dürfte die Lesart von H (*ahtes*) das Ursprüngliche bieten. Vgl. Digby 86 f. 34b: *A mortuo aliquid accipere vel cum eo loqui, offensionem bonam significat*; auch Ps.-Daniel 239: Μετὰ τεθνεῶτος ὁμιλεῖν, κέρδος σημαίνει.

XXI = Druck[3]: *De magnis dominis habere vel accipere, significat hilaritatem.*

[1] Die Hs. schreibt *swefem*, wohl eine phonetische Schreibung für assimiliertes *swebm*.

[2] Wie hier *lad* 'Blei' für *lēad*, weist auch sonst der Kopist H Schreibungen auf, die beweisen, daß er die Doppellaute *ēa* und *ēo* bereits monophthongisch sprach: so schreibt er *redum* 212 für *rēadum* 'rotem', *elle* 'alle' 112 für *ealle* und sinnloses *on ȝeweste* 328 für *on nēaweste* 'in der Nähe', *betrenan* 26 für *betrēonum* sowie in anderen Texten *frēnd* 'Freund' (*Archiv* 129, S. 44, Z. 1) für *freond*, *tō cēsane* 'wählen' (*Archiv* 129, S. 44, Z. 19) für *cēosanne*, *rēf* 'Gewand' (*Archiv* 129, S. 44, Z. 30) für *reaf*, *to scawiene* 'schauen' (*Archiv* 129, S. 45, Z. 4) für *scēawianne* und *eld* 'alt' (*Archiv* 128, S. 57, Z. 5 und *Archiv* 129, S. 44, Z. 25) für *ald*. Umgekehrt setzt er *ea* für *ē* in *eahtent* 302 'verfolgend' und *eo* für *e* in *beotwenum* 'zwischen' 28 sowie in anderen Texten *seo* 'See' (*Archiv* 128, S. 56, Z. 14 und *Archiv* 129, S. 44, Z. 15) für *se*, *ȝeleod* 'geleite' (*Archiv* 129, S. 44, Z. 8) für *ȝelēad*, *þeore* 'der' (*Archiv* 128, S. 56, Z. 11) für *þere*, *þeo* 'die' (*Archiv* 129, S. 44, Z. 26 und S. 44, Z. 2) für *þē*, *creafti* 'kundig' (*Archiv* 128, S. 300, Z. 2) für *crafti*ȝ.

[3] Vgl. das Latein. [4] Die Hs. schreibt durch Haplologie *ricumen*.

[5] Verschrieben für *alysednysse*, wie Cockayne (*alysednes*) stillschweigend einsetzt.

T þæt byþ alysednys hys broca[1].
H ðæt byð broca.

T [XXII] Gif him þince, þæt his hus byrnð, micel blæd
H Gyf him þince, þæt his hus burnat[2], micel bled 7 torhtnes
T him biþ toweard.
H him byð towæard.

T [XXIII] Gif him þince, þæt hæ[3] oft byrnan[3], [f. 38b] þæt byþ
H Gyf he oft[4] byrnen, þæt bið
T mycel ȝestreon.
H micel-licu ȝe-streon.

T [XXIV] Gif him þince, þæt he his hus timbrie, þæt byþ, þæt
H Gyf man meteȝ[5], þæt he his hus timbrie, þæt byð
T hys ȝod byþ weaxende.
H his weaxnes.

XXII = TA 292: *Si videris domum tuam ardentem, invenire te pecuniam significat.* Vgl. TA 83 (= Titus D. XXVI f. 13a): *Domum suam ardere viderit* [fehlt Titus], *periculum vitae* [fehlt Titus] *significat*; L 53: *Domum suam ardentem videre, scandalum vel periculum significat*; Nikephoros V. 97: *Οἶκον θεωρεῖν πυρπολούμενον, καλόν.*

XXIII. Vgl. Digby 86 f. 36a: *Comburri se videre, calumniam significat*; Astrampsychos V. 71: *Πρίθων τὸ σῶμα, δυσκλεὴς ἔσῃ λίαν.*

XXIV = TA 302: *Si videris fabricare domum tuam, pecuniam tuam crescere significat.* Vgl. L 51: *Domum suam aedificare, consolationem significat.*

[1] *brea* Hs.

[2] D. i. *burnað*, der Kopist nahm also *hus* als Plural. Das Latein weist jedoch den Singular auf; daher wird *byrnð* (T) die richtige Lesart sein.

[3] *hæ* scheint aus *hi* korrigiert; der Kopist von T hatte also einen Pluralbegriff im Sinn, wofür auch die Prädikatsform *byrnan* spricht. Ein Gleiches gilt vom Schreiber H. Beide scheinen doch wohl an ein pluralisches *hūs* gedacht zu haben. Wenn danach *hie oft byrnen* [so Cockayne] die ursprüngliche Lesart gewesen wäre, so würde sich wenig Unterschied vom vorhergehenden Traumgesicht ergeben. Viel wahrscheinlicher dünkt mir, daß ursprünglich sich unser Traumgesicht nicht auf ein Haus, sondern auf das Brennen des Träumenden bezog, wie wir das im Lateinischen tatsächlich belegt haben (*Comburi se videre*). Dann würde *he* als persönliches Singular-Subjekt 'er' zu fassen und das Prädikat in die Singularform *byrne* zu ändern sein. Übrigens scheint mir das *oft* 'häufig' keinen guten Sinn zu ergeben. Ich möchte daher vermuten, daß das Original *ofbyrnan* 'verbrennen', genau entsprechend dem lat. *comburi*, las. Daß ein Kompositum *ofbyrnan* bisher nicht belegt scheint, dürfte keinen erheblichen Einwand bedeuten, da die Perfektivierung mittels *of-* auch bei intransitiven Verben hinreichend im Altenglischen gesichert ist: man vergleiche etwa *ofhrēosan* 'niederfallen', *oflinnan* 'aufhören', *ofsēon* 'erschauen' *ofwundrian* 'sich verwundern', um nur einige Beispiele zu nennen. Ich lese also: *ȝif him þince, þæt he ofbyrne* 'wenn ihm dünkt, daß er verbrenne'.

[4] *ost* Hs.

[5] S. oben S. 272 A. 1.

T [XXV] Gif him þince, þæt his hus toworpen sy, sum ætlætnes[2] 93
H Gyf him þinceȝ[1], þæt his hus sí to-worpen, sum æf-wela[3]
T him byþ to-weard.
H him biđ towear*d*[4]. 96
T [XXVI] Gif him þince, þæt he hwit hræȝel ȝeseo, þæt byþ
H Gyf him þinceȝ[5], þæt he hwit hræȝl ȝe-sio, þæt byđ
T micel wurþmynt. 99
H micel wurđmind.
T [XXVII] Gif him þince, þæt he his beard scere, þonne biþ his
H Gyf him þince, þæt he his bearn scire, þon*ne* byđ his 102
T brocc lytliende.
H broc lit-liȝende.
T [XXVIII] Gif him þince[6], þæt his earm sy of-asleȝen[7], þæt byþ 105
H

XXV = Digby 86 f. 49a: *Qui domum suam viderit cadere* [*cadi* Hs.] *aut destrui, damnum significat*; TA 81: *Domum suam cecidisse* [*cadere videre* Tit. D. XXI f. 13a, *cecidisse et destruere* TA 82, *destruere vel cadere* L 52], *damnum cum pluribus* [*c. pl.* fehlt T 82, L 52, Tit.] *significat.*

XXVI = Sloane 475 f. 218a: *Alba aut splendida* [*albam vel splendidam* L 19a, *albam vel dalmaticam* L 19] *veste indui* [*vestire* L 19 und Tit. D. XXI f. 12a, *se vestire* TA 21, *vestem videre* L 19a], *iocunditatem* [*hilaritatem vel letitiam magnam* L 19, *infirmitatem* Tit.] *significat*; Nikephoros 118: *Στολὴ δὲ λευκὴ πρὸς καλὸν πέρας φέρει.*

XXVII = L 23a: *Barbam qui sibi viderit radi, damnum vel iacturam significat*; leicht abweichend auch Sloane 475 f. 218a, TA 23, Tit. D. XXI f. 12a, L 23, Ms. Conrady f. 2b, Digby 86 f. 35a, Ampl. Q. 21 f. 136b, Drucke 1,2,3; Ps.-Daniel 53: *Γένεια ξυρισθέντα ἰδεῖν ἢ ἀποπίπτοντα, παντάπασι χαλεπὸν ἰδεῖν.*

XXVIII = TA 293: *Si videris bracchia tua truncata, bonum significat.*

---

[1] S. oben S. 272 A. 1.

[2] Somner führte, wohl auf Grund unserer Stelle, ein ae. *ætlætness* 'desolatio' an, das auch noch bei Bosworth-Toller Aufnahme fand. Indes läßt sich ein solches Wort semantisch kaum befriedigend unterbringen, so daß der Verdacht einer Verderbnis naheliegt. Es wird aber wohl nicht, wie Toller im Supplement unter *ætlætness* annimmt, *forlǣtness* 'Verlust' (das allerdings weiter unten Z. 135 tatsächlich erscheint) gemeint sein, sondern vielmehr das gleichbedeutende, in Z. 107 nochmals vorkommende *alǣtness* 'Verlust', das gut zu dem *damnum* des Lateins paßt.

[3] Ein ae. *æfwela* 'Verlust' ist nur hier belegt. [4] *toweard* Hs.

[5] Vgl. oben S. 272 A. 1. Cockayne schreibt ohne weiteres *þince* im Text.

[6] So, ohne Akzent, die Hs., während Cockayne fälschlich *þince* druckt.

[7] Ein neues Beispiel für das Kompositum *of-aslean* 'abschlagen', das auch in den Winchester-Annalen zum Jahre 792 (ed. Plummer I 54) erscheint. Bei Bosworth-Toller haben all diese Komposita, wie *ofac orfan, ofabeatan, ofādrīfan, ofādrȳgan, ofāhēawan, ofāscacan, ofādōn, ofāccāpian* keine Auf-

T his ȝoda alætnes[1].

108 H

T [XXIX] Gif him þince, þæt he miceles hræȝeles[3] ȝeweald aȝe,

H Ponne him þinceȝ[2], þæt he micles heses[3] ȝe-wald aȝe,

111 T þæt biþ, þæt he ofer-cymþ ealle his find[6].

H þanne ofer-cymeđ he ælle[4] hise[5] feond.

T [XXX] Gif him þince þæt he aht beran ȝeseo, þæt biþ

114 H Gyf hine meteȝ[2], þæt he awiht beran ȝeseo, þæt byđ

T unȝeradnys.

H unȝerades.

117 T [XXXI] Gif him þince, þæt he mid ȝerenedan ȝyrdle

H Gyf him þinceȝ[2], þæt he seo[7] mid ȝe-renode[8] ȝyrdel

XXIX = TA 294: *Si videris multa vestimenta habere, inimicum tuum in potestate tua habere significat.* Danach wird die Lesart von T (*hræȝeles*) das Ursprünglichere bieten. Allerdings ist zu beachten TC 20: *Gif man mæte, þæt he micles þinȝes ȝeweald aȝe, þæt biđ, þæt he him his fynd to ȝewealde ȝetihđ.*

XXX =? Das Altenglische setzt ein *se aliquid portare ridere* voraus, das ich sonst nicht kenne. Sollte es aus Traumgesichten wie *Arma portare* (TA 5, L 4) durch Ausfall des Objekts verderbt sein?

XXXI = Digby 86 f. 35[a]: *Balteo se cinctum videre, constantiam significat*; vgl. L 156: *Zona aurea accingere, lucrum* [*invidiam* Digby 86 f. 40[a], Ampl. Q. 21 f. 139[b]] *significat*; Ps.-Daniel 131: *Ζωσθέντα ἑαυτὸν ἰδεῖν, κέρδος σημαίνει.*

---

nahme gefunden, da Toller — meiner Ansicht nach fälschlich — hier ein selbständiges Adverbium *of* annimmt.

[1] Das ganze Traumgesicht fehlt in H; doch nimmt Cockayne es stillschweigend aus T in seinen Text auf.

[2] S. oben S. 272 A. 1.

[3] Die Lesart *heses* gibt keinen Sinn. Cockayne schlägt daher vor, *hæcce(s)* 'Krummstab' dafür zu lesen. Aber damit ist wenig gewonnen. Vielleicht meinte der Schreiber *heres*, zumal er hier im Wortinneren ein insulares *s* anwendet, das sonst bei ihm äußerst selten vorkommt. Die ursprüngliche Lesart wird aber auch *heres* kaum sein. Da das ganze Traumgesicht gut zum Latein in TA 294 paßt, wird wohl, dem lat. *vestimenta* entsprechend, eine Form von *hræȝel* im Original gestanden haben. Wenn T mit seinem *Micles hræȝeles* wirklich das Ursprüngliche bietet, handelt es sich hier um eine nicht eben geschickte Wiedergabe des lat. *multa vestimenta.*

[4] S. oben S. 275 A. 2.

[5] Ein frühes — vielleicht das früheste — Beispiel für das mit analogischem Plural-*e* versehene *hise*, das bisher zuerst aus den um 1122 geschriebenen Peterborough-Annalen nachgewiesen ist (ed. Plummer I 205, 251 [viermal], 254).

[6] So (*find*) liest die Hs. T, nicht *fynd*, wie Cockayne angibt.

[7] Das erste *seo* ist als Dittographie zu streichen.

[8] Die Hs. hat hier ein *d* mit nach rechts umgebogenem Hals und einem schrägen Strich an dem so entstandenen Haken. Auf diese Weise kürzt unser Schreiber, wie auch ältere Latein-Kopisten, ein *e* nach *d* ab. Auf die-

T bezyrd sy, biþ anmodnys.[1]
H sio ȝyrded, ðæt byð anmodnes. 120

T |XXXII| Gif him þince, þæt he hæbbe ȝyldene beah, þæt byþ,
H Gyf hine mæte, þæt he hebbe beaȝ[2], þæt byð,
T þæt he ȝeþyhþ healicne ealdor-dom. 123
H þæt he ȝe-þihð healic[3] ealdor-dom.

T |XXXIII| Gif him þince, þæt he hæbbe ruh lic, þæt biþ hys
H Gyf him þince, þæt he habbe ruh lic, þonne byð his 126
T ȝoda wanunȝ.
H ȝoda waniend.

T |XXXIV| Gif him þinȝe[4], þæt he ne mæȝe yrnan, mycel broc 129
H Gyf hine mete, þæt he ne mæȝe yrnan, miccel[5] broc
T him byþ towerd.
H him byð[6] toweard. 132

XXXII = TA 295: *Si videris anulum aureum habere, honorem significat*; vgl. Ps.-Daniel 71: *Δακτυλίδιον ἐν ὀνείρῳ δέξασθαι, ἀμεριμνίαν πραγμάτων σημαίνει.*

XXXIII = Druck[1 u. 2]: *Pilosum se* [*se vel alium* Druck[3], *se factum* L 114] *videre, fortitudinem significat*; TA 199: *Pilosum se viderit factum, periculi incrementum significat*; Druck[3]: *Corpus pilosum videre, significat expeditionem in negotiis*; Ps.-Daniel 118: *Ἔντριχον ἑαυτὸν ἰδεῖν, καλὸν καὶ ἀγαθὸν σημαίνει.*

XXXIV = L 31: *Currere se non posse videre, infirmitatem significat*; Digby 86 f. 39[a]: *Qui se currere videt et non potest, impedimentum significat* = Ps.-Daniel 77: *Δρομεῖν θέλειν καὶ μὴ δύνασθαι, ἐμπόδιον σημαίνει.* Ähnlich TA 63 (= Ms. Conrady f. 3[a]), Digby 86 f. 36[a]. Dagegen (wohl aus zwei Traumgesichten zusammengezogen) TC 21: *Gif him þince, þæt he yrne swyþe, þonne byð him hroc toward*, womit zu vergleichen ist die erste Hälfte von L 31[a] und Ampl. Q. 21 f. 136[b]: *Currere velociter* [*Currere posse* Digby 86 f. 36[a]], *magnam laetitiam* [*laetitiam expedimenti* Ms. Conrady f. 2[b]] *significat.*

selbe Weise schreibt unser Kopist das End-*e* in *lufiende* (*Archiv* 128, S. 299, A. 3) und in *godcunde* (*Archiv* 129, S. 23, Z. 1 v. u.). Zu Unrecht schreibt also Cockayne *ȝerenod*.

[1] Mit Recht setzt Toller im Supplement für unsere Stelle die nur hier belegte Bedeutung 'Beständigkeit' an, da das Wort, dem lat. *constantia* der Quelle entsprechend, zu ae. *anmōd* 'beständig', nicht zu *ānmōd* 'einmütig' zu ziehen ist.

[2] Cockayne setzt stillschweigend das *ȝyldene* vor *beaȝ* aus T ein.

[3] Cockayne bessert dies stillschweigend in *healicne*.

[4] Lies *þince*.

[5] So liest die Hs., nicht *micel*, wie Cockayne schreibt.

[6] Hs. *byd*; s. oben S. 271 A. 3.

T [XXXVI] Gif him þince, þæt he blindne man ȝeseo, ȝeborenne,
H Gyf[1] hine mete, þæt he ȝe-seo blindne man ȝe-borenne,
T þæt byþ for-lætnys his ȝoda.
H þæt byð forlætnesse[2] his ȝode[2].
T [XXXVII] Gif him þince, þæt he spiwe, þæt byþ, swa-hwæt-swa
H Ponne him þince, þæt he spiwe, þæt byð, swa-hwæt-swa
T he ana wat, þæt wyrþ ȝeypped.
H he ana wiste, þæt hit wéorðæð yppe.
T [XXXVIII] [G]if[3] him þince, þæt he wiþ cynȝ sprece, him
H Gyf him þince, þæt he mid cyninȝe sprece, him
T cymþ ȝefealic ȝifu to 7 ȝod.
H cumeð ȝefealucu[4] tide[4] 7 ȝod.
T [XXXVIII]
H [f. 151b] Gyf hine mete, þæt he ȝe-bunden si, lære ic hine,
T
H þæt he him beorȝe wyð frec-no þinȝ.[5]
T [XXXIX] Gif him þince, þæt he stiȝe on heanne munt, þæt
H Gyf him þince, þæt he stiȝe on heah clif, þæt
T tacnaþ ȝod.
H tacnað ȝod.

XXXV = Digby 86 f. 36a: *Caecum videre, ammissionem significat*; TA 41: *Caecum qui se viderit, impeditionem* [*impedimentum* Digby 86 f. 36b] *significat*; L 30: *Caecum se videre, in peccatis cadere significat*; Astrampsychos V. 87: *Τυφλὸν φανέσθαι, πάγκαλον λίαν ἔγν*; Nikephoros V. 131: *Τυφλὸν φέρεσθαι, πάγκαλον τοῦναρ νόει.*

XXXVI = TA 296: *Si videris te vomitum faeere, cogitationes et consilia tua dispersa et annihilata esse significat*; vgl. TA 61 (= Tit. D. XXI f. 12b): *Cibum vomere, damnum significat.* Digby 86 f. 36a: *Cibum vomere, quicquid in secreto peccaverit, apertum significat.*

XXXVII = L 38: *Cum imperatore vel rege loqui, dignitatem magnam significat*; Ps.-Daniel 234: *Μετὰ ἐπάρχου ὁμιλεῖν, θόρυβον σημαίνει.*

XXXVIII = TA 297: *Si videris collum tuum ligatum, cautum te esse, ne quid iniquum facias, significat*; TC 24: *Gif man mæte, þæt him si his swura ȝebunden, beorȝe him þonne ȝeorne wið ealle freene þinȝ*; vgl. L 86 (= Tit. D. XXVI f. 14b): *Ligatum se videre, impedimentum significat.*

XXXIX. Vgl. L 95a: *Montem ascendere, laborem habere significat*; Nikephoros V. 95: *Ὄρη βατὸν, πράγμασι σημαίνει βίαν.*

---

[1] In H steht das Traumgesicht XXXV hinter XXXVI.
[2] So liest die Hs., nicht *forlætnes* und *ȝoda*, wie Cockayne schreibt.
[3] Hier hat der Rubrikator vergessen, die rote Initiale (*G*) einzufügen.
[4] Cockayne setzt stillschweigend aus T ein: *ȝefealic ȝifu to.*
[5] Das ganze Traumgesicht fehlt in T.

T [*XL*] Gif him þince, þ*æt* he ofdune astiȝe, he on-fehþ broces dæl.
H Gyf him þince, þ*æt* he of dune astiȝe, broces del he on-fehþ.
T [*XLI*] Gif him þince, þ*æt* he mid his freondes wife hæme, þ*æt*
H Gyf hine mete, þ*æt* he mid his freondes wyfe hæme, þæt
T biđ adl.
H byđ adle.[1]
T [*XLII*] Gif him þince, þ*æt* he mid his aȝenum wife hæme, þ*æt*
H Gyf him þince, þ*æt* he mid his aȝene wife heme, þ*æt*
T biđ ȝod swefn.
H byđ ȝod swefen.
T [*XLIII*] Gif him þince, þ*æt* he hine ȝeorne[2] to ȝode ȝebidde,
H Gyf hine mete, þ*æt* he hine to ȝode ȝe-bidde,
T micel ȝefea him biþ toweard.
H micel ȝyfe him byđ toweard.
T [*XLIV*] Gif[3] him þince, þ*æt* he sy unȝyrd[4], broc þ*æt* biþ.
H

XL = TA 298: *Si videris de alto loco subtus in obscuro te cadere, angustias vel iniurias significat*; TA 272: *Si videris, quod de altissimo cadas desubtus, aut pauperem bonum et aut diritem malum significat* = TC 25: *Gif man mæte, þæt he of heahre dune fealle, ȝod þæt biđ þearfan, and þam welizan yfel*; Druck 1-2: *De monte vel turri vel arbore descendere, damnum significat*; vgl. L 20[s]: *Ab alto cadere qui se viderit, graviter languescet*; Ps.-Daniel 217: *Κάτω ἔπεσθαι ἑαυτὸν ὁρᾶν, παραφυλάττεσθαι μὴ ὑποφέρειν ζημίαν.*

XLI = Digby 86 f. 36[a]: *Cum uxore amici concumbere, aegritudinem significat*; TA 299: *Si videris, quod concupiscas uxorem proximi tui, malum dolorem in corpus significat.*

XLII = TA 300: *Si videris cum uxore tua accumbere, bonum significat*; Digby 86 f. 36[a]: *Cum uxore sua concumbere, actus bonus est*; Ps.-Daniel 235: *Μετὰ γυναικὸς ἰδίας συγκοιτάζειν, ἀποδημοῦντι καλόν, ἄλλοις δὲ οὐχί.* Vgl. L 39[n]: *Cum coniuge, litteras significat.*

XLIII = TA 301: *Si videris te orare ad Dominum, grande gaudium tibi advenisse significat.* Danach könnte das *ȝeorne* in T wohl Zusatz des Kopisten sein. Vgl. L 49[a]: *Deum adorare, gaudium significat*; Ps.-Daniel 117: *Εὐχὰς ποιεῖσθαι, χαλοὺς καιροὺς σημαίνει.*

XLIV. Ich wüßte nur zu vergleichen Digby 86 f. 38[b]: *Nudum se videre.*

[1] Von Cockayne stillschweigend korrigiert in *adl.*

[2] Cockayne setzt stillschweigend *ȝeorne* und *ȝefea* in seinen Text, der sonst H folgt, ein.

[3] Die Traumgesichte XLIV—LIII (also zehn Nummern) fehlen in H. Cockayne führt sie aus T in seinen Text ein. Wenn er dabei sagt: *Ten lines from T*, so stimmt das weder für seine Zeilen noch die der Hs.; er meinte also nicht 'Zeilen' (*lines*), sondern Traumgesichte.

[4] Dem Latein zufolge steht dies *unȝyrd* höchstwahrscheinlich für *un-*

T [*XLV*] Gif him þince, þ*æt* he dracan ȝeseo, ȝod þ*æt* biþ.
H

171 T [*XLVI*] Gif him þince, þ*æt* he deme dom, þ*æt* biđ[1] ȝod.
H

T [*XLVII*] Gif him þince, þ*æt* his[1] heafod sy bescoren, þ*æt* byþ broc.
174 H

T [*XLVIII*] Gif him þince, þ*æt* he hæbbe micel feah[2], tiddernes
H

177 T him biþ to-werd.
H

T [*XLIX*] Gif him þince, þ*æt* he hæbbe niwe[3] sceos, mid broce
180 H

T him cymþ ȝestreon.
H

laborem in aetate significat bzw. die vollere Form in L 103: *Nudis pedibus ambulare vel nudum se videre, tristitias et labores magnas significat.* Dann würde allerdings *unȝyrd* für *unȝyred* 'unbekleidet' stehen. Gut würde dann passen Ps.-Daniel 95: *Ἐκδυόμενον ἑαυτὸν ὁρᾶν, ἀρρώστοις καλόν, τοῖς δὲ λοιποῖς δυσχερὲς σημαίνει.*

XLV = TA 86: *Dracones viderit, aliquam dignitatem significat*; Digby 86 f. 36[b]: *Dracones videre, gaudium vel* [*g. v.* fehlt Tit. D. XXVI f. 13[a]] *dignitatem significat*; TA 273: *Si videris draconem super te volantem, thesaurum significat*; Ps.-Daniel 79: *Δράκοντα ἰδεῖν, ὄχλοιν πολλὴν σημαίνει*; 86: *Δράκοντα ἰδεῖν εἰς τὸν ἴδιον οἶκον, καλὸν σημαίνει.*

XLVI = TA 280: *Si videris, quod iudicas populum, bonum vel honorem significat.*

XLVII = TA 48: *Caput sibi tondi, damnum significat* (= Tit. D. XXVI f. 12[b], Digby 86 f. 36[a], Ampl. Q. 21 f. 136[b]); Ms. Conrady f. 3[a]: *Caput tonsum habere, deceptionem s.*; L 42: *Caput tondere, deceptionem cum damno significat*; Ps.-Daniel 195 (vgl. Astrampsychos 84, Nikephoros 129): *Κεφαλὴν ἑαυτὸν ἰδεῖν κεκαρμένον, ζημίαν σημαίνει.*

XLVIII. Entweder lag ein Traumgesicht wie Druck 1-2: *Pecuniam accipere, discordiam significat* zugrunde, dann wäre *feah* in *feoh* zu bessern. Oder aber der Angelsachse hatte vor sich so etwas wie Digby 86 f. 36[a]: *Capillosum se fieri, infirmitatem significat* oder L 41: *Caput cum longis crinibus habere, fortitudinem significat.* (Ps.-Daniel 118: *Ἔντριχον ἑαυτὸν ἰδεῖν, καλὸν καὶ ἀγαθὸν σημαίνει*) oder oben Nr. XXXIII. Dann wäre das ae. *feah* für *feahs, feax* 'Haar' verschrieben.

XLIX = L 43: *Calciamenta nova habere, gaudium et laetitiam* [dafür *con-*

ȝyred 'unbekleidet' und wäre dann also nicht mit Cockayne und Toller zu *ungyrdan* 'losgürten', sondern zu *ungyrwan* zu ziehen.

[1] Cockayne schreibt irrigerweise *biþ* und *hiſ*.

[2] Es läßt sich nicht sicher sagen, ob dies *feah* für ae. *feoh* 'Geld' oder für *feahs, feax* 'Haar' verschrieben ist. Vgl. das Latein. Cockayne setzt stillschweigend *feoh* ein.

[3] So die Hs., nicht *newe*, wie Cockayne druckt.

T [*L*] Gif him þince, þ*æt* he bec hæbbe, þ*æt* biþ uncuð hlaford 183
H
T oððe caldor-man.
H 186
T [*LI*] Gif him þince, þ*æt* he huntiȝe, [*f. 39a*] beorȝe him ȝeorne
H
T wið his fynd. 189
H
T [*LII*] Gif him þince, þ*æt* he hundas ȝeseo 7 hi hine gretan,
H 192
T beorȝe him eac wið his fynd.
H
T [*LIII*] Gif him þince, þ*æt* he ȝeseo hundas yrnan, þ*æt* byþ micel 195
H
T ȝod to-weard.
H 198
T [*LIV*] Gif him þince, þ*æt* he fixas ȝeseo, þ*æt* biþ ren.
H Þonne him þince, þ*æt* he fiscas ȝe-seo, þ*æt* byð reȝn.
T [*LV*] Gif him þince, þ*æt* he bradne monan ȝeseo, þ*æt* biþ ȝod swefen. 201
H Gyf him þince, þ*æt* he bradne monan ȝe-seo, þ*æt* byð ȝod swefn.

solationem Druck[3]] *significat*; TA 49: *Calciamento novo calciari, lucrum ex insperato significat.*

L = L 35: *Codices* [+ *vel literas* Digby 86] *legere vel legentes videre* [*v. l. r.* fehlt Digby 86], *nuntium bonum* [*gaudium* Digby 86] *annuntiabitur*; TA 71: *Codicellos cuiusque rei accipere vel legere aut legente*[*m*] *audire, felicitatem temporis significat*; Druck [1-2]: *Libros studere, lucrum significat*; Nikephoros V. 20: *Βίβλον χρυτῶν, νόμιζε τιμῶν λαμβάνειν*; Ps.-Daniel 45: *Βίβλον λαβὼν ἢ καὶ λαμβάνων, νόμιζε τιμὴν καὶ δόξαν* (= Nikephoros, Rev. d. étud. grecques 1895, S. 252 V. 32); 171: *Κοδικέλλας ἰδεῖν ἢ ἀναγνῶναι, εὐτυχεστάτους καιροὺς σημαίνει* Vgl. auch unten Nr. LXXIX.

LI = TA 243: *Venationem facere, lucrum significat*; L 143: *Venationes facere, aliquam acquisitionem significat.*

LII = TA 281: *Si videris multos canes, de inimicis tuis te cavere significat*; L 46 (= TA 52): *Canes latrantes videre vel ab eis infestari, ab inimicis tuis superabis*; Digby 86 f. 36a: *Canes videre, inimicum cavere significat*; Ps.-Daniel 183: *Κύνας <ἰδεῖν> καὶ ὑπ' αὐτῶν διώκεσθαι, ἐχθρῶν στάσιν σημαίνει*; 191: *Κύνας πλείστους ἰδεῖν, ὄχλησιν σημαίνει.*

LIII = Ps.-Daniel 148: *Θηρία τρέχοντα ἰδεῖν, ταραχὴν σημαίνει.* Das Altenglische setzt voraus ein Traumgesicht *multos canes currentes*, was leicht als Variante zum vorhergehenden entstanden sein mag.

LIV = TA 170: *Maris pisces viderit, anxietatem gravem significat*; L 121[c]: *Pisces magnos videre, laetitiam habere significat*; Ps.-Daniel 161: *Ἰχθύας ἰδεῖν, ἐχθρῶν διάβασιν σημαίνει.*

LV. Meinte der Angelsachse so etwas wie *Lunam claram videre, gaudium*

T [*LVI*] Gif him þince, þæt he hwit hors ȝeseo oððe on ride,
204 H Gyf mon mete, þæt he hwit hors hæbbe oððe on ride,
T þæt biþ weorðmynt.
H þæt byð weorðmind.
207 T [*LVII*] Gif him þince, þæt he on blacan horse ride, þæt biþ
H Gyf him þince, þæt he on blacum horse ride, þæt byð
T his modes anȝnes[2].
210 H his ȝoda[1] modes eaȝnes[2].
T [*LVIII*] Gif him þince, þæt he on readum horse ride, þæt biþ
H Gyf him þince, þæt he on redum[3] horse ride, þæt byð
213 T his ȝoda wanunȝ.
H his ȝoda waniȝend[4].

[*lucrum* Digby 86 f. 37[b], Ampl. Q. 21 f. 138[a], *invidiam* TA 151] *significat* Tit. D. XXVI f. 14[a], Ps.-Daniel 312: *Σελήνην λαμπρὰν θεωρῆσαι, πραγμάτων ταράξεις σημαίνει*, wobei als Gegensatz zu vergleichen wäre Ps.-Daniel 311: *Σελήνης ἐλάττωσιν ἰδεῖν, ζημίαν σημαίνει*? Oder dachte er an Traumgesichte wie TA 271: *Si somniaveris te duas lunas videre, gaudium et laetitiam significat*; TA 112: *Lunas duas viderit, invidiam significat*; L 83: *Lunas duas vel plures videre, potestates tibi aserescunt*, vgl. Ps.-Daniel 138: *Ἡλίους δύο ἰδεῖν, ἐξουσίαν, εὐτυχίαν καὶ μυστηρίων φανέρωσιν σημαίνει*?

LVI = TA 87: *Equo albo sedere, eventum* [*muntium* Tit. D. XXVI f. 13[b]] *bonum significat*; L 55: *Equos albos habere* [*videre* Digby 81, Cambridge Gg. 1. 1] *vel sedere, iocunditatem significat*; Astrampsychos V. 29: *Ἵππων δὲ λευκῶν ὄψις, ἀγγέλων χρήσις*; Ps.-Daniel 166: *Ἵππῳ λευκῷ καθεσθῆναι, ὁδὸν ἐπικερδῆ σημαίνει.*

LVII = TA 88 (= Tit. D. XXVI f. 13[b]): *Equo nigro sedere, anxietatem significat*; L 57: *Equos nigros vel fallicios* [lies *falros*?] *sedere, anxietatem cum damno vel detrimentum significat*; Astrampsychos V. 28: *Ἵππους μελαίνας, οὐ καλὸν πάντως βλέπειν* = Nikephoros V. 61: *Ἵππους μελανούς, οὐ καλὸν πάντως βλέπειν*; Ps.-Daniel 157: *Ἵππῳ μελανῷ καθεσθῆναι, ζημίαν σημαίνει.*

LVIII = L 56: *Equos rufos vel baios habere, bonum muntium significat*;

---

[1] *ȝoda* ist offenbar zu streichen.

[2] Der bei Bosworth aus Somner entnommene Beleg *angnes môdes* 'anxietas animi' geht jedenfalls auf unsere obige Stelle zurück. Das Wort ist noch zweimal aus Psalterglossen belegt: Salisbury-Ps. 118, 143 und Eadwine-Ps. 31, 4. — Das *eaȝnes* der Hs. H ist wohl verschrieben für *enȝnes*, das weiter unten (Nr. LXVII) in derselben Hs. als *ænȝnes* erscheint. Ein Substantivum *enȝness* 'Bangigkeit' ist zwar bisher sonst im Altenglischen nicht belegt. Bei dem Nebeneinanderstehen von adjektivischem *enȝe* 'bang' und adverbiellem *anȝe* kann sehr wohl auch eine Substantivform *enȝness* neben *anȝness* aufgekommen sein.

[3] Cockayne schreibt stillschweigend *readum*. Wegen des monophthongierten *rēdum* unserer Hs. s. oben S. 275 A. 2.

[4] Unkonsequenterweise läßt Cockayne hier das *waniȝend* von H bestehen, während er vorher in Nr. XXXIII das *wanunȝ* von T eingeführt hatte.

T [*LIX*] Gif him þince, þæt he on fealewum horse
H Gyf him þince, þæt he on fealawan horse ride þæt byð
T oððe on ȝræȝium ride, þæt biþ ȝod swefen.
H ȝod[1] oððe ȝræȝan , þæt byð ȝod swefn.

T [*LX*] Gif him þince, þæt he wer slea, þæt bið ȝecyd wiþ
H Gyf man meteð, þæt he wær slea, þæt byð ȝe-cid wyð
T his freond.
H his freond.

T [*LXI*] Gif him þince, þæt he his feond slea, beorȝe him
H Gyf him þince, þæt he oððerne slea, beorȝe he him
T ȝeorne wiþ frecne þinȝ.
H ȝeorne wyf[2] fræcno þinȝ.

T [*LXII*] Gif him þince, þæt he þeowas ȝeseo, him byþ ȝod[5] towerd.
H Gyf him þince, þæt he þeo*w*as[3] ȝe-seo, hinn by*d*[4] toward.

T [*LXIII*] Gif him þince, þæt he[6] deadne mann cysse, þæt biþ
H Gyf hine mete. dead-ne man-an[7] cysse, þæt byð
T lanȝ lif 7 ȝod[8].
H lanȝ lyf.

vgl. TA 90 u. 91: *Equo baio sedere, expeditionem significat. Equo castanco sedere, negotium foedum significat.*

LIX = TA 89: *Equo flavo sedere, detrimentum significat.*

LX = TA 131: *Hominem occidere* [*in somnum occidere* Digby 86 f. 37a], *tutamentum significat*; TC 14: *Gif he ȝeseo, þæt man oþerne man slea, beorȝe him wiþ broc.*

LXI =? Das Altenglische setzt ein *Hostem occidere* voraus, das als Variante zum Vorhergehenden leicht entstanden sein könnte, zumal es sich in die alphabetische Reihenfolge einfügt.

LXII =? Das Altenglische setzt voraus ein *servos* oder *servientes videre*, das ich nirgendwo sonst gefunden habe.

LXIII = TA 178: *Mortuum osculari, vitam virendi significat* (= L 91 f. Tit. D. XXVI f. 14b, Digby 86 f. 38a, Ampl. Q. 21 f. 138b), TC 9: *Gif man mæte, þæt he deadne mann eysse, lanȝsum lif and ȝesæliȝlic him biþ towerd.*

[1] Dies erste *þæt byð ȝod* ist natürlich als Dittographie zu streichen.
[2] So die Hs., nicht *wyd*, wie Cockayne stillschweigend bessernd schreibt.
[3] *þeofas* Hs. [4] *byd*: s. oben S. 271 A. 3.
[5] Cockayne setzt *ȝod* stillschweigend in seinen H-Text ein.
[6] *þæt he* ist in H vom Kopisten vergessen: Cockayne setzt es stillschweigend in seinen Text ein.
[7] Die Hs. schließt die Zeile mit *man* und beginnt die nächste nochmals mit *an*. Cockayne schreibt nur *mann*.
[8] Auch *and ȝod* nimmt Cockayne stillschweigend in seinen H-Text auf.

T [*LXIV*] Gif him þince, þ*æt* he ȝesco scyp yrnan, ȝod ærende
234 H Pon*ne* him þince, þ*æt* he ȝe-seo scyp yrnan, ȝod ærende
T him biþ towerd.
H him byđ towerd.
237 T [*LXV*] Gif him þince, þ*æt* he hnyte somniȝe, ȝod þ*æt*
H Gyf hine mete, hnyte somnie, ȝod þ*æt*
T biđ, ȝif he hi ne ytt, 7 yfel, ȝyf he hy ytt.[1]
240 H byđ.
T [*LXVI*] Gif him þince, þ*æt* he oþerne cysse, ȝod þ*æt* biđ.
H Gyf him þince, þ*æt* he ođđerne[2] cysse, ȝod þ*æt* biođ[2].
243 T [*LXVII*] Gif him þince, þ*æt* he huniȝ ete odde ȝeseo, þ*æt*
H Gyf hine mete, þ*æt* he huniȝ æte[3] odde ȝe-seo, þ*æt*
T bid anȝnys.
246 H byd ænȝnes.[4]
T [*LXVIII*] Gif him þince, þ*æt* he bellan ȝeseo odde ȝehyre,
H [*f. 152a*] Gif him þinced, þ*æt* he bellan ȝe-seo odde ȝe-hire,
249 T weordmynt him byþ towerd.
H weordmind him byd toweard.
T [*LXIX*] Gif him þince, þ*æt* he on circean sinȝan[5]
252 H Gyf hine mete, þ*æt* he cirican ȝe-seo odde sinȝan

LXIV = Druck[3]: *Naves videre navigare, bonum signum est*; L 97: *Navigium* [*naves* al.] *videre, nuntium bonum est*; TA 183: *Naves viderit, bonum nuntium significat*; Ps.-Daniel 290: *Ἱλοῖον ἐν πελάγει τρέχειν* [= ae. *yrnan*] *ἰδεῖν, χαρὰν μεγάλην σημαίνει.*

LXV = TA 184: *Nuces colligere, lites significat* (= Tit. D. XXVI f. 15a, Digby 86 f. 38b); L 102a: *Nucem videre aut manducare, discordiam* [*disc. vel litem* Digby 86 f. 38b] *significat.*

LXVI = TA 282: *Si videris osculum te dare proximo, bonum significat*; vgl. TA 196 (= L 112, Tit. D. XXVI f. 15a, Digby 86 f. 38b, Ampl. Q. 21 f. 138b): *Osculum dare, damnum significat*; Astrampsychos V. 92: *Φιλεῖν, ἐγείρει δυσμενῶν μαχρὰς μάχας.*

LXVII = TA 182: *Mel accipere se viderit, careat, ne ab alio seducatur*; Titus D. XXVI f. 15a: *Mel accipi, ab alio decipi significat*; Digby 86 f. 38a: *Mel manducare, tristitiam significat.*

LXVIII = Digby 86 f. 35b: *Campanam sonare et sonitum eius audire, aliquam famam significat.*

LXIX = TA 190: *Organa cantare viderit* [*videre* Tit. D. XXVI f. 15a], *vici-*

[1] Cockayne setzt stillschweigend den ganzen in H fehlenden Satzteil *ȝif he hi ne ytt, and yfel ȝif he ytt* in seinen Text ein.

[2] So die Hs., nicht *ođerne* und *biđ*, wie Cockayne druckt.

[3] Cockayne schreibt stillschweigend mit T *etc.* [4] Vgl. S. 284 A. 2.

[5] Der Angelsachse scheint das lat. *organa cantare* durch einfaches *singan* wiederzugeben, weil er bei dem lat. *organum* offenbar mehr an den mensch-

T ȝehyre, mycel ȝod þæt tacnad.
H ȝe-hire, micel ȝod þæt tacnad.

T [*LXX*] Gif him þince, þæt he mann ȝeseo mid wæpne ȝe- 255
H Gif him þince, þæt he iseo[1] man mid wæpnan ȝe-
T wundod, ymb-hydiȝ sorh þæt biþ.
H wundodne, ymb-hidiȝ forȝ[2] þæt byd. 258

T [*LXXI*] Gif him þince[3], þæt he wæpen weȝe, orsorhnys þæt byþ.
H Gyf him þince, þæt he wæpen weȝe, þæt byd orsorh.

T [*LXXII*] Gif[4] him þince, þæt he wiþ his scrift[5] sprece, þæt 261
H
T tacnad his synna for-ȝyfennysse.
H 264

nas laetitias [*laudes* Tit.] *significat*; L 106: *Organum audire cantantem, iracundiam magnam significat.* Vgl. Nikephoros V. 132: *Ὄργανον ἀκούειν, γειτόνων μάχας νόει.* Anderseits Digby 86 f. 36b: *Ecclesiam aedificare vel intrare, novum sacerdotem significat.*

LXX = Druck[3]: *Cum ferro se videre vulneratum, significat damnum*; TA 99: *Ferro percussum viderit, sollicitudinem significat*; L 60: *Ferro percussum se videre, desolationem* [*sollicitudinem* Digby 86 f. 37a] *significat*; vgl. Digby 86 f. 37a: *Hominem occisum videre, tutationem significat.*

LXXI = TA 277: *Si videris, quod gladio cris cinctus, securitatem significat*; Digby 86 f. 37a: *Gladium portare, securitatem significat*: L 71a: *Gladium ferre vel gladio* [*et de ipso* TA 119] *laedi* [*ludere* TA 119], *anxietatem significat*; TC 4: *Gif him mæte, þæt he sweord wege, orsorhness ȝfela þæt bioþ.* Vgl. TA 5: *Arma in somnis portare, tutamentum* [*honorem* L 4] *significat*; Nikephoros V. 83: *Μαχῶν μάχαιρα ζωγραφεῖ κρατουμένη.*

LXXII. Genau dasselbe lateinische *L*-Traumgesicht (das ich in seiner Ur-

---

lichen Gesang zur Orgel als an den Ton der Orgelpfeifen dachte. Daher erklärt sich auch, daß das Lehnwort *organ* im Altenglischen direkt für ein Gesangsstück gebraucht wird: am deutlichsten in zwei Stellen des poetischen *Salomon and Saturn* (V. 33 und 53), wo sogar der Gesangstext, nämlich das Vaterunser, gemeint ist. Weniger deutlich *Ecclesiastical Institutes* (ed. Thorpe II 400 11): *þær is aa singalic organa swyg, þe from englum and heahenglum on þæs hehstan cyninges gesihðe hid sungen.* Auch heißt sowohl mlat. *organare, organizare* wie ae. *organian* 'zur Orgel singen'.

[1] Beachtenswerte Form für den Übergang des Präfixes *ȝe-* in *i*. Noch älter (Ende des 11. Jahrhunderts) ist das *imaced* aus Hatton 116 p. 391, welches ich *Vercelli-Codex* S. 135 beigebracht habe. Vgl. Sievers[3] § 212 A. 1. Cockayne druckt stillschweigend *ȝeseo*.

[2] Hs. *forȝ* mit insularem *f*; Cockayne bessert stillschweigend in *sorȝ*.

[3] Das *e* hat hier eine eigenartige Schleife, die genau wie eine große Cedille aussieht. Vielleicht war *e* aus *ȝ* korrigiert?

[4] Von hier ab fehlen abermals zehn Traumgesichte (Nr. LXXII—LXXXI) in H. Cockayne setzt sie aus T ein.

[5] Das ae. *scrift* heißt hier 'Beichtvater'.

T [*LXXIII*] Gif him þince, þ*æt* his wif si mid bearne, þ*æt* bid ȝod
H
T swefen.
H
T [*LXXIV*] Gif him þince, þ*æt* he næddran ȝeseo, þ*æt* bid yfeles
H
T wifes niþ.
H
T [*LXXV*] Gif him þince, þ*æt* he ȝeseo lic beran, ne biþ[1] þ*æt*
H
T nan laþ.
H
T [*LXXVI*] Gif him þince, þ*æt* he æt woruld-ȝeflitum[2] si, þ*æt* [*f. 39a*]
H
T tacnad him adl towerd.
H
T [*LXXVII*] Gif him þince, þ*æt* he hæbbe hwit sceap, þ*æt* tacnad ȝod.
H

form bisher nicht gefunden habe) liegt zugrunde dem mittelkymrischen Traumbuche des Llanstephan Ms. 27 (ca. 1400): Nr. 161 *Dy welet yn kyfrwch ath periglawr, madeuein oth pechod* 'Dich mit deinem Pfarrer zusammenkommen sehen, bedeutet Vergebung deiner Sünden'. Allenfalls könnte man vergleichen ein lateinisches Traumgesicht, wie Druck[3]: *Cum magnis dominis loqui vel intrare aliquem locum, significat hilaritatem.*

LXXIII. Vgl. Digby 86 f. 38b: *Parere mulierem, erementum significat.*

LXXIV = Druck[3]: *Serpentes multos videre, significat deceptionem de femina*; TA 231: *Serpente infesto pati, inimici visionem significat*; L 135: *Serpentem infestare, inimici tui superationem significat.*

LXXV. Vgl. Digby 86 f. 37b: *In feretro aliquid iacere, mortem significat*; f. 39b: *Sepulturas videre, mortuum significat*; Druck[1]: *Feretrum tractare, mortem* [*malum* Druck[2]] *vel infirmitatem significat.*

LXXVI = Druck[3]: *In curia se videre, significat inridiam* (Astrampsychos V. 21: Ἐκκλησίαις ἑστῶσιν ἔγκλησιν φέρει = Nikephoros V. 45: Ἐκκλησίαις ἑστὼς τις ἐγκλήσεις ἔχει) oder TA 167: *Litigare in somnis, negotii incrementum* [*gaudium* Digby 86 f. 38a] *significat*; L 87h: *Lites super se videre, maculam de se dicere significat.*

LXXVII. Im Druck[3] erscheint ein Traumgesicht, das bis auf das erste Wort zu unserem Angelsachsen stimmt, nämlich *Ossa alba videre, bonum signum*

[1] *ne biþ. ne biþ* Hs.

[2] *woruld-ȝeflit* 'bürgerlicher Rechtsstreit', d. h. 'Prozeß um weltliche Dinge' im Gegensatz zu dem um geistliche Dinge. Es scheint das lat. *curia* wiedergeben zu sollen. Toller übersetzt 'a secular dispute', Cockayne kaum richtig 'a scolding match'. Übrigens ist das Kompositum nur hier belegt.

T [*LXXVIII*] Gif him þince, *þæt* he habbe ferr-hryder[1], ne byþ *þæt*
H
T naþor ne ȝod ne yfel.
H
T [*LXXIX*] Gif him þince[2], *þæt* he eriȝe odde sauwe, ȝestreon him
H
T biþ towerd.
H
T [*LXXX*] Gif him þince, *þæt* he awiht on ȝodcundum bocum rædde
H
T odde leorniȝe[3], micel wurdmynt him byþ towerd æt ȝode.
H
T [*LXXXI*] Gif him þince, *þæt* he on hwylcere[4] fæȝerre stowe si,
H
T nid his modes him cymed.
H

est. Da nun *ossa alba* 'weiße Knochen' nicht sonderlich nahe liegen und das unmittelbar sich anschließende Traumgesicht *Ora ridere, quae sunt alterius coloris quam albi* lautet, liegt die Annahme nahe, daß jenes *ossa alba* aus *ora alba* verderbt ist. Von hier aus ist es aber nur ein kleiner Schritt, durch Textverderbnis zu dem vom Altenglischen vorausgesetzten *oves albas* zu gelangen, zumal sonst die *oves* keine kleine Rolle in Traumgesichten spielen: so erscheinen z. B. *oves lanosas, oves pascentes, oves tondere* u. a. m.

LXXVIII = Digby 86 f. 39[b]: *Tauros videre, ventilationem vel impedimentum significat*; f. 40[a]: *Taurum se infestare, inimicum significat*; Astrampsychos V. 7: *Βόας θεωρεῖν, εἰς κακὴν πρᾶξιν φέρει.*

LXXIX = TA 22 (= Sloane 474 f. 218[a]): *Arare qui se riderit, labores maximi ei obveniunt*; L 20[b]: *Arare terram vel seindere, solicitudinem* [*sol., tristitiam vel mortuum* Digby 86 f. 34[b]] *significat.*

LXXX = Druck 1-2: *Libros studere, lucrum significat*; vgl. Druck 3: *Litteras preparare vel videre se studere, significat hilaritatem.* Siehe auch Nr. L und die dazu angeführten lat. Traumgesichte.

LXXXI. Vgl. Druck 3: *In loco sacro ire, bonum signum est*; Druck 1-2: *In lecto vel in loco clauso esse, damnum significat.*

[1] Das Kompositum *ferr-hrȳðer* oder besser in der älteren Form der Blickling-Homilien *fear-hrȳðer* 'männliches unverschnittenes Rind, Stier' ist bei Bosworth-Toller nachzutragen. Hall und Sweet sowie Jordan (*Ae. Säugetiernamen* S. 162) buchen es bereits.

[2] Bei Cockayne verdruckt als *þnce*.

[3] Die Hs. liest ganz klar *lorniȝe*. Cockayne setzt diese Form zwar auch in den Text, bietet aber am Seitenfuße als Lesung der Hs. *lorninȝe*, was auf einem Irrtum beruht.

[4] Bei Cockayne verdruckt als *hwylcere*.

T [*LXXXII*] Gif him þince, þæt he ȝeseon ne mæȝe, lære ic
H Gyf man mæte,[1] þæt he seon[2] ne mæȝe, lær[3] ic[3]
T hine, þæt he him beorȝe wid his ehtend.
H hine, þæt he him his[4] eahtent[4] beorȝe.
T [*LXXXIII*] Gif men þince, þæt he seoluc odde ȝode-webb[6]
H Gyf man mæte, þæt he seo lac[5] odde ȝod-web
T hæbbe, þæt bid ȝod hwilum[8] 7 hwilum leasunȝ.
H hæbbe[7], ȝod hit byd 7 hwilum læsung[9].

LXXXII. Vgl. Digby 86 f. 36[b]: *Caecum se videre, impedimentum significat* und die unter Nr. XXXV beigebrachten Parallelen.

LXXXIII = Digby 86 f. 40[a]: *Vestem purpuream habere, honorem* [*iocunditatem* Druck[1-2]] *significat*; Astrampsychos V. 75: *Στολὴν δ' ἁλουργόν, εἰς μαχρὰν νόσον φέρει* = Nikephoros V. 119: *Στολὴ δ' ἁλουργὶς εἰς μαχρὰν δηλοῖ νόσον.*

---

[1] So liest die Hs., nicht *mete*, wie Cockayne druckt.

[2] Cockayne setzt stillschweigend *ȝeseon*, die Form von T, hier ein.

[3] Die Hs. liest *læric*; Cockayne bessert stillschweigend in *lære ic*.

[4] So (*his eahtent*) die Hs., Cockayne setzt stillschweigend aus T ein: *wiđ his ehtend*. Wegen *ea* für *ē* siehe S. 275 A. 2.

[5] Die Hs. deutlich *seo lac*, wofür Cockayne stillschweigend aus T die richtige Lesart *seoluc* einführt.

[6] Das *ȝodweb* von H bietet natürlich die ältere Form. Aber auch *godewebb* (T) mit analogischem *-e-* in der Kompositionsfuge ist hinreichend gesichert. Von den dreißig mir bekannten Belegen für das Wort sind außer dem obigen noch acht mit dem Fugenvokal überliefert (*godewebb* Ælfric Hom. I 62 [26]; Wulfstan 183 [9] Hs. B [d. i. C.C.C. Cambr. Nr. 419, M. 11. Jahrh.]; Durham-Hym. 78 [18]; Napier Gl. 1 461, 1378, 3162, 5322; Vercelli-Hom. f. 115[a]; aber *godwebb* Exod. 587; Räts. 33 [10]; Crist 1135; Ælfred Boetius 28 [31] u. VIII 25, C. Past. 87 [9], Greg. Dial. 310 [1]; Martyr. 34 [10]; Wulfstan 183 [9], 262 [21], 263 [4]; Ælfric Archiv 101, 317; Vercelli-Hom. f. 9[a] ed. Förster S. 87 [5]; Napier Gl. 1 1059; Brüsseler Gl. 417, 431, 438, 526; W.-W. 197 [23], 212 [29], 234 [20], 282 [20], 370 [2], 402 [8]). Das falsche *-e-* in der Kompositionsfuge ist auch sonst bei Kompositen mit *god* 'Gott' belegt: so z. B. *godeeund* Durham-Rit. 184 [8], 198 [16]; *godegyld* 'Götzenbild' Pariser Ps. 105 [17]; *godefyrht* 'gottesfürchtig' Peterborough-An. ed. Plummer 31 [17]. Dasselbe Kompositum findet sich auch in anderen germanischen Dialekten: as. *godwebbi* (Hel. 3330, 3762; daß hier nicht *mid gôdu webbiu* zu lesen und zu trennen ist, wie Braune will, lehrt das Vorkommen der Nominativform *godewebbi* in dem as. St.-Petri-Glossar 62[c] und 83[b] [Wadstein S. 73 [18] u. 80 [20]]; vgl. Holthausen, As. Elmtb. § 149), afrs. *godwob*, an. *guđfevr*, ahd. *gota-webbi*, von denen die letzten beiden lehren, daß es sich hier um eine Zusammensetzung mit *god* 'Gott', nicht mit *gōd* 'gut' handelt. — Das Wort bedeutet offenbar einen 'kostbaren Webstoff' wohl von roter Farbe; ob es sich aber um ein Leinwand-, Baumwolle- oder Seidengewebe handelt, läßt sich aus den sehr verschiedenartigen lateinischen Glossierungen (*purpura, byssus, bombycinum, sericum* u. a. m.) nicht recht erkennen. Das neuisl. *guđvefur* bezeichnet 'Sammet'.

[7] Das *h* über der Zeile eingefügt.

[8] Cockayne nimmt das in H fehlende erste *hwilum* stillschweigend aus T herüber.

[9] So die Hs., nicht *leasunȝ*, wie Cockayne schreibt.

T [*LXXXIV*] Gif him þince, þæt he befyled si, ȝod þæt bid.
H Gyf mon meæ[1], þæt he filed[2] sy, ȝod þæt byd.

T [*LXXXV*] [G]if him þince, þæt he wurdlic ref ȝeseo, þæt
H Gyf man mete, þæt he weordlice ȝe-restod[3] sio, ȝod[4]
T biþ ȝod.
H þæt byd.

T [*LXXXVI*] Gif him þince, þæt he feala swyna ætsomne ȝeseo,
H Gyf man mæte, þæt he feola swysa[5] æt-samne ȝe-seo,
T þonne mæiȝ he wenan broces.
H þonne mæȝ he hine[6] wenen[6] broces.

T [*LXXXVII*] Gif him þince, þæt he feala henna ȝeseo odde hæbbe,
H
T þæt bid ȝod.[7]
H

LXXXIV. Vgl. TA 248: *Via lutosa ducere vel ambulare, molestias graves significat*; L 148: *Viam lutosam ambulare, periculum significat* (Astrampsychos V. 27: *Ἰλὺν πεπλευκὼς τοῦ νοὸς νόει βλάβον* = Nikephoros V. 63: *Ἰλὺν ὑποδῦς, τῆς ψυχῆς βλάβον νόει*), oder vielleicht besser Ps.-Daniel 163: *Ἱμάτια μεμολυσμένα ἔχειν ἢ πεπηλωμένα, δυσχερές τι καὶ οὐκ ἀγαθὸν σημαίνει.*

LXXXV = TA 247: *Vestem formosam habere, laetitiam significat*; L 146: *Vestimenta formosa habere, gratiam in publico significat*; Ps.-Daniel 154: *Ἱματίοις καλοῖς ἀμφιάζεσθαι, τερπνότητα σημαίνει.*

LXXXVI = TA 210: *Porcos viderit* [*videre* Tit. D. XXVI f. 15b, Digby 86 f. 39a], *infirmitatem significat*; L 121: *Porcos videre aut plumbum tractare, infirmitatem magnam significat.*

LXXXVII. Vgl. TA 123: *Gallinam cum pulcinis viderit, negotii incrementum significat*; L 72c: *Gallinam cum pullis, animam feliciorem signi-*

[1] So die Hs.; Cockayne bessert stillschweigend in *mete*.

[2] Das Simplex ae. *fylan* 'beschmutzen' (ahd. *fûlen*, mnl. *vuilen*) erscheint bei Bosworth-Toller ohne Beleg und wird auch noch im Oxforder Wörterbuche (s. v. *file* vb1) als unbelegbar bezeichnet. Jedoch buchte einen Beleg dafür schon Hall aus Ælfrics *Lives of Saints* ed. Skeat XXV 30: *woldon heora lif forlætan ærþan-de heora geleafan and noldon hi fýlan mid þam fulan hædengilde.* Ein zweiter Beleg ergibt sich aus unserem obigen Partizipium *filed*, ein dritter aus dem (allerdings wohl auf Korruptel beruhenden) *fyled* im Traumgesicht Nr. XCIV. Das Oxforder Wörterbuch belegt das Simplex erst aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.

[3] Das Latein erweist die Lesart von H, die Cockayne beibehält, als falsch. Vielleicht fand der Kopist von H in seiner Vorlage die kentische Form *ȝerewod* 'bekleidet' (für *gearwod*), die er als *ȝerestod* verlas.

[4] *ȝod* Hs.; Cockayne bessert stillschweigend. Vgl. S. 271 A. 3.

[5] So die Hs.; Cockayne bessert stillschweigend in *swyna*.

[6] Cockayne folgt stillschweigend T, indem er *hine* fortläßt und *wenan* schreibt.

[7] Das ganze Traumgesicht fehlt in H. Cockayne nimmt es aus T auf, ohne zu sagen, daß es in seiner Grundhandschrift nicht vorhanden ist.

T [*LXXXVIII*] Gif him þince, þ*æt* he henne æiru[1] hæbbe odde
H Gyf man mæte, þ*æt* he henne æȝeru hæbbe odd[2]
T þicȝe, ne deah him þæt.
H þicȝe, ne deah hym þ*æt*.
T [*LXXXIX*] Gif him þince, þ*æt* he ȝæt ȝeseo, þonne mæȝ he
H Gyf mon mete, þ*æt* he ȝæt ȝe-seo, þon*ne* mæȝ he
T wenan þæs ladwendan feondes him on neawyste.
H wenan þæs lad-wendan feondes him on æweste.[3]
T [*XC*] Gif him þince, þ*æt* he feala stod-horsa hæbbe odde
H Gyf mon mæte, þ*æt* he feola stod-horsa habbe odde
T ȝeseo, awestnys hys ȝoda þ*æt* bid.
H ȝe-seo, awest-nesse his ȝoda dæt tacned.[4]
T [*XCI*] Gif him þince, þ*æt* he feala ȝosa hæbbe, ȝod þ*æt* byd.
H Gyf man mete, þ*æt* he fela ȝosa hæbbe, ȝod þ*æt* byd.
T [*XCII*] Gif him þince, þ*æt* he sceap pulliȝe, ne bid þ*æt* ȝod.[5]
H

ficat; vgl. Ps.-Daniel 15: *Ἀλέκτορα δέξασθαι, φυλάττεσθαι μὴ εἰς πειρασμὸν ἐμπέσῃ.*

LXXXVIII. Druck 1-2: *Ovum habere vel perdere, lucrum significat*; *Ova commedere, mortuorum spolia significat*; Astrampsychos V. 101: *Ὠὰ κρατεῖν ἔσθειν τε, σημαίνει λύπας* = Nikephoros V. 146: *Ὠὰ κρατεῖν ἔψειν τε, σημαίνει λύπας.* Vgl. TA 122: *Gallinam ova parere, lucrum cum sollicitudine significat*; Ps.-Daniel 269: *Ὄρνιθας ἐπὶ ᾠῶν καθημένας ἰδεῖν, καλὰ πράγματα σημαίνει.*

LXXXIX = TA 279: *Si videris multas capras, vanitatem significat*; TA 128: *Hircos vel capras* [*arietes* L 74] *viderit, expeditionem* [*abundantium* L 74] *significat*; Ps.-Daniel 93: *Ἐρίφους ἐχαρίσασθαι, κέρδος σημαίνει.*

XC. Allerhand Traumgesichte mit Pferden erscheinen in den Traumbüchern, wie z. B. *equos nigros, equos albos, equos rubeos, equos mortuos, equum diversi coloris, equum velocem, equos castratos*; aber nicht gerade das hier passende. Am nächsten kommt noch Ampl. Q. 21 f. 137b: *Equos magnos vel baios habere vel in eis sedere, anxietatem et damnum* [*significat*]. Der Angelsachse las übrigens *equas*.

XCI = Digby 86 f. 34b: *Anseres videre, magnum honorem significat.*

XCII = L 110: *Oves tondere, damnum significat*; TA 195: *Oves viderit tonsas* [*Oves tonsas videre* Digby 86 f. 38b], *damnum significat.*

[1] Mit vokalisiertem ȝ für *æȝru*, Sievers § 214, 2.

[2] So die Hs., wie derselbe Kopist auch f. 152b (*Archiv* 129, S. 43 A. 3) schreibt. Cockayne druckt stillschweigend *odde*.

[3] Eine satzphonetische Graphik für *on neweste* mit monophthongiertem *ēa*, worüber oben S. 275 A. 2 zu vergleichen. Cockayne führt stillschweigend die Lesart von T ein.

[4] So die Hs.; Cockayne bessert stillschweigend in *tacnad*.

[5] Das ganze Traumgesicht XCII fehlt in H; doch nimmt Cockayne es stillschweigend in seinen Text auf.

T [*XCIII*] Gif him þince, þ*æt* he piper ete, ne deah þ*æt*.
H Gyf man mæte, þ*æt* he pip*er* ete, ne deah þ*æt*.
T [*XCIV*] Gif him þince, þ*æt* he feala spera æt-somne ȝeseo, 339
H Gyf mon mete, þ*æt* he fyled[1] spæren[1] ȝe-seo æt-samne,
T þonne tacnad þ*æt*: þu ofer-cymst ealle þine
H þon*ne*[2] byd þ*æt*, þæt he on his feondu*m* [*f. 152*^{b}] his 342
T fynd.
H willan ȝe-wryhd.
T [*XCV*] Gif hine mæte, þ*æt* he win drince, þ*æt* tacnad his 345
H Gyf mon mete, þ*æt* he win drince, hele hym[3] byd
T lichaman hæle.
H toweard. 348
T [*XCVI*] Gif him þince, þ*æt* he byrnende candele ȝeseo odde[4]
H Gyf man mæte, þ*æt* he byrnende candele
T on handa hæbbe, þ*æt* bid ȝod. 351
H on handa habbe, ȝod þ*æt* byd.
T [*XCVII*] Gif him þince, þ*æt* he ele hæbbe oþþe mid smyriȝe, micelne
H 354
T ȝefean þ*æt* tacnad æȝþer ȝe her on worulde ȝe æfter.[5]
H

XCIII = Digby 86 f. 39^a: *Piper manducare, infirmitatem significat*; L 118: *Piper tractare, ab inimicis tractari.*

XCIV. Vgl. Digby 86 f. 39^a: *Qui hastas portaverit, tutationem significat.*

XCV = TA 246 (= Ampl. Q. 21 f. 139^b): *Vinum bibere, infirmitatem significat.* Außerdem Digby 86 f. 40^a: *Vinum clarum bibere, loquelas fortes* [*laetitiam* Ampl. Q. 21 f. 139^b] *significat.*

XCVI = Ampl. Q. 21 f. 136^b: *Candelas ardentes videre, sepulchrum* [*significat*]; vgl. Digby 86 f. 35^b: *Candelas parvas videre, aliquis fumus significat*; Ps.-Daniel 174: Κηρὸν μετὰ φωτὸς λαμπροτάτου χαίσασθαι, ἐξουσίαν μετὰ χαρᾶς καὶ δόξης σημαίνει.

XCVII = L 105: *Oleum videre vel unguı* [so P; sonst *accipere* oder *videre* TA 264], *laetitiam significat*; Ps.-Daniel 115: Ἔλαιον περιχύθῆναι ἢ ἀλείφασθαι, καλοὺς καιροὺς σημαίνει.

[1] So die Hs., vgl. S. 291 A. 2; Cockayne setzt stillschweigend *feala spera*, die Lesart von T, hier ein. Der Kopist von H dachte offenbar an ae. *sparen* 'Gips' (OET 472).

[2] Die Hs. hat *þn̄*, wie derselbe Kopist auch f. 152^b (*Archiv* 129, S. 43, A. 5) schreibt.

[3] *hym* Hs., nicht *him*, wie Cockayne druckt.

[4] Cockayne nimmt stillschweigend *ȝeseo odde* aus T in seinen H-Text auf

[5] Das ganze Traumgesicht fehlt H, ist aber von Cockayne stillschweigend in seinen Text aufgenommen.

Potsdam u. Leipzig. Max Förster.

Alter und Entstehung der französischen Heldendichtung.[1]

Es gibt in der Hauptsache zwei Wege, eine Geisteswissenschaft innerlich, methodisch zu fördern: durch Aufstellung und Behandlung neuer Probleme und durch Beleuchtung alter Probleme von neuen Seiten. Auch die Auffindung neuen Materials dient in der Hauptsache entweder dem einen oder dem anderen, und auch die Erschließung neuer Forschungsgebiete bringt ohne weiteres neue Probleme zur Erscheinung und meist auch für die Probleme der bisher bearbeiteten Forschungsgebiete neue Schlaglichter. Wenn wir von diesem Standpunkt aus den gegenwärtigen Stand der romanistischen Forschung betrachten, zeigt sich in der Sprachwissenschaft ein wesentlich anderes Bild als in der literarhistorischen Forschung: dort die Erschließung der modernen Mundarten durch zahlreiche Einzeluntersuchungen und vor allem durch die umfassenden Sprachatlanten und Mundartenglossare, wie sie für Frankreich, die Schweiz, Rumänien vorliegen oder vorbereitet werden, und darauf aufgebaut völlig neue Forschungsgebiete mit neuen Problemen wie die Wortgeographie oder die Gewinnung neuer Gesichtspunkte für die Lautgesetzfrage, für die Frage nach Mundartengrenzen, ja für die ganze geschichtliche Betrachtung der Sprache überhaupt. Demgegenüber fehlt es ja auch in der Literargeschichte nicht an gelegentlicher Bereicherung des Materials, an einzelnen glücklichen Funden aus älterer oder neuerer Zeit, wie die vor zwanzig Jahren wiederaufgefundenen letzten Dichtungen der Königin Margarete von Navarra, wie die vor zehn Jahren zum erstenmal aufgetauchte *Chançon de Willame* — das älteste bekannte französische Wilhelmsepos — und mancherlei Funde aus der neueren und neuesten Literatur lehren. Aber das alles ist wenig, ist verschwindend gegenüber dem ungeheuren Sprachmaterial, das im französischen *Atlas linguistique* aufgespeichert liegt und dem Forscher immer neue Gesichtspunkte an die Hand gibt.

So sehen wir in der literarhistorischen Forschung unseres Faches die Tätigkeit vor allem darauf gerichtet, den vorhandenen Stoff anders und ergiebiger als bisher zu betrachten und zu verwerten,

[1] Vortrag, gehalten in der vierten allgemeinen Versammlung des Marburger Philologentages, 2. Oktober 1913. Meine Absicht, den Vortrag an einzelnen Stellen zu erweitern und mit systematischer Bibliographie auszustatten, ließ sich zuerst infolge gehäufter Amtsgeschäfte, dann infolge des Krieges nicht verwirklichen. Ich drucke den Vortrag jetzt so, wie er gehalten wurde, indem ich nur für einzelne Stellen bibliographische Verweise gebe und für die allgemeine Literatur auf meine Zusammenstellungen in der *Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur*[2] auf S. 110 ff. sowie unter den einzelnen Epen verweise.

bisher vernachlässigte Autoren, Dichtgattungen oder Zeiträume zu untersuchen, die Methode der literarhistorischen und der literarästhetischen Untersuchung zu verfeinern, große, durchgreifende Gesichtspunkte für die Entwicklung der Literatur, für ihre Einteilung in Perioden aufzustellen, neue Gesichtspunkte für die Entstehung und Entwicklung hervorragender Literaturbewegungen oder charakteristischer Dichtgattungen zu gewinnen.

Steht hier innerhalb der neueren Literatur zurzeit die Erforschung der französischen Romantik im Vordergrunde, so ist es für die Dichtung des Mittelalters wieder, wie schon öfters, das altfranzösische Heldenepos, die *épopée nationale*, oder das Volksepos, wie es noch immer irreführenderweise häufig genannt wird.

Denn gar zu nahe liegt die Versuchung, das Wort Volksepos durch *épopée populaire* statt *épopée nationale* zu interpretieren und mit dem Begriff der *chanson populaire*, der *poésie populaire* in Zusammenhang zu bringen. Das französische Epos ist aber keine Volkspoesie, sondern von Anfang an eine von berufsmäßigen Sängern gepflegte Dichtungsart.

Das französische Heldenepos hat seine Bedeutung in sich selbst als eine durch Jahrhunderte hindurch bestehende und sich entwickelnde Dichtgattung voll der schwierigsten und bemerkenswertesten Probleme, es hat seine Bedeutung für die französische Literatur des Mittelalters als eine ihrer hervorragendsten Literaturgattungen und endlich auch für die übrigen Literaturen des Abendlandes, die sich mehr oder weniger am französischen Epos bereichert haben.

Die Erforschung dieses wichtigen Gebietes der französischen Literatur in den letzten fünfzig Jahren zeigt ein mannigfach wechselndes Bild je nach der Auswahl der Probleme, die sich der einzelne Forscher stellt, und je nach dem Standpunkt, von dem aus er die Dinge betrachtet. Das Hauptaugenmerk aber war auf die Frage nach der Entstehung des Epos gerichtet, welche die Frage nach seinem Alter, seiner Formgebung in älterer Zeit, nach etwaigen fremden Einflüssen mit einschließt. Fassen wir nur die Hauptpunkte der wissenschaftlichen Erörterung ins Auge, so können wir dreierlei Betrachtungsarten unterscheiden, die im wesentlichen auch chronologisch aufeinander folgen.

Die erste und älteste Anschauungsweise könnte man die konstruktiv-kritische nennen. Gaston Paris mit seiner *Histoire poétique de Charlemagne* (1865) und seinen zahlreichen weiteren Arbeiten ist ihr Hauptvertreter; Léon Gautier, in seinen grundsätzlichen Anschauungen leicht beeinflußbar und häufig wechselnd, steht mit seinen *Épopées nationale françaises* neben ihm; auch Pio Rajna mit seinen *Origini dell'epopea francese* (1884) gehört hierher. Diese Richtung ist keineswegs unkritisch, im Gegenteil, G. Paris und P. Rajna haben den Grund für die weitere Forschung gelegt.

G. Paris hat die Überlieferung der vorhandenen Epen festgestellt, sie nach Gruppen geordnet, ihre Zusammenhänge untereinander festgestellt, ihre Beziehungen zu Chroniken und ähnlichen Darstellungen untersucht. Pio Rajna hat gezeigt, daß zahlreiche Erzählungen und Episoden des französischen Karlsepos schon in chronistischen Berichten über die Merowingerzeit enthalten und den Galloromanen aus fränkischer Sage und Dichtung zugeflossen sind. Für die Anfänge der französischen Heldendichtung aber, wo Denkmäler und Zeugnisse fehlten, griffen die Vertreter dieser Richtung zur Konstruktion: G. Paris stellte das Dogma auf, daß unmittelbar nach der Schlacht, nach dem Sieg, nach dem Tode eines Helden lyrisch-epische Dichtungen, sogenannte Kantilenen, zur Verherrlichung des Ereignisses entstanden seien. Solche Kantilenen sind aber nirgend nachgewiesen, Pio Rajna erklärte die Annahme von Kantilenen für eine unnütze und überflüssige Hypothese und ließ die Heldendichtung mit dem fertigen Epos beginnen, und zwar in frühester Zeit: überall, wo er sagenhafte Darstellung beobachtete, schon bei den merowingischen Chronisten, befand er sich *'sopra terreno epico'*. Gustav Gröber ließ beides, Epos und Zeitgedicht, nebeneinander und unabhängig voneinander gelten.

Gegenüber G. Paris und L. Gautier hatte schon Paul Meyer die Annahme von Kantilenen durch die Betonung der mündlichen prosaischen Überlieferung ersetzt und die Entstehung des Epos dem 9. Jahrhundert zugewiesen. Was Meyer *tradition orale* nennt, ist der deutschen Forschung seit Uhlands und Grimms Zeiten als 'Sage' geläufig. Vor allem in Anlehnung an die Erforschung der deutschen Heldensage und Heldendichtung bildete sich in Deutschland jene Richtung heraus, welche ich als die empirich-kritische bezeichnen möchte. Sie wehrt sich gegen die unbewiesene Annahme von Liedern und Epen in früher Zeit, deutet nicht jeden sagenhaften Zug auf eine zugrunde liegende Dichtung, sondern läßt der mündlichen Überlieferung in ungebundener Rede ihre Stelle zwischen Geschichte und Dichtung und beginnt die epische Dichtung da, wo die ältesten Denkmäler und Zeugnisse auftauchen. Sie sucht aber auch die Vorgeschichte des einzelnen Epos und der Epik im ganzen durch aufmerksames Untersuchen und Zergliedern der überlieferten Epen aufzuhellen.

Die schon seit zwanzig Jahren von Ph. Aug. Becker vertretene, neuerdings in origineller Weise von J. Bédier wiederaufgenommene skeptische Richtung verfällt ins Extrem, sie wird hyperkritisch, indem sie nur die überlieferten Epen gelten läßt, sie lediglich als literarische Produkte ihrer Zeit betrachtet und somit die ganze Dichtgattung einer sehr jungen Entstehungszeit zuweist.[1] Bédiers

[1] Phil. Aug. Becker, *Altfranz. Wilhelmssage*, 1896; *Grundriß d. altfranz. Literaturgeschichte* und sonst. — Joseph Bédier, *Les légendes épiques* I—IV,

Kritik der Kantilenentheorie hat einhelligen und uneingeschränkten Beifall gefunden. Diese Tatsache lehrt aber nur, wie wenig die betreffenden Kritiker mit der Entwicklung der Epenforschung seit L. Gautier und G. Paris vertraut waren: für die Forschung, und namentlich für die deutsche Forschung, war diese Kantilenentheorie längst erledigt. Was an Zeugnissen und lateinischen Bruchstücken den ältesten überlieferten Epen vorausliegt oder parallel läuft, wird von der hyperkritischen Richtung in seiner literarhistorischen Bedeutung nach Möglichkeit herabgedrückt. Es ist selbstverständlich kein Zweifel darüber, daß Bédier mit aller Objektivität an seinen Stoff herangetreten ist. Aber ebenso deutlich läßt sich auch beobachten, daß er sich im Verlauf seiner Studien von seiner eigenen Theorie hat gefangennehmen lassen und so schließlich befangen wurde. So wenig wie Becker verwirft er die sogenannten Vorepen grundsätzlich; aber Zahl und literarische Bedeutung dieser verlorengegangenen Epen wird von ihm möglichst gering eingeschätzt. Eine um so größere Macht übt in seinem System der Zufall aus: man braucht nur an den von Suchier hervorgehobenen Aïmer von Narbonne zu erinnern, der in keinem Hause, sondern unter freiem Himmel schläft und sein Vorbild in dem geschichtlichen Hademar von Narbonne, *coelo pro tecto utens*, findet — nach Bédier nichts als eine '*emprise* banale'.[1] Epen, welche keine klösterliche Beziehung aufweisen — wie *Huon von Bordeaux*, *Parise la duchesse* —, werden kurz als *romans charmants* bezeichnet und damit als bedeutungslos für die *épopée nationale* beiseitegeschoben: bezeichnenderweise gerade solche Dichtungen, welche am meisten alte, traditionelle Elemente germanischer Herkunft enthalten.[2] So ließe sich schon vom negativen, kritischen Standpunkt aus manches gegen die neuen Ergebnisse einwenden. Aber wir wollen lieber positiv vorgehen und mit neuer, von Bédier geschärfter Brille an unser altes Material herantreten und sehen, wie weit wir von dem fertigen Epos des 12. und 13. Jahrhunderts aus in die Vorzeit zurückzuschauen vermögen.

Die ältesten überlieferten Epen führen uns nicht bis über das letzte Viertel des 11. Jahrhunderts zurück: das *Rolandslied* bis in das erste Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts, *Archamp* in die letzten Jahrzehnte des 11. Jahrhunderts (nach Suchier um 1080), *Isembart und Gormont* jedenfalls nicht weiter rückwärts. Aber diese

1908—1913, dazu *Romania* 41 (1912), 1—31. Vgl. Suchier, *ZrP* 32 (1908), 734 ff., und Rajna, *Studj medievali* 3, 331 ff. (dazu Bédier, *Réponse à P. Rajna*, *Annales du Midi*, Okt. 1910).

[1] Suchier, *Romania* 32 (1903), 364 ff. und *ZrP* 32 (1908), 737 f.

[2] Für Huon vgl. meine *Epischen Studien* I 250 ff., für Parise Heinzel, *Sitzungsberichte d. phil.-hist. Klasse d. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften*, 119. Bd. (Wien 1889), III. Abhandlung, S. 66—70.

Epen — wie eine Reihe der jüngeren — lassen meist ältere Fassungen als Grundlage deutlich erkennen: so das *Rolandslied* zum mindesten die dem Archetyp vorausliegende nicht interpolierte Fassung (ohne Baligantschlacht) und darüber hinaus die Fassung, welche Blancandrins Gesandtschaft nicht enthielt und dem *Carmen de proditione Guenonis* als Vorbild diente, so das Epos von Isembart und Gormont die Dichtung oder die Dichtungen, welche der Mönch Hariulf von Saint Riquier schon vor dem Jahre 1088 kannte.

Es wäre zweifellos unmethodisch, jede verlorengegangene Fassung ihrer zeitlichen Entstehung nach möglichst unmittelbar an das überlieferte Epos heranzurücken und so die gesamten Vorepen einem möglichst engen Zeitraum zuzuweisen. Auch der fest ausgeprägte epische Stil der ältesten Dichtungen spricht nicht dafür, daß wir es hier mit einer soeben erst neu erstandenen Dichtgattung zu tun haben. Nirgend hat man den Eindruck, daß hier tastende Versuche einzelner Bahnbrecher auf neuen Gebieten der Dichtung vorliegen, wie etwa bei den ältesten überlieferten Denkmälern der geistlichen Literatur. Schon die ältesten Epen stellen trotz der künstlerischen Eigenart eines jeden von ihnen eine literarisch gefestigte Dichtgattung dar, welche eine längere Entwicklungsgeschichte voraussetzt.

Schließlich darf auch die ganze Auffassung und Schilderung der Verhältnisse nicht außer acht bleiben, die uns im Epos entgegentritt: das Epos ist keine Gegenwartsdichtung — wie etwa der höfische Roman —, sondern archaische Dichtung. Epos und Roman schildern beide Helden und Begebnisse grauer Vorzeit: dieser Artus und die Ritter der Tafelrunde, jenes Karl den Großen und seine Paladine. Aber während die Artushelden im höfischen Gewande des 12. und 13. Jahrhunderts auftreten, stehen die Karlshelden mit ihren Taten, ihren Anschauungen, ihren Idealen auf dem Boden einer vergangenen Kulturepoche. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, was die Person des Kaisers für das Epos, was sie für den Roman bedeutet, wie wenig die Anschauungen der Ependichter von Deutschland auf Kenntnis der zeitgenössischen Verhältnisse, wie sehr sie auf alter Überlieferung beruhen. Und es geht auch nicht an, diese Schilderungen einfach auf Benutzung von Chroniken zurückzuführen, weil sie auch zu diesen nicht stimmen. Was sich nach Remppis[1] für die Darstellung der ethnographischen und staatlichen Verhältnisse Deutschlands im altfranzösischen Epos ergibt, wird auch von manchen anderen Schilderungen gelten

[1] Max Remppis, *Die Vorstellungen von Deutschland im altfranzösischen Heldenepos und Roman und ihre Quellen.* Halle 1911. (Nr. 34 von Gröbers Beiheften.)

müssen: 'Durchweg ist die Benutzung von Chroniken ausgeschlossen. Die Angaben sind entweder das Resultat einer jahrhundertelangen Tradition, die sich unabhängig von den Chroniken herausgebildet hat, oder sie beruhen auf der allgemeinen französischen Volksanschauung und den eigenen Kenntnissen der Verfasser.'

Wenn wir aber außerhalb der überlieferten Epen und vor ihnen Umschau nach Beweisen für frühere Existenz des französischen Heldenepos halten wollen, so hat man schon bald erkannt, daß uns die sogenannten Zeugnisse aus Chroniken und Urkunden nicht viel bieten. Gröber vermutet freilich hinter den *antiquissima carmina*, die schon Karl der Große sammeln ließ, neben deutschen auch französische Lieder. Aber die Wahrscheinlichkeit ist nicht sehr groß, und Sicherheit läßt sich vollends nicht geben. Das Zeugnis des *Poeta Saxo* (9. Jahrhundert) würde, wenn es nicht bloße Verswiedergabe der Stelle aus Einhards *Vita Caroli Magni* ist, höchstens für sächsische, deutsche Lieder sprechen. Die übrigen Zeugnisse sind nicht älter als das 11. Jahrhundert. Außer Karl dem Großen werden hier eine Reihe von Epenhelden genannt, deren Namen nicht aus geschichtlicher, sondern nur aus epischer Überlieferung stammen können: Ogier der Pfalzgraf, Wilhelm Krummnase, Bertran der Tapfere. Man wird sich freilich hüten müssen, das Alter der Epen, aus denen sie stammen, der Entstehung der Zeugnisse (Ende des 11. Jahrhunderts und später) gleichzusetzen: die Epen waren selbstverständlich älter, zum Teil wohl erheblich älter als die Zeugnisse, was von den Vertretern der skeptischen Richtung meist übersehen wird. Es versteht sich von selbst, daß man unter eine gefälschte Urkunde nicht die Namen von Epenhelden schrieb, die erst seit kurzem, also nur in engen Kreisen, bekannt sein konnten. Immerhin bieten die Zeugnisse für die Zeit vor dem 12. Jahrhundert so geringe Ausbeute, daß wir um so höher die Erhaltung einiger lateinischer Denkmäler schätzen, die offenkundig oder wahrscheinlich nichts als Wiedergabe französischer Dichtung sind.

Sehen wir von jüngeren Dichtungen und Chroniken ab, so verweist schon der Mönch Hariulf in seiner im Jahre 1088 abgeschlossenen Chronik des Klosters Saint Riquier im Ponthieu seine Leser auf Lieder über Gormont und Isembart, die im Gedächtnis der Leute der Gegend leben. Eine kleine lateinische Dichtung von Amicus und Amelius aus dem letzten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts, von Radulfus Tortarius, kennt und benutzt ein verlorenes französisches Epos. Das schlagendste Beispiel aber ist das sogenannte Haager Fragment, ein in einer Handschrift des 11. Jahrhunderts überliefertes Prosastück, in welchem schon sein erster Herausgeber, Pertz, Reste von Hexametern erkannte und das nach und nach von Gaston Paris, Konrad Hofmann und Hermann Suchier in

seiner ursprünglichen hexametrischen Gestalt hergestellt wurde.[1] Der Inhalt — die Belagerung einer heidnischen Stadt durch die Christen unter Kaiser Karl —, die Art der Kampfschilderung, Namen und Auftreten der christlichen Helden Ernoldus, Bernardus, Bertrandus, Wibelinus, ebenso der Sarazenenkönig Borel mit seinen Söhnen, alles stimmt so genau mit einzelnen Epen, besonders des Wilhelmskreises, überein, daß nicht der geringste Zweifel obwalten kann: hier haben wir ein Stück französischer Heldenepik in lateinischem Gewande vor uns, eine lateinische Übersetzung aus einem verlorenen französischen Wilhelmsepos, das unter den erhaltenen Epen seinen nächsten Verwandten in den von Suchier herausgegebenen *Narbonnais* findet.

Die Frage ist nur, welche Schlüsse wir auf das Alter des zugrunde liegenden französischen Epos machen dürfen: wir gewinnen dadurch einen Terminus ante quem für die französische Heldendichtung überhaupt. Pertz, welcher die Handschrift entdeckte und dem 10. Jahrhundert zuschrieb, hat ihr Alter vielleicht etwas überschätzt. Neuere Forscher schreiben die Niederschrift dem 11. Jahrhundert oder genauer der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu. Bédier sagt entschieden, man datiere es heute 'frühestens 1040', und baut darauf seine weitere Behauptung auf: 'Jusque là, jusqu'à l'an 1040 environ, rien que le silence' ... 'Les chansons de geste sont nées au XIe siècle seulement' und wird nicht müde, diese Behauptung zu wiederholen.[2] Das Haager Fragment dankt nach ihm seinen Platz in der französischen Literaturgeschichte lediglich dem Umstande, daß Pertz, G. Paris und L. Gautier es irrtümlich dem 10. Jahrhundert zugeschrieben haben: sein wirklicher Wert ist null.[3]

Hier drängen sich von selbst zwei Fragen auf: sinkt der Wert des Fragments für die Geschichte des französischen Epos wirklich bis auf den Nullpunkt, wenn es ein Jahrhundert jünger ist, als man bisher angenommen hat? Und ist die französische Dichtung, um welche es sich hier handelt, wirklich so jung, als man sie hier machen möchte?

Die erste Frage ist rasch beantwortet: auch wenn das Haager Fragment erst dem 11. Jahrhundert angehört, selbst wenn es nicht vor 1040 niedergeschrieben wäre, würde es immer noch um ein bis zwei Menschenalter früher entstanden sein als die ältesten uns überlieferten Epen von Wilhelm Krummnase, von Isembart und Gormont, von Roland. Und da vorsichtige Beurteiler der Handschrift wie Krusch als Zeit der Niederschrift ganz allgemein das

[1] Pertz, *Mon. Germ.* SS. III, 708—710. Suchier, *Les Narbonnais* II (Paris 1898, Soc. d. anc. textes) LXVI ff., 187 ff., *Rom.* 29 (1900), 257 ff. Bédier, *Lég. ép.* I 171 ff.

[2] Bédier, *Rom.* 41 (1912), S. 25, 26, *Lég. ép.* IV 473, 475.

[3] *Lég. ép.* IV 177.

11. Jahrhundert annehmen, ein so anerkannter Paläograph wie Demaison sie sogar der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, wenn nicht noch einer früheren Abfassungszeit zuweist, so erweitert sich der Abstand zwischen dem lateinischen Fragment und den ältesten bekannten Epen auf zwei bis drei Menschenalter.

Der grundsätzliche Fehler der Bédierschen Betrachtungsweise liegt aber darin, daß er das lateinische Prosastück stillschweigend dem zugrunde liegenden, auch von ihm anerkannten französischen Originalepos gleichsetzt. Da, so lautet seine Schlußfolgerung, das Haager Fragment nach Angabe seiner Autoritäten frühestens 1040 niedergeschrieben wurde, hat es vor 1040 kein französisches Epos gegeben. Wir wissen aber doch, daß der lateinische Prosatext erst die Auflösung einer lateinischen Dichtung in Hexametern war: muß diese Dichtung unmittelbar nach ihrer Abfassung in Prosa umgearbeitet worden sein? Wurde sie nur verfaßt, um sogleich, sei es absichtlich, als Schülerexerzitium, sei es ohne Absicht, durch Verkennen der poetischen Form beim Abschreiben, zu Prosa zu werden? Und wir wissen ferner, daß auch das lateinische Hexametergedicht keine Originaldichtung, sondern Nachahmung eines französischen Epos war: ist es notwendig, daß die lateinische Bearbeitung dem französischen Original unmittelbar auf dem Fuße folgte? Liegen nicht in fast allen Fällen, wo uns mittelalterliche Originaldichtungen mit ihren Bearbeitungen, sei es in derselben Sprache, sei es in anderen Sprachen, erhalten sind, größere oder kleinere Zeiträume zwischen beiden? Kurz: ist es die einzige Möglichkeit, oder ist es auch nur wahrscheinlich, daß die drei Entwicklungsstufen — Abfassung des französischen Epos, Bearbeitung in lateinischen Hexametern, Übergang in lateinische Prosa — sich Schlag auf Schlag gefolgt sind? Oder ist es nicht vorsichtiger und vielleicht methodischer, für diese Entwicklung einen zeitlichen Spielraum zu lassen?

Eine Betrachtung der Phädrianischen Fabeln und ihrer Bearbeitungen im Mittelalter zeigt uns, wie allmählich, zu sehr verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten, die Prosaform an die Stelle der lateinischen Versfabeln tritt, wie dann wieder, in verschiedenen zeitlichen Abständen, die lateinischen Prosafabeln in Hexametern und Distichen verarbeitet werden, wie gelegentlich die Volkssprache sich der lateinischen Fabeldichtung bemächtigt: eine Entwicklung, die vom 5. bis zum 11. Jahrhundert reicht.[1]

Auf welchem Wege die Prosa des Haager Fragments aus den zugrunde liegenden Hexametern entstanden ist, wissen wir nicht. Schon Demaison hat in der Handschrift mehrere Hände, mindestens

[1] Paul Hervieux, *Les Fabulistes latins* I² Paris 1893, II² 1894. G. Thiele, *Der latein. Äsop des Romulus und die Prosafassungen des Phädrus*, Heidelberg 1910.

zwei, unterschieden, Lindner unterscheidet ihrer drei, und Suchier hält auf Grund dieser Beobachtung das Ganze für die Arbeit dreier Schüler, deren jedem die Aufgabe gestellt war, ein bestimmtes Pensum des lateinischen Gedichts in Prosa umzusetzen, daraus erkläre sich auch die Wiederholung eines schon von der zweiten Hand bearbeiteten Abschnitts durch die dritte. Dann hätten die Schreiber des Fragments das lateinische Gedicht unmittelbar vor Augen gehabt. Möglich ist aber auch, daß wir es mit einer Kopie des schon aus der Versdichtung aufgelösten Prosatextes zu tun haben: die Beteiligung verschiedener Schreiber an einem und demselben Texte, selbst an kürzeren Texten, ist nichts Ungewöhnliches, und der von der dritten Hand wiederholte Abschnitt ist nichts als eine leichte, wortreichere Paraphrase des vorhergehenden. Es sind also auch noch Zwischenglieder zwischen der Prosahandschrift des 11. Jahrhunderts und der vorausliegenden Hexameterdichtung möglich.

Das französische Originalgedicht endlich kann noch Jahrzehnte, wenn nicht länger, vor der lateinischen Bearbeitung entstanden sein. Die epische Dichtung selbst bietet uns die trefflichsten Parallelen. Das gegenwärtige Rolandslied, nach ziemlich allgemeiner Annahme bald nach 1100 entstanden, wird 40—50 Jahre später von dem sogenannten Pseudo-Turpin zu einer lateinischen Chronik umgearbeitet. Der sogenannte Pseudo-Philomena um die Mitte des 13. Jahrhunderts, der Verfasser des lateinischen Offiziums von Gerona gegen Mitte des 14. Jahrhunderts verarbeiten beide ältere, verlorene Epen des 13. und 12. Jahrhunderts. Wenn wir die ganze Entwicklung des französischen Originalgedichts zur lateinischen Hexameterdichtung und von da bis zum Prosatext des 11. Jahrhunderts überschauen, führt die Entstehung der französischen Dichtung ohne weiteres in das zehnte Jahrhundert zurück.

Viel schwieriger liegt die Sache mit dem zweiten in lateinischer Sprache überlieferten Rest französischer epischer Dichtung, mit dem Chlotharlied oder sogenannten Farolied, das uns in der von Bischof Hildegar verfaßten Vita des heiligen Faro von Meaux aufbewahrt ist. Hier ist die Abfassungszeit des lateinischen Werkes im Jahre 869 zwar gesichert und damit ein Terminus ante quem für das Chlotharlied gegeben. Aber dafür wird die Glaubwürdigkeit des Verfassers, die Echtheit der von ihm mitgeteilten Verse von mehreren Beurteilern angezweifelt, so daß Bédier es überhaupt für überflüssig hält, das Denkmal in seiner Studie über die *Formation des chansons de geste* zu besprechen.[1]

Während der Inhalt des Haager Fragments der Karls- und

[1] Text bei Krusch, *Mon. Germ. SS. rerum Meror.* V 171 ff., 190 ff. Vgl. Suchier, *ZrP* 18 (1894) 175 ff.; Voretzsch, *Merowingerepos* (in *Philologische Studien, Festgabe für Sievers*, 1895) S. 95 ff.; weitere Literatur s. *Einführung*[2] S. 95.

Wilhelmssage angehört, führt uns das Chlotharlied, wie schon der Name sagt, in die Merowingerdichtung hinein. Der 672 verstorbene Bischof Burgundofaro oder kurz Faro von Meaux hat die Zeit des sinkenden Merowingergeschlechts, der Kämpfe zwischen dem das Königtum verteidigenden Hausmeier und dem Adel des Landes erlebt. Die Begebenheit aber, in der ihn sein Biograph eine Rolle spielen läßt, ist sagenhaft, wie uns ein Parallelbericht über denselben Chlothar und seinen Sachsenkrieg im *Liber historiae* (vor 727) noch deutlicher erkennen läßt. Der in beiden Überlieferungen erwähnte König Chlothar war Chlothar II., der ihm zugeschriebene Sachsenkrieg ursprünglich ein Kampf des neustrischen Königs gegen den burgundischen Hausmeier Bertoald, wie Suchier schlagend nachgewiesen hat, die Umdeutung des innerfränkischen Krieges in einen Sachsenkrieg erfolgte zu einer Zeit, wo das Merowingerreich wieder unter einer Hand vereinigt und nur noch ein Kampf Chlothars gegen äußere Feinde verständlich war. Diese Sagenentwicklung wird sowohl von dem ausführlichen Bericht des *Liber historiae* wie von der über die Hauptereignisse hinweghastenden, auf ihren Helden lossteuernden Darstellung der Farobiographie vorausgesetzt.

Das Hauptereignis ist in dieser ein Krieg Chlothars gegen die Sachsen, veranlaßt durch die Erhebung der Sachsen und eine herausfordernde Botschaft des Sachsenkönigs Bertoald und beendet durch den Sieg Chlothars und die Schwertmessung: kein Sachse bleibt am Leben, welcher die Höhe des königlichen Schwertes überragt. In dieser Handlung bildet das Eingreifen des h. Faro nur eine Episode der Einleitung: Chlothar will die herausfordernd auftretenden sächsischen Gesandten töten lassen, Faro bittet und erlangt Aufschub der Todesstrafe, geht über Nacht zu ihnen in den Kerker und bekehrt sie zum Christentum; reich beschenkt werden sie andern Tags entlassen. Infolge von Chlothars Sieg ging ein Lied in der Volkssprache von Mund zu Mund, wobei die Frauen tanzten und in die Hände klatschten. Von diesem Liede teilt der Biograph sieben bis acht Zeilen in lateinischer Sprache mit, welche sichtlich dem Anfang des Ganzen entnommen sind:

Von Chlothar ist zu singen, dem Frankenkönig,
Der auszog zu kämpfen wider das Sachsenvolk.
Wie schlimm wär' es ergangen den Sachsenboten,
Wär' nicht Faro gewesen aus dem Burgundervolk!

— – – – – – – – – –

Als die Boten der Sachsen kommen ins Frankenland,
Dort wo Faro herrschte,
Gehn sie durch Meaux auf Antrieb Gottes,
Damit sie nicht sterben durch den Frankenkönig.[1]

[1] *De Chlothario est canere rege Francorum,*
Qui ivit pugnare in gentem Saxonum.

Die verschiedensten Ansichten über die Herkunft dieser lateinischen Zeilen sind laut geworden. Von der Ansicht, sie als unmittelbare Probe aus dem Lied, also sprachlich als volksromanischen Text anzusehen, kam man bald zurück: es war und blieb Schriftlatein. Also erklärte man es für lateinischen Originaltext, als Stück eines lateinischen Gedichts auf den h. Faro, wie es deren im 8. oder 9. Jahrhundert auf den Tod Karls d. Gr., auf den Avarensieg seines Sohnes Pippin, auf den Tod des Abtes Hugo von St. Quentin, auf die Schlacht von Fontenay gibt. Dem widerspricht die äußere Form des überlieferten Textes, es sind weder Hymnenverse noch Strophenbildung oder Sequenzenform darin zu erkennen. Den Ausweg, die lateinischen Zeilen als rhythmische Hexameter zu erklären, hat Thurneysen beschritten, ohne viel Anklang damit zu finden. Die nächstliegende Erklärung, in den überlieferten Zeilen die lateinische Wiedergabe volkssprachlicher, französischer Verse zu erblicken, wurde sehr bald gefunden und von vielen verteidigt: nicht weniger als vier Gelehrte — Paulin Paris, Léon Gautier, Eduard Boehmer, Hermann Suchier — haben den lateinischen Text in das Altfranzösische zurückübersetzt, wobei sich — ausgenommen bei P. Paris — ungezwungen der assonierende Zehnsilbner ergibt.

Damit könnte man sich beruhigen, wenn nicht allerlei Fragezeichen blieben: war es ein Volkslied — worauf die Angaben des Biographen zu deuten scheinen — oder war es eine Chanson de geste, ein wirkliches Epos? Läßt sich Reigentanz und Händeklatschen der Frauen mit diesem vereinigen, wie Pio Rajna anzunehmen geneigt ist, oder sollen wir annehmen, daß der Biograph zugunsten seines Helden die Schilderung etwas gefärbt hat? Und wenn wir einmal so weit mit unseren Annahmen sind, fällt der Schritt nicht schwer, das Ganze, also auch die angeführten Verse, als eine zu Ehren des h. Faro erfundene Ausschmückung seines Biographen anzusehen, wie es der kritische Herausgeber der *Vita Faronis*, B. Krusch, tut. Dann wären die Vertreter der skeptischen Richtung eines unbequemen Zeugnisses endgültig ledig, und diejenigen, welche an einen älteren Ursprung der französischen Heldenepik glauben, brauchten sich mit den Widersprüchen und Schwierigkeiten des Berichts nicht mehr auseinanderzusetzen.

Zu völliger Sicherheit werden wir über diesen schwierigen Punkt nicht gelangen, aber ich will zu zeigen versuchen, was uns warnen muß, das Zeugnis des Chlotharliedes allzu leichtherzig preiszugeben.

Quam grave provenisset missis Saxonum,
Si non fuisset inclitus Faro de gente Burgundionum!
— — — — — — — — —
Quando veniunt missi Saxonum in terra Francorum,
Faro ubi erat princeps,
Instinctu Dei transeunt per urbem Meldorum,
Ne interficiantur a rege Francorum.

Der Bericht Hildegars steht nicht so vereinzelt da, daß man ihn ohne weiteres für persönliche Erfindung halten müßte. Was von Chlothar und vom Sachsenkönig erzählt wird, findet seine Bestätigung im *Liber historiae*, in der Erzählung vom Kriege Chlothars und seines Sohnes Dagobert gegen die Sachsen und von Chlothars Zweikampf mit dem Sachsenherzog Bertoald, gleichgültig, ob dieser Bericht dem Farobiographen bekannt war oder nicht. Der Rahmen der Erzählung — Beleidigung des fränkischen Königs durch die herausfordernde Botschaft eines fremden Königs, Bedrohung der Gesandten mit dem Tode, Errettung durch einen fränkischen Großen, Krieg, Zweikampf, Sieg der Franken — ist eine epische Grundform, welche im Epos von Aspremont wiederkehrt. Die Rolle, welche dort Faro spielt, hat hier Naimes von Baiern inne. Mit anderer Einleitung wirkt das Thema vom Sachsenkrieg in Jehan Bodels *Saisnes* sowie im Schlußteil des Ogierepos nach. Es scheint also dem Bericht der *Vita* ein episches Gedicht vom Sachsenkrieg zugrunde zu liegen, in welchem der die fremden Gesandten bekehrende Faro für einen weltlichen Großen eingetreten war, der durch klugen Rat den König von übereilter Verletzung des Völkerrechts abhält. Aber auch wenn man diese Personenveränderung auf den Verfasser der Biographie selbst zurückführen, ihn also der von Faro handelnden Zeilen schuldig sprechen wollte, bliebe die Tatsache bestehen, daß uns der Verfasser die Existenz eines Liedes auf den Sachsenkrieg Chlothars bezeugt und die beiden Anfangszeilen davon mitteilt:

De Chlotharío est canere rege Francorum,
Qui ivit pugnare in gentem Saxonum.

So beginnt kein Lied auf die Wundertat eines Heiligen. Wollte der Biograph ein Lied nur zu Ehren seines Heiligen erfinden, so hätte der Anfang sicher anders gelautet. Das Lied entstand aber *ex victoria Chlotharii* und hatte Chlothar zum eigentlichen Helden. Der Biograph hat also, wenn wir so weit in der Skepsis gehen wollen, eine Dichtung von Chlothars Sachsenkrieg gekannt, die beiden Anfangszeilen in lateinischer Wiedergabe sowie den Inhalt mitgeteilt und sich hier eine Personenunterschiebung und einige Verse eigener Erfindung gestattet, um seinem Heiligen eine Stelle in der Erzählung zu verschaffen. Befremdend wirkt aber auch bei dieser Annahme die Beobachtung, daß die angeblich von Hildegarius erfundenen Verse so Äußerliches und Nebensächliches von der Wundertat des Heiligen berichten: ein wirklicher Fälscher hätte vermutlich ein paar Verse über die Tat selbst gedichtet. Ferner: der heilige Faro war Bischof von Meaux, im Lied aber heißt er Fürst. Hildegarius hätte ihn doch sicher als Geistlichen eingeführt. So spricht schließlich mehr für die Echtheit des Stückes als dagegen.

Das Haager Fragment erweist uns also mit Sicherheit das Vorhandensein des französischen Epos für das 10. Jahrhundert, das Chlotharlied mit Wahrscheinlichkeit für das 9. Jahrhundert. Und würde dies Ergebnis mit literarhistorischen Erwägungen allgemeiner Art allzusehr in Widerspruch stehen? Die epische Dichtung wäre dann nicht älter oder nicht wesentlich älter als die älteste geistliche Literatur Frankreichs, die wir kennen: gegen Ende des 9. Jahrhunderts die Eulaliasequenz, im 10. Jahrhundert Passion und Leodegar. Daß die Profandichtung als Volkspoesie schon viel früher bezeugt ist, mag dabei ganz außer acht bleiben, da die epische Dichtung außerhalb der Volkspoesie steht. Aber merkwürdigerweise zeigen uns gerade die beiden Literaturen, welche neben der französischen am ersten und gewichtigsten in Erscheinung treten, dasselbe Bild von dem gleichzeitigen Auftreten geistlicher und epischer Dichtung: in Deutschland steht im 9. Jahrhundert das Hildebrandslied neben dem Heliand, in England Ende des 7. Jahrhunderts das Beowulfepos neben Kädmons geistlichen Dichtungen. Nur in Frankreich würde zwischen dem Auftreten der geistlichen Dichtung und den ältesten Heldenepen eine Kluft von zwei Jahrhunderten klaffen, wenn wir der skeptischen Richtung folgen und Haager Fragment und Chlotharlied völlig ausschalten wollten.

Auch der enge Zusammenhang des französischen Heldenepos mit germanischer Sage und Epik mahnt uns, die Entstehung des ersten nicht zu spät anzusetzen. Das meiste freilich konnte auch in ungebundener Rede aus der fränkischen in die französische Sprache übergehen und sich so bis zur Verarbeitung in epischer Form erhalten. Aber eine Reihe von epischen Formeln und Redeweisen, welche Pio Rajna in seinen *Origini* aufführt, waren doch mehr oder weniger auf Überlieferung in gebundener Rede angewiesen: es muß eine Berührung nicht nur zwischen germanischer und französischer Sage, sondern auch zwischen germanischer und französischer Dichtung gegeben haben. Diejenigen freilich, welche die französischen Epen lediglich als Erzeugnisse der literarischen Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts betrachten, legen diesen Beziehungen keinen Wert bei, das grundlegende Buch von Pio Rajna über die Anfänge des französischen Epos wird dort kaum genannt, und erst vor kurzem hat ein jüngerer Forscher[1] über die germanischem Herkommen entstammende Waffenbrüderschaft den bezeichnenden Ausspruch getan: 'Zu viel Unheil haben die Germanisierungstendenzen in der Rolandforschung angerichtet, als daß wir ihnen nicht mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüberständen. Liegt es nicht näher, an Patroklos zu denken, dessen unsterbliches Vor-

[1] Tavernier, *ZfSL* 40 (1913)[2], 177.

bild durch irgendwelche Zwischenglieder nachwirken könnte?' Wer aber hinter Wilhelms Zug nach Orange nicht eine germanische Werbungssage, hinter Auberon nicht den Zwergenkönig Alberich, hinter der Erzählung von *Parise la Duchesse* nicht die Sage von den treuen Dienstmannen erkennt, wird die tieferen Grundlagen des französischen Epos nicht durchschauen.

Einflüsse germanischer Sagenbildung können in Frankreich seit den ersten Merowingern wirksam gewesen sein. Einflüsse germanischer Heldendichtung wird man um dieser selbst willen nicht ebenso früh ansetzen wollen. Aber die günstigste Zeit für eine gegenseitige Berührung war doch zweifellos die Zeit, in welcher Germanen und Romanen unter einem Zepter lebten, die Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, vielleicht noch die unmittelbare Folgezeit: auch diese Betrachtung führt also wieder auf das 9. Jahrhundert.

Endlich darf auch Vers- und Strophenform bei dieser Betrachtung in Rechnung gezogen werden: der epische Zehnsilbner und die assonierende Laisse. Der Zehnsilbner scheint ein volkstümliches Versmaß gewesen zu sein, er ist auch in der Romanze, der sogenannten *Chanson d'histoire*, überhaupt in der lyrischen Dichtung, zu Hause. Er hat bisher allen Versuchen, ihn aus lateinischen Versmaßen herzuleiten, hartnäckig widerstanden, während sich der französische Achtsilbner ohne weiteres aus dem lateinischen Hymnenvers herleiten läßt. Die unregelmäßige, halb lyrische, halb epische Strophenform der Laisse oder Tirade ist Eigentum der epischen Dichtung, vermutlich Nachahmung, d. h. Erweiterung der dreizeiligen Romanzenstrophe. Die bloße Bindung der Vokale, die Assonanz, bleibt jahrhundertelang die Reimform der Epik, während die geistliche Dichtung von Anfang an den reinen Reim anwendet oder wenigstens erstrebt. Verfolgen wir nun die ältesten Denkmäler der geistlichen Dichtung in Frankreich, so zeigen sie im Anfang nur Formen christlich-lateinischen Ursprungs. Das Eulalialied des 9. Jahrhunderts hat die Form der Sequenz, Passion und Leodegar des 10. Jahrhunderts Achtsilbner in Reimpaaren, die zu regelmäßigen Stophen von vier, im Leodegar zu Strophen von sechs Zeilen vereint sind. Das nächste Denkmal aber, der provenzalische, genauer limousinische Boethius erscheint in völlig abweichender Form: in zehnsilbigen Versen, in ungleichlangen Laissen, kurz, in der Form des Epos, nur mit deutlicher Absicht auf den Vollreim, ohne daß es gelungen wäre, die Assonanzen ganz zu vermeiden. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts bietet sich in der Normandie das Leben des heiligen Alexius in ähnlicher Form: zwar regelmäßige Strophen von je fünf Zeilen, aber Zehnsilbner und Assonanz, also eine auf regelmäßige Verszahl gebrachte epische Strophe. Die metrische Form des Boethius und Alexius ist somit gegenüber der

bisherigen geistlichen Dichtung etwas Neues, aus fremden Vorbildern Stammendes: kein Zweifel, daß die epische Profandichtung das Muster dafür geboten hat. Damit ist aber das Vorhandensein des Epos wiederum mindestens für das 10. Jahrhundert festgestellt. Merkwürdig, daß auch hier die altenglische Literatur eine parallele Entwicklung zu bieten scheint, wenn richtig ist, was ten Brink[1] sagt: 'Es ist wahrscheinlich, daß, ehe noch englische Gelehrte begonnen hatten, mit den Schwierigkeiten lateinischer Versifikation zu ringen, englische Sänger ihre epische Sprache und ihr episches Versmaß in Dichtungen zum Lobe Gottes oder zum Preise biblischer Helden verwandten.'

Wenn somit die verschiedenartigsten Beobachtungen und Erwägungen uns immer wieder auf dieselben Zeiten führen, wird man, ohne den Boden der Tatsachen zu verlassen, sagen dürfen, daß das französische Epos sicher im 10. Jahrhundert, wahrscheinlich schon im 9. Jahrhundert vorhanden war und seine Entstehung der Karolinger Glanzzeit verdankt. Seine Stoffe hat es im Anfang größtenteils aus deutscher Sage und Dichtung übernommen, die Stilgebung vermutlich stark an das Vorbild germanischen Heldensangs — nicht des Römers Vergil — angelehnt, die metrische Form aus der französischen Romanzenstrophe herausgebildet.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Allzu großer Optimismus kann uns in der Wissenschaft leicht in die Irre führen, und vollends das Vertrauen auf dogmatische Anschauungen über das Entstehen einzelner Dichtgattungen wird der Forschung leicht gefährlich. Scharfe Beobachtung und gesunde Kritik bringen uns dem erstrebten Ziele langsam, aber sicher nahe. Übertriebenes Mißtrauen aber gegen die überlieferten Denkmäler, Skepsis und Hyperkritik entfernen uns wieder von der Erkenntnis der geschichtlichen Wahrheit.

Zur Zeit im Felde. Carl Voretzsch.

[1] *Geschichte der englischen Litteratur* (2. Aufl. von A. Brandl) I S. 44.

Das Sardische im Romanischen etymologischen Wörterbuch von Meyer-Lübke.

(Lieferung 4—8.)

I.

In der Revue de Dialectologie Romane IV (1912), 129—139, in der die Besprechung der sardischen Wörter in Lieferung 1—4 des Meyer-Lübkeschen Wörterbuches erschien, setze ich meine Grundsätze über die Art dieser Besprechung auseinander. Ich habe dem nichts Neues hinzuzufügen und befolge auch bei der Durchsicht der neuen Lieferungen den dort vertretenen Standpunkt. Noch mehr wie bei Lief. 1—4 beschränke ich mich hier auf die von Meyer-Lübke besprochenen Etymen, ohne neue hinzuzufügen, da solche einmal anderswo behandelt werden sollen.

4415. **infundere:** log. *infundere* nicht 'baden', sondern 'benetzen' (it. *bagnare* hat beide Bedeutungen).

4423. **ingluttire:** log. *ingurtire*, camp. *ingúrtiri*.

4461. **insidiare:** log. *inseyare* 'seguitare, raggiungere' (zur Behandlung des *dy* s. Campus, Fonetica, § 152, Wagner, Lautlehre, § 174).

4469[a]. **instar:** Die von Subak, ZRPh XXXIII, 482 angeregte Deutung des log. *ista* 'vielleicht' als lat. *instar* ist unbedingt abzulehnen. Wie man aus Spano, Ortografia I, 169 ersehen kann, wird dieses *ista* in Verbindung mit einem Satz gebraucht: *ista ki ses tue* 'forse siete voi'. So habe auch ich es gehört, niemals aber als selbständiges Wort. Im selben Sinne gebraucht man *ba* (*ba ki ses tue*); s. Ort. l. c., das nichts anderes ist als der affektische Imperativ *abbá* des Verbums *abbaidare* 'guardare', so daß also der Satz einem ital. 'guarda che sei tu' entspricht. Im Nuoresischen verbindet man diesen Imperativ noch mit dem Pronomen und sagt *baḍḍu*, z. B. *baḍḍu ki deet éssere* = chi sarà mai? deve essere lui. Subak hat zwar ZRPh XXXIII, 483 dieses *baḍḍu* als *ne qua illa* erklären wollen; aber abgesehen von lautlichen und begrifflichen Bedenken ergibt sich aus obigen Tatsachen die Unmöglichkeit seiner Annahme. Auch *ista* ist ganz einfach der Imperativ von *istare*.

4474. **insŭbulum:** log. neben *surbu* auch Formen mit *iu*, z. B. *išurbu*, *išrubu*, dann mit Akzentverlegung *ísulu*, camp. *úżulu* (mit stimmlosem ż, nicht, wie M.-L. annimmt, mit *dż*, wie in allen Fällen von Konson. + *s* > ż).

4484. **intenebricus:** Daß log. *interinare* eine Rückbildung aus *interiginare* sei, wie Salvioni, RILomb. XLII, 822 an-

nimmt, ist an sich wenig wahrscheinlich. Der sekundäre Fall eines intervokalischen *g* aus *-c-* ist eine im Sardischen durchaus häufige Erscheinung, vgl. z. B. *áida* 'salata, forte', das Salvioni selbst (Postille 257) aus *acida* erklärte; *alluinare*, camp. *alluíri* stehen neben *lúghere*, *lúžiri* usw.

4494. **interpedire:** Die Richtigkeit dieser Abl. von *trobeire*, *trobea* usw. beweist am besten die nuoresische Form *tropedire* 'impastojare', *tropeya* 'pastoia'. Auch Formen mit *e* haben sich neben denen mil *o* erhalten: camp. *trebiri* neben *trobíri*, *trebẹ́a* neben *trobẹ́a*. M.-L. zweifelt, ob camp. *trobẹ́dda* 'Betrug' hierher gehöre; da aber auch im Log. *tropeale* (Bitti), *trobeale* (Planargia) 'Betrüger, Verräter' bedeuten, ebenso log. *trobeárža*, eig. einer der dem anderen eine Schlinge (*trobea*) stellt, so glaube ich, daß auch *trobẹ́dda* hierzu gehört (vgl. it. *truffare*).

4514. **intro:** log. *intro*, camp. *intru*, *aintru*.

4534. **invĭdia:** Das camp. *feňa* hat Salvioni, RILomb. XLII, 695 auf alttosk. *invegghia* zurückgeführt; M.-L. gibt diese Etymologie wieder; ich selbst dachte in meiner Ausgabe der 'Rimas Spirituales' des Araolla, Dresden 1915, S. 79 an kat. *enveja*, da in Sardinien der spanisch-katalanische Einfluß näher liegt als der toskanische. Das von Araolla gebrauchte *eňa* ist, wie ich unterdessen aus meinem Material ersah, auch heute noch im Log. in den Formen *eňa*, *reňa*, *eňa* gebräuchlich und bedeutet nicht nur 'Neid', sondern auch 'frode, rabbia, crepacuore, vendetta' (diese italienischen Definitionen gibt Spano in den handschriftlichen Nachträgen zu seinem Wörterbuch). Die richtige Ableitung dürfte daher die aus kat. *venja* 'Rache' sein. Zur Behandlung des kat. *j* vgl. camp. *annuǧǧai*, log. *annuǧare* = kat. *anujar*.

4541. **ĭpse:** Neben *issu* hat sich im Log. auch das ausschließlich substantivische Pronomen *isse*, die ursprünglichere Form, erhalten.

4581. **jejunare:** Neben log. *deyunare* kommt auch *ǯeunare* vor.

4582. **jejunus:** log. *ǯeúnu* (Spano II, s. v.), camp. *ǧaúnu*.

4604. **jugarius:** log. *ǧuárža* 'soccio, compagno di seminerio' (*juuargiu* in den alten Urkunden).

4644. **jŭxta:** log. *ǧusta*, camp. *ǧusta* 'gemäß'.

4684. **kat.l, gat.l** (Schallwort): Dazu auch log. *kirĭǧíri*, *korigori*, auch an gewissen Orten (Posada, Terranova): *katigati*.

4687. **kekke** (Schallwort): auch log. *limbikikku*, nuor. *limbikékke* stotternd.

4739. **korchoron** (griech.) setzt M.-L. nach Spanos Vorgang als Etymon für *korkoriya* 'Kürbis' an, während er das gleichbedeutende nuores. *kurkufika* zu Nr. 2368 **cucurbitula** stellt. Er glaubt, man könne *korkoriya* deshalb nicht von *cucurbita* ableiten, weil das Wort *o* statt *u* aufweist; vielleicht nimmt er, da er keine Akzente setzt, an, das Wort werde auf dem *o* betont. Das ist in-

dessen nicht der Fall. Was zunächst **korchoron** anlangt, so ist dieser Pflanzenname bei Plinius belegt und bezeichnet nach diesem eine in Ägypten wachsende und dort als Gemüse (Nahrungsmittel) dienende Pflanze: herba est convolutis foliis ad similitudinem mori (s. die Stellen im Thes. L. L.). Offenbar handelt es sich also um dieselbe Pflanze, die noch heute in Nordafrika angebaut wird und deren Blätter noch als Gemüse dienen, den *Corchorus* der Botaniker, eine Tiliazee mit spinatartigen Blättern (Abbildung bei Engler und Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien. Leipzig 1890 ss., Abt. III, Bd. VI, p. 19). Sie führt, wie es scheint, den deutschen botan. Namen 'Gemüsejudenpappel'; in Italien heißt sie *'spinaci degli Ebrei'* ('pianta erbacea, che si coltiva nei vasi, che fa i fiori gialli assomiglianti al fiocco. Quando è tenera, serve di cibo come erbaggio in Egitto, perche è saporita' sagt von ihr Boerio, Diz. del dial. venez., s. v. *córcalo*). Es ist also klar, daß die Pflanze **korchoron** oder **korchorus** mit den Kürbissen in keinerlei Verwandtschaftsverhältnis steht und überdies in Europa nur als Topfpflanze vorkommt. Abgesehen von diesen sachlichen Bedenken zeigt ein Vergleich mit den übrigen sardischen Formen, daß alle **cucurbitula** > **cucurbic'la** entsprechen. In Nuoro selbst sagt man *kurkufíka* (mit *f*. nicht *c* oder *b*); im übrigen Nuoresischen *kukubrika*, im Log. *korkoriga* oder *korkoríga*, je nach den Gegenden, im Camp. *krokkoríga*. Wie gewöhnlich, erweisen sich die Formen der Zentraldialekte als am konservativsten; sie halten die beiden unbetonten *u* fest, während diese außerhalb des Nuoresischen zu *o* infolge der umgebenden *r* werden, ein Vorgang, für den Salvioni, AStSa V, 215, Anm. 5, weitere Beispiele anführt. Daß die Endung überall *..ic'la* entspricht, zeigt ein Vergleich mit den Paradigmen in meiner Lautlehre, § 145 (nuor. *ispríku*). Wenn ich Lautl. § 207 für das nuor. *kurkufíka* eine Kreuzung mit *fica* annahm, so geschah es nicht, wie Salvioni, AStSa V, S. 231, Nr. 58 anzunehmen scheint,[1] wegen der Endung *..ika*, die ja 'a fil di norma' vor sich geht, sondern wegen des *f*, das in Nuoro in diesem Wort *f* und nicht *c* oder *b* lautet, wie es zu erwarten wäre, nachdem es aus *b* hervorgeht (vgl. die Entwicklung von *calabrice* und ähnlichen Wörtern, Lautl. § 158). Alle noch so kunstvollen Lautschiebungen ändern nichts an der Tatsache, daß man sich in Nuoro **kurkubíka* erwarten müßte, genau so wie das Wort in den umgebenden Orten tatsächlich gesprochen wird. Aus diesem Grunde glaube ich nach wie vor an die Einmischung von *fica*, die auch begrifflich, wie ich Lautl. § 207, Anm. nachgewiesen zu haben glaube, keineswegs fernliegt.

[1] Auch G. Campus, AStSa IV, 253 hatte meine Angabe mißverstanden, stimmt mir aber heute bei.

4741. **korli** (Schallwort): Es scheint im Romanischen Wörter für Brachschnepfe zu geben, die eine Basis mit *ko-* voraussetzen, und andere, die auf *ciu-*, *xu-* zurückgehen. Neben it. *chiurlo* steht *ciurlo, ciurletto, ciurlotto*, kat. *xurla* 'aucell de color pardo, un poch mès gros que una cogullada y va mòlt pels blats' (Labernia), span. *chorlito*, siz. *ciurlániu* (Traina), apul. *ciurlu* (Ribezzo, Il dialetto apulo-salentino di Francavilla, p. 74), und hierzu gehört auch log. *tiriólu*, camp. *xiriólu, xurlíu, xurrulíu*, 'pipiere, corriere'; vgl. Jud, Rom. XLIII, 455 (cf. übrigens M.-L. Nr. 4800 und 4801).

4752. **krak** (Schallwort): log. *(is)karrašu, iskarrašare*, 'sputacchiare', camp. *šdarrašu, šdarrašai*.

4810. **laborare:** Im camp. *laurai liñami* ist letzteres, das in dieser Form nicht existiert, in *linnámini* (s. die Stelle bei Porru) zu verbessern.

4814. **labrusca:** Das log. *agrustu, -a*; *argustu, -a* ist offenbar durch *agru, argu* 'sauer' beeinflußt; vgl. das gleichbedeutende *agrazzu* 'uva acerba, lambrusca'.

4832. **lactoris:** Auch *o*-Formen: nuor. *lattóriku*, log. *lattórigu, lattúrigu* 'Wolfsmilch'.

4833. **lactūca:** camp. (Ogliastra) *láttua*, sonst *láttia* (mit Akzentwechsel und Suffixtausch).

4865. **lambere:** log. *lambrire* ist hier zu streichen; es ist richtig unter Nr. 4889 aufgeführt; *lámbere* heißt nur 'lecken', *lambrire* dagegen 'mangiar con ingordigia, bramare di mangiare'.

4869. **lam(i)na:** Abl. log. *lamóne*, camp. *lamóni* 'cerchio di ferro che circonda le ruote del carro'.

4890. **languĭdus:** nuor. *lámbidu* 'chi brama di mangiare', log. *lambrídu* s. unter 4889.

4933. **latta** (germ.): log. *lattone*, camp. *lattoni, lottoni* ganz gewiß span. Lehnwörter = *latón*.

4934. **latus:** lies alog. *latus* (CSP 3, 5 usw.), nicht *laðus*; letzteres ist die moderne Form.

4980. **lenticula:** M.-L. betrachtet die sard. Wörter (gall. *lentiǧa*, log. *lentiža*, camp. *ǧentilla*) als Entlehnungen aus dem Genuesischen. Er folgt also Salvioni, RILomb. XLII, 820; aber dieser verabsäumt, Gründe dafür anzugeben, weshalb ein ganz gebräuchliches Wort ganz gegen alle sonstige Erfahrung aus dem Genuesischen entlehnt sein soll.[1] Die Umstellung von gen. *lentiǧa* würde auch nur für das Camp. gelten, wobei überdies zu erklären

[1] Die Annahme einer Entlehnung aus dem Genuesischen müßte auf jeden Fall begründet werden. In den alten nordsardischen Urkunden (den Statuten von Sassari und von Castelsardo) finden sich vereinzelte genuesische Wörter, die hauptsächlich aus dem italienischen Kanzleistil der damaligen ligurischen Beamten stammen (s. Bartoli, Un po' di sardo, S. 142, Anm. 1 und Wagner, AStSa III, 402). Der genuesische Einfluß, der politische wie infolgedessen

wäre, weshalb das camp. Wort trotzdem mit dem aus *..ilia* sich ergebenden *-ll-* auftritt und nicht mit *-l-*. Es genügt, bezüglich des camp. Anlauts nunmehr auf Schuchardt, ZRPh XXXIV, 335 zu verweisen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß alle sard. Wörter lat. *lentilia* (*lenticula*) entsprechen.

5012. **liber:** log. *liúru* ist ebenso wie das gleichlautende und gleichbedeutende *liúru* auf dem *u* betont und bedeutet 'frei in seinen Bewegungen, schön gewachsen' ('*Est bella de compostura,* | *Alta, suttili e liura*', Matta, Sa Coja de Pittanu, S. 51). Es ist = kat. *lliure*.

5024. **ligare:** Es wäre besser, das volkstümliche log. *liare* 'legarsi i capelli, cuoprirsi', camp. *liai*; Abl. log. *liónžu*, camp. *lióňžu* 'legaccio, accomodamento della scuffia o dei capelli' anzuführen, als das halbgelehrte *ligare*.

5077. **liquidus:** alog. *libidu*? Woher? Mir unbekannt.

5081. **līsi:** Die gemeinsame sardische Form *lišu* kann nicht aus dem ital. *liscio* entlehnt sein, da dem ital. *š* sonst *-ss-* entspricht (it. *asciuttare* > log. *assuttare*, *coscienza* > *cussénzia*) oder auch *ś*, dagegen nicht *š*. Spano gibt daneben auch ein log. set. *lisgiu*, also wohl *lišǧu* (?). das dagegen wohl *liscio* entspricht. Nun ist aber die gewöhnliche log. Form *liyu*, davon das Verb *aliyare* 'lisciare, spianare' = camp. *allišai*. Daneben ist im Campidano *líšyu* 'kahlköpfig' gebräuchlich (Oristano, Milis), das sich zu *liyu* verhält wie *kréšya* zu *kréya*. Man muß also wohl ein vulgärlat. **lis-eus* auch für Sardinien voraussetzen. Da das Wort dem ganzen Westromanischen angehört, kann diese Basis auch dann angesetzt werden, wenn das Wort ursprünglich germanisch war, wie M.-L. wahrscheinlich macht, vgl. im Sardischen *friśku*, *sinnu* (= germ. *sinn*), *ispidu*, *iskina*,

---

auch der sprachliche, war auf den Norden beschränkt. Aus dem Norditalienischen stammt der Handwerkerausdruck log. *fradassu* 'tavoletta', camp. *faldassu*; Salvioni, RILomb. XLII, 697 leitet es aus dem Genuesischen her, es kann aber auch aus dem Piemontesischen oder Lombardischen (*fratáz*) stammen und kam auf jeden Fall durch kontinentale Arbeiter nach Sardinien (Jud weist in seinem Vortrag: 'Neue Wege und Ziele der roman. Sprachforschung', 1911, S. 8 darauf hin, daß die Maurer aus der Umgebung von Como u. a. den Namen des Streichbrettes, *il fratas*, in fast ganz Italien verbreitet haben); auch sonst sind die Handwerkerausdrücke im Sardischen gewöhnlich Lehngut, meistens spanisch-katalanisches. Hier ist also der Grund der Entlehnung ersichtlich. Sonst ist mir nur ein einziges sicheres genuesisches Wort in Südsardinien bekannt, nämlich der Fischname *ǧankettu* 'bianchetto' (AStSa III, 391), der durch die Fischer von Carloforte verbreitet wurde. Die auf die Seefischerei bezüglichen Ausdrücke sind ja in Sardinien zum größten Teil entlehnt; die Gründe dafür s. AStSa III, 391. — Weshalb aber sollte der Name einer in Sardinien nicht weniger wie sonst irgendwo in Italien häufigen Pflanze, eines einheimischen Gemüses aus dem Genuesischen entlehnt sein, noch dazu im Süden, während der Norden, wo genuesischer Einfluß aus alter Zeit, so selten er an und für sich ist, wenigstens annehmbar wäre, unzweifelhaft bodenständige Formen aufweist?

brundu, die alle schon für das Vulgärlatein angesetzt werden müssen und keine Beweise für direkten germanischen Einfluß in Sardinien sein können.

5089. **lixiva:** log. *lišía* und *líšya*; nuor. *lissiba*, camp. *lissya* und *lissía*.

5098. **locusta:** camp. *(a)legusta, alagusta, aligusta* Heuschrecke.

5129. **lotium:** camp. *luzzu* bedeutet 'Harn', nicht 'Mist'.

5156. **lues:** log. *alluare*, camp. *allnai* nicht 'vergiften' im allgemeinen, sondern das Wasser der Bäche durch Wolfsmilch (*lúa*) vergiften, um so die Fische zu töten.

5181. **lŭscus:** *liusku* ist nicht log., sondern camp. (vgl. Spano II, s. v. *losco*).

5196. ***maccare:** camp. *makkulai* zerquetschen; s. Wagner, ZRPh, Beih. 57, p. 58.

5199. **macellare:** Das alog. *maghedḍu, maghedḍare* hat nicht die Bedeutung 'Strafe, eine Strafe verkündigen' schlechtweg, sondern die juridische 'percepire una certa somma per ogni bestia sorpresa in danno altrui o di poterne uccidere qualcuna facendo propria, in certi casi, la bestia uccisa' (Besta, Carta de Logu, Ausgabe, S. 27); es handelt sich also immer noch um die Grundbedeutung von **macellare.** Das von M.-L. angegebene camp. *magedḍai* (*ǧ*?) ist mir unbekannt und existiert heute in der angegebenen Bedeutung sicher nicht. Vielleicht meint er das *magneddare* der Carta de Logu.

5205. **machina:** Neben log. *mághina* 'bica di covoni' steht camp. *mániga*, d., das auf **manica** deutet (Nr. 5500); zur kollektiven Bedeutung vgl. span. pg. *manga*. Sonst müßte das camp. Wort **-ĕi-* aufweisen.

5206. **machinare:** log. *manghinella* ist span. *manganilla* (cf. 5297), wie Jud, *Rom.* XLIII, 457 richtig zeigt; vgl. *-ll-*.

5227. **magĭda:** camp. *máida* 'zana di sughero' (Porru, *App.*).

5303. **manĭcula:** log. *manigu*? Doch wohl Irrtum; ein auf dem *í* betontes solches Wort gibt es meines Wissens nicht. An manchen Orten wird *mániga* für den Pflugsterz gebraucht, das aber zu *mánniga* 'Griff' (Fem. von **manĭcus**) gehört.

5306. **manipulus:** log. *mannúyu* mit *-nn-* nicht von *mannéḍḍu*, das nur galluresisch ist, sondern von dem gemeinsard. *manna* 'Garbe' (5329).

5329. **manua:** log. *manna* Garbe.

5331. **manualis:** *bakka annarile* hat hiermit nichts zu tun; es entspricht *bakka a nnarile*, d. h. eine Kuh, die an den *narile* oder *narule* ('anello cui si lega la vacca per mugnerla') gebunden wird. *narile* ist Ableitung von *nare*. — Statt *mannalettu* lies *mannalittu*.

5342. **mappa:** Lies statt *nappu: nappa* und statt log.: camp.

Das Wort gehört nur dem Süden an, oft *napp' e arranǧŏlu*, woraus dann die von Rolla angeführten Formen aus Esterzili und Meana.

5345. **marcere:** log. *malzire* stammt mit *-z-* statt *-k-* aus dem Ital., ebenso wie log. *malzu*, camp. *márču* 'faul' = it. *marcio*.[1] Das eigentlich sardische Wort ist log. *pudrigare*, camp. *purdyai*.

5381. **Martinus:** camp. *martiníkka* nicht 'Affin', sondern 'Affe'.

5376. **marrūbium:** log. *marrúyu*.

5390. ***mascarare:** Das nur camp. *maskára* 'Ruß' ist gewiß = cat. *mascára* 'taca feta ab fum'.

5444. **maxĭlla:** log. camp. *massíḍḍa*.

5450. **mecum:** log. *kummegus*.

5451. ***medialis:** Hierzu gewiß auch alog. *melagia* (Stat. di Castelsardo CXI); heute *meaža*, 'misura di soldi'. *Una meaža de váe* ist z. B. ein Maß für Bohnen, ursprünglich offenbar soviel wie man für die Münze *meaža* bekam. Vgl. Salvioni, A St Sa V, 220, der direkt aus **medialia* das Maß erklären will. Das *-t-* des alog. Wortes würde freilich für **metallea* sprechen.

5469. **mel:** Die Bezeichnungen der sardischen Wieselart (*ana de mele* etc.) betrachtete zuerst Spano als Überlebende des lat. *meles*. Salvioni, R I Lomb. LXII, 670 schließt diese Herkunft nicht aus, sieht aber in den verschiedenen sard. Wörtern eine volkstümliche Zusammensetzung mit *mele* Honig. Er geht hierbei von der camp. Form *bukkameli* aus. Schuchardt, Z R Ph XXXIV, 215 geht dagegen von **donna bella* aus, das auf volksetymologischem Wege zu *donna de mele* geworden sei. Meyer-Lübke lehnt diese Erklärung mit Recht ab; zwar sagt man in der Gallura *béḍḍuta*; aber das Galluresische weicht im Wortschatz, wie so oft, vom eigentlichen Sardischen ab, und in diesem ist keine Spur von *bellu* bei den 'Wiesel' bedeutenden Wörtern vorhanden; auch die von M.-L. erwähnten lautlichen Bedenken sprechen dagegen.

Zunächst ist ein weiterer Irrtum zu beseitigen. Salvioni meint, da Angius und Marcialis das ital. Wort *boccamele* gebrauchen, sei es wohl 'parola di lingua', und Schuchardt stimmt dem bei, da die Naturforscher das Tier *putorius boccamela* heißen. In Wirklichkeit ist der italienische Terminus *boccamele* eine Schöpfung des alten

[1] Salvioni, A St Sa. V, 238 bemüht sich vergeblich, dieses Wort über *marceo* zu erklären, ebenso wie *farzire*, *sarzire*. Er sagt zwar: 'E non c'intimorisce il *z* logudoro'. Ja, wo bleiben denn dann die 'Lautgesetze'? Warum soll *marceo* zu log. *marzu* werden (und zwar auch im Nuoresischen), während *trifurcium*: nuor. *trevúpu*, log. *tri(v)uttu*, camp. *tri(v)úzzu* gibt? Und weshalb erscheinen diese Wörter gerade im Campidan., in dem *-ky-* sonst immer *zz* gibt, mit *č*? Die Antwort kann nur lauten: Weil ital. *č* im Logudor. *z*, im Campidan. *č* in den Lehnwörtern ergibt; vgl. log. *aranzu*, camp. *aranču* = it. *arancio*; log. *franzešu*, camp. *frančešu* = it. *francese*; log. *zessare*, camp. *cessai* = it. *cessare*; log. *kazza*, camp. *kačča* = it. *caccia*, usw. Nicht anders verhält es sich mit *marzire*, *farcire*, *sarzire* (it. *(ri)sarcire*).

Cetti, den man stets zu Rate ziehen muß, wenn es sich um sardische Tiere handelt. In seinen 'Quadrupedi di Sardegna', Sassari 1774, bemerkt er, p. 147, das Tier sei 'una spezie di mustela, che chiamerò *boccamele*, secondo il dialetto campidanese'. Angius und Marcialis folgen ihm. Insofern sich die sardischen Naturforscher an diesen Ausdruck gewöhnt haben, mag er 'parola di lingua' sein, aber nur insofern.

Von der aufs Campidano beschränkten Form auszugehen, ist nicht ratsam, da das Campid. von dem Urtyp des Sardischen am meisten abweicht. Wie immer hat man von den Zentraldialekten auszugehen. Das Ergebnis meiner Nachforschungen ist, daß im Nuoresischen das Tier den Namen *yana 'e muru* trägt (Nuoro, Lollove usw.); man bringt dort den Namen mit *yana* Fee (= *diana*) zusammen; die *yanas* bewohnen nach der Sage die nach ihnen genannten *domor de sar yánas*, in den Felsen gehauene Grotten aus der Vorzeit. Da nun die schlanken Wiesel ebenfalls gern sich im Mauerwerk und in Höhlen herumtreiben (was Cetti eigens bemerkt), sieht man in ihnen die *yanas*; ohne Zweifel haben wir es also hier mit einer ähnlichen Benennung zu tun, wie im ital. *donnola*, span. *comadreja* usw. Außerhalb des eigentlich Nuoresischen herrscht *yanna 'e muru* (Orosei, Baronía), *ǰanna 'e muru* (Orani), *anna 'e muru* (Benetutti, Ozieri, Pattada, Luras), dann *anna 'e mele* (Macomer, Planargia) vor. Da in diesen Orten *yana* 'Fee' nicht mit langem *n* gesprochen wird, dagegen *yanna* 'Tür', kann man nur an eine Einwirkung dieses Wortes denken, und nicht anders kann es sich mit *tana 'e muru* (Posada, Olmedo, Mores) verhalten, in denen *tana* 'Höhle' im Spiel ist. Es ist klar, daß überall *yana 'e muru* (*mele*) zugrunde liegt, daß man aber, da man an die *domor de yanas* als Wohnort der Wiesel denkt, *yanna* (die Öffnung dieser Grotten, von denen ich eine im 'Globus', Bd. XCIII [1908], S. 247 abgebildet habe) und *tana* (die Grotte selbst) unbewußt hereinzieht. Vollkommene Mischformen sind *tanna 'e muru* (Sénnori), *danna 'e muru* (Fonni); in Sorso sagt man *donna 'e muru*, in den Anglona *donna 'e mele*; *maramele*, das in den drei Nachbardörfern Abbasanta, Ghilarza und Norbello lokalisiert ist,[1] ist mir nicht klar; die von Salvioni a. a. O. gewollte phonetische Erklärung ist unwahrscheinlich; es liegt sicher wieder eine volksetymologische Umdeutung vor, wenn ich auch selbst an Ort und Stelle nicht ersehen konnte, welche. *Bukkaméli* ist aufs Campidano beschränkt. Daß der Ausgangspunkt aller sard. Formen in den Zentraldialekten zu suchen ist, in *yana de muru*, und daß alle anderen Ausdrücke Umdeutungen sind, scheint mir erwiesen zu sein; da gerade die Zentraldialekte keine Zusammensetzung mit

[1] Bei M.-L. *ghilard.*, lies *ghilarz.* (von Ghilarza), so wieder unter Nr. 6264.

mele kennen, darf man, wie ich glaube, auch endgültig lat. *meles* aus dem Spiel lassen (ein Wort, das ja auch nirgend 'Wiesel' bedeutet, und ob 'Marder', ist fraglich; jedenfalls lebt es sonst im Romanischen nur als 'Dachs' weiter, s. M.-L. 5474). Die Einmischung von *mele* 'Honig' ist ebenfalls klar; denn es ist eine Eigentümlichkeit des sardischen Wiesels im Gegensatz zur *domola*, auf Honig gierig zu sein, wie Cetti einwandfrei nachweist (S. 165). Das von Marcialis ('Picc. Voc.' p. 10), leider ohne Ortsangabe aufgeführte *cannamele* ist mir nie begegnet, dürfte aber, wie Schuchardt a. a. O. gegen Salvioni meint, durch *cannamele* 'Zuckerrohr' beeinflußt sein. Alle diese Ausdrücke, *(y)anna-*, *tan(n)a-*, *canna-* (*'e muru*, *'e mele*)[1] sind nur verständlich, wenn man auf die nuores. Form *yana* zurückgeht; die Hereinbeziehung von *donna* liegt nahe, ist aber auch erst eine Umdeutung von *yana* ('Frau' heißt sard. *fémina*), wie die Zwischenformen und die geographische Verteilung zeigen. Im Süden, wo *yana* fehlt,[2] hat man eine andere volkstümliche Benennung, aber ebenfalls mit *meli* 'Honig'.

5483. **mĕllinus:** Für sard. *mélinu* 'falbo' ist die lat. Nebenform *melĭnu* 'zum Honig gehörig' anzusetzen; *-ll-* ergäbe *-ḍḍ-*.

5530. **meridiare:** log. *meryare*, camp. *ammeryai*, 'passar il meriggio all'ombra' (bes. von den Tieren).

5531. **meridies:** camp. *merì* Nachmittag.

5548. **mēta:** lies alog. *metatu* statt *medadu*.

5559. **mīca:** Auch in Sardinien Formen, die *-cc-* voraussetzen: log. (Anglona): *mika* 'pezzo, brandello'; Ósilo: *nika* 'bricciola di pane', Macomer-Padria: *una nika*, una piccola cosa, pezzetto', *leare nika* 'mangiucchiare'.

5569. **milia:** log. *miža* 'Meile'.

5585. **minare:** sard. *minare*, *-ai* bedeutet nicht 'führen, Vieh treiben', sondern 'unterminieren' = it. *minare*. Daneben gibt es im Log. *minare* 'mescolare', das zu kors. *minà* 'rimestar la pasta' (Falcucci, S. 237) gehört, und log. *minare*, camp. *-ai* 'camosciare il cuoio' (Carta de logu 34: *coramini minadu*).

5589. **ministerium:** M.-L. lehnt Salvionis Ableitung des log. *istérżu*, camp. *stréżu* 'Handwerkszeug, Gerät' aus obigem lat. Wort ab, wie er unter Nr. 3081 an Subaks Ableitung dieser Wörter von *extaris* 'Kaldaunentopf' zweifelt; Subak hatte eine Bildung *exte-*

[1] Salvioni sucht alle diese Formen auf lautlichem Wege zu erklären; aber die Lautvertauschungen, die er annimmt, sind alle so kompliziert und ungewöhnlich, daß man schwer daran glauben kann. Sobald es sich um Kreuzungen und volksetymologische Einflüsse handelt, die ja auch Salvioni nicht ganz bezweifelt, versagen eben alle 'Lautgesetze'.

[2] Auch die *domos de yanas*, die im Campidano so wenig fehlen wie im übrigen Sardinien, haben hier ganz andere Namen: man heißt sie in der Ebene, nicht eben sehr poetisch, *forros*, d. h. 'Backöfen', nach der Ähnlichkeit mit diesen.

rium vorausgesetzt, die er mit Hinweis auf Meyer-Lübke, 'Rom. Gr.' II § 471 rechtfertigt; aber *-crium* bildet sonst nur Verbalabstrakte. Direkte Ableitung von *extaris* verbietet der Tonvokal. Salvionis *ministerium* ist unbefriedigend, da der Schwund der Anlautsilbe, wie M.-L. bemerkt, nicht erklärt ist. Eine Kreuzung mit siz. *stigghiu* anzunehmen, wie Salvioni meint, geht nicht an, da hierzu alle Vorbedingungen fehlen. Dagegen glaube ich allerdings, daß man die sardischen Wörter von den süditalienischen nicht trennen kann: neben siz. *stigghiu* steht cal. *stijju* 'mobile, ordigno, arnese' (Scerbo), apul. *steyghie* (Merlo, 'Dial. di Andria' 4), *štiǧǧu* 'attrezi, arnesi del mestiere' (Ribezzo, 'Dial. di Francavilla' 36). Die südital. Wörter wurden von Merlo und Ribezzo = *test(u)ilia* gesetzt, ohne daß der Fall der Anlautsilbe erklärt wäre. Die Grundbedeutung der sard. Wörter ist nicht 'Geräte', sondern 'vasame, stoviglie'. Atzeni, 'Vocab. Domestico sardo-ital.' (La casa, la masserizie ecc.), Cagliari 1912, S. 64 gibt folgende richtige Definition: 'Nome generico di tutti i vasi di terracotta, dei quali ci serviamo per uso della cucina e della tavola', und *streǰayu* ist mit 'lutifigolo, vasaio, stovigliaio' bei Porru wiedergegeben. Auch für Sizilien trifft dasselbe zu: 'Tutti gli arnesi ad uso di casa, tutte le masserizie e specialmente gli oggetti di terracotta per la cucina vanno sotto il nome collettivo di *stigghiu*' (Pitrè, 'La famiglia, la casa, la vita del popolo siciliano,' Palermo 1913, S. 89). Das Sardische verlangt eine Grundform mit dem Tonvokal *e*. Man ist versucht, an *terreus* 'irden' zu denken, mit vorgesetztem *is-* (*ex-*).[1] Da aber die südital. Formen schwerlich mit diesem Etymon übereinzubringen sind, anderseits von den sardischen wohl nicht getrennt werden können, sehe ich keinen Ausweg. Die bisherigen Deutungen genügen aber weder für Sardinien noch für Süditalien.

5630. **modo:** *moi* ist nicht log., sondern camp., gewöhnlich sagt man *immói*. — Der Akzent auf log. *komó* ist unberechtigt; das Wort lautet *kómo*.

5641. **mola:** Das sard. *mola* ist ohne Grund mit dem ital. und engad. *mola* in eckige Klammern gesetzt. Der Name der Mühlsteine der auf der ganzen Insel (mit Ausnahme der Gallura) heimischen Hausmühle ist gewiß nicht entlehnt.

5654. **monachus:** Es wäre zu erwähnen, daß log. *monǰu, -a*, camp. *moňǧu, -a* zunächst 'Mönch, Nonne' bedeuten, dann auch 'Schnecke'; das Wort ist aus dem Span. (*monje*) entlehnt (vgl. lautlich log. *reloǰu*, camp. *relóǧǧu* = span. *reloj*).

5671. **monticulus:** log. *montíǰu* (Spano II).

[1] Porru, s. v. *strexu*, bringt auch einmal *su trexu*, was aber ein Druckfehler sein dürfte, da ich nie diese Form hörte und sie bei Porru nur einmal unter verschiedenen *su strexu* vorkommt. In Nuoro sagt man *istéryu*; überall liegt also *-eriu* zugrunde, während Süditalien eher auf *-ly-* deutet.

5672. **monumentum:** M.-L. führt log. *munimentu* an, das ich nicht finde. Jedenfalls dürfte der volkstümliche Ableger des Wortes (und zwar von 3. *molimentum*) sein: nuor. *moluméntu* 'der Steinhaufe, der nach altem Brauch an der Stelle errichtet wird, wo jemand ermordet worden ist, und dem jeder Vorübergehende einen Stein hinzufügt', log. *molimentu* (Spano, s. v. mucchio di pietre, sito dov'è uccisa una bestia, wobei ich gegen Spano den Verdacht hege, daß er den alten Brauch beschönigen wollte und daß man statt 'bestia' richtiger lesen würde *un individuo*; denn nach meinen Erfahrungen entspricht die Bedeutung von log. *molimentu* genau der mir in Nuoro gegebenen), dann auch = *limite* 'Grenzstein'.

5675. **morator:** Das bei Spano verzeichnete *moradore* ist von der Sigel Del. begleitet, was bedeutet, daß dieses Wort sich in den Dichtungen der Delogu Ibba findet. Es ist ein offenbarer Latinismus dieses Dichters, da sonst *morare* und Ableitungen davon im Sard. fehlen; *mora* 'proroga' ist ein spanischer Rechtsausdruck.

5684a. **morinus:** Es mag sein, daß jetzt L. Spitzer, 'Mitt. des rum. Inst. an der Univ. Wien' I, 1914, S. 141—2 das Richtige trifft, wenn er sard. *múrinu* von *mura* über *μοῦρον* erklärt. Aber auf keinen Fall kann, wie M.-L. meint und Spitzer vorsichtig unentschieden läßt, *murru* 'grau' dasselbe sein; denn sowohl die parallele Existenz der beiden Wörter in denselben Dialekten als die Tatsache, daß das eine Wort 'dunkelbraun', das andere 'grau' bedeutet, schließt diese Annahme aus. Will man meine hypothetische Annahme, Lautl. § 76, *murru* entspreche dem in Glossen als Farbenamen belegten *burrus*, wegen der Isoliertheit des Übergangs von $b > m$ nicht gelten lassen, so möchte man eher als an **morinus* 'brombeerfarbig' an **múrinus* 'mäusefarbig' denken; *murīnus* ist in dieser Bedeutung belegt (Columella VI, 37, 6; Palladius IV, 13, 4, s. Niedermann, 'Contribution à la critique et à l'explication des gloses latines', Neuchâtel 1905, S. 29); der Suffixwechsel hat nichts Auffälliges an sich.

5689. **morsa:** log. *mossa* 'imboccatura del freno'.

5691. **morsus:** Lies statt *mossa*: log. *mossu* 'Bissen'.

5698. **mos:** Weder *commodiore* (Subak, ZRPh XXXIII, 480) noch *more* (Salvioni, AStSa V, 239) befriedigen, ersteres lautlich nicht, letzteres begrifflich nicht, um camp. *mori* 'Fußweg, Abkürzungsweg' zu erklären. Ich halte das Wort für *maiore* 'der bedeutendere, wichtigere' Weg, und das sind die Abkürzungswege für jeden Reiter in gebirgigem Gelände. Lautlich fällt *-y-* im volkstümlichen Kampidanesischen (Porru bezeichnet das Wort als t[erminus] r[usticus]; ich habe es auch nur auf dem Lande, und zwar im Gerrei gehört) regelmäßig (cf. *mou* < *modiu*, *peus* = *pejus*, *Mau* = *Maju*, *oe* = *hodie*, *téu* = *taediu*, s. Lautl. § 174); aus

**maori* wird *mori*, wie aus *laori* > *lori* (*laborem*). Camp. *maǧǧori*, log. *maẓore* ist nach Ausweis der Laute aus dem Ital. entlehnt; camp. *meri*, log. *mere* sind Anredekurzformen und entsprechen **máire*, wie schon die unregelmäßige lautliche Entwicklung zeigt. Übrigens hat Salvioni, Note 153 (M.-L. 5247) ansprechend das log. *promores* 'Vorfahren' mit *maiore* in Zusammenhang gebracht. Das dürfte auch lautlich die hier für camp. *mori* vorgeschlagene Deutung stützen.

5703. **movere:** log. (Olzai und Gennargentu-Gegend) *móere* 'gehen, reisen', z. B. *krar maṇ̇anu 'érẓo móere a 'astéḍḍu* (Olzai) 'morgen früh will ich nach Cagliari reisen'.

5707. ***mucceus:** log. *muẓẓiǧíle* heißt nicht 'Mundstück am Zaun', sondern 'Schnauze' (muso, ceffo). Ob das Wort zu **muccea* gehört (Guarnerio, AGI XIV, 399), ist fraglich, da lautlich *-ey-* > *-ẓẓ-* nicht einwandfrei ist. Eher vermute ich Zusammenhang mit *muẓẓu* 'stumpf', das allen sardischen Dialekten angehört und überall *-ẓẓ-* aufweist, also wohl ital. *mozzo* ist.

5718. **mugilare:** M.-L. fragt sich, ob das bei Spano für Bitti verzeichnete *armilare* auch hierhergehöre.[1] Ich erhielt in Bitti bei verschiedenem Abfragen (1904 und 1912) nur *amuilare* und, da niemand **armilare* kannte, glaube ich an einen Lesefehler in Spanos Aufzeichnungen. In Nuoro heißt es mit Metathese *mulyare*. Nach meinen Materialien unterscheidet man zwischen:

1. log. *muilare*, Bitti: *amuilare*, Nuoro usw.: *mulyare* [neben anderen Ausdrücken an anderen Orten s. unter Nr. 5719], camp. *ammuinai* brüllen (der Rinder); diese Wörter bedeuten alle auch brausen, sausen (vom Wind usw.).,
2. log. *belare*, *meláre*; subst. *bélidu*, *mélidu*; Bitti: *melyare*, *mélyu*; Nuoro: *milyare*, *milyu* 'blöken' (der Schafe); — camp. *belai*.

Die zweite Gruppe ist, wie leicht ersichtlich, in den *m*-Formen eine Kreuzung von *belare* × *mugilare* bzw. deren sardischen Formen.

5719. **mugire:** log. (Ozieri, Meilogu) *muíre*, sonst auch *moyíre*.

5720. **mugitus:** camp. *múidu* neben *müida*.

(Schluß folgt.)

Berlin. Max Leopold Wagner.

[1] Das von Salvioni, Note 17 neben dem Spano entnommenen *armilare* vermerkte *armuilare* ist wohl von Salvioni selbst erschlossen, um die erstere Form zu erklären. Es existiert weder bei Spano noch in sonstigen Quellen, soweit ich sehe.

Zwei Quellen von Molières Misanthrope.

I.

Molières *'chef-d'œuvre'* *'Le Misanthrope'* — nach Boileaus Urteil sein vorzüglichstes Stück, nach Voltaire für 'Europa' das Meisterwerk des hohen komischen Stils (*du haut comique*) — ging zum erstenmal über die Bretter am 4. Juni 1666 auf dem Theater des *Palais royal,* doch hatte der Dichter schon 1664 mit der Niederschrift begonnen, da er nach Aussage des Boileau-Kommentators Brossette in diesem Jahre den ersten Akt beim Grafen Broussin vorlas; die erste Ausgabe erschien 1667.

Für dieses wegen seiner nicht ganz klaren Tendenz vielumstrittene Drama, über das schon eine recht umfangreiche Literatur existiert, ist eine eigentliche Quelle bis jetzt nicht nachgewiesen worden.

Die 'originalste aller Molièreschen Dichtungen' nennt R. Mahrenholtz[1] den *Misanthrope*; W. Mangold[2] meint, es gebe unter allen Komödien Molières keine, 'in welcher der Dichter so wenig von außen aufgenommen und so viel aus sich selbst geschöpft hat'; A. Laun[3] bezeichnet den *Misanthrope* als die 'subjektivste aller Schöpfungen des Dichters', er habe sie 'mit seinem Herzblut geschrieben, und es ist diejenige seiner Komödien, deren Erfindung ihm ganz gehört, die sich an kein fremdes Muster anlehnt'; ebenso urteilt H. Fritsche:[4] 'Der *Misanthrope* hat kein Vorbild, er ist ganz Original, entsprungen dem Geiste und der Gesellschaft des 17. Jahrhunderts, die er schildert, und noch der neueste deutsche Biograph des Dichters, M. J. Wolff,[5] erklärt, Molière habe 'den Stoff des Dramas selber erfunden'.

Nur für eine Reihe Einzelheiten ist bisher Beeinflussung durch ältere literarische Vorbilder nachgewiesen, s. darüber besonders Mesnards[6] vorzügliche, grundlegende *Notice* zu seiner Ausgabe des *Misanthrope* S. 383 ff., ferner Mahrenholtz a. a. O. S. 224, den Anhang III und IV bei Laun a. a. O. S. 139 ff., E. G. W. Braunholtz[7] in der Einleitung zu seiner Ausgabe

[1] *Molières Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung,* Heilbronn 1881, S. 224.

[2] *Molières Misanthrope* in der *Zeitschr. f. neufrz. Sprache u. Literatur* 4 (1882), 4.

[3] *Molière, mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursen* hg., 2. Aufl. von W. Knörich, Leipzig 1883, S. 5.

[4] *Le Misanthrope von Molière,* erklärt, 2. Aufl., Berlin 1901, S. 64.

[5] *Molière, der Dichter und sein Werk,* München 1910, S. 384.

[6] Despois-Mesnard, *Œuvres de Molière, nouv. éd.,* t. V, Paris 1880.

[7] *Le Misanthrope, with introduction and notes,* Cambridge 1901 *(Pitt Press Series).*

S. XII ff. und auch den betreffenden Abschnitt in der russisch geschriebenen Monographie von A. Wesselowsky,[1] bezüglich deren ich aber auf das Selbstreferat des Verfassers[2] in *Molière und seine Bühne* II, S. 169 angewiesen bin.

Es dürfte sich empfehlen, das Selbstreferat Wesselowskys hier im Wortlaut anzuführen:

'Alsdann bestimmt der Autor der Monographie die Summe der wirklichen Entlehnungen, die von Molière ausgegangen. Er deutet darauf hin, daß in dem von Eudore Soulié herausgegebenen Inventar sich unter der Zahl der Molière gehörenden Bücher auch drei Bände des Plutarch und die Werke Lucians befänden, woraus man den Schluß ziehen könne auf den Einfluß dieser Lektüre auf den allgemeinen Plan des Stückes. Darauf nimmt er den Einfluß Corneilles auf dasselbe an, namentlich einer Stelle aus dem Grand Cyrus, schiebt episodisch eine Widerlegung der Meinung ein, die in der Vorrede zu dem vergessenen italienischen Stück Il Misantropo a caso maritato, Bologna 1748, ausgesprochen, wo behauptet wird, daß Molière seinen Plan aus England geschöpft habe, widerlegt noch gleichfalls die Fabel des Komikers Angelo, als ob Molière seinen Misanthropen den Italienern entnommen habe; geringe Entlehnungen gibt er zu aus der Rodogune des Gilbert, aus der Lucretia des Scarron, Seneca usw. Zugleich erwähnend, daß im Misanthropen sich einige Züge aus Don Garcie de Navarre befinden, läßt er sich in eine detaillierte Parallele nicht nur dieser beiden Stücke ein, sondern er vergleicht sie auch mit dem italienischen Stück des Cicognini, welches als Muster für den Don Garcie gedient hat, und entscheidet, daß die Ähnlichkeit dort nur eine sehr allgemeine und daß Alceste unendlich viel höher steht als alle seine Nebenbuhler.'

Wichtig ist zunächst der Hinweis auf die Charakteristik des *Mégabate* in Frl. von Scudérys in den Jahren 1649 bis Ende 1653 erschienenem zehnbändigen Roman *Artamène ou le Grand Cyrus*, Paris 1653, *septième partie*, Buch I, S. 507—510, die ein Porträt des Herzogs Karl von Montausier, des Schwiegersohns (seit 1645) der Marquise von Rambouillet, darstellt[3] und so genau auf Alceste paßt, daß an Molières Bekanntschaft mit ihr gar nicht gezweifelt werden kann, die überdies durch Vers 717 des *Misanthrope* bewiesen wird, s. unten S. 323, Anm. 2. Wir dürfen es als sicher betrachten, daß diese Schilderung auf Molières Darstellung des Charakters des Alceste von Einfluß gewesen ist, wie das auch Mesnard a. a. O. S. 390 und Wesselowsky in der eben zitierten Monographie annehmen.

Es scheint mir angebracht, diese Porträtskizze, aus der Mesnard S. 389 f. nur ein kleines Stück zitiert — die späteren *Misan-*

[1] *Der Misanthrope, Versuch einer neuen Analyse des Stückes und Studie der von demselben geschaffenen Schule*, Moskau 1881.

[2] *Molière und seine Bühne. Molière-Museum*, hg. von H. Schweitzer, Bd. II, Heft 4, Wiesbaden 1882.

[3] Nach dem von Victor Cousin aufgefundenen Schlüssel vom Jahre 1657, mitgeteilt von ihm in *La Société Française au XVIIe siècle d'après le Grand Cyrus de Mlle de Scudéry* I, Paris 1858, S. 365 ff., s. dazu ib. S. 16; vgl. H. Körting, *Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert*, Leipzig-Oppeln 1885, I, 420 f. (Das Zitat bei Körting stimmt nicht.)

thrope-Publikationen wiederholen einfach sein Zitat — in etwas größerer Vollständigkeit hier anzuführen, doch immer mit Beschränkung auf diejenigen Züge, welche im Charakter Alcestes eine gewisse Entsprechung finden; ich hebe die wichtigsten Stellen durch gesperrten Druck hervor. Das Porträt steht in der von mir benutzten Ausgabe von 1654 in der *Septième partie* S. 267 bis 271:[1]

'... celui dont je parle, n'est pas un homme ordinaire: et l'on en voit peu en qui l'on trouve autant de bonnes qualités qu'il en a.

Mégabate est grand et de belle taille: ayant l'air du visage un peu fier, et un peu froid, et la physiognomie fort spirituelle ... Mégabate, quoique d'un naturel fort violent, est pourtant souverainement équitable: et je suis fortement persuadé, qu'il n'y a rien qui lui pût faire faire une chose qu'il croirait choquer la justice ... Il ne donne sans doute pas son amitié légèrement: mais ceux à qui il la donne doivent être assurés qu'elle est sincère; qu'elle est fidèle; et qu'elle est ardente. Comme Mégabate est fort juste, il est ennemi déclaré de la flatterie: il ne peut louer ce qu'il ne croit pas digne de louange, et ne peut abaisser son âme à dire ce qu'il ne croit pas: aimant beaucoup mieux passer pour sévère auprès de ceux qui ne connaissent point la véritable vertu, que de s'exposer à passer pour flatteur. Aussi ne l'a-t-on jamais soupçonné de l'être de personne: et je suis persuadé, que s'il eût été amoureux de quelque dame qui eût eu quelques légers défauts, ou en sa beauté, ou en son esprit, ou en son humeur; toute la violence de sa passion n'eût pu l'obliger à trahir ses sentiments. En effet je crois que s'il eût eu une maîtresse pâle, il n'eût jamais pû dire qu'elle eût été blanche:[2] s'il en eût eu une mélancolique, il n'eût pu dire aussi, pour adoucir la chose, qu'elle eût été sérieuse: et tout ce qu'il eût pu obtenir de lui, eût été de ne lui parler jamais, de ce dont il ne pouvait lui parler à son avantage. ... Ses mœurs sont toutes innocentes; ses inclinations sont toutes nobles; et ceux qui cherchent le plus à trouver à reprendre en lui, ne l'accusent que de soutenir ses opinions avec trop de chaleur. Mais à vous dire le vrai, il le fait si éloquemment, et dit de si belles choses, quand l'ardeur de la dispute l'anime; que je ne voudrais pas que les autres fussent toujours de son opinion, ni qu'il fût toujours de

[1] Ich gebe alle Zitate in diesem Artikel in modernisierter Orthographie, führe auch Zeilenabsätze ein, die in den Originalen fast ganz fehlen, behalte aber die alte Interpunktion und Formen, die wirklich lautlich verschieden sind, wie *treuve* u. a., bei.

[2] Vgl. *Misanthrope*, V. 717:

La pâle est au jasmin en blancheur comparable ...,

nämlich für die Verliebten, denen *'dans l'objet aimé tout ... devient aimable'*. Die ganze Stelle, in der dieser Vers sich findet, ist nachgewiesenermaßen aus Lucrez, *De rerum natura* IV, 1142 ff. übersetzt, s. Mesnard a. a. O. S. 557 ff. — die Stelle auch bei Laun a. a. O. S. 139 f. —, aber gerade die *maîtresse pâle*, die dem Liebhaber als *blanche* erscheint, fehlt bei Lucrez, wodurch bewiesen wird, daß Molière, bei dem sie, wie hier, an erster Stelle genannt wird, außerdem die vorliegende Stelle des Mégabate-Porträts vorschwebte; er ist wohl erst durch letzteres an Lucrez erinnert worden.

celle des autres. ... Il est certain qu'il y est un peu difficile [nämlich bei der Beurteilung der Schönheiten und Fehler literarischer Werke], et que les moindres imperfections le choquent: mais comme cela est causé par la parfaite connaissance qu'il a des choses, il faut souffrir sa critique, comme un effet de la justice. ... Mais s'il est vrai de dire qu'il écrit bien, il l'est encore de dire qu'on ne peut pas parler plus fortement ni plus agréablement qu'il parle: principalement quand il est avec des gens qui lui plaisent, et qui ne l'obligent pas à garder un silence froid et sévère, qu'il garde quelquefois avec ceux qui ne lui plaisent pas.

Gewiß wird Molière neben diesem dichterischen Spiegelbilde auch die Person des Herzogs von Montausier selbst vor Augen gehabt haben, der ja nach alter, durchaus glaubwürdiger Tradition für Alceste Modell gesessen hat. Wenn auch das, was d'Olivet in seiner *Histoire de l'Académie française* berichtet, mit der von Saint-Simon in seinen *Notes* zum *Journal de Dangeau* überlieferten Anekdote nicht in Einklang zu bringen ist, so lassen doch an der Tatsache als solcher meines Dafürhaltens Saint-Simons so bestimmte Erklärung: '*Molière fit le Misanthrope ... Chacun y reconnut M. de Montausier et prétendit que c'était lui que Molière avait en vue*', und die ebenso bestimmte Angabe des Verfassers der *Segraisiana*: '*Molière a bien représenté M. de Montausier dans son Misanthrope; c'était là son propre caractère*', sowie die weitgehende, frappante Übereinstimmung zwischen den zeitgenössischen Schilderungen Montausiers und dem Charakter des Molièreschen Alceste durchaus keinen Zweifel.[1]

Es besteht sodann eine allgemeine Ähnlichkeit zwischen dem *Misanthrope* und Molières eigener, vom Publikum abgelehnter Komödie *Dom Garcie de Navarre ou le Prince jaloux*, die zum erstenmal am 4. Februar 1661 aufgeführt wurde und erst 1682 im Druck erschien, besonders erinnern Akt II, Szene 5 und

[1] S. Mesnard a. a. O. S. 387 ff., Mangold a. a. O. S. 7, ferner Hermann Fritsche, *Molière-Studien. Ein Namenbuch zu Molières Werken mit philologischen und historischen Erläuterungen*, 2. Ausg., Berlin 1887, S. 42, und zuletzt Emile Magne, *Voiture et les Origines de l'Hôtel de Rambouillet* 1597—1635, 2me éd., Paris 1901, S. 195, Anm. 3: '*On ne peut pas douter que Molière ne l'ait choisi pour type*'; Magne stellt S. 194—198 die ganze umfangreiche, zum Teil nur handschriftliche Literatur über Montausier zusammen und gibt von ihm eine ausführliche Charakteristik, aus der ich die folgenden Stellen hervorhebe:

'*Le cadet, Charles, marquis de Salles* [im Unterschied von seinem Bruder Hector], *c'est au contraire la maussaderie, la rudesse, la lourdeur, la brutalité, le pessimisme. ... On le dit savant. Il a failli endosser la casaque de ministre. ... Il est en effet, en toutes circonstances, un combatif, un impulsif, un violent. Il n'admet point de transactions pacifiques. Il manque de souplesse et d'indulgence. Il goûte la controverse. C'est, dit un contemporain, un "fagot d'orties". Il semble que la colère soit son état normal. Partout et toujours il bougonne et même, parfois, s'oublie*

Akt IV, Szene 7 und 8 des *Dom Garcie* an Akt IV, Szene 2 und 3 des *Misanthrope,* auch wurden eine Anzahl Verse aus ersterem von Molière ziemlich unverändert herübergenommen, doch sind die eigentliche Handlung und die Charaktere hier und dort ganz verschieden, wie denn im *Dom Garcie* die Eifersucht des Helden, im Gegensatz zum *Misanthrope,* eine völlig unberechtigte ist.

Die Verwandtschaft zwischen dem *Misanthrope* und Corneilles Lustspiel *La Veuve,* 1634 — das auch Wesselowsky gewiß im Auge hat, wenn er von Corneille spricht —, beschränkt sich, soweit ich sehe, auf die Ähnlichkeit der Namen der beiden männlichen Hauptpersonen, *Alceste-Alcidon* und *Philinte-Philiste,* die zwischen beiden bestehende Freundschaft und darauf, daß die Heldin eine junge Witwe ist, — sonst sind auch hier Handlung und Charaktere durchaus andere.

Weiter: Die Einfügung der Dubois-Szene Akt IV, Szene 4 scheint veranlaßt durch eine Szene in Quinaults *L'Amant indiscret,* aufgeführt 1654, gedruckt 1664; Akt II, Szene 1 und 5 scheinen an zwei Stellen Reminiszenzen aus Scarrons Novelle *La Précieuse inutile* und seinem *Jodelet duelliste* I, 1 vorzuliegen, eine Stelle Akt II, Sz. 4, V. 711 ff. ist, wie schon vorhin S. 323 Anm. 2 festgestellt wurde, Lucrez IX, 1142—1163 nachgebildet.

Über einige spanische Reminiszenzen im *Misanthrope* handelt, freilich recht obenhin, E. Martinenche in seinem Werke über Molières Beziehungen zum spanischen Drama.[1] Am wichtigsten ist der Hinweis auf die Schilderung des selbstgefällig ein Sonett deklamierenden Poetasters in Cervantes' Novelle *El Licenciado Vidriera,* auf die zuerst, wie es scheint, Foulché-Delbosc aufmerksam gemacht hat (S. 172, A. 1: '*M. F.-D. a, si je ne me trompe, signalé l'analogie que présente ce passage avec la scène du sonnet dans le Misanthrope*'). Martinenche vermutet ferner, wohl mit Recht, daß die letzte Szene in Scarrons aus spanischer Quelle geschöpften *Héritier ridicule,* wo Hélène de Torrez von ihren drei Liebhabern verlassen wird, eingewirkt hat auf die Schlußszene des *Misanthrope,* in der Clitandre, Acaste und Oronte sich von Célimène lossagen.

jusqu'à jurer. — La société de cette époque n'envisagea jamais si parfait misanthrope. Il possède cependant des qualités appréciables: la sincérité, la droiture. Rien au monde ne saurait l'écarter de ses devoirs, si pénibles soient-ils à remplir. Le sentiment de l'honneur est chez lui irréductible. Il lui sacrifiera ses amitiés les plus tendres ...' Das ist doch Alceste, wie er leibt und lebt!

S. auch die von Mesnard S. 511, Anm. 1 zitierte Stelle aus Fléchiers *Oraison funèbre* auf Montausier vom Jahre 1690:

'Ce commerce continuel de mensonges ingénieux pour se tromper, injurieux pour se nuire, officieux pour se corrompre, cette hypocrisie, universelle... tout cet esprit de dissimulation et d'imposture ne convint pas à sa vertu.'

[1] *Molière et le Théâtre Espagnol,* Paris 1906, 169 ff.

Endlich hat neuerdings Ferdinand Brunetière in dem Artikel *Les Epoques de la comédie de Molière* in der *Revue des Deux Mondes* 1906, *5me période*, t. 31 (Januarheft), S. 207 auf eine andere Episode in dem schon erwähnten Roman des Frl. von Scudéry hingewiesen und die Vermutung ausgesprochen, '*quelques traits de Célimène*' möchten aus ihr abzuleiten sein; er hat sich aber sehr vorsichtig ausgedrückt: er stellt es dem Urteil der Leser anheim, '*si quelques traits ne méritent pas d'en être retenus, et de passer dans les annotations qu'on fait au Misanthrope*'.

Das ist alles.

Beeinflussung Molières durch die Schilderung des menschenfeindlichen Timon in der 9. Deklamation des Sophisten Libanius wird von Mesnard S. 385, Anm. 1 bezweifelt. Die Annahme einer Einwirkung der Schilderung Timons in Plutarchs *Antonius* c. 71 und Lucians *Timon* — welche beide Werke Molière allerdings in seiner Bibliothek besaß — ist trotz Wesselowsky (s. oben) abzulehnen, da die in der Undankbarkeit der Menschen begründete Misanthropie Timons von der des Alceste ganz verschieden ist und andere Berührungspunkte nicht bestehen.[1]

Ich beschränke mich auf diese kurzen Feststellungen, die mir für die Beurteilung der folgenden Darlegungen notwendig schienen — mich näher mit den im *Misanthrope* nachweisbaren Einzelentlehnungen zu befassen, lag nicht in meiner Absicht.

---

[1] Die von Mesnard S. 385, Anm. 1 zitierte These von Auguste Widal, *Des divers caractères du Misanthrope chez les écrivains anciens et modernes*, Paris 1851, war mir nicht erreichbar. In dem handschriftlichen Nachlaß des Gelehrten Nicolas de Tralage († 1699) findet sich die Behauptung, Molières *Misanthrope* beruhe auf einem italienischen Stück. Die Stelle wird zitiert von den Gebrüdern Parfaict, *Hist. du Théâtre franç.* 10 (1747), S. 66 ff., s. Mesnard a. a. O. S. 415 f. Danach hätte der *Dottore* der alten italienischen Truppe, Angelo, Tralage mitgeteilt, er habe Molière von einem '*Der Misanthrope*' betitelten, in Neapel aufgeführten Lustspiel erzählt und ihm den ganzen Inhalt angegeben: '*et même quelques endroits particuliers ..., entre autres ce caractère d'un homme de cour fainéant, qui s'amuse à cracher dans un puits pour faire des ronds; M. l'écouta avec beaucoup d'attention, et quinze jours après, le Sieur Angelo fut surpris de voir dans l'Affiche de la Troupe de M., la Comédie du Misanthrope, annoncée et promise, et trois semaines ou tout au plus tard un mois après, on représenta cette pièce. Je lui répondis là-dessus, qu'il n'étoit pas possible qu'une aussi belle pièce que celle-là, en cinq Actes, et dont les vers sont fort beaux, eut été faite en aussi peu de temps; il me répliqua que cela paroissoit incroyable, mais que tout ce qu'il venoit de dire étoit très-véritable, n'ayant aucun intérêt de déguiser la vérité*'. Die Angabe wird von Mesnard als sehr unwahrscheinlich bezeichnet und ebenso von Wesselowsky (s. oben S. 322) abgelehnt. Leider läßt sie sich nicht mehr verifizieren. Mit der Möglichkeit, daß ihr irgend etwas Wahres zugrunde liegt und Molière vielleicht aus dem italienischen Stück gewisse Einzelheiten entlehnt hat, wird doch zu rechnen sein.

Im nachstehenden soll nun zunächst dem Hinweis Brunetières, dem, soweit ich sehe, die Molière-Forschung bisher keine weitere Beachtung geschenkt hat, genauer nachgegangen und gezeigt werden, daß die fragliche, von Brunetière allzu kurz abgetane Episode — er begnügt sich, drei Stellen aus ihr zu zitieren, ohne auch nur über den Inhalt der Erzählung näher zu orientieren — aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur eine Quelle für die Charakteristik Célimènes gewesen ist, wie Brunetière meint, sondern geradezu eine wichtige Quelle für die Handlung des Molièreschen Dramas überhaupt darstellt.

An zweiter Stelle soll der Nachweis erbracht werden, daß eine andere Quelle des *Misanthrope* in dem bisher von der literarischen Forschung ganz unbeachtet gelassenen Roman *La Polyxène* des heute fast vergessenen François de Molière und seiner Fortsetzung durch Charles Sorel: *La Suite de la Polyxène,* zu erblicken ist.

Im einen wie im anderen Falle handelt es sich nicht, wie bei den übrigen oben namhaft gemachten Texten, mit Ausnahme des Mégabate-Porträts, welches offenbar einen sehr wesentlichen Einfluß auf das Drama ausgeübt hat, um irgendwelche Einzelheiten von sekundärer Bedeutung, sondern recht eigentlich um die Gesamtheit der konstitutiven Elemente, aus denen sich die Handlung des *Misanthrope,* die Haupthandlung und die Nebenhandlung, zusammensetzt.

Ich rufe zunächst die Haupthandlung des *Misanthrope,* soweit von einer solchen die Rede sein kann, in den Grundzügen ins Gedächtnis zurück:

Alceste ist ein durch Geist und Charakter ausgezeichneter junger Mann vornehmen Standes — über seinen Beruf erfahren wir nichts Näheres —, dem jede Art gesellschaftlicher Verstellung, Lüge, Heuchelei verhaßt ist wie der Tod: er erscheint als ein Fanatiker der absoluten Wahrhaftigkeit. Alceste ist zum Menschenfeind geworden, weil er sieht, daß die Menschen im geselligen Verkehr auf Schritt und Tritt anders reden und handeln als sie denken, daß der Tropf von ihnen mit gleicher Höflichkeit behandelt wird wie der Ehrenmann; seinen besonderen Zorn macht es rege, daß ein Schurke, mit dem er im Prozeß liegt, überall wohlgelitten ist:

V. 141: Têtebleu! ce me sont de mortelles blessures,
De voir qu'avec le vice on garde des mesures ...

Alcestes Verachtung und Haß gilt dem ganzen Menschengeschlecht:

V. 95: — — — — — — — — — — — mon dessein
Est de rompre en visière à tout le genre humain.
V. 118: — — — — — — — — — je hais tous les hommes:
Les uns, parce qu'ils sont méchants et malfaisants,
Et les autres pour être aux méchants complaisants.

Dieser 'Menschenfeind' nun hegt eine leidenschaftliche Liebe zu der jungen, anmutigen und geistreichen Witwe *Célimène;* seine Liebe zu ihr ist die Achse, um die das Stück sich dreht, die bewegenden Kräfte aber bilden einerseits Célimènes Hang zur Koketterie und zur *Médisance,* anderseits Alcestes grenzenlose, nie ruhende Eifersucht.

Schon im ersten Akt hören wir, daß Alceste Rivalen bei Célimène hat, die ihm Verdruß verursachen (V. 239).

Im zweiten Akt werden wir Zeuge, wie er Célimène die heftigsten Vorwürfe macht, weil sie mit ihrer Gunst allzu freigebig ist, eine ganze Schar von Verehrern um sich versammelt hat:

V. 459: Vous avez trop d'amants qu'on vous voit obséder,
Et mon cœur de cela ne peut s'accommoder.

Célimène ihrerseits beschwert sich über seine ewigen Klagen, sein mürrisches, streitsüchtiges Wesen:

V. 526: ... vous aimez les gens pour leur faire querelle;
Ce n'est qu'en mots fâcheux qu'éclate votre ardeur,
Et l'on n'a jamais vu un amour si grondeur.

Alceste verlangt nun in Anwesenheit zweier anderen von ihren Verehrern, daß sie sich endlich offen erkläre, was Célimène ablehnt (V. 563 ff.). In der anschließenden Unterhaltung mit den Höflingen *Clitandre* und *Acaste* läßt sie ihrem Hang zu mokantem Spott ganz die Zügel schießen.

Der dritte Akt bringt den Bruch zwischen Célimène und der prüden *Arsinoë,* die, von Célimène beleidigt, dem Alceste verspricht, ihm den Beweis liefern zu wollen, daß Célimène es nicht ehrlich mit ihm meine.

Im vierten Akt lodert Alcestes Eifersucht zu hellen Flammen empor: Arsinoë hat ihm einen angeblich an einen anderen Verehrer gerichteten Brief der Célimène in die Hände gespielt, der letztere schwer kompromittiert.

Im fünften Akt hat Alceste, der seinen Prozeß trotz der Gerechtigkeit seiner Sache verloren hat, den Entschluß gefaßt, der menschlichen Gesellschaft zu entsagen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Célimènes Unehrlichkeit gegenüber ihren Liebhabern wird durch Briefe, in denen sie sich über jene, auch über Alceste, abfällig äußert, offenkundig — trotzdem will Alceste ihr verzeihen und bittet sie um ihre Hand, wenn sie sich entschließen kann, ihm in die Einsamkeit zu folgen; Célimène wäre wohl bereit, seine Gattin zu werden, aber sie lehnt es rund-

weg ab, 'sich mit ihm in die Wüste zu begraben', und so sagt denn Alceste sich von ihr los, um seinen unabänderlichen Entschluß allein zur Ausführung zu bringen.

Die Episode des Scudéryschen Romans nun, auf welche Brunetière aufmerksam gemacht hat, ist die Erzählung *L'Amant jaloux*, welche das letzte Kapitel des 1. Buches des III. Bandes in Frl. von Scudérys schon oben erwähntem *Grand Cyrus*, Ausgabe vom Jahre 1654, S. 225—297, bildet. Wer diese Geschichte einer genaueren Durchsicht unterzieht, muß sofort erkennen, daß die Vergleichspunkte, die sie zur Handlung des *Misanthrope* bietet, viel zahlreicher sind, als es nach Brunetières kurzer Notiz den Anschein hat, und daß ihr sehr wahrscheinlich für die Genesis des Molièreschen Stückes eine größere Bedeutung zukommt, als der französische Gelehrte ihr beimißt.

Ich gebe im folgenden eine Analyse des *Amant jaloux*, bei der ich aber nach Möglichkeit alles beiseite lasse, was bei einem Vergleich mit dem *Misanthrope* nicht in Betracht kommt, und zwar zitiere ich überall, wo es mir zur vollen Klarheit nützlich scheint, den Wortlaut des Textes:

Die Erzählung ist dem Helden, Leontidas, selbst in den Mund gelegt, ihr Schauplatz ist die Insel Samos, wo der Fürst Polycrates regiert:[1]

Der junge Leontidas ist von einer leidenschaftlichen Liebe zu der 'göttlichen', 'wunderbaren', 'unvergleichlichen' Alcidamie erfaßt worden — ich übergehe die ganze lange Vorgeschichte dieser Liebe, da sie für unseren Zweck nicht in Betracht kommt. Aber Alcidamie hat schon drei andere Verehrer: den Fürsten Polycrates selbst, Leontidas' Herrn — der ihr freilich nur um ihrer Freundin Ménéclide willen den Hof macht, was Leontidas nicht weiß —, dann den Theanor, Leontidas' Freund, und den Timesias, seinen Feind, zu denen sich bald als vierter noch der Spötter Hiparch gesellt. Eines Tages trifft Leontidas alle die erstgenannten drei bei Alcidamie an, was ihm sehr ärgerlich ist: nach welcher Seite er auch seine Blicke richten mag, sie treffen nichts als *'des objets fâcheux'*; es ist unvermeidlich, daß Alcidamie bald den einen, bald den anderen von ihnen ansieht, und dies verursacht ihm eine unaussprechliche seelische Qual. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir folgende Schilderung von der Heldin:

'Alcidamie est une personne de qui l'égalité d'humeur fait désespérer ceux qui la servent: elle a une certaine civilité sans choix, comme si elle ne faisoit nul discernement des gens qui la visitent, quoi que ce soit le plus délicat esprit du monde. Mais elle s'est mis dans la fantaisie

[1] Eine Identifikation der Personen dieser Episode wird in dem oben S. 322, A. 3 erwähnten Schlüssel zum *Grand Cyrus* nicht gegeben.

qu'il faut tout gagner et tout acquérir par cette innocente voie: de sorte que par conséquent elle est et douce et civile pour tous ceux [qui] l'approchent: et sans être coquette l'on ne peut avoir une complaisance plus universelle que celle qu'elle a. Il ne parait jamais qu'elle s'ennuie avec les personnes qui l'importunent le plus: et elle est si fort maîtresse d'elle même, qu'elle se change comme il lui plaît: et sait varier sa conversation comme bon lui semble.' (S. 268.)

Leontidas hätte gewünscht, Alcidamie möchte der ganzen übrigen Welt unsichtbar sein:

'Si Alcidamie me voulut faire quelque civilité et m'engager dans la conversation générale, je la regardais comme une personne qui me voulait tromper, et je lui répondais avec chagrin. Enfin, je vous le confesse, j'eusse voulu qu'Alcidamie n'eût paru belle qu'à mes yeux ou qu'elle eût été invisible à tout le reste de la terre.' (S. 269.)

Nicht lange nachher spricht Leontidas einmal Alcidamie so ernstlich von seiner Neigung,

'qu'elle connut bien qu'elle n'avait qu'à se préparer à une longue persécution ... Depuis cela je vécus toujours avec un chagrin qui avait quelquefois des redoublements étranges: ce n'est pas, si je l'ose dire, que je ne trouvasse quelque apparence de bonté pour moi dans le cœur d'Alcidamie, mais je ne m'y pouvais fier: et je pense qu'à moins de demeurer seule avec elle dans une île inhabitée, et où n'abordât même jamais un vaisseau, je n'aurais pas cru être en sûreté de mes rivaux. J'étais donc très malheureux ...' (S. 271.)

Zu den drei genannten Rivalen kommt also noch hinzu der spottlustige Hiparch:

'L'humeur agréable et divertissante de cet homme l'avait introduit dans la cour, et lui avait acquis la liberté de railler impunément de tout le monde: comme je vous ai dit qu'Alcidamie souffrait même ceux qui l'importunaient, il vous est aisé de penser qu'elle ne chassait pas ceux qui la divertissaient. De sorte que cet ancien ami d'Esope ... était continuellement chez elle. Or comme il savait les nouvelles de toute la cour et qu'il les contait agréablement, il avait toujours quelque chose à lui dire en secret, et elle avait aussi toujours quelque chose à lui demander en particulier: si bien qu'il n'y avait point de jour que je ne les visse parler bas ensemble et rire bien souvent, sans que je pusse jamais savoir de quoi c'était. ... Cette espèce de jalousie m'incommoda même plus que les autres, parce qu'elle me portait quelquefois jusque à avoir du mépris pour Alcidamie.' (S. 272.)

Es folgt die sehr breit erzählte Geschichte von dem Ring des Polycrates, die uns hier nicht weiter interessiert: es ist ein Ring, den Alcidamie ihrer von Polycrates geliebten Freundin Ménéclide geschenkt hat; der Fürst betrachtet ihn gelegentlich einer gemeinsamen Angelpartie und läßt ihn versehentlich ins Wasser fallen. Die Nachricht von der Wiederfindung des Ringes soll Leontidas im Auftrag des Polycrates der Alcidamie überbringen — er tut das aber nur sehr ungern, da er Polycrates für seinen Rivalen hält; er trifft Alcidamie in Gesellschaft der Ménéclide:

'Je trouvai encore pour m'affliger davantage, qu'Hiparche, qui n'avait pas été à la chasse, était avec elles: et que Timesias et Theanor, qui nous avaient quittés dès la porte de la ville, y étaient déjà. Je leur fis donc ce récit d'une manière, qui donna un juste sujet à la raillerie d'Hiparche: car voyant avec quelle mélancolie je leur apportais une nouvelle de joie et de plaisir: il leur dit cent choses malicieuses pour moi, et plaisantes pour elles: et si Ménéclide n'eût adroitement détourné la conversation, mon chagrin aurait peut-être éclaté, plus que je n'eusse voulu ...' (S. 282.)

Leontidas' Eifersucht nimmt noch zu, als Alcidamie ihm ein gewisses Entgegenkommen zeigt:

'Je la suivais en tous lieux, ou la faisais suivre: j'étais toujours chagrin et toujours rêveur: car encore qu'Alcidamie eût eu la bonté de me donner quelque espérance, elle ne laissait pas de conserver l'égalité de son humeur pour tout le monde: et d'avoir une civilité universelle, qui me faisait désespérer, et qui faisait aussi que je la persécutais étrangement. En effet, il m'était absolument impossible, de ne lui donner pas éternellement des marques de mes soupçons, quand même je n'en avais pas le dessein: si elle eût eu l'indulgence de m'en vouloir guérir, peut-être l'aurait-elle fait: mais comme au contraire ma jalousie l'irrita, elle fit tout ce qu'il fallait faire pour la rendre incurable. C'est à dire, qu'elle ne se priva pas un moment de la conversation de pas un ne mes rivaux: qu'elle ne perdit jamais nulle occasion de promenade ni de divertissement: et qu'elle vécut enfin comme bon lui sembla, et comme si je n'eusse point été jaloux ... cette inhumaine fille vint à me regarder comme son persécuteur: et à me traiter si cruellement, que je sus qu'elle avait raillé de mes soupçons et de mes soins avec Polycrate, et même avec Hiparche: ce qui renouvela toutes mes jalousies ...' (S, 285 f.)

In verbitterter Stimmung sucht er sie eines Tages auf: er findet sie allein, doch wie er bei ihr ist, schwindet die Hälfte seines Zornes. Er beginnt zunächst von gleichgültigen Dingen zu reden. '*ne sachant pas où commencer à me plaindre, de crainte de l'irriter trop*'. Sie lächelt darüber, was ihn 'vor Zorn erröten läßt'. Er bemerkt ihr nun gereizt, sie müsse ihm ja sehr dankbar sein, daß er ihr so viel Gelegenheit gebe, den Fürsten Polycrates zu unterhalten und mit Hiparch zu spötteln, er begreife auch nicht, '*comment ils peuvent être tous deux dans un même cœur*'. (S. 286.)

'Ils y peuvent être, répondit elle fièrement, et même avec beaucoup d'autres encore: car enfin, Leontidas, il y a quelquefois dans un même cœur de l'amour, de la haine, du mépris, de l'amitié, de l'indifférence, et de l'aversion.'

Sie spricht dann von seinem '*caprice*':

'Appelez vous caprice, lui dis-je, Madame, de vous adorer seul en tout l'univers? de ne regarder que vous? et de ne souhaiter rien que d'en être aimé?

Je sais bien, dit-elle, que vous ne regardez que moi: et peut-être si vous me regardiez un peu moins, en seriez vous regardé plus favorablement.

Quoi, Madame, repliquai-je, vous croyez qu'il soit possible d'aimer parfaitement, et de ne chercher pas autant que l'on peut la vue de la personne aimée?

Je crois, dit elle, que pour se faire aimer il faut plaire: et non pas s'occuper toujours à détruire tous les plaisirs de la personne que l'on aime.

Mais si la personne que l'on aime, aimait, répondis-je, elle ne trouverait point de plaisir à persécuter celui qu'elle avait jugé digne de son affection: et elle en trouverait beaucoup, à avoir pitié de sa faiblesse, et à la vouloir guérir.

Pour moi, dit-elle, je ne suis pas si bonne: car je ne saurais avoir compassion des maux que l'on se fait soi-même volontairement.' (S. 287.)

Leontidas bestreitet, daß man hier von einem freiwilligen Leiden reden könne:

'la jalousie est une passion tyrannique aussi bien que l'amour ...

Puisque c'est un mal incurable, dit-elle, il ne faut point songer à le guérir: et il ne faut penser qu'à le cacher si bien, que personne ne s'en aperçoive.

Je voudrais le pouvoir faire, lui dis-je, mais le moyen de vous voir éternellement environnée de personnes qui vous sont agréables, sans en témoigner du chagrin?

Quoi, dit-elle, vous voudriez que je ne visse jamais que des personnes incommodes! Que je fusse toujours en des lieux fâcheux et peu divertissants; que je haïsse la musique; que je n'aimasse point la promenade; que la conversation me déplût; et que je passasse enfin toute ma vie en solitude!' (S. 288.)

Leontidas weist eine solche Unterstellung zurück: er wünsche weiter nichts, als daß er ihr mehr gelte als jene anderen vier Verehrer. Alcidamie schweigt eine Zeitlang, dann erklärt sie ihm, sie wolle ihn nun einmal über ihr Verhältnis zu seinen Rivalen aufklären:

'Alors elle me dit qu'elle estimait Polycrate comme un grand prince, qui de plus aimait passionnément Ménéclide, son amie. Que pour Théanor, elle n'avait pour lui ni haine ni amitié: que pour Timésias, elle avait plus de disposition à le haïr qu'à l'aimer: et que pour Hiparche, elle aimerait toujours sa conversation, et n'aimerait jamais sa personne.'

Leontidas ist über diese Mitteilungen außer sich vor Freude, die Alcidamie indes sofort durch einen kalten Wasserstrahl wieder vernichtet: sie habe ihm diese Erklärung abgegeben, nicht um ihn zu beruhigen, sondern weil es ihr selbst zur '*gloire*' gereiche, daß alle die genannten Personen 'keinen besonderen Platz in ihrem Herzen einnehmen':

'mais c'est pour votre repos, que je veux vous dire par bonté toute pure, afin que vous ne soyez pas abusé, que vous n'y en aurez jamais non plus qu'eux.'

Auf seine erstaunte Frage, ob sie wirklich ihn niemals werde lieben können, antwortet sie: Niemals, solange er eifersüchtig sei, denn sie wolle lieber einen Menschen heiraten, der sie hasse, als einen, der sie 'mit Eifersucht liebe':

'C'est pourquoi ne vous obstinez pas plus longtemps à me servir, puisque ce serait inutilement.'

Seine Beteuerung, seine Eifersucht werde erlöschen, sobald er die Gewißheit ihrer Neigung habe, ist vergeblich: wer schon

vor der Ehe sich eifersüchtig zeige, der bleibe es, dessen sei sie gewiß, auch in der Ehe:

'Ainsi, Leontidas, vous avez mis un obstacle invincible à vos prétentions pour moi, et quelque estime que je puisse avoir pour vous, je vous le dis encore une fois, je ne vous épouserai jamais.' (S. 290.)

Leontidas' Versuche, ihr diesen Entschluß auszureden, sind vergeblich.[1]

Er bemüht sich nun einige Tage, keinerlei Eifersucht zu zeigen, er nimmt sogar einen Anlauf, in die Spöttelеien des Hiparch einzustimmen, aber er erreicht nichts, als daß Alcidamie sich über ihn lustig macht.

Das bringt ihn wieder in Harnisch:

'Cela me mit tellement en colère, que je lui en fis des reproches tout bas: Que voulez vous que j'y fasse? me répondit-elle, vous êtes si mal déguisé, qu'il n'est pas possible que je n'en rie.'

Dieses ihr Benehmen erbittert ihn aufs äußerste; sie lebt weiter wie bisher:

'complaisante pour tout le monde: et je vécus aussi comme j'avais accoutumé, l'esprit fort inquiet et très malheureux'.

Er wendet sich nun an den Philosophen Xanthus mit der Bitte, ihm zu sagen, wie man sich von der Eifersucht befreien könne: dieser erklärt ihm, er müsse einfach sich von der Liebe frei machen, und dies könne er erreichen, wenn er den Anblick der geliebten Person vermeide. (S. 291.)

L. nimmt sich diesen Rat zu Herzen, und nachdem ihm Alcidamie Beweise gegeben hat, daß sie auf ihrem Standpunkt verharrt, entschließt er sich. Samos zu verlassen: nur den Fürsten Polycrates klärt er über den Sachverhalt auf, dann reist er ab, ohne sich bei jemand zu verabschieden. (S. 292.)

Aber das Mittel versagt: er wird weder von seiner Liebe noch von seiner Eifersucht geheilt:

'Depuis cela j'ai mené une vie très inquiète et très malheureuse: car enfin l'absence ne m'a point guéri: et je suis toujours amoureux et toujours jaloux, et par conséquent le plus infortuné de tous les amants. Depuis même que je suis éloigné d'Alcidamie, je ne suis pas seulement jaloux de mon maître, de mon ami, de mon ennemi et d'un autre homme de qui la condition est fort au-dessous de la mienne: je le suis encore de tous ceux que je m'imagine qui la peuvent voir: et quand vous me voyez quelquefois

[1] V. Cousin, *La Société Française au XVIIe siècle d'après le Grand Cyrus de Mlle de Scudéry*, I, 15, bemerkt:

'Le génie de Mlle de Scudéry était pour la conversation, et l'on peut dire que ses Conversations, ses Nouvelles Conversations, ses Conversations morales, ses Entretiens sur toute espèce de sujets, sont autant de petits chefs-d'œuvre de politesse et de bon goût, qui placent très haut leur auteur dans la littérature féminine du XVIIe siècle, et, selon nous, immédiatement après Mme de Sévigné et Mme de Lafayette.'

Dieses Urteil wird, meine ich, auch durch den obigen Dialog zwischen Leontidas und Alcidamie in vollem Maße bestätigt.

rêveur et mélancolique; c'est que je les repasse tous les uns après les autres dans ma mémoire, et que je m'imagine qu'Alcidamie les traite mieux qu'elle ne m'a traitée.' (S. 293.)

Dies der Inhalt der Leontidas-Alcidamie-Episode.

Ich meine nun, es ist doch wohl viel zu wenig gesagt, wenn Brunetière meint, man könne in der Gestalt der Alcidamie '*peut-être retrouver ... quelques traits de Célimène*'; vielmehr dürfen wir ruhig die Behauptung aufstellen: in dem Verhältnis des Leontidas zu Alcidamie ist aufs vollkommenste das des Alceste zu Célimène vorgebildet, und es steht sowohl der Charakter des Leontidas dem des Alceste als auch der der Alcidamie dem der Célimène sehr nahe: in beiden Fällen bedurfte es nur einer geringen Steigerung — wohlgemerkt: soweit es sich um das Verhältnis zu Alcidamie-Célimène handelt, denn der Menschenhaß des Helden ist freilich bei Molière ein ganz neues Element —, um aus Leontidas einen Alceste, aus Alcidamie eine Célimène werden zu lassen:

Wie Leontidas ist Alceste ganz und gar von einer leidenschaftlichen Eifersucht beherrscht, wie jener ist er tief unglücklich darüber, daß seine Geliebte 'der ganzen Welt' das gleiche Entgegenkommen bezeugt, sich unterschiedslos von allen Männern die Cour machen läßt; man vergleiche besonders mit den von Leontidas gegen Alcidamie erhobenen Vorwürfen, sie habe '*une certaine civilité sans choix*', '*sans être coquette l'on ne peut avoir une complaisance plus universelle que celle qu'elle a*' (s. oben S. 330), sie habe es nicht unterlassen können, '*de conserver l'égalité de son humeur pour tout le monde et d'avoir une civilité universelle qui me faisoit désespérer* (oben S. 331), die folgenden Stellen des *Misanthrope*:

Alceste.

V. 459: Vous avez trop d'amants qu'on vous voit obséder ...

V. 471: Le trop riant espoir que vous leur présentez
Attache autour de vous leur assiduités;
Et votre complaisance un peu moins étendue
De tant de soupirants chasserait la cohue.

V. 496: ... tout l'univers est bien reçu de vous.

Célimène.

C'est ce que doit rasseoir votre âme effarouchée,
Puisque ma complaisance est sur tous épanchée ...

Wie Leontidas ist auch der Molièresche Held der stets mißtrauische, bekümmerte, zornig aufbrausende und zuletzt verzweifelnde Liebhaber: es genügt, wegen des ersteren auf die oben in gesperrtem Druck gegebenen Stellen zu verweisen, wegen Alcestes auf die vorausgeschickte Skizze des Inhalts des *Misanthrope*, soweit er hier zunächst für uns in Betracht kommt.

Speziell erinnert die Mahnung, die Alcidamie an Leontidas richtet: '*Je crois ... que pour se faire aimer, il faut plaire et non pas s'occuper toujours à détruire tous les plaisirs de la personne que l'on aime*', lebhaft an die Antwort, welche Célimène dem Alceste auf seine Erklärung erteilt, es habe noch nie jemand so geliebt wie er:

V. 525: En effet, la méthode en est toute nouvelle,
Car vous aimez les gens pour leur faire querelle;
Ce n'est qu'en mots fâcheux qu'éclate votre ardeur,
Et l'on n'a vu jamais un amour si grondeur.

Drei Männer sind es, die außer Leontidas noch der Alcidamie den Hof machen: Polycrates, dem es aber, wie schon bemerkt, nur um ihre Freundin Ménéclide zu tun ist, Theanor, Timesias, zu denen sich dann nachträglich als vierter noch Hiparch gesellt — drei Verehrer hat auch Célimène neben Alceste: Oronte, Acaste, Clitandre, und es verdient wenigstens erwähnt zu werden, ohne daß ich darauf gerade Gewicht legen möchte, daß der Name *Acaste* in der Alcidamie-Episode gleichfalls begegnet, freilich hier als Frauenname, nämlich als Name einer Freundin der Alcidamie (s. S. 245 f.).

Célimène erscheint wie Alcidamie als ein Weib, das durch Anmut und Geist eine große Anziehungskraft auf die Männer ausübt und gern bewundernde Verehrer um sich sieht. Und wie Alcidamie an dem Spötter Hiparch, der es liebt '*de railler ... de tout le monde*', besonderen Gefallen findet, ihn beständig um sich hat, heimlich mit ihm tuschelt und sich gern mit ihm über allerlei Dinge lustig macht, so hat Célimène einen ausgeprägten Hang zur *Médisance*; Akt II, Szene 4 zeigt sie uns als mokante Spötterin im Kreise ihrer gleichgestimmten Verehrer:

V. 651: Allons, ferme, poussez, mes bons amis de cour;
Vous n'en épargnez point et chacun a son tour ...

ruft Alceste der Gesellschaft zu.

Wenn diese Szene damit eingeleitet wird, daß Clitandre vom Hofe — aus dem Louvre — kommt und sich über einen der Höflinge lustig macht:

V. 567: Parbleu! je viens du Louvre, où Cléonte, au levé,
Madame, a paru bien ridicule achevé,

so erinnert das daran, daß Hiparch, wie wir sahen, am Hofe verkehrt und 'die Neuigkeiten des ganzen Hofes kennt und sie angenehm zu erzählen weiß'.

Und wie dem Alceste die *Médisance* der Célimène und der sie umschwärmenden Höflinge, so ist dem Leontidas das mokante Getuschel der Alcidamie mit Hiparch höchst fatal, dergestalt, daß er bisweilen geradezu Verachtung für Alcidamie empfindet.

Gewiß kann Alcidamies Charakter in keiner Weise mit dem der Célimène schlechthin gleichgesetzt werden: sie ist keine eigentliche Kokette, aber '*sans être coquette l'on ne peut pas avoir une complaisance plus universelle qu'elle a*', das heißt doch: sie steht der Kokette, als die Célimène erscheint, nicht mehr allzu fern.

Wie Alcidamie ferner S. 288 dem Leontidas auseinandersetzt, daß es durchaus nicht Liebe sei, was sie veranlasse, ihren anderen Freunden stets ein solches Entgegenkommen zu bezeigen: den Polycrates schätzt sie als '*grand prince*' und deshalb, weil er ihre Freundin Ménéclide liebt, für Theanor empfindet sie weder Freundschaft noch Haß, Timesias würde sie sogar eher hassen als lieben, und an Hiparch gefällt ihr nur seine Unterhaltungsgabe —, ebenso erklärt Célimène V. 489 ff. dem Alceste, sie halte sich den Clitandre nur deshalb warm, weil er in dem Prozeß, den sie führe, seine guten Freunde für sie interessieren könne.

Alcidamie räumt dem Leontidas unter ihren Verehrern eine Vorzugsstellung ein, seit Polycrates für ihn ein gutes Wort eingelegt hat: '*cela obligea cette belle personne à me considérer davantage*', erklärt Leontidas selbst, und wenn nur ihre Befürchtung, Leontidas möchte ein ebenso eifersüchtiger Ehemann werden, wie er ein eifersüchtiger Freier war, Alcidamie abhält, seine Werbung anzunehmen, so beweist das doch, daß sie eine gewisse Zuneigung zu ihm empfinden muß; aber eben der Umstand, daß sie sich trotzdem allein aus dem angegebenen Grunde nicht entschließen kann, ihm die Hand zum Ehebunde zu reichen, zeigt auch, daß ihre Neigung zu Leontidas keine sehr starke ist, da sie sonst jene Befürchtung unmöglich abhalten könnte, ihm ihr Jawort zu erteilen.

Ganz ähnlich empfindet nun auch Célimène ein gewisses Maß von Zuneigung zu Alceste, dem sie auf seine Frage, was er denn vor ihren übrigen Liebhabern eigentlich voraushabe, antwortet:

V. 503: Le bonheur de savoir que vous êtes aimé ...

— ihre Bemerkung in dem Briefe, welcher Akt V, Szene 4 zur Verlesung kommt, 'Alceste erscheine ihr oft unausstehlich (*il est cent moments où je le trouve le plus fâcheux du monde*)', spricht doch nicht dagegen; aber ihre Liebe ist, wie die der Alcidamie, keine sehr starke, da sie sich nicht entschließen kann, Alcestes wegen ihre gewohnte Umgebung zu verlassen und sich mit dem Menschenhasser in die Einsamkeit zurückzuziehen — was ihr übrigens, glaube ich, auch vom Dichter nicht im mindesten verdacht wird.

Diese Forderung Alcestes nun, Célimène solle mit ihm der menschlichen Gesellschaft Valet sagen und ihm 'in seine Wüste' folgen, ergibt, obgleich der Grund für Alcidamies Ablehnung

von Leontidas' Werbung ein anderer ist, einen weiteren Berührungspunkt mit dem Roman.

Alceste bewirbt sich um Célimène:

V. 1761: Pourvu que votre cœur veuille donner les mains
Au dessein que j'ai fait de fuir tous les humains,
Et que dans mon désert, où j'ai fait vœu de vivre,
Vous soyez, sans tarder, résolu de me suivre.

Aber Célimène lehnt diese Bedingung glatt ab:

V. 1769: Moi, renoncer au monde avant que de vieillir,
Et dans votre désert aller m'ensevelir!
— — — — — — — — — —
La solitude effraie une âme de vingt ans ...

So will denn nun Alceste allein

V. 1805: ... chercher sur la terre un endroit écarté
Où d'être homme d'honneur on ait la liberté.

Leontidas macht derartiges nicht zur Bedingung seiner Werbung, aber er spielt mit dem gleichen Gedanken: er erklärt, seine Eifersucht sei so groß gewesen, daß er geglaubt haben würde, nur dann vor seinen Rivalen sicher zu sein, wenn er sich mit Alcidamie auf eine einsame Insel, die kein Schiff jemals erreicht, zurückgezogen hätte, und als Leontidas ihr vorhält, daß sie beständig Leute um sich habe, die ihm lästig seien, da meint sie, es scheine sein Wunsch zu sein, daß sie sich jedes geselligen Verkehrs enthalte und ihr ganzes Leben in der Einsamkeit zubringe (s. oben S. 332). Wenn dann Alceste zum Schluß die Absicht ausspricht, sich nunmehr allein nach einem einsamen Fleck auf der Erde zurückzuziehen, so entspricht dem im Roman, daß hier Leontidas, von Alcidamie abgewiesen, tatsächlich die Insel Samos verläßt und so alle seine bisherigen geselligen Verbindungen zerreißt.

Endlich: wie in dem Roman die Erzählung meist in dem Zimmer der Alcidamie spielt, so ist bei Molière Schauplatz der Handlung ausschließlich der Salon der Célimène.

Ich denke, die hier nachgewiesenen, der Alcidamie-Episode und dem *Misanthrope* gemeinsamen Züge sind speziell, weitgehend und zahlreich genug, um es sehr wahrscheinlich zu machen, daß wesentliche Züge der Handlung des Molièreschen Lustspiels und zum Teil auch die Charaktere der Hauptpersonen aus ihr stammen — ob infolge von unbewußter Reminiszenz oder auf Grund von bewußter Verwertung der Episode durch den Dichter, möchte ich dahingestellt sein lassen. Unzweifelhaft ist ein guter Teil der eigentlichen Handlung des *Misanthrope* im *Amant jaloux* in den allgemeinen Umrissen vorgezeichnet:

Ein junger Mann vornehmen Standes liebt ein junges Mädchen, bzw., im *Misanthrope*, eine junge Witwe, welche Gefallen daran findet, auch andere Verehrer in ihrer Wohnung zu emp-

fangen, mit ihnen zu konversieren und ihre Huldigungen entgegenzunehmen. Dem Helden ist die '*universelle complaisance*' der Dame ein Dorn im Auge, und es erwacht in ihm eine heftige Eifersucht auf seine Rivalen, die ihm die größten seelischen Qualen verursacht, ihn tief deprimiert und gelegentlich in heftigem Zorn aufbrausen läßt; besonders mißfällt ihm auch der Hang der Dame zur *Médisance*, und es kränkt ihn tief, daß sie sich über ihn selbst lustig macht. Die Dame hegt wohl freundliche Gefühle für den Helden, aber keine irgendwie tiefere Neigung; als er deshalb um ihre Hand anhält, lehnt sie seine Werbung ganz entschieden ab, im einen Falle, weil sie keinen unaufhörlich eifersüchtigen Gatten zu haben wünscht, im anderen, weil der Liebhaber zur Bedingung macht, daß sie sich mit ihm aus der menschlichen Gesellschaft zurückziehe, wozu sie mit ihren zwanzig Jahren nicht die geringste Lust verspürt. Der in tiefster Seele verwundete Liebhaber verläßt den Ort, wo die Dame weilt, bzw. (im *Misanthrope*) er spricht die Absicht aus, dies zu tun und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen — ob die Absicht zur Ausführung gelangt, erfahren wir nicht.

Célimène ist eine in der Richtung auf Koketterie und *Médisance* gesteigerte Alcidamie, Alceste ein Leontidas, bei dem zur selbstquälerischen Eifersucht ein sich in schroffster Weise äußernder Wahrhaftigkeitsfanatismus und, als dessen Frucht, die Misanthropie hinzugetreten ist, d. h. Alceste ist in wesentlichen Zügen eine Synthese aus Leontidas und dem im gleichen Roman an späterer Stelle geschilderten Megabates, d. i. dem Herzog von Montausier.

Wenn, wie ich glaube, die hier vorgetragene Auffassung die richtige ist — und ich glaube, alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür —, dann kommt also Brunetière das Verdienst zu, als erster eine wirkliche Quelle für den *Misanthrope*, aus der nicht nur Einzelheiten, sondern wichtige Elemente der eigentlichen Handlung stammen, nachgewiesen zu haben, wenn er es auch unterlassen hat, seine Entdeckung systematisch auszubeuten, die Fäden, welche den *Misanthrope* und Frl. von Scudérys *Amant jaloux* verbinden, genauer ins Auge zu fassen, und sich infolgedessen der weittragenden Bedeutung seines Fundes gar nicht bewußt geworden ist; denn unzweifelhaft haben der *Misanthrope* und die Alcidamie-Episode mehr miteinander gemein als 'einige Züge' im Charakter der Heldin.

(Schluß folgt.)

Rostock i. M. Rudolf Zenker.

Aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Romanisten und Schriftstellern.

Der Tätigkeit Jacob Grimms als Romanisten ist in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit zugewandt worden. Nachdem seine Bedeutung für diese Wissenschaft in einer Arbeit über die romanische Philologie an der Berliner Universität[1] nachdrücklich anerkannt, sein Wirken im Zusammenhang mit der Romantik in einer anderen Arbeit gewürdigt wurde,[2] ist 1914 eine Monographie über *Jacob Grimm als Romanist*[3] erschienen. Trotz aller dieser Arbeiten ist das Thema noch nicht erschöpft, eine genaue Durchsicht seiner Werke und seines Briefwechsels fördert immer noch neues Material zutage, deckt neue Fäden auf, die ihn mit dieser Wissenschaft verknüpften.

Der Grimm-Nachlaß in Berlin bewahrt eine Reihe von Briefen romanischer Philologen Frankreichs und Deutschlands an Jacob Grimm und seinen Bruder Wilhelm auf, die weitere Belege dafür bieten, wie sehr die romanische Philologie der Wirksamkeit beider Brüder verpflichtet ist. Sie sollen im folgenden zum Abdruck gelangen.[4]

Die Briefe bieten sachlich wenig Neues. Sie entstammen alle einer Zeit, wo die junge Wissenschaft noch im Entstehen war, wo das Material, dessen Fülle man nur ahnte, erst zutage gefördert werden mußte, ehe ein gedeihliches Arbeiten beginnen konnte. So tappen sie noch im Dunkeln auf manchen Gebieten, auf welche beim heutigen Stande der Wissenschaft ein helles Licht fällt. Aber ihr Interesse beruht gerade darin, daß sie uns einen Einblick gewähren in die Frühzeit der romanischen Philologie, daß sie uns das allmähliche Wachsen und Werden derselben unter der gemeinschaftlichen Arbeit Deutschlands und Frankreichs zeigen.

Neben diesem allgemeinen für die Geschichte der romanischen Philologie bedeutsamen Interesse bieten uns die Briefe das ganz persönliche an dem Wirken Jacob Grimms für diese Wissenschaft. Sie sind neue Beweise für die Gewissenhaftigkeit seiner

[1] Risop im *Jhrb. über rom. Phil.* 10. IV. 1906.

[2] G. Richert, *Die Anfänge der rom. Phil. u. d. deutsch. Romantik*, Halle 1914.

[3] Greifswalder Dissertation 1914 von Fritz Kabilinski.

[4] Ich verdanke die Kenntnis dieser Briefe dem Verwalter des Grimm Nachlasses, Herrn Professor Steig, dem ich für die freundliche Mitteilung und Druckerlaubnis verpflichtet bin.

gelehrten Forschung, die überall Beziehungen anknüpft zur Förderung wissenschaftlicher Arbeit, sie legen ein schönes Zeugnis ab für den Reichtum der Anregungen, die gerade auf diesem Gebiete von ihm ausgingen. Aber demjenigen, der aufmerksam Grimms Werke und Briefe liest, wird sich doch die Erkenntnis aufdrängen, als hätte Jacob Grimm der romanischen Philologie gegenüber, der er so reiche Förderungen zuteil werden ließ, daß er als ihr Mitbegründer bezeichnet werden könnte, nicht die rechte Stellung gehabt. Er hat mit regem Anteil alles verfolgt, was von Deutschen und Franzosen für sie geschah, er hat selbst mitgearbeitet, weil er es 'als ein wahres Zeichen der Wissenschaft erkannte, daß sie ihr Netz auswerfe nach allseitigen Ergebnissen', sein Herz aber gehörte ihr nicht. Das gehörte ganz und gar der germanischen Philologie. Er ist oft zur Erforschung romanischer Werke nur geschritten, weil die Fäden, die mittelalterliche deutsche Dichtung mit der romanischen verknüpften, ihn dazu hinführten; und dann ist es oft, als diente ihm diese Arbeit nur als Mittel zum Zweck, als sollte sie nur zur Erklärung der deutschen Dichtung da sein, und als müßte alles Licht beim Vergleich auf die vaterländische Dichtung fallen. Er klagt gelegentlich, 'daß viele ihre Kraft und Zeit an Italienern und Spaniern vertun', anstatt sich der Erforschung der reichen Schätze deutscher Poesie zuzuwenden, und als er Italien bereist, da weiden sich seine Augen mit Entzücken an den gotischen Handschriften, die er in den dortigen Bibliotheken findet. Wenn so seine Liebe zu heimischer Art und Dichtung ihn der romanischen Kunst gegenüber nicht ganz unparteiisch erscheinen läßt, so kommt noch ein anderer Grund dazu. Jacob Grimm hat vor allem Verständnis und Freude an echt volkstümlicher Dichtung, sein Herz wird warm, wo es sich um solche handelt. Wir sehen, wie seine Begeisterung erwacht, wenn er von den spanischen Romanzen spricht oder von italienischen Volksliedern, wie der Liebling der Romantik, der *Renaus von Montauban*, ihm bis in sein spätes Alter hinein teuer bleibt. Wo er das naive Element, das ihn so sehr anspricht, vermißt, da wird er der romanischen Dichtung nicht ganz gerecht. Nur spärlich sind seine Urteile über sie und merklich kühl. Wie August Wilhelm Schlegel durch sein feines Formenverständnis zum begeisterten Dolmetscher romanischer Poesie wird und eigentlich versagt, wenn es sich um Werke handelt, die nicht die Meisterschaft der Form zeigen, so wird Jacob Grimm romanischer Art nur gerecht, wenn er von Werken spricht, die unmittelbar aus der Poesie des Volkes geschöpft sind. Es ist charakteristisch, daß gerade seine *Silva de romances viejos* so starke Wirkungen auslöste, weil er bei dieser Arbeit mit dem Herzen dabei war, und daß sonst die größte Förderung, die er der jungen

Wissenschaft zuteil werden ließ, in seinen indirekten Anregungen beruht, weil alles, was er für germanische Sprach- und Literaturforschung leistete, vorbildlich wurde für die Schwesterdisziplin. So wirkt er in der romanischen Philologie oft wie ein Säemann, der verschwenderisch von seinem Felde Samen hinüberstreut auf ein Gebiet, das er gar nicht bestellen will, der aber dann doch mit Freude sieht, daß die Saat aufgeht und Früchte trägt.

Unsere Blicke werden durch die Briefe auf eine Reihe von Arbeiten gerichtet, die zu Jacob Grimms romanistischer Wirksamkeit gehören, und wenn sie auch nur das Verdienst haben, auf einen Stoff aufmerksam zu machen, der damals noch nicht bekannt ist. So weist er in seiner Abhandlung über *Hornkind und Maid Rimenhild* auf die altfranzösiche Fassung der Dichtung hin, wir sehen, wie er sich bemüht, durch Vermittlung Roquefort's von De la Rue eine Abschrift und nähere Kenntnis der altfranzösischen Dichtung zu erlangen, die er richtig schon mit dem späteren Roman von *Pontus und Sidoine* zusammenbringt. Er teilt die anziehende *Sage von der Turteltaube* mit und gibt Belege aus romanischen Dichtungen für sie, die er zum Teil Roquefort's Gefälligkeit verdankt. Vergleichende Sagenforschung treibt er, wenn er der aus der Karlsdichtung stammenden Geschichte *des Traumes von dem Schatz auf der Brücke* in den verschiedenen Literaturen nachgeht.

So bieten die Briefe auch eine Ausbeute für seine romanistische Tätigkeit, daneben aber zeigen sie, wie deutsche Gelehrsamkeit im Nachbarlande Anerkennung findet. Wir haben viele Beweise dafür, daß man sich im 19. Jahrhundert in Frankreich von den Tagen der Frau von Staël an bemüht, deutscher Art gerecht zu werden, ihr mit Verständnis näherzukommen. Jacob Grimm selbst stand diesem Bestreben der Franzosen etwas skeptisch gegenüber und meinte, es werde noch geraume Zeit verstreichen, 'ehe die harte Münze deutscher Gelehrsamkeit dort in Gang komme'.[1]

Wir bedauern, daß er unter den romanischen Philologen Frankreichs nicht in näheren Verkehr mit den großen Forschern Raynouard und Fauriel getreten ist, von denen ihm besonders der letztere sympathisch war, dessen persönliche Bekanntschaft er in Paris im Jahre 1814 machte. Sie wären kongenialere Naturen gewesen als der wohl fleißige, aber oberflächliche Gelehrte Roquefort, der bei allen seinen Arbeiten, die ihn auf die verschiedensten Gebiete der Literatur und Sprachwissenschaft

[1] Einige Briefe aber, die hier nicht mitgeteilt werden, da sie mit romanischer Philologie nichts zu tun haben, zeigen, welche allgemeine Anerkennung Jacob Grimm unter den französischen Gelehrten gefunden hat.

führten, nie zu rechter Tiefe durchdrang. Sein Verhältnis zu Grimm ist nunmehr ganz aufgeklärt. 15 Briefe sind erhalten, alle aus den Jahren 1809—12 stammend, aus späterer Zeit ist kein Briefwechsel zwischen beiden Männern bezeugt, die sich auch in Paris persönlich kennengelernt hatten; Jacob Grimm urteilt nicht eben günstig über den französischen Gelehrten im Brief an seinen Bruder. Unter den Briefen deutscher Gelehrten ist es uns besonders lieb nunmehr den zu besitzen, in dem Ferdinand Wolf Jacob Grimm die Widmung seiner *Primavera y Flor de romances* anzeigt als Dank für die von der *Silva* empfangene Anregung. Aus den Briefen von Uhlands Freund Holland ersehen wir, daß dieser durch Jacob Grimms Vermittlung fast 'die bescheidene Stellung des Professors für romanische Philologie' an der Berliner Universität erhalten hätte. An ihn sind Jacob Grimms Antwortbriefe erhalten,[1] die hoffen lassen, daß vielleicht auch noch andere gefunden und der Öffentlichkeit übergeben werden.

Dem Reichtum der an Jacob Grimm gerichteten Briefe steht Wilhelm Grimm nach. Er ist mit der romanischen Philologie nicht so eng verwachsen wie der Bruder, doch finden wir von ihm das Konzept eines Briefes an Michelaut und seine Briefe an Holland mit den Antwortbriefen jener. Ein Brief Ferdinand Wolfs führt auf das vertraute Gebiet der Märchenforschung, das Wilhelm Grimm vor allem lieb gewesen. Und da ist ein schönes Zeugnis dafür, wie gerade jener Zweig der Forschung auf fruchtbaren Boden gefallen, der Brief eines französischen Studenten Cosquin, des späteren Märchenforschers, der noch an beide Brüder gerichtet ist, aber nur Jacob erreichte, da Wilhelm schon gestorben war.

Da die Originale der Briefe durch einen Brand zum Teil gelitten haben, war es nicht möglich, einzelne Worte zu lesen. Die Orthographie der Originale ist beibehalten. Ich gebe zunächst I. die Briefe von Ausländern an Jacob Grimm in chronologischer Reihenfolge, doch so, daß die Briefe eines Einzelnen nicht auseinandergerissen werden, darauf II. die Briefe von Deutschen an Jacob Grimm. Den Beschluß bilden III. Briefe von und an Wilhelm Grimm.

[1] Diese Briefe wie die von W. Grimm befinden sich in der Tübinger Bibliothek, der ich für die Druckerlaubnis verpflichtet bin.

I.

Briefe von Ausländern an Jacob Grimm.

J. B. B. de Roquefort[1] 1777—1834.

I.

Paris 14 avril 1809.

Monsieur,

J'ai reçu la lettre dont vous avez bien voulu m'honorer et sans une espèce d'ophtalmie qui m'a oté le moyen de travailler j'y eusse repondu sur le champ.

Rien n'est plus avantageux aux progrès des lettres et des sciences que les communications qui peuvent s'établir entre les personnes qui les cultivent; sous ce point de vue, sur l'assurance que vous voudrez bien m'aider de vos conseils, j'accepte avec reconnaissance la proposition que vous me faites, en m'éclairant sur les defauts de mon Glossaire, de correspondre ensemble, je chercherai à ne point rallentir cette communication qui ne peut être qu'avantageuse et honorable pour moi.

Après avoir effleuré une partie des sciences, la révolution françoise m'obligea à prendre un état, le service de l'Artillerie et du Génie me parût une carriere digne d'être parcourue, mais une foible santé et plus encore une mauvaise vue me forcerent à embrasser une profession plus conforme à mon état. Initié de bonne heure à gouter les charmes des beaux arts, ayant poussé assez loin l'étude de la musique, je me suis adonné à l'enseignement du *Forte-Piano*, et dans mes moments de loisir j'étudiai l'histoire de la musique chez tous les peuples, et particulierement celle en usage en France, je desirai connoitre les differents systêmes en usage avant celui de Gui d'Arezzo, mais une foule d'obstacles vint m'arrêter à chaque pas; je remarquai surtout que la musique du moyen âge étoit encore inconnue, que son histoire étoit à faire, que les divers instruments disséminés dans une foule de manuscrits meritoient la peine d'être connus et publiés. Ayant poussé mes recherches jusqu'au XIIe siecle, il me fallut parcourir les écrivains françois et pour surcroit de bonheur, point de lexique pour expliquer les môts inintelligibles; tout autre que moi, j'ose le penser, eut été découragé, mais à vingt-deux ans, une difficulté bien loin de rebuter, fait franchir l'intervalle sans le mesurer; j'entrepris donc pour mon instruction et pour mon usage, l'ouvrage auquel je dois, Monsieur, l'honneur de correspondre avec vous; differentes personnes qui, en m'honorant de leur amitié, m'aident encore de leur conseils m'engagerent à le publier, en me persuadant qu'il pourroit être de quelque utilité et à trente ans, je vins, escorté de mes deux volumes, grossir la liste de ceux qui veulent prendre inscription au temple de mémoire.

Le hazard avoit voulu que la lecture de l'histoire de France et de ses ecrivains fût un de mes delassements, les connoissances que j'y acquis me faciliterent les moyens de m'étendre sur certains articles, tels que les monnoies, les armures, la chevalerie, les dignités etc. etc.

Je partage bien votre opinion, Monsieur, au sujet de l'étude des monuments du moyen-âge, et sur la maniere de laquelle ils se sont repandus,

[1] Der bekannte romanische Wortforscher, zu dessen wichtigsten Werken das *Glossaire de la langue romane* gehört und das *Dictionnaire étymologique*, die, wenn sie auch fehlerhaft waren, doch lange Zeit das einzige Hilfsmittel für Altfranzösisch bildeten. Jacob Grimm hat späterhin noch seine Arbeiten rezensiert, ohne daß wir einen Beweis für weiteren persönlichen Verkehr der beiden Männer haben.

mais considerez, je vous prie, par quels chainons j'ai été conduit dans cette etude; votre sagacité jugera qu'avant d'étudier les ecrits des nations voisines, il m'a fallu dévorer tous ceux, produits par nos ayeux pour rattacher à ce faisceau le tableau seculaire des connoissances et des progrès des peuples qui nous entourrent; j'ai déjà commencé à étudier la poësie italienne qui à tiré une grande partie de ces sujets chez les anciens poëtes francois et vous scavez, Monsieur, que la Provence a été la porte par laquelle la rime est entrée en Italie.

Le dict de Marcoul et Salemon[1] n'est malheureusement pas celui que vous desirez connoitre, c'est une petite piece du 13e siecle contenant de 350 à 400 vers et qui est à peu près insignifiante, elle roule sur les femmes de mauvaise vie et sur les hommes qui vivent avec elles, elle commence ainsi:

Mortalitez et guerre,
est escil de terre,
et destruiemenz;
(ce dist Salemons.)

De Putain sourt maus,
et guieres mortaux,
et péril de genz;
(Marcoul li respont.)

toute la piece est dans le même genre que ces deux strophes, si elle peut vous etre utile, daignez me le mander je m'empresserai de la copier et vous la faire passer. Cependant mon scavant ami Mr. Lespine,[2] 1er employé aux dépt. des Mss., Mrs. La Porte du Theil,[3] et Méon[4] cherchent à pouvoir rencontrer le dit ouvrage, j'ai dejà vû tous les bulletins de Mss. dressés par feu Mouchet[5] et il faut esperer que nos recherches nous conduiront à faire decouvrir, s'il existe ou non dans le fonds de la biblioteque.

Il n'est pas étonnant que les recherches soient assez difficiles. Outre qu'il n'y a point de catalogue général, le département des Manuscrits a gardé l'habitude de conserver separement chaque fonds et de le marquer differement, de sorte qu'en demandant un ouvrage, il faut observer s'il est de l'ancien fonds du Roi, de celui de Baluze, la Valliere, l'église de Paris, de la Sardière, de Gaigneres, etc etc, quant à l'ancien fonds il faut désigner le formât par *maximo* vel *parvo*, et il resulte de ces diverses parties qu'elles presentent un tout considerablement embrouillé; cette espèce de desordre ne pourra cesser que lorsque toutes ces parties fondues ensemble seront rangées suivant l'ordre exigé par la bibliographie et qu'un catalogue général sera dressé. Je vous remercie bien sincerement, Monsieur, de touts les renseignemens que vous avez la bonté de m'offrir. J'espere en avoir besoin dans une couple de mois, et quant à ceux que vous pourrez desirer sur les Mss., sur la bibliographie en général, sur la vie privée de nos anciens François sur notre litterature et sur la musique et les instrumens de tous les âges, je vous prie de ne pas m'épargner, vous pouvez être persuadé, Monsieur, du zèle que je mettrai à répondre sur tout ce que vous me ferez le plaisir de me demander.

Je n'ai jamais rencontré dans nos anciens écrivains les noms de *Tyturel Sionatulander* et *Nibelungen*, je les crois nés en Allemagne, et ne pouvant se

---

[1] Abgedruckt bei Méon, *Nouveau recueil de fabliaux et contes inédits des poètes français des XIIe, XIIIe, XIVe et XVe siècles* I 416.

[2] l'abbé Lespine, früher chanoine titulaire von Périgueux, † 1831.

[3] Frz. Gelehrter, der von 1742—1815 lebte. Er wurde von der Regierung nach Rom geschickt, um Nachforschungen über Dokumente, die für die Geschichte Frankreichs wichtig wären, zu unternehmen.

[4] D. M. Méon, 1748—1826, Beamter der Bibl. imp. in Paris, besonders bekannt durch seine Neuausgabe der Barbazanschen *Fabliaux*, durch seine Herausgabe des *Roman de la Rose* und des *Roman de Renart*.

[5] Georges Mouchet, Lexikograph, † 1807, sollte Sainte-Palayes afrz. Wörterbuch 1762 umarbeiten, war aber der Aufgabe nicht gewachsen.

rencontrer que dans quelque description historique. L'édition des fables de Marie de France est fort avancée, j'espere la mettre à l'impression d'ici à deux ou trois mois, elle formera un volume in 8° de 300 à 400 p.[1] j'y ajouterai les memes fables traduites de rimes en prose dans la deuxieme moitié du XIVe siecle, une vie de Marie, un catalogue de ses ouvrages qui sont assez nombreux et quelques notes sur differents usages anciens, je terminerai par un petit glossaire dans le genre de ceux insérés à la fin des fabliaux publiés par M. Méon.[2]

Quant a l'Essai sur la poësie, la musique, et les Instruments des François depuis le Xe siecle jusques au XVIIe je ne puis encore marquer l'époque de sa publication,[3] j'ai une immensité de matériaux, j'ai même quelques articles entierement rédigés, j'ai la plus grande partie de mes dessins de terminée, j'ai aussi quelques systêmes de notation prêts à donner à la gravure, et je neanmoins je ne suis pas encore à la fin de mes recherches, je veux antant que possible laisser peu à refaire après moi, je ne dis pas que j'y parviendrai, mais aumoins ferai-je mes efforts pour que cela soit.

Voilà une bien longue lettre, Monsieur, j'ai voulu me faire connoitre entierement, pour qu'une autre fois lorsque vous pourrez me faire le plaisir de me demander quelques renseignemens, vous puissiez voir quelles sont les branches que j'ai le plus étudiées, quant aux autres, mes bons et scavants amis de la bibliothèque vous en feront raison.

J'ai l'honneur d'être, Monsieur, avec la plus parfaite considération.
Votre devoué serviteur
Roquefort,
rue du Bac No 31[4]

II.

Paris 19 Novembre 1809

Monsieur,

j'ai recu avec bien du plaisir la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, je ne vous dissimulerai pas que j'avois des inquiétudes et sur votre santé et sur le paquet que je vous avois adressé le 1er Aoust heureusement elles sont dissipées, et je me hâte de vous remercier bien sincerement de l'extrait de la notice de M. Koppe, inserrée dans la Gazette d'Heidelberg[5] dont vous avez en la complaisance de m'envoyer le détail. Il est flatteur pour moi et pour mon ouvrage qu'un professeur aussi distingué que Mr Koppe ait bien voulu s'en occuper et concourrir à la rectification d'une

[1] Roquefort s Arbeit über *Marie de France* erschien erst 1820.

[2] *Fabliaux et contes des poètes français des XIe, XIIe, XIIIe, XIVe et XVe siècles*, Paris 1808. 1824 ließ Méon eine neue Sammlung folgen.

[3] Dieses Buch Roquefort s ist nie erschienen. Die Materialien, die er zu dieser Arbeit gesammelt hatte, sind zum Teil verwertet in seinem Buch *De l'état de la poésie française dans les XIIe et XIIIe siècles.*

[4] Über diesen Brief schreibt Jacob Grimm am 26. April 1809 an Wilhelm: 'Der Roquefort hat mir heute aus Paris sehr artig geantwortet, jedoch mir mehr von seiner Lebensgeschichte als den gewünschten Nachrichten geschrieben. Ich will doch, wenn ich Zeit habe, die Korrespondenz fortführen.' Am 17. Mai 1809 schreibt er ebenfalls an Wilhelm: 'Dem Roquefort habe ich noch nicht geantwortet, ich hatte ihm Berichtigungen zu dem *Glossar* versprochen, ohne daran zu denken, daß er die vor allen Dingen begehren würde. Nicht als wenn sie nicht gemacht werden könnten, aber die Arbeit ist mir zu langweilig, daß ich hart daran gehe.'

[5] U. F. Kopp, Geheimer Kabinettsrat, hatte in den *Heidelberger Jahrb. d. Literatur* II. Jahrg. 1809, Bd. 1, Heft 7 eine Kritik von Roquefort s *Glossaire* gegeben.

seconde édition. J'ai senti plusieurs fois la justesse de ses observations, mais quelques-unes aussi m'ont semblées en manquer. Je n'ai point intitulé mon livre, Glossaire de la langue *Romaine* mais de la langue *Romane* ou *Romance,* nom consacré par tous nos anciens auteurs, et distingué par les modernes en romane d'oïl et romane d'oc.[1] Sans détruire entierement le reproche de M. Koppe, cette determinaison l'affoiblit beaucoup. Je conviens en effet de m'être laissé influencer par le système de Barbazan[2] qui ne vouloit reconnoitre aucun môt gaulois dans notre langue françoise, en adoptant à cet égard l'oponion du critique je ne puis croire que les mots *clair trouble, maigre, gorge feu* etc doivent être des flexions etrangeres à la langue latine puique *clarus turbatus macer, gurges* pris pour *guttur, forus* etc se trouvent dans les anciens auteurs et particulierement dans le sage Ciceron, sans détruire cepedant que plusieurs môts gaulois se soient introduits dans la langue latine. Je desirerois bien connoitre la discussion du Serment qui contient six à sept pages. Vous me rendriez, Monsieur, un bien signalé service en m'envoyant le N° de la Gazette d'Heidelberg qui contient tout ce qui m'est relatif ou la critique entiere de mon ouvrage que je ferois traduire afin que méditant sur chacune des observations du savant M. Koppe, je puisse corriger ou faire les changements nécessaires.

L'étonnement de M. Koppe, sur ce que je n'ai pas voulu me servir des divers ouvrages qu'il m'indique et que je connoissois, cessera lorsqu'il saura que dans les livres modernes sur cinquante môts vingt-cinq sont copiés avec des fautes. Cependant je ne mérite pas le reproche qu'il me fait de ne m'être pas servi de du Cange[3] et de son successeur Carpentier,[4] j'ai inclus dans mon travail tous les môts, qui ne font plus partie de la langue moderne et si j'ai supprimé *aliter, joindre, casque, amolir, conventionné, âcre,* c'est qu'ils sont encore en usage dans la langue parlée avec la même acception, quant aux autres ils s'y trouvent. Pour les ouvrages de G. Tyrius, J. H. Ottius, Mylius,[5] je n'y peux prendre que leurs opinions, attendu que leurs exemples sont remplis de fautes. j'en dirai autant du petit Dictionnaire ajouté à la Diplomatique pratique,[6] qui est un des plus mauvais que je connoisse après celui de La Combe.[7] Le Vocabulaire austrasien de Dom Jean François[8] n'est que celui d'un patois ou dialecte particulier de la France, il pouvait terminer mes articles mais non pas en former. Quant à l'ouvrage de Kelham[9] il est rempli d'erreurs, je l'achetai il y a dix ans et il n'a pu m'être d'aucune utilité, le seul ouvrage dont il me repent de n'avoir pas fait usage, c'est du Dict. franç. lat. 1549 (par Robert Estienne)

---

[1] Roquefort behandelt in seinem *Glossaire* nicht, wie der Titel vermuten ließe, beide Sprachen, sondern ausschließlich die *langue d'oïl.*

[2] Barbazan plante die Herausgabe eines afrz. Wörterbuches. Er hat seine Arbeit nicht veröffentlicht, die als Manuskript in den Besitz des Marquis v. Paulmy und dann in den der *Bibl. de l'Arsenal* überging.

[3] *Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis,* Paris 1678.

[4] Carpentier ließ eine Neuausgabe des Wörterbuches von Du Cange erscheinen. Paris 1733—36.

[5] *Glossarium vocum Gallicarum exoticarum Guillelmi Tyrii, Annotationes ad Franco-Galliam J. H. Ottii, Index in archaeologum Teutonem Abr. Mylii.*

[6] *Supplément à la diplomat. prat. de M. Le Moine contenant une méthode sûre pour apprendre à déchiffrer les anciennes écritures et arranger les archives par M. M. Batteney et Le Moine,* Paris 1772.

[7] François Lacombe, *Dictionnaire du vieux langage français,* 1765.

[8] Erschienen 1773.

[9] *Dictionary of the Norman or old French Language,* London 1779.

quant aux autres en recommençant mon travail, je ne m'en servirai pas davantage. Vous devez bien sentir, Monsieur, qu'ayant à ma disposition 40,000, Mss. françois, dont plusieurs du XIe siecle, un grand nombre du XIIe et à peu pres 8 000 du XIIIe je ne puis perdre mon temps à feuilleter et copier des imprimés où necessairement la copie et l'impression ajouteroient un très grand nombre de fautes à la multitude dont ils sont couverts. Deux ouvrages recommandables sous le rapport de la fidelité sont le Joinville de 1761[1] et les fabliaux de Barbazan,[2] nouvelle édition 1809. En m'accusant avec raison d'avoir trop dérivé du latin, Mr. Koppe ne tombe-t-il pas dans le même deffaut, en voulant trop emprunter aux langues du Nord et particulierement de la Germanique. Au reste soit dans un supplement, soit dans une nouvelle édition, je profiterai de toutes ces remarques en corrigeant d'après elles ou en les mentionnant et les discutant lorsque je les croirai contraires; je n'oublierai sans doute pas la correction *d'aboculatus* (pour aveugle) qui est excellente.[3]

Sitôt que j'aurai lû à l'Institut mon mémoire sur la continuation de l'ouvrage de Ste-Palaye, je la ferai imprimer et j'aurai l'honneur de vous l'envoyer; je suis en train de faire un second sur la Diplomatique et sur la nécessité d'avoir des élèves qui marchant sur les traces de nos anciennes corporations religieuses, puissent continuer les ouvrages que les evenements de 1789 ont fait abandonner. Pour le roman de Tristan, j'ai trouvé derniere-ment une note Mss. de Le Grand d'Aussy[4] qui disait que cet ouvrage n'étoit traduit ni de Rusticien, ni d'un autre, qu'il apartenoit entierement à Luce du Chastel, que ces môts *translaté du Laitin en Roumans* étoient un début baunal dont tous les écrivains françois se servoient, qu'il n'a jamais ren-contré des Mss. latins contenant des romans de chevalerie, que parmi les nations de l'Europe, la Francoise est celle qui a le plus richesses litteraires, et en meme temps qui les connoit, le moins, qu'elle a été depouillée par les étrangers qui appreciant ses ouvrages, les avoient traduits et que depuis des gens ou peu instruits ou prévenus avoient élevé des doutes sur leur origine etc etc; au demeurant je n'ai pu rencontrer qu'un très petit nombre d'ori-ginaux latins, et ce ne sont que des fabliaux, je n'ai jamais pu trouver un seul roman. L'abbé Le Beuf[5] dit qu'on rencontre dans toutes les grandes Bibliothèques des Mss. de tragédies en rimes latines. eh bien! Les catal. des bibliot. Imperiale, de l'Arsenal, de la Valliere etc etc n'en portent pas une. Qu'en penser, que sans doute l'abbé Lebeuf se sera trompé!

---

[1] Neuausgabe der *Mémoires* von Joinville. Sie war von Melot unternommen, von dem Abbé Sallier fortgesetzt, endlich 1761 von Capperonnier vollendet.

[2] Die 2. Ausgabe der *Fabliaux* war die von Méon.

[3] Roquefort hat diese Erklärung trotzdem in sein *Supplément* nicht aufgenommen. Er leitet dort wie in dem *Glossaire aveugle* ab von *avulsus a lumine*.

[4] Legrand d'Aussy, 1737—1800, Mitarbeiter von Sainte-Palaye und dem Marquis de Paulmy. Er hat sich viel mit der mittel-alterlichen Literatur Frankreichs beschäftigt. Seine Hauptwerke sind: *Fabliaux ou contes des XIIe et XIIIe s. traduits ou extraits d'après les ms.*, Paris 1779. *Contes dévots fables et romans anciens*, Paris 1781 (Raynouard gab dieses Werk neu heraus). *Histoire de la vie privée des Français depuis l'origine de la nation*, Paris 1783. 1815 gab Roquefort eine Neuausgabe, die mit Verbesserungen und Zusätzen versehen war.

[5] L'Abbé Lebeuf, 1687—1760, frz. Gelehrter, der auf Grund seiner eifrigen Studien über die alte Geschichte Frankreichs Mitglied der *Académie des Inscript.* wurde.

Si les affaires se raccomodent et que la paix vienne fermer les blessures qu'avoit ouvertes la guerre, on peut esperer la publication du *Roman du Renard*,[1] je connois un libraire qui en a une copie s'il trouvoit assez de souscriptions ou de promesses de souscrire il en entreprendroit l'impression que je suivrois; malheureusement la difficulté des communications avec l'Angleterre fait que l'ecoulement de ces sortes d'ouvrages va lentement.

Malgré ce qu'en a dit et ce que dira M. Gregoire,[2] la nouvelle édition du *Roman de la Rose*[3] aura lieu, il paroit même que notre celebre imprimeur Didot la fera paroitre sous ses auspices. M. de Rochegude[4] s'occupe depuis longtemps des Troubadours, il a recueilli sur eux tout ce que possedé la capitale. depuis deux ans il promet de faire imprimer et n'acheve pas, cependant mon savant ami M. Clavier[5] m'a assuré dernierement que Mr. de Rochegude s'étoit décidé à publier trois volumes. Je verifierai à la Bibliotheque de l'Arsenal, si dans les copies Mss. de Ste-Palaye je pourrai trouver la chanson de Giraud de Cabreira, le grand Mss. de la B. Imp. ne contenant rien de lui; il n'en est pas de même de Giraut de Calanso dont le meme Mss. contient dix pieces; si celle que vous desirez y est je me ferai un vrai plaisir de vous l'envoyer. = J'ai trouvé l'edit de 1523 du Roman du St. Greaal, ma femme m'a copié la feuille qui vous manque.[6]

Je désire que vous nous fassiez bientôt jouir du fruit de vos travaux, relativement aux anciens poëtes allemands. rien de pareil à leur societé n'a existé en France, seulement on remarque que plusieurs trouverres se reunissoient pour se rendre à une fête qu'ils y representoient des petites comédies ou vaudevilles mais que les jeux achevés chacun se retiroit de son coté. Si vous pouvez me rendre le service de me faire passer le Journal de Heidelberg qui me concerne, je vous en aurai une grande obligation, je vous prierai d'y joindre les articles relatifs à votre ancienne poësie que vous y avez fait inserer et je tiendrai à plaisir de vous communiquer les reflexions qu'ils m'auront fait naître. Tachez Monsieur de venir visiter la capitale,

---

[1] Der *Roman de Renard* wurde erst 1826 von Méon veröffentlicht.

[2] Vielleicht der berühmte Henri Grégoire, Bischof von Paris, 1750—1831, der eine bedeutende politische Rolle spielte, aber auch als Gelehrter und Schriftsteller bekannt geworden ist.

[3] Veröffentlicht von Méon 1814 bei Didot l'Ainé.

[4] Henri de Rochegude veröffentlichte erst 1819: *Le Parnasse occitanien ou choix de poésies originales des troubadours tirées des manuscrits nationaux.* Vgl. über ihn *Les papiers de Rochegude* von A. Albi, *Romania* XVII, S. 75 ff.

[5] Etienne Clavier, 1762—1817. Er beschäftigte sich vor allem mit dem griechischen Altertum, war seit 1809 Mitglied der *Acad. des inscr. et belles-lettres.*

[6] Diese liebenswürdige Gefälligkeit erkannte Jacob Grimm sehr an. Er schreibt seinem Bruder am 8. Dezember 1809: 'Eine andere Korrespondenz, wovon mir das Verdienst gehört, die mit Monsieur Roquefort, kann uns auch allerhand nützlich sein und wird seinerseits mit unerwartetem Eifer betrieben. Ich habe ihm nichts getan als einige Etymologien verbessert und die nicht schmeichelhafte Rezension von Koppe (die bei alledem noch pedantisch einseitig ist) ausgezogen. Kürzlich hat er mir ein fehlendes Blatt aus dem Roman *du Saint Gréal* durch seine Frau sogar abschreiben lassen, sondern bietet mir an, sein Manuskript vom Roman *de Garin le Loherens* hierherzuschicken, welches ich sogleich um so lieber angenommen habe, da er doch in die rechte Ansicht nicht eingeht, und dieser Roman, wenn er so wichtig ist, wie vermutlich der deutsche, sehr interessant sein muß.'

j'ose esperer si vous ne la connoissez pas que vous voudrez bien m'accepter pour votre *Ciceron*. Alors je vous renouvellerai les sentiments d'estime et de considération avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur,

Votre très dévoué serviteur

Roquefort.

M. de la Rue travaille toujours à mettre en ordre le resultat de ses recherches dans les differentes Bibliotheques d'Angleterre.[1]

Je fournis un assez grand nombre d'articles au nouveau Dictionnaire Historique pour lequel vous avez souscrit, c'est moi qui ai pris la liberté de vous faire passer un prospectus.

Il vient de paroitre une histoire littéraire du 13e siecle par un M. Joseph Rosni,[2] elle n'a de litteraire que le titre, l'auteur n'a pas la moindre connoissance de l'objet dont il a voulu traiter.

Un M. Guyot des Herbiers doit publier le joli roman de Partenopex de Blois, avec une traduction et des notes, elle paroitra cet hiver.[3]

III.

Je suis bien coupable envers vous, mon cher Monsieur Grimm, de n'avoir point repondu à vos deux dernieres lettres. le grant travail dont j'ai été chargé m'a à peine laissé le temps de respirer. Je suis chargé dans la nouvelle entreprise du Dictionnaire universel de Biographie ancienne et moderne que vont publier les frères Michaud de tous les ecrivains du moyen âge, de la direction d'une partie de l'ouvrage de la revue des musiciens; de plus je travaille au XIIe siecle de l'histoire générale de la France, j'ai donné environ 400 articles à la 9e édition du Dictionnaire universel, ainsi vous pouvez juger combien j'ai eu peu de temps pour me livrer au plaisir de m'entretenir avec les gens dont je desire cultiver l'amitié et le commerce. C'est sur cette amitié que je me fonde pour obtenir mon pardon. J'ai répondu au mois de Janvier à votre lettre du 3 décembre[4] je vous y remerciais de l'envoi de la critique de M. Kopp et vous rendais compte du petit nombre de mss qui sont en ma possession ainsi que je vous l'ai marqué il n'i en a qu'un seul qui soit digne de votre attention, c'est la traduction de Quinte-curse par Vasque de Lucene, portugais. Les autres sont des sermons de St. Bernhard (en français, 12e siècle) la Bible de Guiart des Moulins, fin du 13e etc. Les Mss. sont en général fort rares et très chers, il n'est pas possible d'avoir pour quatre loius la copie du roman de Tristan. Je vous remercie bien sincerement des Nos du Journal d'Heidelberg que vous avez bien voulu m'envoyer, ils me sont très précieux puisqu'ils contiennent de

---

[1] Gervais de la Rue, 1751—1835. Er hatte sich während seiner Verbannung in England mit dem Studium der afrz. Manuskripte in den dortigen Bibliotheken beschäftigt. Er trat auf diesem Gebiete zuerst 1810 hervor in den *Lettres normandes*, die er auf die *Dissertation sur les trouvères* von M. J. Chénier folgen ließ. Sein Hauptwerk: *Essais historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouveres normands et anglo-normands.* in dem er als Gegner Raynouards auftrat, erschien erst 1834. Es ist nicht frei von groben Irrtümern. Er trat mit Jacob Grimm in persönliche Beziehungen.

[2] Antoine Joseph Nicolas de Rosny, 1771—1814. Das Buch heißt: *Tableau littéraire de la France pendant le XIIIe siècle ou Recherches historiques sur la situation des arts, sciences, belles lettres depuis l'an 1200 jusqu'à 1301.* Paris 1809.

[3] Guyot des Herbiers hat seine Absicht nicht ausgeführt. Der *Partonopeus* erschien erst 1834 von Crapelet hg.

[4] Dieser Brief scheint verlorengegangen zu sein.

vos articles. Je vous ai fait passer et vous avez dû recevoir mon manuscrit du Roman de Garin le Loherens un ve in fo. Je l'ai porté chez M. Gabriel Duffour (qui n'a point voulu m'en donner récepissé malgré votre lettre). Vous pourrez le garder pendant deux mois ou trois à moins que venant à Paris plus tard vous vouliez me faire le plaisir de me l'apporter vous-même. J'ai joint à cet envoi un exemplaire de Blasons, poésies des XVe, XVIe siecles dont l'éditeur m'a charge de vous prier de rendre compte dans votre journal. Vous m'obligerez si apprès l'avoir fait vous voulez bien m'envoyer le No de votre critique.[1]

Comptez vous bientôt venir à Paris, quand aurais-je le plaisir de vous voir et en causant vous communiquer toutes mes petites croustilles, vous montrer nos richesses en livres Mss., monuments, tableaux etc. J'aurai cru que l'occasion de mariage de S. M. vous auroit amené dans notre capitale. Seriez vous curieux d'Evangeliaires, Mss. du 9e ou 10e siecle? Si cela pouvoit vous convenir (pour la curiosité) je vous les offrirais avec plaisir. Mandez moi si vous avez reçu mon Mss. de Garin et à quel époque, instruisez-moi aussi de celle où je pourrai vous voir. donnez-moi de vos agréables nouvelles le plus souvent possible, ce ne sera jamais assez souvent pour moi.

Tout à vous

Roquefort

quai Voltaire No 11.

Le 25 avril. [1810]

IV.

J'ai eu tant de chagrin depuis le commencement du mois de juin, mon cher Monsieur Grimm que je n'ai pas eu le courage de repondre aux trois lettres que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser les 12 mai, 1er juin et 10 juillet. Vous me pardonnerez et me plaindrez sans doute quand vous connoitrez toute l'etendue de mes malheurs. J'ai eu celui de perdre une femme adorable qui a fait mon bonheur pendant neuf ans et qui laisse une famille inconsolable.[2] Je reste avec trois filles dont le bon papa et la bonne maman suivront l'éducation. Après ce terrible évènement, une de mes tantes m'a emmené en Normandie, où j'ai ete malade de chagrin et d'ennui. enfin me voila de retour depuis le commencement de septembre et je viens de reprendre mes occupations. Je répons à toutes les personnes qui ont eu la bonté de s'interesser à mon triste accident et à toutes celles qui veulent bien m'honorer de leur correspondance. Je vais donc commencer par la premiere lettre du 12 mai:

L'ouvrage intitulé: Ancient English metrical Romances by Joseph Ritson[3] n'est pas commun à Paris. Je me le suis procuré un jour seulement parce que la personne qui me l'a communiqué partoit le lendemain. Ainsi j'accepterai avec bien du plaisir la notice que vous avez la complaisance de m'offrir. *Les gestes du Roi* ou de l'enfant Horn[4] sont entierement inconnu à M. M. Méon, Lespine et autres auxquels j'en ai parlé. la Bibliothèque ne renferme aucun ouvrage de ce genre. D'après le fragment que vous citez je crois reconnoitre le langage de la fin du XIIe siecle et j'adopterois assez votre sentiment lorsque vous dites qu'il est vraisemblable que ce poëme

[1] Diese Kritik findet sich in der Aufzählung von J. Grimms Werken '*Kleinere Schriften, hg. von Müllenhof und Ippel*' Bd. 5 nicht erwähnt. Er scheint Roquefort s Wunsch nicht ausgeführt zu haben.

[2] Sowohl in der *Biographie universelle* (Michaud) als in der *Nouvelle Biographie générale* (Didot) ist das Todesdatum der Frau v, Roquefort viel später angegeben. Man führt 1822 und 1823 an.

[3] Erschienen 1802. [4] Vgl. darüber Brief VII.

composé en Angleterre à l'epoque où l'idiome françois prit le dessus sur l'Anglo-Saxon ne passa peut-être pas en France. J'ai ecrit à M. de la Rue avec lequel je suis en correspondance et je pense qu'il pourra nous donner quelques renseignemens. ou du moins je le regarde comme le seul en état de nous en donner. Aussitôt que j'auroi reçu sa reponse je me haterai de vous la faire passer. Un de mes amis á Lyon vient d'acquérir une bibliothèque dans laquelle se trouvent quelques ouvrages curieux et quelques manuscrits. Il me mande entre autres qu'il y a un Roman de Tristan assez ancien, il m'offre en supposant que cela pourroit me convenir de me le faire tenir à Paris. J'accepte son offre et dans le cas où le Tristan pourroit vous interesser, je pourrois, en vous priant de ne pas le garder trop longtems, vous le communiquer pendant quinze jours ou trois semaines. Avez-vous encore besoin de mon Garin le Loherens? Dans le cas, où il vous seroit inutile je vous prierois de me le renvoyer, car nous voila bientôt à la fin du 12e siecle de la continuation de l'histoire littéraire de la France, et je commence le suivant par quelques uns de mes grands romans parmi lesquels figurera Notre Garin dont je ne peux decouvrir l'auteur. Il paroit que vous n'en êtes pas content; au surplus une grande partie de tous ces ouvrages est fort ennuyeuse, quelques uns sont agréables, mais ces derniers sont en petit nombre. Dans la premiere lettre que j'aurai l'honneur de vous ecrire incessament, je vous ferai passer les divers extraits que vous m'avez fait le plaisir de me demander et que j'ai oublié dans mon tiroir à la Biblioth. Je vous fournirai également les differens renseignemens inclus dans votre lettre du 10 juillet.

Adieu mon cher Monsieur, ne m'en veuillez point de mon long silence, les malheurs et ma maladie en ont été la seule cause et la seule maniere de me montrer que vous n'êtes point faché, c'est de m'écrire bientôt.

Paris 21 Decembre 1810. Tout à vous.
Roquefort

Avez vous reçu des exemplaires du rapport des travaux de la 3e classe de l'Institut que je vous ai fait passer?

V.

Paris 1er Mars 1811.

J'ai reçu avec bien du plaisir, mon cher Monsieur Grimm, votre aimable lettre du 19 Janvier, je ne sçaurais vous exprimer combien elle m'a été agréable et combien je vous en remercie. je vous aurais répondu aussitôt sa réception, si d'un côté je n'avois attendu une lettre de Monsieur de la Rue qui a été fort malade et d'un autre côté M. Harding[1] de Goettingue. Le 1er me repondra en détail lorsqu'il sera entierement retabli et le second n'est sans doute pas encore arrivé puisque je n'ai pas encore eu l'honneur de le voir.

J'attends toujours l'envoi qui m'est promis: outre le Roman de Tristan dont il est question je dois recevoir un gros recueil de romans dont l'écriture paroit être du XIIIe siècle. Sitôt que je les aurai reçus je vous en ferai part et s'ils sont assez interessants je vous les communiquerai. Je

[1] Karl Ludwig Harding, Professor der Astronomie aus Göttingen. Er reiste nach Paris und nahm von Jac. Grimm an Roquefort wohl eins von den gesandten Manuskripten mit. H. schreibt in einem im Gr.-Nachlaß in Berlin befindlichen, noch unveröffentlichten Brief: 'Es wird mir ein wahres Vergnügen machen, wenn Euer Wohlgeboren mich mit Ihren Befehlen nach Paris beehren wollen, und sehr gern bin ich bereit, das Manuskript, welches Sie mir anvertrauen wollen, Ihrem gelehrten Freunde einzuhändigen ...'

viens de faire l'extrait de differens ouvrages de la fin du XIIe siecle, savoir celui d'Alexandre, de Dolopatos par Herbers, une autre Version par un trouvere anonyme etc etc; je suis maintenant dans ceux de Chrestien de Troyes. J'ai terminé le charmant sujet d'Erec et d'Enide, je suis à présent dans celui de Perceval. J'analyserai successivement les autres à l'exception du Chevalier à l'Espée que Fauchet[1] lui a attribué mal à propos, mais je ne trouve pas celui de Tristan. J'ai découvert le Gerard de Nevers en rimes, il est du XIIIe siècle, j'en suis fort content. Si dans ces extraits que je fais pour l'histoire littéraire de la France quelque chose pouvoit vous être utile, mandez le moi, je me ferai un plaisir de vous être agréable en tout ce que vous pourrez me demander. Je partage bien votre opinion sur les impressions de Tristan, elles ne sont que la version de Luce du Gast, mais approuvez-vous la mienne sur les écrits de Chrestiens de Troyes, je pense qu'il a dû être attaché au Roi d'Angleterre, ses personnages habitent toujours ce Royaume et toute la cour d'Artus se retrouve dans chacune de ses productions. on n'a rien de certain sur lui, je ne connois aucun ouvrage où l'on puisse trouver quelques détails certains, à l'exception de son attachement au comte de Flandres, le reste est nul.

Je vous remercie bien de votre bonne notice sur Ritson, elle m'a été fort agréable, si vous pouvez encore m'ajouter ce qu'il dit sur Chrestien, j'en serai flatté. Le Roman du Chevalier au Lion est de cet auteur, malgré ce qu'en disent Le Grand d'Aussy et Galland (acad. des Inscr. t. 2 p. 730).[2] Le Lay de Lanval est de Marie de France. Dans le 2e volume je ne connois que la belle Heleine, le Brut ou Geoffroi de Montmouth. dans le 3e Florence de Rome m'est seul connu. Quant au reste je ne sais pas si cela existe dans nos archives.

Je desirerois bien posséder votre *Meistergesang*[3] M. Ginguené[4] a fort envie de le traduire en françois je lui ai lu ce que vous m'en avez mandé et il desire fort le connoitre je pense qu'il ne me sera pas inutile pour la question proposée par l'Institut.[5] puisque vous ne concourrez pas, je vous demanderai vos avis, vos conseils et vos lumieres. Je sais que si Mr. de la Rue concourt, je pourrai peut être obtenir une mention, mais cela ne me decourage point: j'ai pour rival mais beaucoup moins dangereux M. Méon qui à 69 ans veut entrer dans la carriere; j'oublois encore un jeune homme qui n'a jamais lu dans un Ms., mais qui veut faire un Discours. C'est bien à lui; je veux, quelque soit mon sort, livrer mon travail à l'impression, si tout ce que je dirai n'est pas neuf au moins y trouvera-t-on diverses choses curieuses. et si je ne craignois d'être indiscret, je vous prierois de vouloir bien revoir mon travail, d'y ajouter, couper, retrancher et de me faire toutes les observations que votre érudition et votre

---

[1] Claude Fauchet hatte in seinem Werk *Recueil de l'origine de la langue et poésie française 1581* Nachricht über altfranzösische Dichter und ihre Werke gegeben.

[2] Antoine Galland, der berühmte Herausgeber der *Mille et une nuits*, hatte im 2. Bd. der *Mémoires de l'Acad. des Inscriptions et Belles-Lettres* veröffentlicht: *Discours sur les plus anciens poètes français et sur quelques romans peu connus.*

[3] *Über den altdeutschen Meistergesang.* Göttingen 1811.

[4] Pierre Louis Ginguené, 1748—1816. Bedeutender Mitarbeiter an der *Histoire littéraire de la France.* Sein Hauptwerk ist die *Histoire littéraire d'Italie.* Es scheint nicht, daß er Grimms Buch übersetzt hat.

[5] Die von der Akademie gestellte Aufgabe war: *Déterminer quel fut l'état de la poésie française dans les XIIe et XIIIe siècles, quels genres de poésies furent les plus cultivés.*

habilité pourront vous suggerer. Je viens de terminer un long article sur le Roman de Partenopex de Blois, il doit etre inséré dans les notices des Mss.[1] J'en ferai tirer vingt-cinq exemplaires que je destine à mes amis. j'espère que vous voudrez bien être du nombre. La librairie est dans un état si précaire qu'on ne fait rien imprimer, mes Fables de Marie, le Partenopex, Guyot des Herbiers attendent. M. Rochegude promet et n'avance pas. Enfin nous paroitrons quand il plaira à Dieu. Les entreprises ne se font qu'en tremblant, on n'ose s'aventurer. Au surplus, Monsieur, conservez-moi votre amitié et vos conseils, ils me sont plus necessaires que jamais.

Je vous salue de tout mon cœur en attendant avec impatience la longue lettre que vous me promettez. Roquefort.

J'ai fait des recherches sur Doete de Troyes[2] et n'ai rien pu découvrir sur elle. Fauchet s'est trompé lorsqu'il dit que cette dame étoit nommée dans la Bible Guyot. elle ne s'y trouve pas.

VI.

Paris le 29 mars 1811.

J'ai reçu avec bien du plaisir, mon cher Monsieur Grimm, les trois lettres que vous m'avez fait le plaisir de m'écrire et je vais répondre à chacune d'elles par leur ordre de dates. La raison pour laquelle on s'oppose au déplacement des Mss. de la bibliothèque est qu'on en a prêté à l'ancien ambassadeur de Hollande et que depuis sept ans ils ne sont pas encore rentrés. Dans ce nombre est le Guillaume Guiart. qu'il m'est impossible de pouvoir consulter, ce qui me contrarie beaucoup. Au surplus si vous croyez qu'une démarche de ma part auprès de Mr. Dacier[3] puisse avancer les choses mandez le moi, vous savez que c'est me faire plaisir que de me mettre à même de faire quelque chose qui puisse vous être agréable. J'ai écrit à mon ami Champollion-Figeac,[4] mon confrere à l'academie de Grenoble, de Lyon, à l'academie Celtique de Paris etc etc, vous voyez, mon cher Monsieur, combien nous avons de motifs pour nous aimer; Il ne connoit rien de relatif à cet ouvrage et pense que l'auteur allemand a travaillé d'après l'original françois. C'est aussi l'avis de mon bon ami Mr. de l'Espine, premier employé au département des Mss. françois de notre Bibliothèque Impériale. Je partagerois volontiers leur opinion en objectant que le traducteur alle-

---

[1] Dieser Artikel: *Notice historique et critique du roman de Partenopex de Blois* erschien im 9. Bd. des *Recueil des notices des manuscrits de la Bibl. de Paris.* In seinem Artikel über Roquefort hebt de Martonne diese Arbeit lobend hervor, während Robert in dem *Examen du poëme* vor der Ausgabe des *Partenopeus* von Crapelet sagt: *M. de Roquefort n'ayant consulté que l'un des Manuscrits de la Bibl. du Roi a souvent été induit en erreur dans ses jugements on peut encore lui reprocher d'autres fautes, que l'on ne peut attribuer qu'à une grande précipitation. Comme il relève assez durement les infidélités de M. Legrand d'Aussy on devait s'attendre à trouver plus d'exactitude dans son travail.*

[2] Doète de Troyes ist eine altfranzösische Dichterin, die aus dem Ende des 12., Anfang des 13. Jahrhunderts stammt. Sie wird in der *Bible* von Guyot de Provins nicht erwähnt, was Fauchet auch gar nicht annimmt; er zitiert eine Stelle aus dem Roman *Guillaume de Dôle.*

[3] Grimm trat mit Dacier selbst in Briefwechsel. Vgl. diese Briefe.

[4] Jean-Jacques Champollion-Figeac, Konserv. vom Cabinet des chartes et diplômes de l'histoire de France in der Nationalbibl. Er ist der Verfasser von: *Nouvelles recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de la France,* 1809.

mand a donné des noms à ses personnages qui rappellent davantage son pays. Quant aux etymologies il va bientôt publier differents memoires inédits sur le Dauphiné, il m'en enverra un exemplaire qu'il me charge de vous faire passer en vous priant d'en faire une analyse dans le journal d'Heidelberg.[1] Vous y trouverez toutes les raisons pour et contre les diverses étymologies proposées jusqu'à ce jour. Parlant d'extraits, avez-vous eu la bonté de faire celui des blasons que je vous ai fait passer? Avez vous reçu une Douzaine d'exemplaires in 4 o du compte rendu des travaux de la 3e Classe? Je les ai remis à la fin de Juillet chez M. Duffour. Veuillez me dire, un mot à ce sujet, s'ils vous ont été agréables je vous en ferai passer autant cette année. Je crains que l'abbé de la Rue ne soit malade, je lui ai écrit deux fois sans avoir réponse et ne sais à quoi attribuer ce retard qui commence à m'inquieter Venons maintenant à votre troisième lettre. Je n'ai point encore vu M. Harding. — J'ai acheté un exemplaire des poésies du Roi de Navarre.[2] Sans être bien rare, ce livre n'est pas commun, il me coute 18 francs. dites moi s'il faut le remettre à M. Gabriel Dufour pour vous le faire passer. Je n'ai point encore trouvé le Roman de Maugis d'Aigremont[3] qui ne se trouve pas facilement. Aussitôt que je l'aurai découvert, je vous en ferai part. Il y a ici un libraire nommé Croizet (Rue des bons enfants, vis à vis le Lycée) qui tient à prix honnête tous les livres rares et singuliers et particulierement sur la partie que nous cultivons; nous pourrons nous arranger avec lui pour vous trouver tous les ouvrages qui peuvent vous manquer, et dont je vous prierai de m'envoyer la liste. J'avais commencé l'allemand, mais je trouve cette langue si riche et si difficile que je l'ai laissée en attendant que sorti de tout ce que j'ai en train, je puisse m'y adonner tout à fait. Les Mss. sont difficiles à trouver et sont très chers surtout depuis quelques années parce qu'ils sont fort recherchés. Au reste dans le cas où je ne pourrais rencontrer quelques unes des productions de Pierre de St Cloot, de Jacquemare Gielée je vous offre tous les renseignemens qui seront en mon pouvoir. Je ne connais rien sur ces sociétés de poëtes, je scais bien qu'elles ont existé. L'art et science de rhétorique par Pierre Fabri[4] n'apprend rien à cet égard. La Bibliotheque possede un Mss. du commencement du XIVe siecle qui renferme un recueil de Chansons couronnées a Valenciennes[5] pendant le siecle precedent. Si ce recueil pouvoit vous interesser l'abbé de Tersan[6] en a une copie que je pourrais vous faire transcrire et vous envoyer, ayant soin toutefois de corriger sur l'original. Tout ce qu'on a dit sur ces cours d'amour est bien futile, les auteurs qui ont travaillé sur ce sujet n'avoient pas les lumières requises voire même le président Rolland[7] qui a dit bien des sornettes.[8] Quant aux troubadours,

---

[1] Auch diese Arbeit scheint J. Grimm nicht ausgeführt zu haben. Sie findet sich nicht in der Aufzählung seiner Werke.

[2] Diese Gedichte *Thibauts von Champagne*, Königs von Navarra, waren von Pierre Alexandre Levesque de la Ravalière herausgegeben. Es war die erste Ausgabe eines afrz. Dichters in Frankreich.

[3] 1811 las Roquefort in der Akademie eine Abhandlung: *Notice sur l'ancien roman de Maugis d'Aigremont.*

[4] Fabris Buch erschien 1521 zu Rouen.

[5] Im Anhang zu seinem Buch *De l'état de la poésie française etc.* veröffentlichte Roquefort vier von diesen Gedichten.

[6] Ch. Ph. C. de Tersan, 1736—1819, frz. Gelehrter, der seine Forschungen vor allem der bildenden Kunst zuwandte.

[7] Rolland d'Erceville, der 1787 veröffentlichte: *Recherches sur les prérogatives des dames chez les Gaulois.*

[8] Zu der vielumstrittenen Frage der *cours d'amours* vgl. Diez, *Beiträge zur Kenntnis der romant. Poesie*, 1. Heft: *Über die Minnehöfe.* Berlin 1825.

je n'ai point encore changé l'opinion que j'ai émise à leur égard, on les a beaucoup trop vantés et ceux qui ont le plus parlé et d'eux et de leurs travaux n'avoient jamais lû leurs ouvrages. Bornons nous à dire que l'on s'est toujours copié sans songer d'aller puiser aux sources. Au surplus s'il vous manque quelques renseignemens à cet egard et que je puisse vous les fournir mandez-le moi. Dans ses Lettres Normandes,[1] l'Abbé de la Rue dit que les originaux du Roman d'Alexandre, d'Ogier le Danois, d'Amis et Amillion existent en latin. Je pense qu'il se trompe à l'égard du premier, car l'Alexandriade de Gautier de Chastillon ne ressemble que par le titre au Roman françois. Quant aux deux autres je n'ai pu découvrir les originaux latins et ne sais, s'ils ont été imprimés. Dites-moi ce que vous savez à cet egard. J'ai reçu mon Ms. de Lyon. Il contient force fabliaux ou contes dévots, puis trois Romans en prose par Robert de Borron. Ce sont ceux de Joseph d'Arimathie, du Saint Graal et de Merlin. Mon ami a la bonté de m'en faire cadeau, s'il peut vous interesser je vous le communiquerai. — Je serois content si vous pouviez me procurer la Bibliographie poétique de Ritson,[2] je vous en tiendrois compte. Je crois avoir répondu à toutes vos questions. Si j'apprends quelque chose de nouveau qui puisse vous intéresser je m'empresserai de vous le communiquer. Vous avez dû recevoir une lettre de moi par laquelle je vous demande bien des choses, dites moi toujours ce que vous en pensez. La Soeiété des Antiquaires de Cassel existe-t-elle toujours, nous pourrions la faire correspondre avec l'académie celtique qui en serait charmée. Si je vous propose pour membre correspondent ne me démentirez vous pas, j'ai souvent parlé de vous et de votre érudition à l'académie, j'y ai lu votre note relative à l'Enfant Horne,[3] la demande que j'en ferois ne pourroit qu'être bien accueillie, je m'en fais garant. Voyez si cela vous convient et veuillez m'en dire votre avis.

En attendant de vos nouvelles je me recommande à votre bonne amitié et je suis tout à vous

Roquefort.

Vous voyez que j'agis sans façon avec vous. J'ouvre ma lettre qui heureusement n'était pas encore mise à la poste pour vous dire que je viens de recevoir mon Roman de Garin. M. Harding au lieu de le remettre chez moi No 11 l'a été porter chez un Mr. Montfort No 7, d'ou on me l'a fait tenir Je suis très fâché de ne pas savoir l'adresse du savant professeur qui a dit demeurer, à l'hotel d'Angleterre, mais où trouver cet hôtel il y en a au moins trente de ce nom à Paris, et tous dans les quartiers extremement éloignés. N'importe je ne negligerai rien pour le découvrir et pour le remercier. Les personnes du No 7 se sont rejettés sur ce que le professeur ne se faisait pas entendre.

VII.[4]

Je viens enfin de recevoir des nouvelles de M. de la Rue et je me hâte, mon cher Monsieur Grimm, de vous faire part de ce qu'il nous mande, je vous eusse fait passer sa lettre, si elle n'avoit été écrite sur du papier épais

---

[1] Erschienen im *Journal de l'Empire*, 12. u. 21. April und 4. Mai 1810.

[2] *Bibliographia poetica*, Katalog englischer Dichter vom 12.—17. Jahrhundert, erschien 1802.

[3] Im *Museum für altdsch. Literatur u. Kunst*, hg. von v. d. Hagen, Docen, Büsching u. Hundeshagen, Bd. 2 veröffentlichte J. Grimm 1811 eine Abhandlung über *Hornkind und Maid Rimenild* (abgedr. *Kl. Schrft.* 6).

[4] Dieser Brief ist undatiert. Er trägt den Poststempel *6 août 11*. Er muß seinem Inhalt nach aber vor den beiden folgenden, die das Datum vom 11. Mai und 9. Juni 1811 tragen, geschrieben worden sein.

comme du carton, que de Caën à Paris m'a couté 32 sous de port, aussi n'ayant pas d'occasion pour vous la faire passer, je prends le parti de copier.

'J'ai parcouru, Monsieur, pendant mon séjour à Londres le Ms. qui renferme le roman de Horn sur lequel vous avez la bouté de me consulter.[1] Il est dans la Bibliothèque Harleienne No 527; mais je n'ai pas copié ce roman, parce qu'il n'a ni commencement ni fin et par là même ces restes, quoique curieux, ne pouvoient me fournir les notions historiques que je cherchois sur nos anciens poëtes. J'en ai seulement extrait quelques fragments sur le métier des jongleurs et sur l'art de nos trouveres.

Ce Roman d'après mes notes doit être intitulé *Roman de Hunlaf roi de Bretagne et des amours de Horn roi d'Irlande avec Rimel, fille de Hunlaf.*

Horn était fils de Oaluf, Roi de Southdone; après avoir élevé à la cour de *Hunlaf*, il voyage en Irlande, ou regnoit *Guddred* père de *Lemburc* et de *Suthburc* et dans ce voyage *Horn* prend le nom de *Gudmod.*

Ce Roman fut composé ou plutôt fut mis en vers françois dans le 12e siecle, car le Ms. m'a paru avoir cet âge. Je crus que le Roman de Horn qu'on trouve dans la même bibliothèque No 2253 pourroit me donner une idée complette de l'ouvrage et de son premier auteur, mais il est écrit en langue et en caractères anglo-saxons, et n'entendant pas assez cette langue je fus trompé dans mon attente. Vous avez donc bien raison Monsieur, en croyant que ce roman a été originairement composé par les Anglo-saxons, cela me paroit aussi vrai qu'il est constant que la traduction françoise est anglo-normande. C'est d'ailleurs l'opinion de l'évêque de Dromore[2] dans son essay sur les poëtes de la Grande Bretagne. Je crois que le savant Hickes[3] dans son *Litteratura septentrionalis* a parlé de cet ouvrage et qu'il en a même copié quelques extraits, mais je n'ai pas ce volume sous la main, et je ne puis vérifier si ma mémoire est en défaut ou fidèle. Je sais qu'il existe dans la bibliothèque des avocats d'Edinbourg un Exemplaire du Roman de Horn[4] mais il est plutôt écrit en Anglais qu'en Anglo-Saxon et par conséquent il est plus récent. Enfin Monsieur Mr. Ellis[5] qui a publié comme Mr. de Tressan[6] plusieurs extraits fort estimés de nos anciens

---

[1] Es sind drei literarische Bearbeitungen des Stoffes bekannt: a) *The geste of King Horn,* b) *Horn et Rimenhild,* c) *Horn Childe & maiden Rimnild.* b ist ein anglonormannisches Gedicht. Erste Ausgabe von Fr. Michel, *Horn et Rimenhild. Recueil de ce qui reste des poèmes relatifs à leurs aventures,* 1845. Der Verfasser des anglonormannischen Gedichtes nennt sich *Mestre Thomas.* Daß er nicht mit dem Verfasser des *Tristan* identisch ist, hat sehr wahrscheinlich gemacht: W. Söderhjelm, *Sur l'identité du Thomas auteur de Tristan et du Thomas auteur de Horn, Romania* XV, S. 575 ff.

[2] Bischof Percy, der in seinem den *Reliques of ancient English poetry* vorangeschickten Aufsatz *An essay on the ancient minstrels of England* davon spricht.

[3] George Hickes, 1642—1715, *Antiquae Litteraturae septentrionalis Libri II* etc.

[4] Das ist die einzig erhaltene Handschrift des mittelenglischen Gedichtes *Horn Childe and Maiden Rimnild.* Erste Ausgabe in Ritson, *Metrical Romances* etc. Bd. III, S. 282 ff.

[5] George Ellis, 1753—1815. Er gab 1790 *Specimens of the Early English Poets* und 1805 *Specimens of Early English Metrical Romances.* Er stand mit den Br. Grimm im Briefwechsel.

[6] Le Comte de Tressan, 1705—1783, hatte nach dem Muster der *Bibliothèque des romans* des Marquis de Paulmy verschiedene afrz.

romans m'a écrit l'an dernier qu'on avoit encore découvert à Edinbourg un manuscrit français de nos anciennes poësies il m'a envoyé la série des nombreux ouvrages qu'il renferme et j'y lis à l'article 40: *le Roman de Horn moins ancien que celui du British museum.* Alors cet exemplaire complet est unique, car on ne trouve pas cet ouvrage dans les Bibliothèques de Paris, quoique la Bibliothèque Impériale renferme beaucoup de manuscrits anglo-normands.

Quant aux extraits que j'ai faits dans le Ms. No 527 ils sont relatifs à l'usage de chanter des lais, en s'accompagnant sur la harpe, usage très ancien chez les Anglo-Saxons et surtout chez les Gallois. Ils concernent les lais travaillés par les gens de la cour et ceux composés par les jongleurs. Ce genre de poësie est très ancien et comme les sujets qu'on traite dans ce genre dans le Roman de Horn sont tous sur des sujets Bretons et que la maniere de les chanter tient aux usages de ces peuples je suis très convaincu que le Roman de Horn a été primitivement composé en anglo-saxon et sa traduction anglo-normande a été par là même inconnue à nos trouveres. car aucun d'eux n'en a fait mention. Mais les Anglais possédent bien d'autres ouvrages de notre ancienne littérature normande. J'ai passé cinq ans à les étudier. Je comptois publier encore dans les mémoires de la Société des Antiquaires sept à 8 dissertations sur les anciens poëtes mais la guerre empeche toute communication et il faut esperer des temps plus heureux où les gens de lettre pourront du moins correspondre pour les progrès de la littérature. Einfin Monsieur, quant à Mr. Ritson et aux ouvrages qu'il a publiés, c'est un homme qui aime trop ses opinions particulieres, dont le jugement n'est pas toujours sain et qui s'exaspère facilement quand on se permet de le critiquer. C'est sous ce rapport que je l'ai connu à Londres et qu'il est bien connu des gens de lettres de l'Angleterre. A votre place j'appellerois et je cautionne d'avance le gain de votre appel.

Voilà, Monsieur, voilà tout ce que je puis vous dire sur le sujet pour lequel vous m'avez fait écrire par Mr. de Roquefort et je serai très flatté que par son intermédiaire il s'en présente d'autres qui me mettent à portée de vous fournir des détails plus amples et plus satisfaisants. J'ai l'honneur d'être avec une parfaite considération Monsieur, votre très humble et très etc ... Voilà ce que nous écrit l'abbé de la Rue il me mande aussi qu'il désire que je sois l'intermédiaire entre vous et lui d'après l'envie que je lui ai témoigné de m'instruire par votre correspondence.[1]

Vous avez dû recevoir une lettre de moi dernièrement. J'ai un trouvé un Roman de Maugis d'Aigremont, dans un recueil de la bibliothèque bleue je ne l'ai pas acheté parce que le libraire voulait 9 f. de son volume. J'attendrai que je le trouve séparé. Je viens de faire l'article de Chrestiens de Troyes pour l'Histoire litteraire de la France. Vous ne vous imaginez pas combien d'erreurs ont été commises à son égard. Si vous vous y intéressez, je le copierai d'après mon brouillon. Mendez-moi alors comment je pourrois vous le faire tenir. J'ai aussi pour un Laravallière. Faites moi le plaisir de me donner bientôt de vos cheres nouvelles. Personne n'en désire plus que

Roquefort.

Romane modern zurechtgestutzt veröffentlicht. 1782 gab er z. B. *Corps d'extraits des romans de chevalerie.*

[1] Im Grimm-Nachlaß findet sich kein weiteres Zeugnis einer Korrespondenz zwischen J. Grimm und de la Rue. Grimm hoffte sich von dem frz. Gelehrten eine Abschrift von *Horn und Rimenhild* zu verschaffen. Er schreibt in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz (*Kl. Schrft.* 6, S. 58): 'Ich habe einige Hoffnung, eine Abschrift des altfranzösischen Werkes durch einen französischen Gelehrten, der sich lange in England und namentlich um der Literatur des Mittelalters willen aufgehalten, zu bekommen.

A force de chercher je suis parvenu à découvrir M. Harding. Nous avons été à la bibliothèque dont je lui ai fait voir les raretés, les globes de Coronelli l'ont particulierement interessé.[1] Il est fort aimable et rempli de bontés. Je suis passé deux fois chez lui sans pouvoir le trouver. j'espère le mener au musée des monuments français et nous amuser d'autant plus que nous parlerons beaucoup de vous.[2] Répondez moi bientôt. Vale. Je vous envoye une note sur laquelle je vous prie de vouloir bien faire prendre des renseignemens. Le propriétaire desire se deffaire des biens qui y sont énoncés et les laisserait à un prix très raisonnable et d'après l'estimation qu'on en feroit. Je vous les recommande particulierement.

VIII.[3]

Je ne me suis pas aperçu qu'il soit davantage question de ces gouttes de sang, au surplus Monsieur et ami, si vous avez besoin d'autres éclaircissemens, je suis toujours prêt à vous en offrir. Au surplus je suis assuré, que Chretien n'est jamais sorti de France. J'ai son article aussi complet que possible. Il paroit qu'il ne termina pas Perceval, puisque deux de ses confreres y travaillerent. Le premier est Gautier de Denet et le second est Manessier qui le termina. Les Romans sont Perceval, Le Chevalier au Lion, Erec et Enide, Cliget, Lancelot de la Charette, et Guillaume d'Angleterre. Il paroit que son Tristan ne se trouve pas. Les lieux ou se passent les actions des heros de Chrestiens sont Caradigan, Garduel, Caramelot Carlion etc. Il y est très rarement parlé de la forêt de Broceliande. Vous avez du recevoir une lettre de moi, ensuite une seconde avec celle de Mr. de la Rue. J'attends vos réponses. Votre conjecture sur Chrestiens, Robert de Borron et Rusticien est très juste. Notre poète a souvent changé les évènements. Je cherche toujours un libraire pour faire l'édition des œuvres de Chretiens.[4] Elles pourraient former trois volumes in 8°, on pourrait en trouver un qui se chargeroit de cela s'il étoit possible de savoir le nombre des souscripteurs en Allemagne, parce que si le libraire voyoit la moitié de ses frais rentrer, il entreprendroit l'impression, alors il seroit nécessaire de faire annoncer cette souscription à Vienne, à Heidelberg, à Gœttingue, à Leipzig, à Berlin enfin dans tous les journaux littéraires de votre patrie. Je suis persuadé qu'il ne s'en vendra pas cent exemplaires en France. Réponse

---

[1] Marco Vincencio Coronelli, 1650—1714, italienischer Geograph, von dem zwei sehr große Glob. in Paris aufbewahrt werden.

[2] Wie zufrieden Harding mit Roquefort's Bekanntschaft war, beweist ein Brief, den er am 8. August 1811 an J. Grimm schrieb: 'Die beikommenden Abhandlungen soll ich Ew. Wohlgeboren im Namen unseres Freundes, des Herrn Roquefort, übergeben ... Ew. Hochwohlgeboren bin ich übrigens recht vielen Dank schuldig, daß Sie mir die Gelegenheit zu der persönlichen Bekanntschaft des Herrn Roquefort gegeben haben. Herr R. ist ein sehr liebenswürdiger Mann, der sowohl wegen seiner gründlichen vielfachen Kenntnisse als auch wegen seines vortrefflichen Charakters die größte Hochachtung verdient. Seiner ungemeinen, nicht zu ermüdenden Gefälligkeit und angenehmen Gesellschaft verdanke ich manche genußreiche und frohe Stunde während meines Aufenthalts in Paris. Da Sie mit diesem braven Mann in stetem Briefwechsel stehen, so bitte ich gehorsamst, ihm gelegentlich meinen innigsten Dank für seine vielfach mir erzeigte Güte und Freundschaft zu bezeugen.'

[3] Dieser Brief enthält die Bemerkung: Der Anfang mit einer aus *Perceval* abgeschriebenen Stelle ist abgeschnitten.

[4] Diese Absicht, Chrétiens Werke zu edieren, hat Roquefort nicht ausgeführt.

à ce sujet s. v. p. Je vous ferai copier les chansons de Valenciennes. Je suis à rechercher dans plusieurs Mss. le moment de la reunion de Perceval et de Blanche fleur et si je trouve quelque chose qui ait rapport aux trois goutes de sang ou à cette neige, je vous enverrai le passage et tout ce qui sera relatif à l'objet de vos recherches. J'ai parlé de vous à l'Academie celtique et demain je vous propose. on m'a nommé commissaire, je suis chargé de votre rapport que j'ai fait conjointement avec Johanneau[1] qui désire fort entrer en correspondance avec vous. Il est très fort sur les langues à l'étude desquelles il devrait se tenir et très peu sur les monumens qu'il n'a jamais étudiés. Aussi ce manque de connoissances lui a-t-il fait tomber dans des erreurs d'autant plus grandes que les monumens qu'il a décrits sont la plupart sous nos yeux. J'ai fait une notice du Roman de l'Enfant Horne d'après ce que vous m'en avez appris et d'après ce que m'en a érit M. de la Rue, vous verrez cela je n'ai point encore en le temps d'examiner si le Ms. qu'on m'a envoyé et dont on me fait cadeau est conforme aux imprimés. J'ai de la besogne par dessus la tête, le Moniteur, le Magazin, le Mercure etc me demandent continuellement des articles, la commission de la continuation de l'histoire litteraire de la France, M. Ginguené à qui je suis attaché, la commission des notices sont à mes trousses pour m'en demander. La question de l'Institut ne me laisse guère de repos, enfin, vous voyez, mon cher Monsieur Grimm, que mes affaires particulières, le Dictionnaire Biographique et autres travaux me donnent assez peu de temps, aussi prenez pitié de moi, en m'écrivant le plus souvent que vous pourrez je n'ai de plaisir que lorsque je reçois de vos lettres qui m'apprennent toujours quelque chose de nouveau. Ne vous fachez pas contre moi, lorsque je ne réponds pas de suite mes correspondans de Province m'accablent de commissions et me font arpenter les quatre coins de Paris pour remplir leurs demandes. J'étois prêt à vous envoyer les chansons du Roi de Navarre, lorsque je me suis apperçu que dans le 2me volume il manquoit quatre pages de la table. j'ai couru chez le libraire qui m'a promis de me le completter ou de m'en rendre un autre. Je vous ferai passer deux exemplaires de mon mémoire sur la nécessité d'un glossaire général de l'ancienne langue françoise.[2] Je serois content d'en avoir votre avis comme sur tout ce que [je] publierai. Vous m'avez promis des notes sur l'article des

[1] Eloi Johanneau, einer der Begründer der *Académie celtique*. Im Nachlaß J. Grimms findet sich kein Brief Johanneaus vor. J. Grimm machte aber in Paris seine persönliche Bekanntschaft. Er schreibt darüber seinem Bruder am 21. April 1814: 'Roquefort war nicht zu Hause, dafür habe ich Johanneau besucht, einen kränklichen, ausgezehrten, noch nicht alten Mann, der mich dauerte, wie er mir seine Kasten mit fertigen Manuskripten und Papieren zeigte, wofür er keinen Verleger finden könne, und da er wohl fühle, bald sterben zu müssen, unpflegsame, unverständige Hände des fremden Besitzers fürchte. Er weiß mancherlei, was mit ihm untergehen wird, scheint aber ängstlich und nicht mitteilend, denn ich war begierig, seine Sammlung über mündliche Volkstradition und Märchen, die er auf seinen Reisen durch Frankreich gesammelt, durchzusehen; er wich mit den gewöhnlichen Entschuldigungen immer aus, dergleichen Dinge, meinte er, wage er nicht, dem Publikum in Frankreich roh drucken zu lassen, bloß als Appendix zu einem großen gelehrten Werke ginge es an. Er hat eine gälische Grammatik bloß aus dem *Ossian* zusammengearbeitet. In seiner Methode ist etwas Totes und Ungewisses, in einigem aber war er auf rechten Wegen. Er besitzt eine ausgesuchte Bibliothek von den seltensten Werken über Grammatik, Sprache etc.'

[2] Erschienen im *Magasin encyclopédique* von 1811. Ginguené hatte es in der Akademie vorgelesen.

patois de Champollion. Ayez la bonté de me les donner. Je viens d'écrire à M. de la Rue pour lui demander des renseignemens sur les originaux latins des romans d'Ogier d'Amis et Amilion, je lui ai fait part de vos conjectures et je vous ferai part de sa réponse. M. Harding a été indisposé, il va bien à présent et se propose de partir cette semaine. Il ira d'abord à Manheim avant que de se rendre à Goettingue. C'est un fort aimable homme; je regrette bien sincerement que la distance de son logis au mien me prive du plaisir de le voir. On ne peut être plus complaisant. Une chose particuliere et qui merite d'être remarquée c'est qu'il a très peu d'accent germanique et que sans bien parler français il prononce parfaitement. La prononciation est très douce contre l'ordinaire de ses compatriotes. Adieu, mon cher Monsieur, écrivez moi bien vite, répondez à mes trois lettres par trois autres au moins, je n'ai jamais plus de plaisir que lorsque je reçois de vos cheres nouvelles. Roquefort.

Paris 11 mai 1811.

IX.

Mon cher Confrere,

J'ai le plaisir de vous apprendre que l'Académie Celtique dans sa derniere séance vous a nommé membre correspondant,[1] je vous annonce cette nouvelle avec d'autant plus de plaisir que je me trouve lié à vous de deux manieres d'abord par l'amitié et l'attachement les plus vifs ensuite par la confraternité académique. J'ai reçu votre Meistergesang avec bien du plaisir, je vous en remercie beaucoup, ce présent me deviendra très utile pour mes études aussi occupe-t-il une place distinguée parmi mes traités généraux d'histoire poëtique, il me servira lorsque reprenant mes leçons d'allemand, je voudrai traduire il me fera penser que je le dois à votre bonne amitié et cette idée me forcera à travailler votre langue si riche et si difficile. J'ai reçu également vos excellentes remarques sur Partenopex, je regrette seulement que vous n'ayez pas indiqué dans quel ouvrage se trouvent imprimés les deux fragments de la version allemande.[2] Je désirerais les citer.

Je vous envoie un des plus beaux exemplaires des Chansons du Roi de Navarre. Cette sorte de livres qu'on appelle rare est extremement prisée lorsque les exemplaires n'ont pas été rognés, vous savez qu'auprès du bibliomane c'est une bien belle chose qu'un livre avec toutes ses marges. Pendant

[1] Bei seinem Pariser Aufenthalt von 1814 hat J. Grimm eine Sitzung in der *Académie celtique* mitgemacht. Er schreibt Wilhelm Grimm darüber: 'Am 29. war ich in einer Sitzung der keltischen Akademie, die ihren Namen wieder ändern will. Es ging daselbst erbärmlich her. Man saß um eine lange Marmortafel von abends um 7 bis 9½ Uhr, es wurden schlechte Aufsätze gelesen und nicht über ihren Inhalt, sondern, was ich doch hier nicht erwartete, über die Wahl der französischen Wörter hin und wieder nach dem Stil des Akademie-Wörterbuches diskutiert. Ich saß neben Legonidec, der die bretagnische Grammatik geschrieben hat und ein unterrichteter Mann scheint. Der Präsident schellte, sobald jemand heimlich sprach, was aber doch nicht aufhörte. Die halbe Feierlichkeit bei der entschiedenen Langeweile des Aktus war mir höchst merkwürdig, und letztere fühlten auch gewiß die Mitglieder, meinen aber doch, das gehöre sich so. Pougens war da, ein fast ganz blinder Mann, der nur von Hickesius, sonst aber gar nicht sprach ...'

[2] Die deutschen Bearbeitungen waren von Bodmer und von Müller bekanntgemacht. Sie sind abgedruckt in *Partonopeus u. Melior. Altfrz. Ged. d. 13. Jhrh. In mittelniederl. u. mitteldeutsch. Bruchstücken* hg. von H. F. Maßmann. Berlin 1847.

le temps que vous avez mis à me repondre le roman de Maugis s'est vendu, mais il s'en trouve un exemplaire gothique Paris Lotrian 1498 in 4° dans le catalogue de Mérigot dont la vente se fait, notre Maugis sera vendu le 24 et ne passera des mains du marchand dans les miennes que pour aller dans les votres. Je vous fais passer deux exemplaires d'un discours de ma façon qui a été lû à l'Institut. vous m'en direz votre avis. Il a été inséré en entier dans le Magazin encyclopédique,[1] excellent journal litteraire que je vous prie d'annoncer dans celui d'Heidelberg et en partie dans le Moniteur. Dans ma dernière lettre vous avez dû recevoir l'extrait de Perceval que vous m'aviez demandé, mandez moi, si vous en êtes content et s'il suffit à vos projets. Je n'ai pas encore achevé de recopier ma notice sur Chrestien de Troyes mais sous peu je vous la ferai passer. J'ai verifié les versions de Robert de Borron, de Rusticien de Pise avec celle de notre poëte et je trouve que ce dernier n'a suivi que les principaux faits sans se contraindre à suivre le sujet, il s'est souvent contenté de prendre une épisode et de la suivre, après quoi il coupe, taille, tranche pour arriver à son but. Les Romans de Chevalerie deviennent assez rares chez les libraires parce que plusieurs personnes les recherchent et que d'ailleurs ils ne sont pas communs. aussitôt que j'en trouverai un je vous en ferai passer la note et de suite vous voudrez bien me marquer vos intentions. Sitôt que mon copiste aura terminé je vous ferai passer les sotes chansons couronnées à Valenciennes. J'ai trouvé un éditeur pour imprimer les œuvres de notre fameux poëte troyen, mais il désireroit savoir à quel nombre se monteroit les souscripteurs. dans le cas où il y en auroit assez pour faire les frais de la moitié de l'édition il traiteroit avec moi. Dans ce cas nous ferions un prospectus que vous vous chargeriez de faire insérer dans tous les journaux allemands tandis que je me chargerois des français. Voyez cela, notre interêt commun nous engage à faire annoncer cela dans le plus de pays possible parce que le libraire n'entreprendra rien (à cause de la guerre avec l'Angleterre) si une partie de son édition n'est pas demandée. Mandez-moi votre sentiment au sujet de l'histoire littéraire de M. Ginguené dont lorsqu'il paroitra je vous enverrai le rapport, le rapport des travaux de la troisième Classe pendant l'année 1810. Je partage bien votre opinion et n'en ai pas d'autre sur l'usage et l'époque de la négation. j'en ai conféré avec plusieurs personnes qui approuvent ce sentiment. Je trouve *mie, pas, point* dans les versions du XIIe siecle, je trouve votre étymologie fort vraisemblable. Quant à celles de Perceval, Perceforest, Percenoige etc ce sont des composés donnés à ces héros et je ne vois rien de celtique dans leur composition. je demanderai à notre cher sécretaire son opinion et je vous la manderai.* Je travaille au prix, j'ai bientôt terminé mon 12e siecle. Sitôt qu'il sera achevé je le recopierai et vous ferai passer mon original afin que vous veuillez bien me donner vos avis. Vous verrez mon opinion au sujet de la rime qui selon moi a été imitée des poëtes du siecle d'Auguste et employée par les modernes lorsque les regles de quantité ont été perdues. Je vous remercie bien de tous vos renseignemens et de vos peines à l'égard du Général de Monfort qui me charge aussi de vous remercier en son nom. Adieu mon cher confrere, répondez à mes deux lettres (celle de Perceval) par une très longue, conservez-moi votre amitié et croyez à celle de votre ami Roquefort.

Dimanche 9 juin 1811.

* Notre cher secretaire[2] me charge de vous expédier votre diplôme de

[1] Es war das *mémoire sur la nécessité d'un glossaire général de l'ancienne langue françoise.*

[2] Johanneau war der *Sécrétaire perpétuel de l'Académie celtique*, die er 1805 begründet hatte, und deren Memoiren er herausgab.

vous exprimer ses sentiments d'estime et le plaisir qu'il a en particulier de vous voir parmi nous, enfin il me charge encore de vous dire qu'il regarde ces noms propres comme dérivés du français et nullement du celtique, et qu'il signifie Perce-val Perce-forest etc comme le disent les mots.

Dem Brief liegt eine Quittung bei:

J'ai reçu de M. Filleul pour le compte de M. Grimm la somme de quarante cinq francs à Paris le 10 Juin 1811. Roquefort.

X.

10 août [11].

J'ai reçu avec bien du plaisir, mon cher ami et confrere votre lettre du 6 juillet qui m'est arrivé le 14 et j'attendais la longue lettre que vous promettiez de m'envoyer pour répondre à toutes deux.

Ce qui diminue un peu mon chagrin c'est que j'aurai une petite occasion de pouvoir vous gronder lorsque je ne serai pas exact à vous écrire. Quoi qu'il en soit avez vous fait quelque decouverte dans votre voyage en Saxe? Pourquoi n'êtes vous pas venu à Paris, j'aurais tant de plaisir à vous voir, à vous montrer mes bribes, mes gothicités, notre grande bibliotheque, vous aviez si belle occasion. Enfin il faut esperer qu'un moment plus heureux nous permettra de nous rassembler et de resserrer les liens d'estime et d'amitié qui nous unissent. En faisant paroitre mon Mémoire sur la nécessité d'un Glossaire j'ai voulu travailler pour le Gouvernement, il n'y a que lui qui soit en état de recompenser l'auteur, et subvenir aux frais de l'impression. Voilà le plan que je me suis tracé, je n'en changerai pas à moins qu'on ne me fasse appercevoir des deffauts, chose très possible, malgré l'attention que j'ai prise d'en faire le moins possible. Je vous ferai passer dans la semaine prochaine l'extrait du Perceval en prose, il sera le fonds de ma première lettre. Je viens de decouvrir un roman en vers du Graal dans lequel l'auteur a suivi exactement la fable de Robert de Bourron il cite egalement un Robert de Montbelial que je ne connois pas. Mandez moi ce que vous savez sur ce dernier. Je ne sais si c'est celui de Chrétien de Troyes, je le soupçonne, mais rien ne me l'assure. Je suis en campagne pour découvrir le Tristan en vers, j'exploite à cet effet la Bibliothèque, de l'Arsenal et je ne veux finir que lorsque j'aurai l'assurance que le Roman est perdu.

Je vais voir le libraire qui s'est chargé d'imprimer le Chrestien de Troyes. Cent souscripteurs est un bien petit nombre pour une si forte entreprise, je dis forte parce que la guerre avec l'Angleterre empêchera bien le débit, car en France il s'en vendra peu d'exemplaires, n'importe je vais suivre votre avis et faire publier le prospectus dont je vous ferai passer 200 exemplaires en vous priant de les faire répandre partout où besoin sera. J'y joindrai le compte rendu des travaux de la troisième classe puis une partie de mon travail sur le concours afin que vous vouliez bien me donner vos avis sur ce que j'ai fait. Je n'ai pas encore fini le XIIe siècle j'ai beaucoup de materiaux pour le 13e. La Chanson de Clotaire ne m'est connu que par la Ravalliere.[1] J'ai encore un Roman de Mangist à vous faire passer. en voici une petite liste avec les prix. La Conqueste du Grand Charlemaigne. Fier à bras et les quatre fils aimon 1597 in 4° 18 f. Gerileon d'Angleterre 1589. 2 vol 9 f. Primaleon de Grece 1618. 4 vol in 18 maroq. 21. Il y a aussi les Amadis et quelques Ms. tel que le Testament

[1] La Ravallière hatte eine Untersuchung unternommen über die Anfänge des französischen Schrifttums. Er versucht das Alter der französischen *chanson* und ihre Abhängigkeit von der provenzalischen nachzuweisen.

de Jehan de Meuny 60 f. de Christine de Pisan 30 f. etc. Je joindrai à mon prochain envoi les Chansons de Valenciennes et ce que je pourrai trouver qui puisse vous interesser. Savez vous, si Mr. Harding est à Goettingue, il m'avoit promis de me proposer à M. Heyne[1] et à l'Academie je lui avais en conséquence remis mes ouvrages pour les présenter. M. Ch. Villers[2] m'avait promis d'appuyer ma demande, je ne sais où cela en est. Veuillez avoir la bonté de vous en informer et de m'en dire un mot. Je désire infiniment d'être correspondent de l'académie de Goettingue. Je pense que ce serait un moyen sur de m'instruire. Serait-il possible de ravoir un second exemplaire de la critique de mon dictionnaire par M. Kopp. Un vilain Mr. Veiss m'a emporté la mienne et je ne l'ai plus, ce qui me cause beaucoup de chagrin je n'ai espoir qu'en vous. Mon cher ami, écrivez-moi, envoyez-moi la longue lettre que vous me promettez, personne n'attend avec plus d'impatience que moi de vos cheres nouvelles. Adieu, mon ami et cher confrère, tout à vous Roquefort.

Ayant les vol. de l'académie celtique il n'est pas besoin de les ravoir. J'ai fait passer à l'ordre du jour sur cette question. Vous plairait-il d'être de la nouvelle société des Antiquaires de Lyon qu'on organise et de l'ancienne société philotechnique de Paris?

XI.[3]

J'aurai répondu, mon cher ami, à votre lettre du mois de septembre, si vous ne m'y promettiez de m'en donner une beaucoup plus longue et plus étendue. Je vais donc procéder article par article. Je vous remercie bien de la peine que vous prenez et de la complaisance que vous mettez à me faire le relevé des mots qui manquent dans mon Glossaire. C'est un vrai service que vous me rendez, je recevrai avec bien du plaisir vos annotations sur ce que j'ai dit du Roman. Je n'ay pu rencontrer la version en prose, que Tessenax[4] a tiré de Jacquemar Gielé. L'assertion de Legrand (Not. V 322) est fondée, et je suis en train de vous en copier une bonne partie. Il n'est pas mention des trois gouttes de sang dans le St. Graal en vers. On m'a fait 32 f. le jardin Plaisance ou fleur de rethorique, c'est beaucoup plus ce qu'il ne vaut, attendons une occasion et nous l'aurons beaucoup meilleur marché. Lors de son séjour à Paris je fis part à M. Harding, à qui je vous prie de dire mille choses aimables de ma part, du désir que mon ami Champollion avoit d'être nommé correspondant de Goettingue. Il me demanda si ce titre ne me feroit pas plaisir, je lui repondis qu'il me flatteroit infinement et que je n'osois pas en faire la demande. Il voulut bien s'en charger et me promettre qu'aussitôt après son arrivée il s'occuperoit de cet objet. M. Ch. Villers que j'ai vu plusieurs fois et à qui je fis part de ce dessein se chargea également de m'appuyer auprès de son ami M. Heyne. Je n'en ai eu aucune nouvelle depuis. Vous aurez reçu deux jours avant ma lettre un paquet qui contient 1° le Roman de Maugis, les 4 fils aimon et fier à bras. Cet ouvrage qui vient de la Bibliothèque du comte d'Hoym conte 18 f. 2° six exemplaires du rapport des travaux de la 3e classe. 3° Le commencement de mon travail sur le concours. J'ai remis

[1] Christian Gottlob Heyne, Professor in Göttingen, ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

[2] Charles François-Dominique de Villers, 1767—1815. Ihm hat Roquefort tatsächlich seine Erwählung zu danken. Vgl. hierzu Villers Brief an J. Grimm.

[3] Der Brief trägt anfangs kein Datum; er ist jedoch in zwei Absätzen geschrieben. In der Mitte steht am Rande vermerkt: 4 *octobre* [1811].

[4] Sic! Roquefort meint zweifellos Tenessax.

au net cette premiere copie et j'y ai fait plusieurs changements. La plupart des notes n'y sont pas portées par ce que tout ce que je retrouvois de relatif à mon affaire je le reportais sur ma nouvelle copie. Mon travail sur Robert Wace n'étant pas achevé a été cause que je ne vous ai point fait passer le reste du XIIe siecle qui est entierement achevé. Je suivrai une autre marche pour le 13e siecle et traiterai de chaque matiere séparement. Car la somme des auteurs est si forte qu'en suivant le même plan je ferois du moins deux volumes in 8°. Mon copiste me rendra bientôt les chansons de Valenciennes. Je vous fais l'extrait du Perceval et vous ferai bientôt tenir la suite de mon travail. Le Roman du Graal en vers est absolument copié d'après Robert de Borron que le poëte cite deux fois. Il ne peut pas être de Chrestiens de Troyes qui a fait paroitre le sien sous le titre de Perceval. Je vous communiquerai mon article des prosateurs anglois qui ont traduit la table ronde et vous prierai de me donner votre avis à cet egard de même que sur l'origine de ces romans.

Je partage bien votre sentiment au sujet de la Bibliothèque academique, c'est un mauvais recueil, le mémoire de Galland[1] meritoit des notes plus longues que le texte pour en corriger les erreurs qui s'y trouvent. La bibliothèque impériale ayant été fermée pendant les six semaines de vacances, je n'ai pû m'occuper de transcrire dans le Bestiaire les articles *Tourterelles*[2] *et Rossignol.* Je vais m'en occuper et vous les ferai passer dans ma prochaine. Tachez de m'avoir la critique de mon Glossaire. Je vous remercie bien d'en avoir écrit à Heidelberg. J'ai remis à Johanneau la lettre que j'ai trouvé incluse dans la mienne.

Je ne suis nullement étonné de ce que vous me dites au sujet de Legrand d'Aussy, ses notices sont toutes fautives, plus vous travaillez sur les sujets déjà traités par lui et plus vous trouverez d'erreurs. J'ai eu occasion d'en faire la remarque en refaisant la notice du Roman d'Alexandre.[3] Je n'ai jamais pu découvrir ce qu'était cet *aucupre* qui m'a fort occupé. Je ne suis à quoi m'arrêter et ne peux absolument rien vous en dire. Je vous remercie bien sincerement de la bonté que vous avez de vouloir bien m'aider à enrichir la 2e édition de mon glossaire ou le grand travail que je désire faire.

Si je trouve des editions en prose du Renard je vous en ferai l'acquisition. M. Méon a transcrit les differentes branches du Renard elles forment un total de 42,000 vers. Il s'en defferait volontiers s'il en trouvait un prix raisonnable. Je vous ferai moi-même la copie de Renard le Bestourné par Rutebeuf.[4] Vous l'aurez incessament. Je n'ai encore rien decouvert sur le Robert de Montbelial. Voilà mon cher ami toutes les petites commissions dont vous avez bien voulu me charger, avant la fin du mois je les terminerai et vous enverrai le tout. Ayez la complaisance en faisant vos notes sur mon travail de vouloir bien me mettre à l'endroit où ils doivent aller un signe on une remarque qui me puissent empêcher de les confondre. Sitôt que Robert Wace sera terminé je vous enverrai le reste du 12e. J'ai beaucoup d'articles pour le suivant. Adieu, cher ami, pensez à moi, écrivez moi, personne ne recevra de vos cheres nouvelles avec plus de plaisir que

Roquefort.

---

[1] Vgl. Anm. 2 S. 352.

[2] In den *Altdeutschen Wäldern* von 1816 Bd. 3 hat J. Grimm *Die Sage von der Turteltaube* behandelt, S. 34—45. Er führt dort eine Stelle aus dem *Bestiaire de Guillaume de Normandie* an, die er wohl Roquefort verdankt.

[3] Veröffentlicht von Legrand d'Aussy im 5. Bd. der *Not. et extr. des msscr. de la Bibl. nat.* S. 101 ff.

[4] J. Grimm hat in seinem *Reinhart Fuchs* dieses Stück abgedruckt.

Je vais m'occuper des chansonniers du douzieme siecle, si vous en connaissez faites moi part de leur nom. Je fais aussi l'extrait du *Chevalier au Cygne*. Je viens aussi de découvrir une très petite notice sur un poëte anglo-normand Simon Dufresne qui le premier s'est servi de l'acrostiche pour se faire connoitre. Iterum vale.

XII.

Paris 5 Décembre 1811.

Je ne sais en vérité, mon cher ami, comment reconnoitre toutes vos amitiés et vos complaisances pour moi. En arrivant de la Normandie, où j'ai été passer seize jours j'ai trouvé à mon retour vos deux aimables lettres, je m'empresse de vous en remercier et vous en temoigner toute ma reconnaissance. Je vais donc les prendre par ordre pour répondre à toutes vos questions. Je vous envoye d'abord la piece du Renard le Bestourné par Rutebeuf puis le Chapitre sur la Tourterelle extrait du Bestiaire, je vous cusse egalement copié l'article du Rossignol si je l'avois pu rencontrer dans les 5 ou 6 manuscrits que j'ai parcouru. Voici le plan que j'avais embrassé et que vos idées me font changer en partie. Je le divisois en deux chapitres. Dans le premier après avoir traité de la rime, de l'origine du langage, de l'état des études, je traitois de tous les poëtes du XIIe et XIIIe s. Dans la seconde partie je passois en revue tous les genres de poësie de leur origine, du succès dont ils avoient jouis de la menestraudie etc. Mandez le plus promptement possible, si je dois continuer sur ce plan, car le votre à quelques changemens près me paroit excellent et la plupart de mes materiaux peuvent servir en le suivant. Je sens que mon discours est plutôt une histoire litteraire, qu'il n'est pas conforme à ce qui a été demandé, mais l'Institut aime les détails et le fatras d'érudition, les citations accumulées. J'ai cru le servir selon son gout en m'y prenant de cette maniere. Il paroit que vous travaillez immensement puisque outre un volume contenant différens articles, vous travaillez aussi à l'Edda et au Roman du Renard. Je suis faché que la copie de M. Méon ne vous convienne pas. Elle est faite avec soin, revue sur tous les manuscrits interessants de notre Bibliothèque. M. Méon n'a omis que ceux qui lui ont paru trop moderne et a copié cela en conscience, c'est tout ce qu'il sait faire, car du reste c'est un pauvre homme. Le Perceval en prose ne parle plus de son songe singulier après le combat avec Kex, il n'en est plus question. Au surplus je vous enverrai le reste du chapitre c. à dire jusqu'au moment où Gauvain se presente et emmene Perceval à la cour d'Artus.

Je vous envoye l'extrait du Brut en vous priant d'observer que l'auteur ne nomme les chemins, il se contente d'en faire la description. J'ai vérifié cela sur les deux manuscrits que j'ai devant les yeux et qui tous deux viennent du fonds de Cangé.

Le No XV des mémoires celtiques ne paroitra pas de sitôt: Johanneau qui de concert avec Lenoir[1] faisoit imprimer a eu le malheur de s'adonner à la loterie a mangé plus de 6000 f., tant à lui qu'à la caisse de l'Academie, il en est resulté que l'Imprimeur le Marchand de papier etc auxquels on avoit fait des billets n'ayant pas été payés ont fait des frais et jusques à ce qu'ils soient entierement payées on ne fera rien imprimer. Cependant s'il est possible d'avoir communication du mémoire sur Gargantua,[2] je ferai

[1] Alexandre Lenoir, 1762—1839.

[2] Johanneau war Mitherausgeber der 1823—1826 erschienenen *Œuvres de Rabelais édition variorum augmentées des pièces inédites des songes drôlatiques de Pentagruel, ouvrage posthume, etc.*, wobei er die Hauptarbeit geleistet hatte.

en sorte de vous le faire tenir. Je trouve enfin un imprimeur qui moyennant 200 souscripteurs inscrits entreprendroit l'édition de Chrestien de Troyes. Il m'a demandé un prospectus à cet effet. Donnez moi vos idées à cet égard et après votre reponse j'en ferai tirer et vous en enverrai un certain nombre pour les distribuer et les repandre. Je vous demande toujours la critique d'Heidelberg je vous demande mille pardons des peines que cela vous cause. Quels remerciemens ne vous dois je pas, mon bon ami, pour l'agréable nouvelle que vous m'avez annoncé par votre lettre du 15 novembre.[1] Peu m'ont été aussi agréable. Permettez moi de vous en temoigner ma reconnoissance. Les papiers publics que j'ai lûs à mon retour m'apprennent le malheur qui est arrivé dans votre capitale.[2] Ne vous est-il rien arrivé de facheux, mon cher ami, daignez me le mander. Veuillez me rassurer au sujet de tout ce qui peut vous interesser et me donner quelques renseignemens sur ce malheureux évènement.

Adieu, mon bon ami, donnez moi bientôt de vos aimables nouvelles. Je vous écrirai bientôt en vous envoyant les chansons de Valenciennes que mon copiste a été obligé de laisser pendant quelque temps de côté. Demandez des renseignemens et vous verrez par mon zèle à vous les faire parvenir combien je suis flatté de vous avoir pour confrere et pour ami

Roquefort.

on m'offre aussi de prendre mes fables de Marie pour 110 exemplaires, j'en demande 250.

XIII.

Si l'amitié n'étoit indulgente et vouloit ne pas pardonner les torts je craindrois bien, mon cher ami, ne pouvoir obtenir une indulgence pleniere d'être resté si longtemps sans vous écrire et sans répondre à vos lettres qui me font toujours le plus grand plaisir et qui aident à me consoler des pertes que je viens encore de faire et des chagrins dont j'ai été dévoré. Je reçus presque en même temps la lettre dans laquelle vous me traciez un plan de Mémoire pour le concours, j'y repondis de suite. Peu de temps après je reçus mon manuscrit avec vos notes, je ne saurais assez vous en remercier elles m'ont fait le plus grand plaisir et m'ont singulierement profité. Je les ai employées autant qu'il m'a été possible. J'ai refait tout mon travail suivant mon nouveau plan. Pendant ce temps deux de mes enfants on eu une maladie terrible et mon beau-père et moi avons eu un vilain procès que nous avons évité tant que nous avons pu et que nous avons perdu malgré notre bon droit parce que la forme étoit contre nous. Obligé d'en rappeler nous avons gagné et enfin la partie adverse a été forcée d'acceder aux premières propositions que nous avions faites et d'en revenir au point d'où nous étions partis. Tout cela se faisoit pendant que je travaillois à mon memoire et que je donnois encore des soins à mes enfants et à mes journaux. Je me suis mis depuis ce temps à mon particulier, mes enfants sont en pension chez mon beau père, et je suis seul à présent. C'est à dire que j'ai changé de logement je demeure rue du Colombier No 18. Vous savez, mon cher ami, ce qui peut être un démenagement surtout avec des livres, des papiers, des cartons etc. pendant tout ce temps mes autres travaux ont beaucoup souffert et particulierement ma correspondance. A present que je commence à gouter un peu de repos,

---

[1] Jac. Grimm hatte ihm wahrscheinlich angekündigt, daß er zum Korrespondenten der Göttinger Sozietät der Wissenschaften gewählt sei. Ch. de Villers hatte Grimm gebeten, die Nachricht an R. zu senden. Das Diplom wurde ihm später geschickt. Vgl. Brief XIII.

[2] Im November 1811 war ein großer Schloßbrand in Kassel ausgebrochen.

que je suis un peu arrangé, je vous remercie encore une fois de toutes vos agréables lettres qui m'ont fait le plus grand plaisir et qui ont été pour moi une véritable consolation dans mes contrarietés. J'ai devers moi quelques passages extraits des troubadours et relatifs au *Renard*, ils sont dans mes cartons et en faisant l'arrangement de mes papiers je les mettrai de côté pour vous les envoyer.[1] Je viens de rendre compte d'un poëme intitulé. Les Chevaliers de la Table ronde. Si un exemplaire pourroit vous être agréable, veuillez me le mander, je vous le ferois passer de suite soit par l'ambassadeur, soit par Dufour, à votre choix. J'ai reçu lundi passé mon diplôme de Goettingue, il est daté du 25 janvier et suis réellement étonné de ce qu'il m'ait été remis si tard. Je repondrai à MM. Heyne et Villers sous deux ou trois jours.[2] Je vous félicite bien sincerement sur votre admission à l'Institut de Hollande qui est bien composé et dont on a droit d'attendre de bons mémoires. Je vais publier mes fables de Marie, sans toutes les vilaines affaires que j'ai été obligé d'avoir j'aurois déjà eu le plaisir de vous les envoyer, j'achève mon discours preliminaire. Ou en est votre Edda, ouvrage bien interessant que nous ne connaissons que par l'essai de Mallet.[3] Quels sont [vos] autres travaux M. Ginguené va publier incessament deux volumes de l'histoire littéraire d'Italie qui contiendront l'épopée romanesque du 16e siecle.[4] Deux volumes de la Biographie vont paroitre. Je vous enverrai quelques dissertations que vous aurez lues dans le magazin et qui ont été tirées à part. J'y joindrai encore quelques petites choses. Adieu mon cher ami, vale faveque à votre entier dévoué

Roquefort.

rue du Colombier No 18. 15 mai 1812.

L'évènement à la Bibliothèque impériale n'a rien été et ne pouvoit rien être. M. Millin[5] avait depuis dix-sept ans un domestique. En partant pour l'Italie il lui confia sa maison. d'après un faux rapport M. Millin lui écrivit en lui annonçant qu'il n'était plus à son service. Ce malheureux tendrement attaché à son maître ne peut supporter l'idée d'être renvoyé sans motifs, sa tête s'aliena et un dimanche après avoir ramassé toute la correspondance de M. Millin avec d'autres ouvrages il y mit le feu et fut se couper le cou. Il était à peu près neuf heures du matin. La fumée qui se répandoit dans les appartemens fit entrer, on appela les pompiers qui dans un quart d'heure eurent éteint le feu. Il en resulte la perte de 200 volumes dont les dos ont été brûlés, à peu près autant de mouillés, et dans le cas où tout auroit brûlé chez M. Millin, il n'y aurait rien eu à craindre pour notre admirable bibliotheque. Je vous rapporte cela parce que je suis arrivé au moment où les pompiers venaient d'arriver et que j'ai tout vû, même le malheureux qui venait de se suicider.

---

[1] Hier scheinen Roquefort's Nachforschungen Grimm nicht genügt zu haben. Er schreibt von Fauriel an Wilh. Gr. 1. Mai 1814: 'Dieser hat mir für die Folge alle mögliche Mitteilung versprochen und mir schon jetzt die provenzalischen Zitate, worin *Reinart Isengrin* und *Belin* vorkommen, um deren einige ich längst den Roquefort vergebens ersucht hatte, aufgespürt und abschreiben helfen.'

[2] Ein Brief von Roquefort findet sich weder im Nachlaß Heynes noch in dem von Villers.

[3] Paul Henri Mallet, 1730—1807. Er veröffentlichte 1756 *Monuments de la mythologie et de la poésie des Celtes et particulierement des anciens Scandinaves* und 1759/60 *Mémoires sur la littérature du Nord*.

[4] Das Werk erschien in 9 Bänden von 1811 bis 1824.

[5] A. L. Millin, 1759—1878, Bibliotheksbeamter. Er war der Leiter und Herausgeber des *Magasin encyclopédique*.

XIV.[1]

Monsieur,

J'ai reçu avec bien du plaisir votre scavante et curieuse lettre de laquelle j'ai trouvé beaucoup à profiter. Si j'ai mis quelque retard à sa reponse c'est que je desirois vous donner les renseignemens que vous avez la bonté de me demander et en même temps répondre péremptoirement à toutes vos questions. 1° J'ai bien senti l'imperfection du plan que j'avais adopté mais il étoit trop tard cela m'auroit mené trop loin, d'ailleurs il m'ent fallu travailler encore trois ans au moins qui ajoutés aux six à sept autres auraient fait une dizaine d'années. En France l'on attache trop peu d'importance à des travaux de ce genre pour qu'un auteur passe la plus belle partie de sa vie à la lecture des Mss. Lorsque j'ai entrepris cet ouvrage je l'avais destiné à mon usage, l'on me proposa de le faire imprimer. Je le donnai pour 8 à 900 f. de livres relatifs à nos anciennes coutumes. au reste je sollicite la continuation de l'ouvrage de Ste Palaye si mon mémoire est accueilli par l'Institut j'aurai l'honneur de vous le faire passer afin que vous vouliez m'aider de vos sages conseils. J'y suis le plan que vous me proposez et du simple allant au composé je mets sous un seul môt tous ceux qui peuvent en être sortis mêmes précédés des syllabes re, de, a etc.

2° quant aux étymologies j'ai bien senti le besoin de connoitre les langues du Nord et particulierement l'allemande. Nourri des auteurs qui ont traité cette partie j'ai remarqué et non sans surprise que pas un ne l'eut étudiée, de là leurs fautes et celles que j'ai commises en citant ces auteurs. *Aarder* a été employé pour ardere mais aussi dans la signification d'adherer de saisir. C'est une corruption du verbe aherdre (adhaerere) *astare* n'est que pour la deuxième signification du verbe a astir, quant à la 1ere je pense qu'elle pourroit bien venir de hast all. *abalourdir* vient de lurdus, *abaubi* de baubari, *abattre* dans une dissertation insérée dans le Magazin encielop. sur le môt *vaste*, l'auteur en fait venir abattre etc et donne des exemples et quant à celle *d'abri* (arbor), jusqu'à présent je pense qu'elle est la véritable car j'ai rencontré depuis dans nos vieux romans *arbri arbriter arbroie arbroier* etc. les denominations sous vehere vectum sont empruntés de Barbazon.[2] *avide* et *meschine* sont de Borel,[3] j'ose vous assurer que garçon a été pris en mauvaise part outre les deux citations dont le môt est appuié je puis en fournir d'autres. *Marcomire* n'a été mis que pour relever Borel.[4] Saisne dans le Rom. de Gerard de Nevers avec les notes de Gueulette[5] p. 96 est traduit par Suisses, dans une dissertation par le Prince p. 42 Saxons et dans Aucassin il me semble être pris pour Sarrazin qui ainsi que vous le scavez étoit un terme générique pour désigner les peuples qui n'étaient pas chrestiens[6] quant aux citations celles de St-Bernhard, St-Gregoire, comment. sur le Sautier, Bible etc sont tirées des Mss., ainsi que les Bestiaires, fables de Marie etc. (Le Roman de la Violette a été traduit par Mme Chézy femme du 1er employé au Dépt. des

[1] Dieser Brief ist undatiert. Er scheint, da die Wohnung Roqueforts noch als Rue du Bac 31 angegeben ist, 1809 oder Anfang 1810 geschrieben.

[2] Vgl. Anm. 2 S. 346.

[3] Von ihm *Trésor des recherches et antiquités gauloises 1655.*

[4] Vgl. hierzu Roquefort s Erklärung von *Marcomire* im *Gloss. de la langue rom.* II, p. 143.

[5] Th. S. Gueulette, 1683—1716, war der Herausgeber des *roman de Gerard de Nevers* und der *Histoire du petit Jehan de Saintré.*

[6] Roquefort übersetzt im *Glossaire* II, p. 510 *Saisne* mit *Sarrasin, Saxon* und *Suisse.*

Mss. pour les langues orient. et Mr. Fred. Schelegel [sic!] n'en a été que l'éditeur.)[1] Vous avez bien jugé ma façon de penser sur les fabliaux, cependant j'ai donné des citations assez longues de certains Romans tels que l'Erec et Enide, Gerard de Roussillon, Gerard de Vienne, le St. Graal, Machaut, Des Champs, Gautier de Coinsi, le Reclus de Moliens, Blanchefleur etc dont il n'existait aucun passage imprimé j'ai passé au moins deux ans à copier des Mss. Voudriez vous avoir la bonté de me donner un renseignement plus positif sur le Tristan imprimé chez Quadrio. Mr. de la Rue a donné une très bonne notice sur Marie de France dans le XIIIe vol. de l'Archaelogia.[2] Le Catalogue de Mr. Méon est extremement curieux et je vous invite à l'acquérir voici son titre: *Catalogue, des livres précieux singuliers et rares tant imprimés que Manuscrits qui composoient la Bibliothèque de M**.* Paris Bluet jeune au XII—1803 in 8° de 522 p. l'ancien propriétaire en possède encore quelques exemplaires en papier ordinaire (6 f.) et un seul en grand papier de Hollande.

Si vous desiriez avoir la copie de quelques uns de nos anciens Romans, Mr. Méon s'en chargeroit volontiers, à l'egard de la fidelité je recorrigerois moi-même. Vous n'avez qu'à me mander vos intentions et je vous dirai les prix qu'il demandera et celui qu'il faudra lui accorder.

J'ai préféré vous donner les petites notices que vous m'avez fait le plaisir de me demander sur des notes séparées, j'ai trouvé cela plus commode et pour vous et pour moi.

Le nom de fier à bras est souvent donné dans nos anciens mystères à un des compagnons de Lucifer ainsi que d'autres aussi ridicules.

Je crois Monsieur avoir repondu à toutes les demandes sur lesquelles vous m'avez fait l'honneur de me consulter, si je ne l'avais pas fait je vous prie de vouloir bien me le dire dans votre 1re. Si vous avez besoin de nouveaux renseignements, je vous prie de ne pas m'épargner. Ce sera me rendre service que de m'indiquer ce qui peut vous être agréable, recevez mes remerciments de tous vos excellents avis, daignez me les continuer, rien ne peut m'être aussi profitable que la critique d'un scavant aussi éclaire que vous.

Daignez croire Monsieur, à la parfaite estime et considération de votre dévoué serviteur

Roquefort
rue du Bac No 31.

XV.[3]

C'est avec bien du plaisir mon cher ami que j'ai reçu votre lettre du 30 aoust. Je vous remercie de tout ce que vous me dites de flatteur. Je partage bien votre opinion au sujet des concours de toutes les académies.[4] Chaqu'un des membres de la commission a une maniere de voir assez differente. Mes juges étaient MM. Brial, Daunon, Ginguené, Dupont de Nemours, non compris le bureau composé de MM. Pastoret président, Quatre

[1] Der Roman wurde von Friedrich Schlegel 1804 herausgegeben. Veröffentlicht in den *Romantischen Dichtungen des Mittelalters.*

[2] *Dissertation on the Life and Writings of Mary, an Anglo-norman poetess of the 13th Century by Mons. La Rue. Communicated by Francis Douce. Archaeologia* 13. Bd. von 1800, S. 35—67.

[3] Der Brief ist undatiert.

[4] Roquefort s Arbeit über die von der Akademie gestellte Preisfrage hatte nur eine ehrenvolle Erwähnung gefunden, die Frage wurde wiederholt, er trug das zweite Mal den Preis davon. Er veröffentlichte sie unter dem Titel *De l'état de la poésie française dans les XIIe et XIIIe siècles.*

mère viceprésident[1] et Dacier, sécretaire. Mon mémoire était seul, seulement se trouvoit un fragment d'un second mémoire qui devoit contenir quatorze chapitres et dont l'auteur a envoyé les quatre premiers. C'est ce dernier qui m'a empêché d'être couronné. Il écrit assez bien mais ne comprend rien à notre ancienne litterature. Toute son érudition est tirée de Legrand d'Aussy, de Ste-Palaye, de la Ravalliere etc. J'ai lu ses quatre chapitres et malgré le suffrage de la commission je me suis permis de dire à ces messieurs mon opinion. Il leur faut disent-ils des memoires en style académique parce qu'ils jugent beaucoup plus sur la forme que sur le fonds. Malgré leur opinion à cet égard je ne ferai que quelques changemens à mon plan, je ferai du style puisqu'ils en veulent et la plupart de mes notes feront partie de mon texte. Quant à mes opinions je n'en changerai pas à moins que par des preuves on me montre que je me suis trompé. Je suis bien content de savoir que [vous] ayez fait paroitre vos deux anciens poëmes allemands[2] vous n'ignorez pas combien vos travaux ont de prix à mes yeux et à ceux qui cultivent notre partie. Vous seriez bien aimable si vous vouliez m'en faire un extrait succint de trois quatre et même cinq colonnes. J'arrangerois cela pour en faire un article au Moniteur et pour répandre davantage vos productions. Voyez si cela peut vous convenir non seulement pour ceux-ci mais encore pour les autres venus et à venir. Je partage bien votre opinion au sujet de l'antériorité des poésies allemandes sur les poésies françaises. Nous sommes très pauvres en comparaison de vous. Vous devez avoir reçu dans le courant de juillet un paquet qui devait renfermer une lettre pour vous avec des fragments de troubadours une seconde lettre pour le respectable M. Heyne et une troisieme pour M. Ch. Villers.[3] Une personne de ma connoissance M. le baron de Belport qui se rendoit à la grande armée a bien voulu s'en charger. Ne l'auroit il point fait? Cela me chagrineroit beaucoup surtout pour les personnes à qui elles sont adressées. Voici je crois le seul fragment qui me reste. Vos travaux sur le Renard sont donc bien avancés, je ne sais ou Lafontaine a pris son Renard Anglois.[4] Mme de Harvay[5] lui en fournit elle même le sujet qu'elle n'avoit pu savoir que de reminiscence. Abstemius f. 146[6] l'avoit déjà traité. Ainsi qu'Erasme, *op. Camerar.*[7] Et il est certain qu'ils l'avaient emprunté d'auteurs plus anciens. Je pense egalement que notre Lafontaine n'a connu notre vieux roman. Comme un autre Virgile il eut pu tirer du moderne Ennius des contes et des morceaux charmants. Je ne crois pas que personne ait fait des recherches sur les endroits où La-

[1] Quatre mère de Quincy schrieb das zweite Mal die Beurteilung der Arbeit, die er sehr hoch bewertete.

[2] *Die beiden ältestén deutschen Gedichte aus dem 8. Jahrhundert, das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet von den Brüdern Grimm. Kassel 1812.*

[3] Vgl. Anm. 2 S. 367.

[4] Abgedruckt: *Œuvres de Lafontaine. Nouvelle édition par M. Henri Régnier. Paris 1885.* t. III, p. 317.

[5] Elisabeth Harvey, † 1702, die Schwester des englischen Gesandten in Frankreich, war 1683 nach Paris gekommen.

[6] Italienischer Fabeldichter. Von ihm: *Hecatomythium Venetiis 1495* und *Hecatomythium alterma 1499.*

[7] Erasmus: *Aesopi vita et fabulae Parisiis 1535.* J. Camerarius: *Aesopus Camerarii. Fabulae aesopicae plures quingentis etc. Lipsiae 1564,* die nach A. C. M. Robert: *Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles et Fables de Lafontaine, Paris 1825,* für Lafontaine als Quelle in Betracht kommen, werden jedoch nirgend für den *Renard anglais* herangezogen.

fontaine a puisé ses sujets. J'en ai découvert un assez grand nombre. Si de votre coté votre moisson est abondante nous pourrions réunir nos biens et repandre quelque jour ce point d'histoire littéraire. Marie de France est presque prête je n'ai pas le temps d'y mettre la dernière main mes journaux la bibliographie l'encyclopédie l'histoire littéraire de la France dont on imprime deux volumes, mes travaux avec M. Ginguené et mille autres occupations [m'en][1] détourment. L'académie Celtique va son train, elle va faire paroitre deux ca[hiers qui] acheveront son quatrième volume. Faites moi passer votre memoire et je vous promets de le faire imprimer à la premiere occasion. M. Hummel[2] qui vous remettra ma lettre veut bien se charger d'un paquet pour vous et d'un second que je vous prie de faire passer à l'académie de Goettingue de la part de mon ami Champollion-Figeac. Je vous envoye les rapports de la 3e classe deux de la 4e et des dissertations tirées à part. D'ici à quelques jours je vous ferai passer un second envoi. Vous n'êtes mon débiteur que de 18 f. pour le Maugis, les 4 fils Aimon que je vous ai fait tenir l'an passé. Adieu mon cher ami, repondez moi, n'imitez pas ma paresse ou plutôt plaignez-moi d'être obligé de donner beaucoup de temps à la société, temps perdu, temps que je regrette et que je suis obligé de lui consacrer.

Je vous embrasse de tout mon cœur Roquefort.

* Par Richard d'Angleterre.[3]

Sirvente adressé au Dauphin et au Comte
Gui son cousin et son zélé partisan.

Daufin jen voill deresnier
Vos e le Conte Guion
que aiven ceste seison
vos feistes bon gerrier
E vos jurastes a moi
E portastes me tiel foi
Com *Esangrins* à *Renart*
cui semblez dou poil liart.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Gertrud Richert.

[1] Durch das Siegel ausgerissen.

[2] Der Maler L. H. Hummel, dessen in den Jugendbriefen der Brüder Grimm mehrfach gedacht wird.

[3] Vgl. über dies Gedicht von Richard Löwenherz: Diez, *Leben und Werke der Troubadoure*. Zwickau 1829. S. 104 ff. Diez macht ebenfalls auf den Zusammenhang mit dem *Roman de Renard* aufmerksam.

Kleinere Mitteilungen.

Georg Forster über deutsche Literatur und über Schiller.

In dem Buche *Georg Forster an Chr. Fr. Voß*, hg. von Paul Zinke, Dortmund 1915. F. W. Ruhfus, befindet sich Seite 52 in einem Briefe, Mainz, 19. April 1791, folgende Stelle. Forster spricht von einem Kalender, den herauszugeben er beabsichtige, nämlich eine Übersicht der deutschen Literatur am Schluß eines jeden Jahres, und fährt dann fort:

'Sie (die Literatur) ist wirklich zu weitläufig, als daß unsere kritischen Journale und Gelehrtenzeitungen diese Übersicht leisteten; denn hier kommt es eigentlich darauf an, zu bestimmen, wie weit wir in jedem Fache gekommen sind, wie unsere Behandlungsart jedes Zweiges der Wissenschaften, was unser Geschmack geworden sei; was die Wissenschaft weiter bringt, was Epoche macht, was Schaden tut, indem es das Publikum mißleitet und ihm einen falschen Geschmack gibt usf. Ein Kalender dieser Art müßte gleichsam das Resultat geben von allem, was in einem Jahre geschrieben, gelesen und geurteilt worden ist, er müßte Anzeigen und kurze literarische Urteile über das Verdienst der in diesem Jahre verstorbenen Autoren enthalten und könnte seine Verzierungen aus dem Pikantesten, was die Bücher dieses Jahres enthalten, geradezu entlehnen. Was dünkt Ihnen von dieser Idee? Der Mann, den ich Ihnen zur Ausführung empfehle, ist mein Freund, der hiesige sächsische Legationssekretär und Chargé d'Affaires, Herr Huber, ein Sohn des Professors Huber in Leipzig, dessen französische Übersetzungen von unseren Dichtern bekannt sind; er wohnt in meinem Hause, und wir sehen einander täglich. Seine Kenntnisse in betreff unserer Literatur sind zu dem Endzweck mehr als hinreichend; denn von einer pedantischen Behandlung des Gegenstandes kann die Rede nicht sein, sondern wir müssen die Sache gerade von einer Seite nehmen, von welcher es keinem Gelehrten von Profession (zumal in den trockeneren Wissenschaften) einfallen würde, sie anzusehen. Hubers eigene Verdienste im Fache der belletristischen Literatur kann man nur erst in seinem *Heimlichen Gericht* beurteilen, wo das Sujet dem Künstler durchaus ungünstig war. Allein auch hier werden Sie einen Stil, wie ihn unsere dramatischen Dichter nicht haben (Goethe und Schiller ausgenommen), und einen denkenden, ideenreichen Kopf finden. Seine Szenen aus einem neuen Lustspiel *Juliane*, in der *Thalia*, 9. Heft, haben mehr allgemein Gefallendes und eine Wahrheit der Charakteristik, die über die gemeine Dichtung hinausgeht. Aus solchen Bruchstücken läßt sich freilich nicht der ganze Mann beurteilen; allein ich erwähne es ja auch nur, um Ihnen sagen zu können, daß seine Sachen, die immer Talent verraten, in ihm selbst ein Ganzes machen und aus einem gut organisierten und gut ausgebildeten Kopf kommen.'

Die Stelle ist von außerordentlichem Interesse, obgleich dieser Literaturkalender, wie man weiß, nicht zur Ausführung gekommen ist. Das Interesse liegt darin, daß dieser oft erwogene Plan einer kurzen, allgemeingehaltenen literarischen Übersicht auch Georg Forster lebhaft beschäftigte, ferner darin, daß er zur Ausführung des Planes seinen Freund L. F. Huber empfiehlt, der freilich damals noch wenig bekannt, sich später durch seine mannigfachen Dichtungen und seine ausgebreitete politische und journalistische Tätigkeit sehr ausgezeichnet hat. Wenn in der obigen Stelle Huber in seinen dramatischen Leistungen hinter Schiller und Goethe gesetzt wird, so wird er in einer anderen Briefstelle unseres Buches vom 7. Dezember 1792 über Schiller gesetzt. Dort heißt es nämlich:

'Das Buch über Frankreich schrieb ich sehr gern; da ich es aber nicht kann, so weiß ich Ihnen auf Ehre niemand Besseren als Huber dazu vorzuschlagen. Schiller hat seit etlichen Jahren so viel verloren, daß ich nicht glaube, er steigt je wieder zu seiner vorigen Höhe. Seine Schreibart hat mehr Blühendes und mehr Deutlichkeit als die von Huber, aber Huber ist gewiß der ruhigere, bessere, richtiger denkende Kopf.'

Gewiß war Forster ein schlechter Prophet. Er konnte die ungeheuren Leistungen, die Schiller seit 1792 bis zu seinem frühen Tode der deutschen Nation schenkte, nicht voraussehen, aber die Charakteristik Schillers ist nicht nur für Forster bedeutsam, sondern sie gibt das Urteil wieder, das damals, 1792, bei den besten Köpfen Deutschlands ziemlich allgemein war. Die Meinung, die Forster hier über Huber äußert, ist um so merkwürdiger und bedeutsamer, als ja Forster schon damals ahnen konnte, daß Huber ihm das Herz seiner Gattin entwendet hatte und ihm damit den größten Seelenschmerz bereitete.

Berlin. Ludwig Geiger.

Bemerkungen zu Galfred von Monmouth.

1. Die Abfassungszeit der Historia regum Britanniae. Galfred von Monmouths sagenhafte Geschichte der Könige Britanniens ist bekanntlich der nachweisbar älteste Urquell der Artussage. Hier finden wir zuerst den König Artus als Herrn eines Hofes, dessen *'urbanitas'* und *'documenta militiae ceterarumque curialium consuetudo'* die Bewunderung und Nacheiferung der ganzen Welt hervorriefen (9, 11, 2. 12, 1, 25); hier treten uns zuerst die Verbindung von Minnedienst und Rittertüchtigkeit (*'Faectae etiam mulieres ... nullius amorem habere dignabantur, nisi tertio in militia approbatus esset'* 9, 13, 40) und der typische Begriff des Sichverliegens entgegen (*'Quippe ubi usus armorum videtur abesse, alearum vero et mulierum inflammationes ceteraque oblectamenta adesse, dubitandum non est, quia id quod erat virtutis, quod honoris, quod audaciae, quod famae, ignavia commaculet'* 9, 15, 41; vgl. auch 10, 7, 4. 12, 6, 11). Darum ist es nicht unwichtig, die Entstehungszeit des Werkes so genau zu bestimmen, als es aus den vorhandenen Quellennachrichten geschehen kann. San Marte hat in seiner wertvollen, besonders durch ihren reichhaltigen Kommentar noch heute unentbehrlichen Ausgabe des Galfred von Monmouth (Halle 1854) das Werk in die Zeit von 1132—35 verlegt (S. IX), und diese Annahme ist noch ganz neuerdings von Windisch in seinem Buche über das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur, in dem er Galfred seiner Bedeutung entsprechend ein eigenes Kapitel gewidmet hat (S. 123), anstandslos wiederholt worden, obwohl ihm bekannt war, daß Fletcher die Historia nicht vor 1135, spätestens 1137 oder Anfang 1138 ansetzt (*The Arthurian material in the chronicles* S. 45 Anm.). Die Erwägungen, die San Marte zu seinem zeitlichen Ansatz vermocht haben, scheinen also auch Windisch durchschlagend zu sein: daß sie in wesentlichen Punkten irrig und Galfreds Worte von San Marte mehrfach verhängnisvoll mißverstanden worden sind, hoffe ich im folgenden dartun zu können.

Das erste Kapitel seines Werkes enthält Galfreds Widmung seiner britannischen Urgeschichte an den Grafen Robert von Claudiocestria (Gloucester), den natürlichen Sohn König Heinrichs I. von England (1100—35). Da Heinrich keinen rechtmäßigen Thronerben, sondern nur eine Tochter,

Mathilde, besaß, die zuerst an Kaiser Heinrich V., dann an Gottfried Plantagenet Grafen von Anjou verheiratet war, so trat Richard für Mathildens und ihres Sohnes Heinrich, späteren Königs Heinrich II. (1154—89), Erbrechte gegenüber Stephan von Blois, einem Neffen des verstorbenen Königs, der 1135 von den normannischen Großen auf den Thron erhoben worden war, mit aller Hartnäckigkeit ein. Mit wechselndem Glück kämpfte Stephans und Mathildens Partei fast zwei Jahrzehnte hindurch, bis Stephan Mathildens Sohn Heinrich 1153 als Erben seines Thrones anerkannte, den dieser ein Jahr später bestieg. Robert von Gloucester war schon 1146 einem bösartigen Fieber erlegen. Galfreds Worte an Robert, auf denen San Martes Zeitberechnung beruht, lauten so (1, 1, 20): '*Opusculo igitur meo, Roberte dux Claudiocestriae, fareas, ut sic te ductore, te monitore corrigatur, ut non ex Galfredi Monumetensis fonticulo censeatur exortum, sed sale Minervae tuae conditum, illius censeatur editio, quem Henricus illustris rex Anglorum generavit, quem philosophia liberalibus artibus erudivit, quem innata probitas in militia militibus praefecit, unde Britannia tibi nunc* (dafür '*his*' in der Ausgabe des Ascensius nach San Marte S. 179) *temporibus nostris, ac si alterum Henricum adepta* ('*esset*' fügt Ascensius hinzu), *interno gratulatur* ('*congratulatur*' bei Ascensius) *affectu.*' San Marte behauptet (S. IX), daß Galfred in dem mit '*ac si*' eingeleiteten Satze 'unumwunden' von Heinrich II., 'dem andern Heinrich als unzweifelhaftem Thronfolger' spreche und es daher nicht wahrscheinlich sei, daß Stephan schon auf dem Throne saß, vielmehr Heinrich I. 'auch aus dem bezeichnenden Prädikat *illustris* zu schließen' noch als lebend gedacht werden müsse. Da nun Heinrich II. 1132 geboren und Heinrich I. 1135 gestorben ist, so kommt er folgerecht zu dem Ansatz 1132—35. Beide Interpretationen der Worte Galfreds, auf denen dieser Schluß aufgebaut ist, sind jedoch meines Erachtens falsch.

Zunächst ist von Heinrich II. als Thronfolger in diesen Worten Galfreds weder umwunden noch unumwunden, sondern vielmehr überhaupt nicht die Rede, und San Marte muß die Worte '*ac si alterum Henricum adepta*' seines Textes mit völliger Nichtbeachtung des '*si*' und des den Sinn verdeutlichenden '*esset*' bei Ascensius in dem Sinne 'zumal es nun einen zweiten Heinrich erhalten hat' genommen haben, was völlig irrig ist. Galfred will sagen: Britannien beglückwünscht heute aus innerster Seele Richard von Gloucester, wie wenn es einen zweiten Heinrich, d. h. einen dem König Heinrich I. ebenbürtigen und durchaus vergleichbaren Gebieter erhalten hätte. Daß die satzeinleitende Konjunktion '*ac si*' diesen aus dem klassischen Latein bekannten eindeutigen Sinn einer vergleichenden Heranziehung eines nichtwirklichen Falles auch bei Galfred durchweg hat, zeigen die übrigen Stellen, wo sie bei ihm vorkommt (1, 12, 12. 4, 2, 23. 8, 11, 3. 23, 30. 10, 8, 9. 11, 40. 12, 6, 26). Mit dieser Erklärung des Vergleichssatzes ergibt sich zugleich, daß Heinrich I. zu der Zeit, als diese Sätze geschrieben wurden, nicht mehr am Leben gewesen sein kann: der Gedanke, daß in Robert von Gloucester gewissermaßen ein zweiter, ein wiedergeborener Heinrich dem britannischen Vaterlande geschenkt sei, bekommt erst unter dieser Annahme seinen recht prägnanten Inhalt, daß eben der alte König, dessen vollwertigen Ersatz Robert bildet, verstorben ist. Aus dem Beiwort '*illustris*' ist für Leben oder Tod des damit belegten Herrschers nicht das mindeste zu schließen. Damit ergibt sich der 1. Dezember 1135, Heinrichs I. Todestag, als gesicherter Terminus a quo für die Abfassung von Galfreds Werk. Weit entfernt, dem

noch in den ersten Kinderjahren stehenden Prinzen Heinrich zu schmeicheln, wie San Marte es an einer andern Stelle ('Die Arthursage' S. 49) ausdrückt, verherrlicht Galfred vielmehr Robert von Gloucester als den trotz seiner illegitimen Geburt echten Sohn seines dahingeschiedenen erlauchten Vaters.

Über den Terminus ad quem ist kein Streit möglich: wir haben hier ein sicheres Datum in einem Briefe Heinrichs von Huntingdon, des Verfassers der Historia Anglorum, an den Erzbischof Warinus aus dem Jahre 1139 (abgedruckt bei San Marte S. XI, genauer in Arnolds Ausgabe der Historia Heinrichs S. XXI). Auf einer Reise nach Rom, die Heinrich mit dem Erzbischof Theobald von Canterbury in dem genannten Jahre unternahm, um eine Bannbulle gegen König Stephan zu erwirken, traf er, wie er in diesem Briefe berichtet, in der Abtei Bec mit dem gelehrten Mönch Robert von Thorigny zusammen, mit dem er sich über sein Geschichtswerk unterhielt, und der ihm das ihm noch unbekannte Werk des Galfred, *'librum grandem Gulfridi Arturi'*, und damit die Urgeschichte Britanniens zugänglich machte. Also war ein Exemplar des Buches 1139 in der Abtei Bec vorhanden. Somit ergeben sich als Abfassungszeit von Galfreds Historia die Jahre 1136—39.

2. Der *'liber vetustissimus'*, Galfreds Quelle. Über seine Hauptquelle äußert sich Galfred in folgenden vielzitierten und häufig besprochenen Worten (1, 1, 9): *'Talia mihi et de talibus multotiens cogitanti obtulit Walterus Oxinefordensis archidiaconus, vir in oratoria arte atque in exoticis historiis eruditus, quendam britannici sermonis librum vetustissimum, qui a Bruto, primo rege Britonum, usque ad Cadwaladrum, filium Cadwalonis, actus* (dafür *'gesta et annales'* bei Ascensius) *omnium continue et ex ordine perpuleris orationibus* (*'nobis'* folgt bei Ascensius) *proponebat.'* Im Schlußkapitel des ganzen Werkes erwähnt er dann nochmals (12, 20, 5) *'illum librum britannici sermonis, quem Gualterus Oxenofordensis archidiaconus ex Britannia advexit'*. Darf man dieser Quellenangabe Galfreds Glauben schenken oder ist sie ins Reich der Fabel zu verweisen und soll nur das eigene Machwerk durch eine fingierte Quelle decken, wie ähnliches im Mittelalter häufig zu belegen ist (vgl. besonders Wilhelms Arbeit über fabulistische Quellenangaben in Pauls und Braunes Beiträgen 33, 286)? Der Älteste, der Galfreds Angabe für erfunden und lügenhaft gehalten und diesen Standpunkt aufs glänzendste zu rechtfertigen versucht hat, war kein Geringerer als der romantische Vater der Literaturgeschichte, August Wilhelm Schlegel, in seiner 1833 und 34 zuerst erschienenen Abhandlung gegen Fauriel *'De l'origine des romans de chevalerie'* (*Œuvres écrites en français* 2, 251). Er kommt zu dem Resultat (S. 288): *'Geoffroi était un imposteur audacieux, habile, assez savant même pour son temps; car certes aujourd'hui on ne lui passerait ni ses consuls romains Gabius et Porsenna ni mille autres bêtues. Il savait que, pour en imposer, il faut parler avec assurance; il raconte les évènements, comme s'il en eût été témoin oculaire; il connait les discours prononcés dans telle occasion ... Enfin Geoffroi jugeait parfaitement son public, dont la crédulité et la passion pour les merveilles inconnues lui ont assuré le succès le plus complet.'* In unsern Tagen haben dann Rhys, Zimmer und Fletcher einen ähnlich ablehnenden Standpunkt eingenommen und die Existenz des *'liber vetustissimus'* als eine 'Flunkerei' Galfreds bezeichnet, wenn sie auch nicht ihn selbst für den gesamten Inhalt seines Werkes verantwortlich machen

wollten, Zimmer vielmehr wiederholt betonte, er habe 'ganz aus dem Finger gesogen kaum etwas'. Dieser Negative hat dann neuerdings Windisch (a. a. O. S. 126) mit beachtenswerten Gründen widersprochen und die Möglichkeit der Existenz einer älteren kompilatorischen Niederschrift behauptet, in der 'er schon vieles von dem vorfand, was nach Ansicht der andern Kritiker erst Galfred zusammengestellt oder gar erfunden haben soll'. Jedenfalls ist die überaus komplizierte und schwierige Frage, die Windisch mit einer dankenswerten Unvoreingenommenheit behandelt, nicht so einfach zu lösen, wie es Feuerherd in der Einleitung seiner Dissertation ('Geoffroy of Monmouth und das Alte Testament', Halle 1915) zu glauben scheint, und eine solche prinzipielle und radikale Negative, wie sie Schlegel vertritt, ist leichter behauptet als zwingend erwiesen. Ich maße mir selbstverständlich nicht an, das Problem endgültig seiner Lösung zuführen zu können, möchte aber doch auf einen Punkt hinweisen, der mir von wesentlicher Bedeutung für die ganze Frage zu sein scheint. Schon San Marte ('Die Arthursage' S. 18) und Windisch (S. 127) haben ihn betont, von den Vertretern der negativen Instanz wird er dagegen ignoriert oder doch nicht gebührend gewürdigt. Galfreds Angaben stehen in der Widmung seines Werkes an Robert von Gloucester, den er, wenn er auch nicht unumstrittener König war, für den angestammten und würdigen Landesherrn ansah; Walther von Oxford wird namentlich als Gewährsmann für jenes alte Buch aufgeführt. Ist es denkbar, daß Galfred im vorbedachten Komplott mit Walther, wie man dann wohl annehmen müßte, in einem offiziellen Widmungsschreiben seinem Gebieter, der ja in jedem Augenblicke das Original zur Einsicht einfordern oder jedenfalls ihm nachspüren konnte, in so gröblicher Weise etwas vorgeschwindelt habe? Ist es so ganz unmöglich, daß die *'Britonum nugae'*, von denen Wilhelm von Malmesbury, Galfreds Zeitgenosse, in seinen Gesta regum Anglorum (1, 8) redet (vgl. auch Stubbs' Ausgabe 2, XX), von irgendwem schriftlich gesammelt waren? Die weiteren von San Marte (S. 19) noch angeführten gleichzeitigen Stellen, in denen *'antiqua Britonum gesta'* und *'antiqui Britonum libri'* zitiert werden, verdienten auch eine kritische Prüfung, die sie meines Wissens bisher noch nicht gefunden haben.

3. Was heißt *'transferre curavi'*? Von jenem ihm von Walther von Oxford zugänglich gemachten alten Buche, das im vorhergehenden Abschnitt besprochen worden ist, sagt Galfred im Eingang seines Werkes (1, 1, 14): *'Rogatu illius itaque ductus, tametsi intra alienos hortulos falerata verba non collegerim, agresti tamen stylo propriisque calamis contentus, codicem illum in latinum sermonem transferre curavi'*; wörtlich nochmals ebenso im letzten Satze des Werkes (12, 20, 7): *'quem (librum) de historia eorum veraciter editum in honore praedictorum principum hoc modo in latinum sermonem transferre curavi'*. Der unbefangene Leser dürfte, das scheint mir sicher, Galfred so verstehen, er habe seine Mühe darauf verwandt, sich Mühe gegeben, jenes britische Buch ins Lateinische zu übertragen. Überraschend war es mir daher, weil mir die Möglichkeit einer andern Deutung mit keinem Gedanken aufgegangen war, bei Windisch die Worte zu lesen (S. 128): 'Weder im Prologus noch im letzten Kapitel sagt er unzweideutig, daß er das alte Buch selbst übersetzt habe, sondern an beiden Stellen gebraucht er den Ausdruck *'transferre curavi*, ich habe für seine Übersetzung gesorgt' (vgl. auch S. 124 'dieses Buch habe er, Galfred, ins Lateinische übersetzen

lassen'). Da Windischs Deutung inzwischen schon von Feuerherd in seiner oben zitierten Dissertation (S. 2) ohne Anstand übernommen worden ist, ist es doppelt notwendig, ihr zu widersprechen. Glücklicherweise kommt die Konstruktion von *'curare'* mit dem Infinitiv noch ein paarmal in Galfreds Werke vor, und diese Stellen genügen, um nachzuweisen, daß Windisch die Worte mißverstanden hat, wenn er ihnen die eben angeführte Deutung glaubt geben zu müssen. Ich gebe die Stellen im Wortlaut. 3, 10, 1: *'Habita ergo victoria remansit Brennius in Italia, populum inaudita tyrannide afficiens, cujus ceteros actus et exitum, quia romanae historiae declarant, nequaquam tractare curari'* = 'ich habe der Behandlung seiner Taten keinerlei Sorgfalt gewidmet'; an Behandlung durch einen andern zu denken würde hier ganz widersinnig sein. 5, 8, 16: *'Trahern itaque naves laceratis militibus adivit easque ingressus Albaniam petivit aequoreo itinere et provincias vastare curavit'* (so liest nach San Marte S. 290 Ascensius statt *'vacavit'*) = 'er gab sich Mühe, die Provinzen zu verwüsten' (*'vacavit'* wäre 'verwandte seine Zeit darauf'). Ganz ähnlich 5, 11, 26: *'secessitque in Albaniam et exercitum colligere curavit'* (so nach S. 291 Ascensius für *'vacavit'*) = 'er gab sich Mühe (verwandte seine Zeit darauf), ein Heer zu sammeln'. San Marte S. 226 in einem nur von Pontieus Virunnius überlieferten Zusatz: *'quam (prophetiam) quia Gildas nobili epigrammate est complexus, et grandi marmore in eodem templo res notata idiomate pervetusto, non curo memorare'* = 'die ich mir gar nicht die Mühe mache anzuführen'; auch hier wäre das *'memorare'* einer andern Person zuzuschreiben ganz sinnlos. Erwähnt sei endlich noch eine von San Marte S. 208 zitierte Stelle, die, wenn sie auch nicht von Galfred selbst stammt, doch die in Rede stehende Konstruktion von *'curare'* gut beleuchtet: *'Deo volente pauca de ... de ... de ...* (folgt eine lange Aufzählung) *dicere curabo'* = 'ich werde sorgsam berichten'. Es ist also dem Sprachgebrauch Galfreds nach mindestens überflüssig, wie ich sogar glauben möchte nicht angängig, zwischen das alte Quellenbuch und Galfreds Werk noch einen dritten, den in Galfreds Auftrage arbeitenden Übersetzer, als Strohmann einzuschieben, zumal Galfred einen solchen schwerlich gebraucht haben dürfte, da er Kelte war (vgl. Fletcher S. 44).

4. Galfreds Stil, seine Bilder und Vergleiche. Die Erforschung und Feststellung der literarisch-stilistischen Vorbilder von Galfreds Historia steht noch in den allerersten Anfängen, obwohl sie eins der allerwichtigsten Probleme darbietet, die das Buch der philologischen Betrachtung stellt. Ein tüchtiger und brauchbarer Anfang ist erst in zwei von Max Deutschbein angeregten Hallenser Dissertationen auf diesem Gebiete gemacht worden: Tausendfreund, 'Vergil und Gottfried von Monmouth' (1913); Feuerherd, 'Geoffroy of Monmouth und das Alte Testament mit Berücksichtigung der Historia Britonum des Nennius' (1915). Beide Arbeiten berücksichtigen vorzugsweise die Erzählungsmotive und die Komposition Galfreds, während sie auf Stil und Sprachgebrauch leider zu wenig eingehen. Ein sprachlicher Einfluß Vergils z. B. ist, worauf Tausendfreund hätte hinweisen sollen, so gut wie gar nicht bei Galfred zu bemerken. Es bleibt zu untersuchen, ob sonstige antike Klassiker zu seinen stilistischen Vorbildern zu rechnen sind. Zitate finden sich aus der antiken Literatur nur zwei: Lucans 'Pharsalia' 2, 572 (4, 9, 45) und Juvenals 'Satiren' 4, 126 (4, 16, 27). Vielleicht hat Lucan auch sonst eingewirkt. Jedenfalls ist es ein dringendes Erfordernis, Galfreds Stil

und Sprache genetisch mit den literarischen Erzeugnissen der Vergangenheit zu verknüpfen: hier ist noch alles zu tun.

Im allgemeinen wird Galfreds Stil meines Erachtens stark überschätzt. Schon August Wilhelm Schlegel nennt ihn (a. a. O. S. 289) '*un conteur amusant*'; San Marte rühmt ('Die Arthursage' S. 17), wenigstens für die zweite Hälfte, seine 'lebendige, blühende, poetische Darstellung', während er die erste Hälfte 'hölzern, trocken, flüchtig' findet, und spricht auch in der Ausgabe (S. XXI) von Galfreds 'blühender' Sprache; Fletcher schreibt ihm gar (S. 130) '*plenty of imagination, both dramatic and romantic*' zu, obwohl er von den Kriegsreden, die Galfred nach antiken Mustern reichlich einstreut, sagt, sie seien derart, daß kein General sie zu halten, kein Soldat sie anzuhören imstande sein würde. Das Hauptcharakteristikum von Galfreds Stil ist im Gegenteil eine große Trockenheit und Schwunglosigkeit; 'glänzende Darstellung' (Feuerherd S. 1) geht ihm vollständig ab, an deren Stelle ihm vielmehr eine vielfach pedantische Sachlichkeit eigen ist. Als sprechendes Beispiel seiner Schwunglosigkeit will ich nur seine Armut an Bildern und Vergleichen erwähnen. Er vergleicht die Haut der Estrildis mit Elfenbein, Schnee und Lilien (2, 2, 13), den Kampf mit der Tätigkeit der Schnitter (3, 3, 19), die blutbefleckte Erde mit vom Winde aufgesogenem Meeresgrunde (4, 3, 23), den Fall der Krieger mit dem der Blätter (4, 9, 23), Verfolger mit Wölfen (6, 16, 20), die Schwertschläge mit Blitz und Donner (8, 6, 4), Kämpfer mit Ebern und Eichen (10, 3, 63. 70. 9, 33), den Angreifer mit einem Löwen (10, 11, 27): es sind fast lauter landläufige und abgebrauchte, fast kein einziger origineller Vergleich. Wie Feuerherd gezeigt hat, gehört das Alte Testament in seinen historischen Büchern zu Galfreds Hauptanregern: an das Neue denkt er sonderbarerweise gar nicht, und seine Untersuchung müßte jedenfalls nach der sprachlich-stilistischen Seite hin ergänzt werden.

Jena. Albert Leitzmann.

To Luick's 'Historische Grammatik'.

In my review of Prof. Luick's *Historische Grammatik der englischen Sprache* (*Archiv* CXXXIII, 450) I have drawn certain inferences *as to the author's attitude towards previous investigators* which apparently were due to a misunderstanding and should therefore be corrected. The statements and inferences in need of adjustment are as follows:

1. The assumption that in Prof. Luick's opinion a work that deals only with *one* fixed period in the history of a language does not deserve the name *Historical Grammar*.

2. The passage: 'The task Prof. Luick allots to his predecessors is a very humble one at least in comparison to that of his own Historische Grammatik. He says: 'Daneben behalten die beschreibenden Grammatiken einzelner Stadien der Sprachentwicklung ihren selbständigen Wert zur Vermittlung bestimmter Sprachkenntnisse und als Nachschlagewerke, während das Ziel der historischen Grammatik darin besteht, einen Einblick in den Werdegang einer Sprache zu geben. In ihnen hat auch die oben abgelehnte schematische Darstellungsweise, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, Berechtigung.'

3. A later passage to the import that Prof. Luick seems to look upon Jespersen's *A Modern English Grammar on historical principles* and Bülbring's *Altenglisches Elementarbuch* as 'merely descriptive works'.

The above statements were suggested by the following passages in the *Historische Grammatik*:

1. 'Die Lautlehre (in a *Historical Grammar*) wird die Lautwandlungen, ihre zeitliche und örtliche Begrenzung und ihre Beziehungen untereinander in den Mittelpunkt rücken, nicht den Lautbestand gewisser Perioden oder gar einzelne Texte,' § 4.

2. 'Die eben aufgestellten Forderungen sind noch nicht allgemein anerkannt oder wenigstens noch nicht allgemein durchgeführt, was sich, wie auch die Bezeichnung 'historische Grammatik' (§ 3, Anm. 1), aus der Entwicklung der Forschung erklärt. Sie ging von der beschreibenden Grammatik aus, also von der Darstellung eines bestimmten Stadiums der Sprachentwicklung, und suchte Verbindungsfäden zu früheren oder späteren Stadien zu ziehen so daß sich historische Ausblicke ergaben. Später reihte man die Beschreibungen mehrerer Entwicklungsstadien aneinander und zeichnete die Verbindungslinien: dieser Art sind die meisten unter dem Namen historischer Grammatik gehenden Werke, namentlich alle, die sich mit dem Englischen beschäftigen (§ 5).' [In § 5 are enumerated all important works on the history of the English language.] 'Die Entwicklung der Forschung drängt aber gebieterisch dazu, über diese Stufe hinauszukommen. (Vgl. O. Bremer J. F. 4, 8; W. Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. der französischen Sprache* 1908, S. VII ff.) Daneben behalten die beschreibenden Grammatiken einzelner Stadien der Sprachentwicklung ihren selbständigen Wert,' usw. § 4, Anm.

3. The statements just quoted and the fact that Jespersen's and Bülbring's works are mentioned in § 5 which has the following head-lines: 'Von den vorliegenden Werken über unseren Gegenstand entspricht keines den oben aufgestellten Forderungen vollkommen.'

Prof. Luick has now pointed out to me that when stating:

1. 'Die Lautlehre wird ... nicht den Lautbestand gewisser Perioden ... in den Mittelpunkt rücken', he merely refers to the kind of Historical Grammar, 'die von der beschreibenden Grammatik ausging und Verbindungsfäden zu früheren oder späteren Stadien zu ziehen suchte' (see § 4, Anm.). On the other hand, a Grammar which deals only with *one* fixed period ('den Lautstand einer einzelnen Periode') *can* deserve the name 'Historical Grammar'.

2. Similarly the expression: 'dieser Art sind die meisten unter dem Namen historischer Grammatik gehenden Werke, namentlich alle, die sich mit dem Englischen beschäftigen' (§ 5), refers only to 'Gesamtdarstellungen der englischen Lautlehre', and not to 'Einzeldarstellungen'.

3. Jespersen's *A Modern English Grammar* has not been included among descriptive ('beschreibende') works, as it is given under the sub-heading: 'Teilgebiete der historischen Grammatik behandeln'. Bülbring's *Altenglisches Elementarbuch* is recorded under the title: 'Beschreibende Grammatiken einzelner Stadien der Sprachentwicklung', but with the important addition, 'zumeist in Anknüpfung an das nächstvorhergegangene Stadium' and has therefore not been characterized as 'a merely descriptive work'.

It is a pleasure to me to make the above corrections from which it appears that Prof. Luick has a much higher opinion on the work hitherto done in the department of English sound-history than could possibly be surmised from certain passages in the Introduction to his *Historische Grammatik der englischen Sprache*. Perhaps, after all it is in the real interest of this excellent work that the misunderstandings that *might* arise have been pointed out, explained and removed. It is higly probable that I am not the only one to have misinterpreted the passages here concerned.

I may add that my opinion remains unaltered as to the advantages which there *may* be, at the present state of our knowledge, in an historical treatment of the sounds during *one fixed period* of the language. Prof. Luick himself will presumable have to place his subject on a somewhat less broad basis when he reaches the period at which the many regional dialects commenced to be supplanted by a literary *κοινή*.

Leksand (Dalecarlia). R. E. Zachrisson.

Zur spanisch-deutschen Ortsnamenkunde des Mittelalters.

1.

Kunde von Spanien und damit spanische Geographie-Namen gelangten im Mittelalter auf verschiedenen Wegen in Deutschland zur Verbreitung. Einmal waren es, um von Fugger, Hansa und wandernden Mönchen nicht zu reden, fahrende Ritter von der Art des Georg von Ehingen, die unter den spanischen Königen Kriegsdienste gegen die Sarrazenen taten, die Halbinsel kreuz und quer durchzogen und dann, an Wunden und Ehren reich in die Heimat zurückgekehrt, die Kunde von dem, was sie gehört und gesehen, den Daheimgebliebenen zu den staunenden Ohren brachten, wohl auch in den meisten Fällen Aufzeichnungen und Erinnerungen schriftlich niederlegten und in Freundeskreisen zirkulieren ließen. Oder es waren weltliche und geistliche Würdenträger, die als Gesandte oder im Gefolge von solchen an die christlichen und maurischen Höfe Spaniens kamen und dann, wie es beispielsweise der Abt Johann von Görz getan hat,[1] lebendige Schilderungen der geschauten Wunder gaben. Eine dritte Möglichkeit boten die mündlichen und schriftlichen Berichte von Reisenden im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. von wißbegierigen und reichen Edelleuten und Bürgern, die lediglich um der Freude des Reisens willen, um das fremde Land und seine Sitten kennenzulernen, die beschwerliche Fahrt nach und durch Spanien unternahmen und von ihr berichteten. Sebald Ilsung, Sebald Rieter, Hieronymus Münzer, Nicolaus von Popplau sind einige der vielen Deutschen, die solche Reisen getan, zugleich aber einige der wenigen, deren Berichte der Zufall bis zum heutigen Tag erhalten hat. Der weitaus wichtigste und erfolgreichste Weg indes, auf dem im Mittelalter Kunde von Spanien und spanischen Namen nach den Ländern deutscher Zunge gelangen konnte, war der Wallfahrtsverkehr nach und von Santiago de Compostela. Zahllos waren die Scharen frommer Pilger, die vom beginnenden 12. Jahrhundert bis zu den Tagen der lutherischen Reformation auch aus deutschredenden Landen nach dem galizischen Jakobsheiligtum wanderten, Heilung von Gebrechen, Lösung von schwerer Schuld, Erfüllung besonderer Wünsche erhoffend und erflehend. Freilich sind uns eigentliche Beschreibungen, Tagebücher und Erinnerungsblätter über diese frommen Fahrten nur äußerst spärlich erhalten geblieben, um so zahlreicher aber finden sich urkundliche Belege, Erwähnungen und allerlei Anspielungen von solchen im deutschen Schrifttum jener frühen Jahrhunderte, die uns indirekt die unbeschränkte mündliche Verbreitung der Nachrichten aus und über Spanien bezeugen.

Aufgabe sprachgeschichtlicher ebenso wie volkskundlicher Forschung wäre es nun, aus Quellen jeder Art alle die Formen zu sammeln und zu prüfen, die die spanischen geographischen Bezeichnungen im deutschen

[1] Pertz, *Scriptores IV, Vita Johannis Gorziensis*, cap. 135/36.

Munde des Mittelalters angenommen haben. Man hat vor kurzem in einer umfangreichen Abhandlung diese Dinge mit Bezug auf Italien und Deutschland untersucht[1] und ist zu den verschiedenartigsten, sprachlich und kulturell gleich wichtigen Ergebnissen gelangt. Es ließ sich eine Undeutschung der fremden Namen durch Flexion, Ableitung, Zusammensetzung, Übersetzung, Neubildung und reine Volksetymologie feststellen; außerdem aber wurde eine ganze Reihe von sprachlichen Kriterien aus der Behandlung der Laute und des Akzentes gewonnen. Vorerst liegt kein Grund vor, warum Untersuchungen dieser Art mit Bezug auf Spanien nicht ebenso erträgnisreich verlaufen sollten. Ein paar dieser Zukunftsarbeit vorweggenommene Belegwörter sollen das im folgenden dartun, und zwar zunächst einmal nur als Beispiele deutscher Volksetymologie auf diesem Gebiete. Damit wird dann zugleich auch der eigentliche Zweck dieser kleinen Studie, als Anregung und Wegzeiger auf diesem wenig begangenen Gebiete zu dienen, erfüllt sein.

2.

Der bereits zitierten Studie von W. Matthias entnehme ich zunächst (pag. 35) folgende hierhergehörige Stelle: *Undeutlich gehörte oder mißverstandene Namen werden nach dem Sprachgefühl des Volkes zurechtgelegt, ergänzt und zu deuten gesucht. Ein überaus gutes Beispiel hierfür haben wir in der Behandlung des Namens 'Conegliano'. Katzenellenbogen, Pfinzing und Augsburger Chronik haben nur die verstümmelte Namensform 'Konglon, Kungelon'; Zink dagegen bietet schon eine weitere Anlehnung an deutsche Worte mit seinen Formen 'Koniglona, Küniglon', bis endlich eine Namensform 'Königslon' (Zeiller) entstanden ist, die vollkommen deutsches Aussehen hat.* Diese Form der Darstellung will indes mit Unrecht dem Leser die Meinung aufzwingen, es sei die Reihe *Konglon, Kungelon, Koniglona, Kuniglon, Königslon* in regelrechter Entwicklung nach dem Prinzip Ei : Henne usw. entstanden, mit anderen Worten, als hätte der letzte der volksetymologischen Wortkünstler die Form *Königslon* nicht finden können, wenn ihm nicht das vorhergehende *Kuniglon* daraufgeholfen hätte. Tatsächlich aber ist die Zusammensetzung mit *König* und *lon* bereits den früheren Verdeutschern offenbar vorgeschwebt.

Auf spanischem Gebiete nun finden wir mit Leichtigkeit ein anschauliches Gegenstück zu diesem *Königslon*: die Namensform des berühmten, in Poesie und Geschichte viel genannten Klosters Montserrat bei Barcelona. Während das von 1428 bis 1480 reichende Reisebuch der Nürnberger Familie Rieter für zwei in den Jahren 1428 und 1464 unternommenen Spanienfahrten die Benennung *Muntzenrat* und *Muntzerat* überliefert,[2] hat zwischenhinein der im Jahre 1446 Spanien bereisende Augsburger Sebald Ilsung bereits die gute deutsche Form *Münsterroth* gefunden.[3] Anschauliche Formen solch naiver Verdeutschung spanischer Namen gibt uns auch das Tagebuch des Nürnbergers Sebald Oertel,[4] der 1521—22 in Spanien reiste.

[1] W. Matthias, *Die geographische Namenklatur Italiens im altdeutschen Schrifttum*. Freiburger Diss., Plauen 1911. Vgl. Helms Rezension im *Lit.-Blatt f. germ. u. rom. Phil.* 1914, Sp. 278.

[2] *Bibl. d. Lit. Ver.* Bd. 168, pag. 9. 14.

[3] Stetten. *Lebensbeschreibungen, 2. Sammlung*, Augsburg 1782. pag. 31.

[4] Veröffentlicht von Hampe in den *Mitteilungen aus dem Germanischen Museum*, Nürnberg 1896, pag. 61—82.

Er macht sich *Caldas* zurecht in *Goldass* (pag. 72), und *Evora* in *Ebrach* (pag. 73). Daß bei der letzteren Form der Name des unweit Nürnberg gelegenen *Ebrach* eingewirkt hat, ist wohl zweifellos. Im Pilgerbuch des Kunz Kistener (1495) wird das spanische Städtchen *Logroño* zu *Grüningen*.[1]

Einen besonderen Platz in der Reihe dieser volksetymologischen Verdeutschungen spanischer Namen nimmt die deutsche Bezeichnung des an der Nordwestküste Spaniens gelegenen Kap Finisterre ein, und sie möchte ich deshalb zum Schlusse dieser kleinen Studie auch etwas ausführlicher behandeln. Der lateinisch-spanische, soviel wie *Ende der Erde* bedeutende Name wurde in echt volkstümlicher Weise rein gehörmäßig überliefert und ebenso verdeutscht. Aus *Finisterre* wurde (zunächst auf dem Wege deutscher Flexion, wie *am Finistern, nach dem Finistern, vom, zum, beim Finistern* und dergleichen) die überraschende Form *Finsterer Stern*, wobei auch analoge Formen wie *Finsterer Paß, Finstermünz, Finsterkraut* und ähnliche vorgeschwebt haben mochten, und überdies der Zauber der Örtlichkeit, das weitvorgeschobene, wilden Stürmen ausgesetzte, einsam in die Wogen ragende Vorgebirge von Einfluß gewesen sein dürfte. Die älteste schriftliche Erwähnung finde ich, obschon die Schöpfung des *finsteren Sterns* zweifellos bereits auf die Blütezeit der Compostelaner Wallfahrten, also das 12. und 13. Jahrhundert zurückgeht, erst um 1400, in den Liedern des Oswald von Wolkenstein,[2] der gewandert war

Durch Arragun, Kastilie,
Granaten und Afferen,
Aus Portigal, Ispanie
pis gen dem vinstern steren ...

Weitere Belege liest man 1446 bei dem genannten Ilsung (a. a. O. pag. 40/41): *zu dem finstern stern*, 1457 bei Ehingen:[3] *an dem port des mers ... dasz die puren oder Jacobsbrieder in unseren landen zum vinstern stern nennend ...*, 1466 bei Rozmital-Tetzel;[4] *von St. Jacob ritt wir aus gen finstern stern, als es dann die bauren nennen*, um 1490 in dem von Uhland zuerst publizierten[5] Pilgerlied der Münchener Hs. cgm. 809:

Sih bruder, du solt nit stiller stan
vierzig meil hastu noch zu gan
wol in sant Jacobs minster,
vierzehn meil hinter bass
zu einem Stern haist Finster.

Einen der letzten mittelalterlichen Belege bringt schließlich Arnold von Harff[6] aus dem Jahre 1496: *van Compestella tzoigen wir zoe deme Vinsterstern.*

Schon im Mittelalter wird zwar diese Volksetymologie von gelehrten,

---

[1] Herausgegeben von Hæbler, Straßburg 1899; siehe fol. 7v.

[2] Herausgegeben von J. Schatz, Wien 1902; siehe Nr. 107.

[3] *Bibl. d. Lit. Ver.* I, 18.

[4] Ibid. VII, 177.

[5] *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder*, 1. Bd., 2. Abt., Stuttgart 1845, pag. 802, Str. 24/25 von Nr. 302.

[6] *Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff*, herausgegeben von E. Groote, Köln 1860, pag. 234.

des Lateins kundigen Köpfen nicht ohne Spott erklärt und korrigiert, wie uns das Beispiel des Felix Fabri[1] zeigt und belehrt: *Hinder dene inseln ist kain welt me, denn eitel wasser, dem niemen kain end mag kummen. Darum haisset das land finis terre, end der Welt, aber die ainfeltigen leyen, die nit latin verstand, mainen, das finis terre haiss der finster stern.* Dennoch ist der Begriff des *finsteren Sterns* so fest eingebürgert, daß der lateinische Bericht der bereits zitierten Rozmitalschen Reise (1466) dem ursprünglichen *Finisterre* sogar ein von ihm vermeintlich verschiedenes, aus dem *finstern Stern* wörtlich übersetztes *stella obscura* gegenüberstellt.[2]

3.

Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farben annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht. Mit diesem Satz charakterisiert Jakob Grimm[3] in einem trefflichen Bilde das Wesen der Volksetymologie. Sie ist im Grunde nichts anderes als der dem Sprachbewußtsein des Volkes innewohnende Trieb, sich fremde Begriffe mundgerecht und verständlich zu machen. Das erste Hauptmerkmal der volksetymologischen Behandlung fremder Namen scheint mir die rein gehörmäßige Überlieferung (*Montserrat* : *Muntzerat*). Das zweite sodann das Bestreben einer möglichst sinnfälligen Angleichung an Bekanntes, oft Gehörtes und Vertrautes (*Evora* : *Ebruch*). Bedeutungswechsel des Namens wird dabei durchaus nicht beachtet. Im Gegenteil: der neuentstandene Name wird zum Bringer und Träger eines neuen Sinnes, dessen Abstand vom ursprünglichen nicht zum Bewußtsein kommt und keine Rolle spielt. Für geographische Namen freilich läßt sich die Theorie der allmählichen, stufenweisen Umformung, das was Grimm mit dem langen Umgetriebenwerden im Brunnen der Sprache meint, und wofür Matthias in dem Beispiel *Conegliano* eine willkürliche Entwicklungsreihe angesetzt hat, nicht in dieser präzisen Weise anwenden. Aus den wenigen von uns angeführten spanisch-deutschen Beispielen geht hervor, daß eine sogenannte endgültige Form nicht aufgestellt werden kann. Entweder erwächst überhaupt nur eine einzige charakteristische Neuform (*Finisterre* : *finsterer Stern*), oder es bilden sich verschiedene gleichberechtigte unabhängig voneinander. So war beispielsweise *Münsterroth*, das nach Grimm und Matthias unbedingt das Resultat einer allmählichen Entwicklungsreihe sein müßte, bereits vor *Muntzerat* entstanden.

Ich bin mit Absicht nicht über die Grenzscheide des Mittelalters hin ausgegangen. Bei einer größeren derartigen Untersuchung wird es sich natürlich empfehlen, das Gebiet bis etwa nach 1600 zu erweitern, wie es beispielsweise auch W. Matthias getan hat. Mit dem Aufkommen gedruckter

---

[1] *Geistliche Pilgerfahrt*, Hs. der Bibliothek des Kgl. Museums zu Berlin. Die Stelle ist zitiert von Hæbler a. a. O. 52/53.

[2] *Bibl. d. Lit. Ver.* VII, 88. Ein paar Gegenstücke zu diesen spanisch-deutschen Namendeutungen sind auch: *Finstermünz* aus *Venustus Mons*, *Mariaschön* aus *Sainte Marie aux chênes*, *Märtyrerloch* aus *Mertloch*, *Langendocken* aus *Languedoc*; sie sind verzeichnet bei K. G. Andresen, *Deutsche Volksetymologie*, 3. Aufl., Heilbronn 1878.

[3] Vorwort zum *Deutschen Wörterbuch*, pag. XXVI.

Bücher war auch hier der Verbreitung alter Irrtümer, wie des *finsteren Sterns*, der bis 1600 und darüber spukt, keine Grenze mehr gesetzt.[1]

München. Ludwig Pfandl.

Savaric von Mauleon und Gottfried Keller.

Die bekannte Streitfrage habe ich im Sinn, die Herr Savaric, angeblich nach einem galanten Abenteuer mit der Vizegräfin Guillelma von Benagues, den Trobadors Gaucelm Faidit und Uc von la Bacalaria vorlegt:

Gaucelm, tres jocs enamoratz
Partisc a vos et a 'n Ugo,
E chascus prendetz lo plus bo
E laissatz me qual que·us volhatz.
Una donn' a tres preiadors,
E destrenh la tan lor amors
Que, quan tuit trei li son denan,
A chascun fai d'amor semblan:
L'un esgard' amorozamen,
L'autr' estrenh la man doussamen,
Al tertz caussiga·l pe rizen.
Digatz al qual, pos aissi es,
Fai maior amor de totz tres.[2]

Zuletzt hat wohl Pio Rajna sich mit dieser Liebesfrage beschäftigt, hat ihre Ursprünge über Isidorus bis in den hellenischen Orient des zweiten Jahrhunderts, bis zu Iamblichos zurückverfolgt und auch einzelne italienische Nachfahren des provenzalischen Partimen ausfindig gemacht, zu denen jedoch die erste der *questioni d'amore* in Boccaccios *Filocolo* nicht zu rechnen ist.[3] Indessen scheint ihm entgangen zu sein, daß schon vor ihm das gelehrte Interesse sich erfolgreich dem Gegenstande zugewendet hatte.

Bereits im Jahre 1848 hat Wilhelm Wackernagel (*Ztschr. f. d.*

---

[1] Im folgenden stelle ich noch die wichtigste Literatur über den Gegenstand ein wenig zusammen. Quellenschriften stehen in Foulché-Delboscs *Bibliographie des Voyages en Espagne* und Farinellis Nachträgen, die Bd. 133, pag. 413, Anm. 3 dieser Zeitschrift bibliographisch verzeichnet sind. Allenfallsige Ergänzungen dazu bei Matthias pag. 239 und J. Berg, *Ältere deutsche Reisebeschreibungen*, Gießener Diss., 1912, pag. III. Hauptwerke über historische Geographie und deutsche Liederdichtung ebenfalls bei Matthias. Außerdem vielleicht folgende Werke und Studien: Schmellers *Bayerisches Wörterbuch*; Jungfer, *Magerit-Madrid*, *Revue Hisp.* 18; Monlau, *Diccionario etimológico*, Madrid 1856 (gibt die mittelalterlichen Bezeichnungen spanischer Ortsnamen an); Mahn, *Etymologische Untersuchungen über geographische Namen*, Berlin 1856; Nagel, *Geographische Namenkunde*, Leipzig 1903; Jungfer, *Recuerdos de España* in *Cultura española*, Febr. 1907 (mit wichtigen Beiträgen zur spanischen Namenkunde); Wackernagel, *Umdeutschung fremder Wörter* in *Kleine Schriften* III, 252.

[2] *Chrestomathie provençale* par Karl Bartsch. Sixième édition ... par Eduard Koschwitz, Marburg 1904, Sp. 169. Vgl. Fr. Diez, *Leben und Werke der Troubadours*, 2. Auflage, Leipzig 1882, S. 327 ff.

[3] *Raccolta di studii critici dedicata ad Alessandro D'Ancona*. Firenze 1901, S. 553 ff. (*Una questione d'amore*). Pio Rajna faßt die Ergebnisse dieses Aufsatzes nochmals zusammen in *Romania* XXXI (1902), 36 f. (*L'episodio delle questioni d'amore nel Filocolo del Boccaccio*).

Altert. VI, 292) die provenzalische Tenzone mit einem niederländischen Gedicht und einer bildlichen Darstellung zu Thomasins *Welschem Gast* in Zusammenhang gebracht und die Quelle des ihnen gemeinsamen Motivs in den zwei Zitaten des Isidorus (*Etym. libr.* I, 26: *De notis digitorum* [Migne, *Patrol. lat.* LXXXII, 100]) erkannt. Nur spricht er jene reizenden Verse mit seinem Gewährsmann fälschlich dem Ennius zu, während sie doch der *Tarentilla* des Cn. Naevius angehören. Anschaulich schildern sie das kokette Gebaren des 'Mädels von Tarent':

Quase in choro ludens datatim dat se et communem facit.
Alii adnutat, alii adnictat, alium amat, alium tenet.
Alibi manus est occupata, alii percellit pedem,
Anulum dat alii spectandum, a labris alium invocat,
Cum alio cantat, at tamen alii suo dat digito litteras.[1]

Wie aber der von Isidorus unmittelbar darauf genannte Spruch Salomonis: *Annuit oculis, terit pede, digito loquitur* (*Prov. Salom.* VI, 13) in der Folgezeit irrtümlich gedeutet wurde und den eigentlichen Anstoß zur Darstellung des Weibes mit den drei Liebhabern gab, hat schon Wackernagel richtig bemerkt.

Mit kundigem Blick hat später Reinhold Köhler den weiteren Schicksalen des Motivs nachgeforscht und zahlreiche malerische und literarische Denkmäler zumal des 17. Jahrhunderts namhaft gemacht, die von seiner Beliebtheit zeugen (*Kleinere Schriften*, hg. von J. Bolte, Bd. II [Berlin 1900], 473).[2]

Hierzu hat endlich auch Adolf Tobler einen interessanten Beitrag geliefert. In seiner schönen Vorlesung über den Minnesänger der Provence Gaucelm Faidit (*Neues Schweizer. Museum* V, 1 [1865]; wiederabgedruckt in *Vermischte Beiträge* V [1912], 125) macht er auf ein Bildchen des schweizerischen Dichters und Zeichners Johann Martin Usteri aufmerksam: 'Das Malerbuch der Züricher Künstlergesellschaft enthält von der Hand ihres eifrigen und vielseitig begabten Mitgliedes Hans Martin Usteri eine Zeichnung, die später vervielfältigt worden ist. Sie trägt die Unterschrift "Die Gefallsüchtige". In einer Gartenlaube sitzt eine schöne Dame, umringt von sechs Anbetern; der eine von ihnen riecht an einem Sträußchen, das er von ihr erhalten zu haben scheint; der andere wird von ihr durch freundliches

[1] *Scaenicae Romanorum poesis fragmenta* tertiis curis recognovit Otto Ribbeck, vol. II (*comicorum fragmenta*), Lipsiae 1898, S. 22. Ribbeck übersetzt (*Geschichte der römischen Dichtung* I², S. 23): 'Sie gibt sich hin, als ob sie Ball spielte: dem einen nickt, dem anderen blinzelt sie zu; den ködert sie, den hält sie; da ist die Hand engagiert, dem stößt sie an den Fuß; einem zeigt sie ihren Ring, den anderen ruft sie mit den Lippen an: mit dem singt sie, jenem gibt sie Zeichen mit dem Finger.' Eine treffliche Wiedergabe des zweiten Verses findet sich bei Theod. Mommsen, *Römische Geschichte* I⁹, S. 904, Anm.:

Zu diesem nickt sie, nach jenem blickt sie;
diesen im Herzen, den im Arm. —

Wackernagel vergleicht diese Verse des Naevius [Ennius] noch mit einer Stelle aus Theokrit.

[2] Über eine Verwertung des Motivs in einer Novelle des Francesco da Barberino s. Ramiro Ortiz, *Ztschr. f. rom. Phil.* XXVIII (1904), 656, Anm. 6.

Nicken begrüßt; dem dritten tritt sie zum Zeichen heimlichen Einverständnisses auf den Fuß; sie drückt mit dem Arme sanft die auf der Stuhllehne ruhende Hand des vierten; ihre eine Hand reicht dem fünften eine Rose, während dem sechsten vergönnt ist, die andere an seine Lippen zu drücken' (*Verm. Beitr.* V, 146). Und Tobler fährt fort: 'Was gab wohl die Anregung zu dem hübschen Bildchen? Hat dem unübertroffenen Darsteller des Stilllebens im alten Zürich eine grausame Schöne seiner Vaterstadt unwissentlich zu seiner Zeichnung gesessen? Hat er vielleicht mit dem Lächeln des ruhigen Alters die Erinnerung an eine Torheit seiner Jugend aufs Papier gefesselt? Oder ist — auf seltsamen, nicht wieder aufzufindenden Wegen — eine dunkle Kunde von einer alten Tenzone aus der Provence des 13. Jahrhunderts in das Zürich des 18. gedrungen und hat dort dem Dichter den Stift geführt? Man kann es nicht wissen. Gewiß aber konnte eine Tenzone, zu deren Verfassern unser Gaucelm mitgehört und in welcher ausnahmsweise drei Meinungen von drei Streitenden verfochten werden, von einem frei mit dem Stoffe schaltenden Maler nicht besser illustriert werden ...'

Es muß dahingestellt bleiben, welches die Vorlage für Usteris Zeichnung gewesen ist. Sie mag am ehesten zwischen den von Reinhold Köhler angeführten Darstellungen des 17. Jahrhunderts gesucht werden. Aber Usteris Bild scheint selbst wieder die Phantasie eines Dichters und Malers angeregt zu haben. Zweifellos hat Gottfried Keller das gefällige Werkchen des geistesverwandten Landsmannes gekannt, und es ist wohl möglich, daß eine leise Erinnerung daran eine köstliche Szene einer seiner besten Novellen ihm hat ausmalen helfen.

Nicht sechs oder mehr Liebhabern, wie bei Usteri oder Cn. Naevius, erweist hier die gefallsüchtige Dame ihre zweifelhafte Gunst, sondern es sind wiederum drei, wie in Savarics Tenzone oder im Bilde zum Welschen Gast. Die Gefallsüchtige aber heißt Jungfer Züs Bünzlin; und ihre Verehrer sind die drei gerechten Kammacher.

Es ist das ruhevolle Vorspiel zu ihrem grausam stürmischen Wettlauf: 'Züs verlor aber die Fassung nicht, sondern winkte ihnen überaus freundlich zu und rief: "Kommet, ihr Lieben, und setzet euch doch auch noch ein bißchen zu mir her, daß wir noch ein Weilchen und zum letzten Male unsere Eintracht und Freundschaft genießen!" Jobst und Fridolin drängten sich hastig herbei und streckten ihre Beine aus; Züs ließ dem Schwaben die eine Hand, gab Jobsten die andere und berührte mit den Füßen Fridolins Stiefelsohlen, während sie mit dem Angesicht einen nach dem anderen der Reihe nach anlächelte. So gibt es Virtuosen, welche viele Instrumente zugleich spielen, auf dem Kopfe ein Glockenspiel schütteln, mit dem Munde die Panspfeife blasen, mit den Händen die Gitarre spielen, mit den Knien die Zimbel schlagen, mit dem Fuß den Dreiangel und mit den Ellbogen eine Trommel, die ihnen auf dem Rücken hängt' (*Gottfr. Kellers Gesammelte Werke* IV, 268).

Zum anderen Mal zeigt Jungfer Züs eine ähnliche Virtuosität. 'Während die zwei Nebenbuhler ihre kleinen Felleisenfuhrwerke in Ordnung brachten und Dietrich das gleiche tat, streifte sie mehrmals mit Nachdruck seinen Ellbogen oder trat ihm auf den Fuß; auch wischte sie ihm den Staub von dem Hute, lächelte aber gleichzeitig den anderen zu, wie wenn sie den Schwaben auslachte, doch so, daß es dieser nicht sehen konnte ...' (*eb.* 270). — Indessen: 'Dietrich der Schwabe allein blieb ein Gerechter und hielt sich

oben in dem Städtchen; aber er hatte nicht viel Freude davon; denn Züs ließ ihm gar nicht den Ruhm, regierte und unterdrückte ihn und betrachtete sich selbst als die alleinige Quelle alles Guten.'

Berlin. Erhard Lommatzsch.

Nachwort. Die jüngste dichterische Verwertung unseres Motivs — und eine reizende — begegnet im Intermezzo von Hugo von Hofmannsthals Oper *Ariadne auf Naxos* (S. 132 ff.):

Zerbinetta (tanzt von einem zum anderen, weiß jedem zu schmeicheln).

Brighella (mit albernem Ton): Doch ich bin störrisch nicht, Gibst du ein gut Gesicht. Ach ich verlang' nicht mehr, Freu mich so sehr.

Scaramuccio (mit schlauem Ausdruck): Auf dieser Insel Gibt's hübsche Plätze. Komm, laß dich führen, Ich weiß Bescheid!

Truffaldin (täppisch lüstern): Wär' nur ein Wagen, Ein Pferdchen nur mein, Hätt' ich die Kleine Bald wo allein!

Harlekin (diskret im Hintergrund): Wie sie vergeudet Augen und Hände, Laur' ich im stillen Hier auf das Ende!

Zerbinetta (von einem zum anderen tanzend): Immer ein Müssen, Niemals Launen, Immer ein neues Unsägliches Staunen! ...

(Unterm Tanzen scheint sie einen Schuh zu verlieren. Scaramuccio flink, erfaßt den Schuh und küßt ihn. Sie läßt sich ihn von ihm anziehen, wobei sie sich auf Truffaldin stützt, der ihr von der anderen Seite zu Füßen gefallen ist.)

Zerbinetta (auf Truffaldin): Wie er feurig sich erniedert! (Auf Scaramuccio, dem sie das Innere der Hand zum Kusse reicht): Wie der Druck den Druck erwidert!

Zerbinetta und Scaramuccio: Hand und Lippe, Mund und Hand, Welch ein zuckend Zauberband!

Scaramuccio und Truffaldin (treten rechts und links zurück).

Brighella (springt täppisch hin, Zerbinetta zu umfassen, sie entschlüpft ihm geschickt).

Zerbinetta (aufs neue tanzend): Mach' ich ihn auf diese neidig, Wird der steife — wie geschmeidig, Wird der steife Bursch sich drehn!

Brighella (steif tanzend und singend): Macht sie mich auf diese neidig, Ach wie will ich mich geschmeidig Um die hübsche Puppe drehn!

Scaramuccio (gleichfalls tanzend): Macht sie uns auf diesen neidig, Hei, wie alle sich geschmeidig Hui, um ihre Gunst sich drehn!

Truffaldin (ebenso): Wie sie jeden sich geschmeidig Einen auf den anderen neidig Ohne Pause weiß zu drehn!

(Während die drei sich drehen, wirft sich Zerbinetta rückwärts Harlekin in die Arme und eilt mit ihm zu verschwinden.)

Scaramuccio, Brighella, Truffaldin (finden sich allein): Mir der Schuh! — Mir der Blick! — Mir die Hand! — Das war das Zeichen, Schlau aus dem Kreise muß ich mich schleichen! Mich erwartet das himmlische Wesen, Mich zum Freunde hat sie erlesen! ... —

Aber mitnichten. Harlekin ist der Auserwählte, und die drei Gesellen müssen zornig und betrübt abgehn.

Den literarischen Vorlagen der Szene sei hier nicht nachgegangen.

E. L.

Zur Lehre vom Akzent in den galloromanischen Mundarten.

Im 28. Bande der *Revue de philologie française* vom Jahre 1914 hat Max Křepinský S. 1—61 einen Artikel erscheinen lassen unter dem Titel. *Le changement d'accent dans les patois gallo-romans.* Er gründet sich aus-

schließlich auf das Material des *Atlas linguistique de la France*.[1] Leider werden die Hoffnungen des Lesers, der hier Aufklärung über das interessante Gebiet des galloromanischen Akzentes sucht, bitter enttäuscht. Selten ist eine Arbeit so flüchtig[2] hingeworfen worden. Die beigelegten 6 Karten, kritiklose, mechanische Abbilder der Akzentzeichen einiger Karten des Atlas, sind nachlässig gezeichnet, voller Fehler im einzelnen, wertlos durch die gewaltsame Verallgemeinerung wortindividueller Entwicklungen. Der schlimmste Vorwurf an Křepinský ist, daß er sich keine Rechenschaft über sein Tun gibt, daß er, obgleich von vornherein im Zweifel über die Glaubwürdigkeit der Atlasakzente, dennoch auf schwankendem Boden aufbaut und sich seines angeblich entdeckten Systems freut.[3] Sodann wendet er sein Hauptaugenmerk dem Wortakzent zu. Sein eigenes letztes Kapitel über Akzent in der syntaktischen Gruppe hätte ihn aber von der Tatsache überzeugen müssen, daß es nach dem Material des Atlas in den Mundarten einen Wortakzent nicht gibt. Er geht also von falschen Voraussetzungen aus. Ein weiteres Eingehen wird sich demnach erübrigen.

Křepinskýs Artikel ist der Anlaß geworden, des näheren der Verwertbarkeit des Atlas für Akzentuntersuchungen nachzugehen, und zwar nach zwei Gesichtspunkten, einem historischen und einem deskriptiven. 1. In welchem Verhältnis stehen heutige Wortform und Akzent? 2. Was lehrt der Atlas über Satzakzent?

Für die erste Frage: Welche Rückschlüsse auf einstige Lage, Stärke und Art des Akzentes einzelner Gegenden gestattet die heutige Wortform? ist der Grundsatz maßgebend gewesen, daß die Wortform bedingt ist durch Grad und Art des auf ihr ruhenden Akzentes, daß also nur unbetonte Silben abgeschwächt werden oder verschwinden konnten zugunsten stark betonter. Unter Akzent als *agens* im sprachlichen Werden soll Satzakzent verstanden werden, denn nur im Satz, im sprachlichen Gedankenaustausch vollzieht sich die sprachliche Entwicklung.[4]

Welche Fülle von Wortformen eines Stammes der Atlas bietet, soll nebenstehende Tabelle des Wortes *farina* veranschaulichen:

Die Formen der Tabelle zerfallen in zwei Hauptgruppen, je nachdem auslautendes *-a* erhalten oder gefallen ist, was in letzter Linie auch durch die verschiedene Akzentuierung bedingt ist. Für die Frage der Wirksamkeit des Akzentes sind von Interesse die Reihen 2—4 und 8, da sie Kurzformen enthalten.

Von links nach rechts stellt sich die topographische Zugehörigkeit der Formen aus Reihe 2—4 und 8 so dar: Die Grundform *farína* mit alter lateinischer Betonung und langem [ī] hat sich im westlichen Languedoc und im Rouergue gehalten. Dem Roussillon ist die Form *frína* eigen, zu der

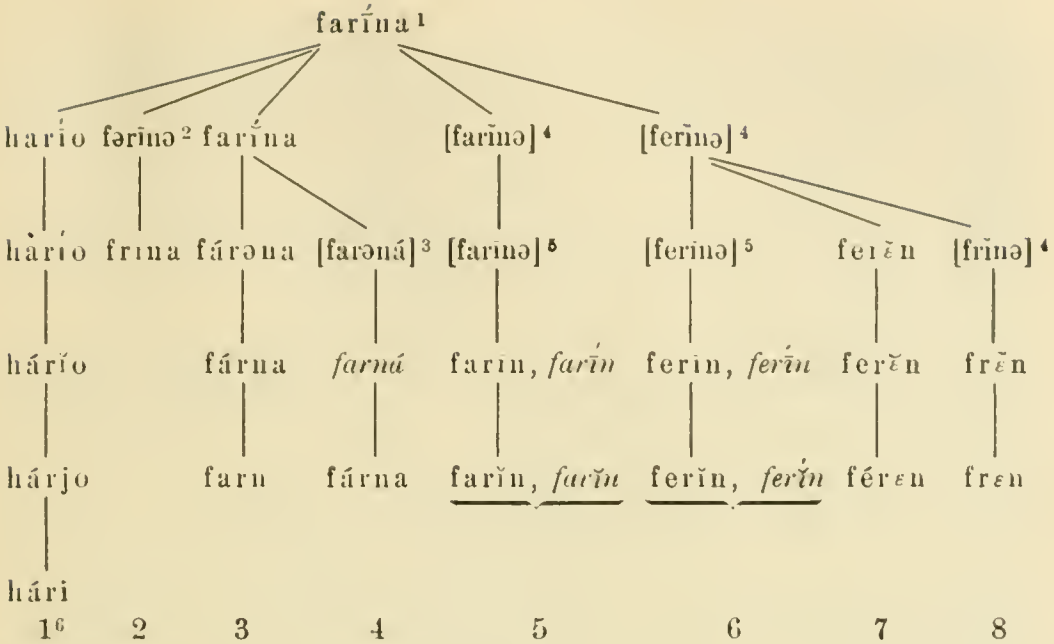
---

[1] J. Gilliéron et E. Edmont. Paris 1902—10.

[2] Nur ein Beispiel: Křepinský hat *clocher* (Karte 303) unter die Verben aufgenommen, wohl weil es auf *-er* ausgeht. Er spricht sich *Revue* S. 11—12 in diesem Sinne aus und zählt geflissentlich die Nummern des Atlas auf, in denen *clocher* durch [*tur*] f. oder [*kampana*] m. vertreten ist. *f.* und *m.* bedeuten fem. und mask.

[3] Vgl. *Revue* S. 2.

[4] Auf die Bedeutung des Satzakzentes gegenüber dem Wortakzent hat schon 1887 hingewiesen H. Morf, *Literaturblatt für germ. und roman. Philologie* Nr. 9, S. 399.



die Übergangsform *fərĭnə* aus dem katalanisch-languedokischen Grenzgebiet zu belegen ist. Der Südosten Frankreichs bis ans Auvergnische und Frankoprovenzalische ist von der Form *farĭna* mit kurzem [ĭ] und bewahrter Tonstelle erfüllt. Im Norden dieses Gebietes reihen sich die selteneren *fárĭna*-Formen an mit Verlegung des Akzentes. Sie leiten hinüber zu den beiden getrennt liegenden *farna*-Gebieten: einem kleineren westlichen, der Auvergne, und einem großen östlichen, dem frankoprovenzalischen Sprachgebiet. Dieses ist von Süden her fast halbkreisförmig von *fárənа*-Formen umgeben, die auch nach Westen hin gegen das zweite *farna*-Gebiet, die Auvergne, abschließen. So liegen die beiden *farna*-Gebiete geographisch getrennt. Sind sie es auch ihrer sprachlichen Vergangenheit nach? Das steht zu vermuten. Wenn das Frankoprovenzalische Formen wie *luna* > *lua*, *filia* > *fle* mit Verlust der einstigen Tonsilbe entwickelt, ferner Schrumpfungen von *cultellus* > *kte* und **villaticum* > *vladʒu* vornimmt, so ist daraus eine Tendenz zur Auslautbbetonung zu erkennen. Solche Formen besitzt das Auvergnische nicht. Vielmehr verschiebt sich da der Akzent in anderer

[1] Die gesperrt gedruckten Formen sind der Karte des Atlas 539 *farine* entnommen, die kursiv gedruckten der Karte 540 *fleur de farine*.

[2] Vgl. K. Salow, 'Sprachgeographische Untersuchungen über den östlichen Teil des katalanisch-languedokischen Grenzgebietes', *Bibliothèque de dialectologie romane* Nr. 1, S. 107 und 126, Hamburg 1912.

[3] Die nach Brachet, *Dictionnaire du patois savoyard d'Albertville*, Albertville 1883, S. 11 f. zu erwartende Zwischenform.

[4] Phonetische Umschrift der aus Godefroy, *Supplément*, entnommenen Formen des Altfranzösischen.

[5] Phonetische Umschrift der für das Mittelfranzösische geltenden Formen.

[6] Von den Formen der Reihe 1, die dem Südwesten Frankreichs angehören, sowie auch von den Formen des Nordfranzösischen, Reihe 5—7, kann ohne Schaden abgesehen werden.

Richtung, d. h. nach dem Wortanfang hin. Ein Abrücken des Akzentes auf die Endsilbe ist nach Dauzats[1] Aussagen nur unter ganz bestimmten Verhältnissen möglich. Schließlich ist eine Form *farnâ* mit Auslautbetonung aus dem syntaktischen Beispiel *fleur de farine* nur für das Frankoprovenzalische zu belegen. Wenn diese Betonung auch nur ein einziges Mal vorkommt,[2] so stimmt sie doch vortrefflich überein mit den Auseinandersetzungen Brachets[3] für die Betonung des Savoyischen. Es würde demnach für die auvergnische *farna*-Form die Entwicklungsreihe 3, für die frankoprovenzalische die Reihe 4 der Tabelle anzusetzen sein.

So weit die Formen des Südens mit erhaltenem Auslaut-*a*. Der Norden hat eine Kurzform *frèn*, die die Form des Pikardischen darstellt und außerdem vereinzelt an der Ostgrenze vorkommt. Aus dem Altfranzösischen ist sie als [*frino*][4] auch für das Wallonische zu belegen. Für den Osten Nordfrankreichs lassen sich aus dem Atlas und aus lokalen Grammatiken zahlreiche Kurzformen beibringen, landschaftlich im Umfang der Kürzung zwar verschieden, aber darin einheitlich, daß alte lateinische Tonsilbe erhalten bleibt zuungunsten vor- und nachtoniger Silben. Diese Erscheinung ist keine Eigentümlichkeit des Ostens, vielmehr ist sie für den ganzen Norden charakteristisch, wie ein Blick auf die Karten *la cheminée, cheval, mon petit garçon* für *petit*[5] und andere zeigen kann. Der Osten hat Kürzungserscheinungen nur in höherem Grade vorgenommen. Davon zeugen die Karten *soleil, tisser, village*[6] u. a. Ist nun der Norden das eigentliche Gebiet der Kurzformen, so besteht für den Norden nach dem S. 388 ausgesprochenen Grundsatze die Forderung eines starken, und zwar expiratorischen Akzentes — Satzakzentes. Für das Frankoprovenzalische kommt neben der Wortschrumpfung auf einstige Tonsilbe wie **villaticum* > *vladʒu* noch eine Akzentverschiebung bei Femininen, die auf *-a* auslauten, in Betracht.[7] Die unberührt gebliebenen Formen des Südens, wie *farīna*, zeugen von der geringen Wirksamkeit des Akzentes in diesen Gegenden.

Der Untersuchung der zweiten Frage: Wo liegt der Akzent im Satz? muß eine kurze Bemerkung über die Akzentbezeichnung des Atlas vorausgehen. Diese ist nicht einheitlich; ja, man kann wohl sagen, daß sie von allen Aufzeichnungen am stiefmütterlichsten weggekommen ist. Es läßt sich nicht umgehen, die Aufklärungen,[8] die der Herausgeber Gilliéron betreffs der Akzentaufzeichnung nicht ohne sichtliche Verlegenheit macht, kurz anzudeuten. Edmont begann seine Aufnahmen so, daß er Akzent nur aufzeichnete, wenn der Akzent der befragten Person von der Akzentstelle des Lateinischen abwich. Das zuerst bereiste Gebiet, ein breiter Streifen längs des Kanals, 156 Nummern, also etwa 24 %, ist ein unsicheres, insofern als

[1] Albert Dauzat, *Etudes linguistiques sur la Basse-Auvergne. Bibliothèque de la faculté des lettres*, Paris 1897, S. 109—112, u. ders., *Géographie d'une région de la Basse-Auvergne*, 1906, S. 53 ff.

[2] Punkt 20.

[3] Vgl. Anm. 3 zu S. 389.

[4] Vgl. Godefroy, *Supplément*.

[5] Karten 263, 269, 623.

[6] Karten 1241, 1305, 1395.

[7] Daß der Atlas hier andere Akzente angibt, muß einstweilen unberücksichtigt bleiben.

[8] Vgl. *Notice servant à l'intelligence des cartes*, Paris 1902, S. 6/7 u. 16/17.

gänzliches Fehlen des Akzentes und traditionelle Betonung nicht auseinandergehalten werden. Einige Karten — etwa 375 Beispiele — haben diese ungleiche Behandlung nicht erfahren, sie sind durch ein (A) kenntlich gemacht. Auf ihnen ist allenthalben Akzent verzeichnet, wenn Edmont solchen zu vernehmen glaubte. Der Kürze halber seien sie hier 'Akzentkarten' geheißen. Die Trennungslinie, die das stiefmütterlich behandelte Gebiet vom übrigen Frankreich abschließt, soll kurz 'Akzentlinie' genannt werden. Es besteht ein seltsamer Widerspruch in der Zusammensetzung von 'Akzent'- und 'Nichtakzentkarten'. Dafür ein Beispiel aus einer Anzahl. Das Satzbeispiel: *Voulez-vous que j'aille ou que j'envoie quelqu'un?*, das nach den Überschriften der Karten im Zusammenhang abgefragt ist, sieht in seinen Bestandteilen so aus: *Voulez-vous* (A) 1417 *que j'aille* 30 *ou que j'envoie* (A) 470 *quelqu'un* (A) 1118,2. Die Karte *que j'aille* ist also keine 'Akzentkarte'. Wie geht das zu? Ist für diesen Satzteil der Akzent nur nicht aufgezeichnet oder auch nicht beobachtet? Da es sich in diesem Beispiel um Satzakzent handelt, wie kommt es dann, daß ein aus der Mitte des Satzes genommener Teil nicht daran teilhat?

Ist zwar das Mißtrauen des Beschauers gegen die Exaktheit und Zuverlässigkeit der Akzentbeobachtung geweckt, so läßt sich doch für den Satzakzent einiges aus dem Atlas gewinnen. Zu dem Zwecke sind die drei Beispiele des Atlas, die das Wort *ami* enthalten, in ihrer Betonung vom Gruppenende ab verglichen worden: *Ton ami* (A) 38, *mon vieil ami* (A) 1388 und *un vieil ami* (A) 1389.[1]

Wenn nur Erscheinungen von größerer Gesamtausdehnung berücksichtigt werden, so ergibt sich für *ton ami* folgendes: Tonlos ist ein Nordstreifen, dessen Gebiet sich merkwürdigerweise — denn dies ist eine 'Akzentkarte' — fast mit dem durch die 'Akzentlinie' umgrenzten Gebiete deckt. Von der 'Akzentlinie' bis zu einer idealen Linie ostwestlicher Richtung quer durch Frankreich etwa in der Höhe des Genfer Sees reicht ein Gebiet, das das Nomen, vorwiegend dessen Endsilbe, betont, während der Süden proparoxytoniert, d. h. das Pronomen *ton* hat den Akzent.

Etwa dieselbe Dreiteilung Frankreichs läßt sich aufrechterhalten nach dem Beispiel *mon vieil ami*, das in den Satz *Vous êtes perdu* (A) 1000, *mon vieil ami* gehört. Für den ganzen Satz weist der Nordstreifen wiederum Tonlosigkeit auf; das mittlere Gebiet zwischen 'Akzentlinie' und der genannten ostwestlichen Trennungslinie in der Höhe des Genfer Sees hat zwei Akzente am Schluß jedes Sprechtaktes, also: *vous êtes perdú, mon vieil amí*, der Süden einen nicht oxytonen Akzent auf *per-*, also: *vous êtes pérdu, mon vieil ami.*

Der gleichen Dreiteilung Frankreichs genügt, wenn vom Gebiet des Frankoprovenzalischen und Auvergnischen abgesehen wird, die Karte *fleur de farine* (A) 540.

Anders verhält es sich mit der dritten *ami*-Karte: *un vieil ami*, die in den Zusammenhang *un vieil ami à moi* (A) 863 gehört. Gleich bleibt sich nur der Nordstreifen, der auch hier Tonlosigkeit zeigt. Nord und Süd haben in der Hauptsache eine gleiche rhythmische Gliederung des Satzes in *un vieil ami à moí.*

[1] Die Synthese der drei Karten ist zugleich ein Beweis dafür, daß es keinen Wortakzent in den Mundarten gibt.

Dieses letzte Beispiel würde in Anbetracht der Dreiteilung Frankreichs, die damit gestört wird, nicht zu schwer wiegen wegen der Gruppierung seiner Satzglieder. Ließe sich diese Dreiteilung, deren Grenzlinien in ihrem ostwestlichen Verlauf für einen alten galloromanischen Lautwandel[1] so wertvoll sein könnten, einigermaßen aufrechterhalten, so wäre viel gewonnen. Allein die Enttäuschung bleibt nicht aus. Für die beiden Karten *j'allume* 34, *ma pipe* 1019 gilt, daß *pipe* nur im Süden ein Akzentzeichen trägt, und zwar nur, wenn es zweisilbig ist. Zuweilen hat auch das Verbum den Ton, gelegentlich Substantiv und Verbum, während im Norden in ganz wenigen Fällen *j'allume* ein Akzentzeichen besitzt. Für den größten Teil des Nordens ist also dieser ganze Satz tonlos. Dies Ergebnis ist dem aus den *ami*-Karten Gewonnenen entgegengesetzt.

Ein zweites Beispiel: *Je veux* 1415 *l'attacher* 65 *au poteau* 1066 *pourqu'il* 1017 (*ne*)[2] *puisse* 1085 (*pas*) *courir* 326 *dans le pré* 1087. Nordfrankreich ist überwiegend akzentlos im ganzen Satz, während die akzentlosen Beispiele des Südens sich zählen lassen. So ist fast überall im Süden *veux* mit Akzentzeichen versehen, strichweise auch *courir*, mit großer Regelmäßigkeit aber *poteau*, und zwar allemal dann, wenn es einen Diphthongen enthält, also [*pɔtéu*] lautet. Auch [*páu*], das gelegentlich für *poteau* geantwortet worden ist, hat sein Akzentzeichen, *arbre*, sowie die Feminina[3] [*dʒáina*], [*brópa*], [*bígo*] u. a. In den immerhin zahlreichen Fällen, da man für *poteau* [*piket*] oder [*pɔto*] geantwortet hat, fehlt durchweg das Akzentzeichen.

Auch dies Ergebnis ist in bezug auf die Akzentverteilung im Norden und Süden völlig dem entgegengesetzt, was die *ami*-Karten lehrten. Erklärt sich der Unterschied etwa daraus, daß die *ami*-Karten sämtlich 'Akzentkarten' waren, während die beiden letzten Beispiele *j'allume ma pipe* und *je veux l'attacher au poteau pourqu'il ne puisse par courir dans le pré* aus 'Nichtakzentkarten' bestanden? Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß 'Akzentkarten' und 'Nichtakzentkarten' nicht nur im Nordstreifen, sondern auch im ganzen Lande eine ungleiche Behandlung erfahren haben.

Auf den Fall *je veux l'attacher au poteau* muß noch einmal zurückgekommen werden. Es ist höchst seltsam, daß der Satzakzent auf dem Objekt gerade dann aussetzt, wenn das Objekt nicht diphthongiert.[4] Sollte etwa das Akzentzeichen in [*pɔtéu*] mehr das Fallen des Diphthongen [*eu*] charakterisieren als einen auf dem Wort ruhenden expiratorischen Akzent? Die zahlreichen Beispiele diphthongierender Bildungen, die der Atlas enthält, dürften das bestätigen, indem mit einer gewissen Regelmäßigkeit irgendein Diphthongbestandteil ein Akzentzeichen trägt. Charakteristisch ist Karte 1199 *sauvages* aus dem Satze: *Voici des bêtes sauvages.* Da ist *sauvages* in ganz Nordfrankreich nur zweimal mit Akzentzeichen versehen in den Punkten des Westens 443, 445, wo in der Tonsilbe ein voller Diphthong vorliegt: [*sováeʒ*].

---

[1] Über diese Erscheinung vgl. H. M o r f, 'Mundartenforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet', *Bulletin de dialectologie romane* I (1909), S. 13—16.

[2] Die eingeklammerten Worte befinden sich nicht auf den Atlaskarten.

[3] Das hatte schon das Beispiel *j'allume ma pipe* bei Zweisilbigkeit von *pipe* gezeigt.

[4] Von den Femininen wird abgesehen.

Es war schon angedeutet worden, daß es einen festen Wortakzent im Galloromanischen nicht gibt. Dafür sei nur auf die Karten *farine* 539 und *fleur de farine* (A) 540, *poteau, ... au poteau* 1066 u. a. verwiesen. Für die beiden *farine*-Beispiele ist es charakteristisch, daß der theoretisch geforderte Akzent [*farín*] für den Norden, [*farná*] für das Frankoprovenzalische, und auch da in einem einzigen Beispiel, nur in der syntaktischen Gruppe vorkommt.[1] Daß im Süden die Betonung von *farine* in beiden Beispielen dieselbe ist, braucht nicht auf Wortakzent schließen zu lassen, sondern hängt mit der Endstellung von *farine* zusammen. Dafür spricht die Betonung [*farina blántsa*][2] der Karte *fleur de farine*. Wie wenig Einheit in der Betonung herrscht, können Karten drei- und viersilbiger Wörter zeigen.

Angesichts der gelegentlich geäußerten Zweifel betreffs der Akzentbezeichnung durch Edmont erhebt sich die Frage: Was bedeutet der kleine senkrechte Strich unter den Vokalen des Atlas? *Accent tonique* nach dem Zeugnis der Herausgeber, also im Einzelbeispiel dynamischen Wortakzent. Wie ist aber dann die große individuelle Freizügigkeit in der Betonung denkbar, die der Atlas zeigt, deren Gilliéron auch Erwähnung[3] tut? Wie ist es möglich, daß das gleiche Wort von der gleichen Person gesprochen einmal Akzent hat und andermal nicht, wie z. B. für Punkt 967 auf Karte *échelle* 436 [*eʔíla*] und auf Karte *escalier* 480 [*eʔila*]? Beweist dieser Fall nicht wiederum, daß es keinen Wortakzent gibt? Wenn nun in Satzbeispielen das Akzentzeichen des Atlas Satzakzent bedeutet, wie ist es möglich, daß dieser von lautlichen Bedingungen der Satzbestandteile abhängig ist wie von Diphthongbildung in [*pətíu*]? Also gilt hier und in ähnlichen Fällen das Akzentzeichen doch dem Steigen oder Fallen des Diphthongen? Es sei schließlich noch aufmerksam gemacht auf den Widerspruch, der sich ausspricht in der großen Fülle der Akzentzeichen im Süden auf 'Nichtakzentkarten' und der geringen Wirksamkeit des Akzents, für die der Mangel an Kurzformen reichlich Zeugnis ablegt. Der Norden, das eigentliche Gebiet der Kurzformen, hat eine sehr bescheidene Anzahl akzentuierter Formen. Wenn dies auch ein historisches Argument ist, das in der Hauptsache für den Akzent der Vergangenheit in Frage kommt, so muß aus der Unsicherheit der Akzentuierung mehrsilbiger Wörter des Südens doch geschlossen werden, daß der expiratorische oder dynamische Akzent auch heute noch im Süden von untergeordneter Bedeutung ist.

Wie sollen sich diese Widersprüche lösen? Antoine Thomas hat in seiner Besprechung des *Atlas linguistique de la France*[4] die Vermutung ausgesprochen, Edmont habe im Süden dynamischen und musikalischen Akzent verwechselt. Aber vorsichtig und fast scheu nimmt er am Ende seiner Besprechung seine Schlußfolgerung aus der Mannigfaltigkeit der Akzentzeichen beinahe wieder zurück. Demgegenüber muß betont werden, daß allein die Annahme musikalischer Akzente die Möglichkeit bietet, die subjektive Akzentuierung zu erklären. Dem musikalischen Akzente widerspräche auch nicht die Tatsache, daß sich in Einzelwörtern fast nie der Akzent im Auslaut befindet. Kurz, der musikalische Akzent würde manche

[1] Vgl. S. 390 Anm. 2 und ferner Karte *sauter* 1197 (A) aus dem Beispiel *sauter outre un ruisseau* in den Punkten 57, 674, 705, 714, 727, 741, 743, 757, 772, 783, 812, 821, 833 mit Endbetonung von *sauter*.

[2] Punkt 869. [3] *Notice* S. 7. [4] *Journal des Savants*, 1904, S. 95 f.

Schwierigkeiten lösen. Kann aber überall musikalischer Akzent angenommen werden? Auch für die Endbetonung des Nordens in syntaktischer Gruppe? Und wo ist da die Grenze?

Es könnte sich nun noch ein Einwand erheben gegen die Annahme musikalischen Akzentes. In Fragen hebt sich in der Mehrzahl der Fälle am Ende des Satzes die Stimme, also liegt da, am Gruppenende, der musikalische Akzent. Nun unterscheiden sich die wenigen Fragesätze des Atlas in ihrer Akzentuierung kaum von der der Aussagesätze. So hat man es auf dem Atlas doch nicht mit musikalischen Akzenten zu tun, da ja in Fragesätzen der Akzent nicht immer am Ende steht? Es darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß Fragen auch im Aussageton gestellt werden; wieviel mehr in künstlich abgefragten Sätzen, wie sie der Atlas bietet.

Die Antwort auf die Frage der Verwertbarkeit des Atlas für Akzentuntersuchungen muß demnach so lauten: Es ist nicht möglich, restlos hinter das Prinzip der Akzentbezeichnung des Atlas zu kommen. Die Akzentzeichen müssen in jedem einzelnen Falle streng nachgeprüft werden. Dringend zu warnen ist vor Arbeiten wie Křepinskýs, der alle Akzentzeichen unter die Überschrift '*accent tonique*' einreiht und so weiterbaut. Soweit historische Zeugnisse einstiger Akzentwirksamkeit in Gestalt von Kurzformen vorliegen, bietet der Atlas einen guten Überblick und gestattet, mundartliche Grenzen zu ziehen. Auch haben einige 'Akzentkarten' bewiesen, daß Scheidelinien der Akzentuierung mit Grenzen lautlicher Unterschiede[1] zusammengehen.

Berlin. Eva Seifert.

[1] Vgl. das über die Dreiteilung Frankreichs S. 391 Gesagte.

Sitzungsberichte

der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1915.

Sitzung vom 12. Januar 1915.

Herr Engwer beendet seinen Vortrag über *Die ausländische Presse und der Krieg.* Er stellt zunächst fest, daß es falsch ist, zu behaupten, in den neutralen Ländern sei man allgemein gegen Deutschland. In den Balkanländern habe man natürlich überall nur den eigenen Nutzen im Auge; da, wo also die Neigungen zu Rußland gehen, wälze man gern alle Schuld auf unser Land. Aber aus den Kreisen der Gebildeten klingt auch viel Sympathie zu uns herüber. Dasselbe sei in den nordischen Ländern der Fall, wo man zwar von einer Mißstimmung gegen den Krieg im allgemeinen, nicht aber gegen Deutschland sprechen könne.

Wir hätten uns vor allem um die Stimmung in den Vereinigten Staaten bemüht. Diese hätten im Anfang des Krieges ganz in dem Bann der Schauernachrichten gestanden, die der *New York Herald* von England aus verbreitete. Den Bemühungen deutscher Professoren, die in Amerika wirken, und amerikanischer Universitätsleute, die Deutschland kennen, sei allmählich ein Umschwung zu danken, an dem auch die Berichte einiger ehrlicher amerikanischer Kriegsberichterstatter mitgewirkt haben. Vor allem aber haben sich die Deutschamerikaner gegen die Lügenpresse aufgelehnt und sich eigene Organe geschaffen, die den Kampf für ihr altes Vaterland aufnehmen.

In Italien sind etwa neun Zehntel der Presse auf feindlicher Seite; Blätter vor allem wie der *Corriere della Sera* und der *Secolo*, deren Unabhängigkeit mehr als zweifelhaft sei, suchen Italien in den Krieg hineinzutreiben. Nicht Deutschland sei, so erklären sie, Gegenstand ihres Hasses, sondern Österreich.

Die Schweiz ist in zwei feindliche Lager geteilt. Während die französischen Organe von Genf, Lausanne, Neuchâtel von Beleidigungen Deutschlands strotzen, zeigen die großen deutschen Zeitungen von Basel, Zürich, Bern, trotzdem sie sich bewußt in ihrem Urteil zurückhalten, offene und große Sympathie für unser Land.

In England waren viele Gebildete bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten gegen einen Krieg mit Deutschland. Politiker und Abgeordnete haben auch noch nachträglich ihre Stimmen erhoben, um die englische Politik der Unredlichkeit zu beschuldigen. Aber das sind jetzt weiße Raben. Dawson wie die Oxforder Historiker und Schriftsteller geringeren Ansehens wüten gegen den deutschen Militarismus. Die Tagespresse predigt Brand und Mord. Selten ist die englische Brutalität neben englischer Scheinheiligkeit so in die Erscheinung getreten.

Was Frankreich anbetrifft, so wird eine psychologische Erklärung dafür versucht, daß ein ganzes Volk jahrelang im Revanchegedanken schwelgen kann und nachher, wo es ernst wird, nicht müde wird, seine Friedensliebe zu betonen. Erklärt wird es damit, daß die Nationaleitelkeit mit dem Gedanken spielte, das große Gefühl für die 70er Niederlage, das zu allen Opfern bereit gewesen wäre, lange nicht mehr vorhanden war. Frankreich ist wie England durch eine ehrgeizige Regierung und eine gewissenlose

Presse in den Krieg gehetzt worden. Jetzt hat es jede Besinnung verloren. Nirgend wird der moralische Lügenfeldzug so systematisch betrieben wie in der französischen Presse. Leider aber zeigen sich auch seine bedeutenden Männer unfähig, dem Volke Führer zu sein. Die Akademien schänden sich damit, daß sie kritiklos alle die Schmähungen gegen Deutschland wiederholen, die der Krieg aufkommen läßt, daß sie deutscher Wissenschaft und deutschen Gelehrten den Kampf bis aufs Messer erklären. Alle Einzelnen, Schriftsteller, Künstler, Philosophen, Historiker stimmen in den sinnlosen Lärm ein. Gerichtsverfahren gegen Ärzte und Soldaten zeigen, daß man den politischen Gegner moralisch in der Meinung der Mit- und Nachwelt totmachen will.

Herr Fuchs gibt einige Ergänzungen, besonders aus einem Vortrag Henri Bergsons.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Hoffmann und Förster. Herr Engwer lehnt alle politischen Folgerungen ab.

Herr Hoffmann wird in die Gesellschaft aufgenommen, die Herren Pariselle und Lach zu Rechnungsprüfern ernannt.

Sitzung vom 26. Januar 1915.

Herr Wolff liest verschiedene eigene poetische Übersetzungen vor.

Herr Kuttner spricht *Zu den Kundgebungen der französischen Akademien.* Wenn auch die deutsche Kunst und Wissenschaft ruhig erhobenen Hauptes ihren Weg weiter emporsteigen kann, ohne sich um all die von verblendetem Haß eingegebenen Schmähungen zu kümmern, so schlug der Vortragende doch vor, auf diese Erklärungen der führenden Geister Frankreichs, die, aller Wissenschaft zum Hohn, sich unverbürgte und entstellte Zeitungsmeldungen zu eigen gemacht haben, die Akademien selbst antworten zu lassen, für jedes Fach durch den Mund eines ihrer eigenen Mitglieder oder doch durch einen von ihnen anerkannten ersten Vertreter.

Der Vortragende führte diesen Vorschlag für die romanische Philologie an der Hand der Briefe von G. Paris an Diez aus und zog für die heutige wissenschaftliche Stellungnahme die den Tatsachen entsprechende Darstellung in der *Hist. de la lg. fr.* von F. Brunot heran.

Dann kam De La Saussaye zu Worte, der bekundet, wie sich die französische Soldateska, die Revolutionäre, die Gemeindebehörden an den 'edlen Denkmälern der Vergangenheit' im eigenen Lande versündigt haben, nicht etwa 'le canon de nos ennemis', wie er ausdrücklich hervorhebt.

Der Vortragende versuchte dann, auf literarisches und privates Material gestützt, ein Bild von der heutigen Gesinnungsentwicklung eines gebildeten Franzosen zu geben.

Dann wurde der Bruch berührt, der durch 1870 herbeigeführt wurde und der auch überzeugte Bewunderer und Schuldner deutscher Wissenschaft, wie Taine und Renan, harte und ungerechte Worte finden ließ. Von diesen haben sich nur wenige wieder zurückgefunden. In Schule und Hörsaal schlich sich der Geist politischer Verhetzung hinein, und so hat 'Jungfrankreich' aus Quellen schöpfen können, die eine mit scheinbar großem wissenschaftlichen Apparat und mit überlegener Forschermiene auftretende Arbeit zeitigen mußten wie das Buch von L. Reynaud, *Hist, gén. de l'influence française en Allemagne*, das genauer besprochen und als ein von politischer Verblendung eingegebenes, haßerfülltes Pamphlet, im übelsten Sinne des Wortes, gegeißelt wurde.

Der Vortragende schloß mit der trotz allem unerschütterten Hoffnung auf den endgültigen Sieg der Wahrheit.

Dem Kassenführer wird Entlastung erteilt.

Herr Dr. Wagner wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 9. Februar 1915.

Herr Rosenberg spricht über *Franzosen und Deutsche in Romain Rollands Jean-Christophe.*

In Rollands zehnbändigem Prosaepos wird das Leben eines deutschen Musikers geschildert, der seine Entwicklung auf deutschem Boden, die Zeit der Reife aber hauptsächlich in Paris verlebt. Wir werden so mit Franzosen und Deutschen in Berührung gebracht und lernen einen Dichter kennen, der bei aller Vaterlandsliebe vorurteilslos über seine Landsleute spricht und der, wie selten ein Franzose, trotz manchen schiefen Ansichten sich redlich und klug um die Erkenntnis der deutschen Volksseele bemüht. — Dem oberflächlich geschauten Frankreich, das dem Fremden zunächst mit vielem Lärm entgegentritt, stellt Rolland das Volk der Arbeit gegenüber, das seine Stärke bildet und ihm ewige Dauer verbürgt. Selbst die mittelmäßigen Köpfe, die es als Politiker zu beherrschen scheinen, werden von der Größe seines Geschickes gepackt. Zum Teil ist die Ursache davon eine bei allem scheinbaren Zwist ganz merkwürdige Einheit des Fühlens und Denkens in Frankreich, eine Richtung auf Entwicklung abstrakter Ideen, die aber wiederum zu Despotismus einiger robuster Leute über feinere, zurückhaltende Naturen führt. Diese Reserviertheit ist ein hervorstechender Charakterzug gerade bei den moralisch hochstehenden Franzosen, ebenso wie das, was Rolland *intelligence* nennt. Er bezeichnet damit erstens einen kritischen Sinn, eine Bewußtheit hauptsächlich in künstlerischen Dingen, und zweitens eine gewisse Weitherzigkeit, ein Geltenlassen des Treibens der Mitmenschen. So sehr der Dichter diese *intelligence française* schätzt, so wenig behagt ihm die hohe Geltung der Rhetorik in Frankreich. Glücklicherweise hindern dort die begleitenden Reden nicht die Arbeit, ja, sie scheinen sie sogar zu fördern. Und außerdem kommt dem Durchschnittsfranzosen als Gegenmittel gegen eine überlaute Rhetorik die Fähigkeit zugute, alles anzuhören und nichts zu glauben, ein gesunder Skeptizismus, dem der muntere Zweifel so natürlich ist wie das Atmen. Diesen Skeptizismus hat aber die neue Generation abgeschüttelt. Das junge Geschlecht zeigt auch gegenüber der früher herrschenden Gleichgültigkeit eine kräftige Freude am Handeln. So tritt ein Gegensatz zutage zwischen den Idealen der Älteren, die den friedlichen Sieg des lateinischen Geistes in der Welt erstrebten, und denen der Jüngeren, die die nationale Selbstsucht, auch wenn sie in brutaler Weise durchzusetzen sei, predigen. — Auch in Deutschland glaubt der Dichter solchen Gegensatz wahrzunehmen zwischen dem Ideal des Weltbürgertums, das aus der Zeit der großen Denker und Dichter stammt, und dem jenes Siegergeschlechts, das den Erfolg anbetet und die Kraft als etwas Heiliges, etwas rein Geistiges hinstellt. Als Typen desjenigen deutschen Idealismus, der sich vom 'Militarismus' ganz fernhält, hat Rolland neben den Helden zwei Episodenfiguren, Peter Schulz und Modesta, hingestellt, die sich beide etwas Erträumtes als Wirklichkeit einreden wollen, die sich eine Welt innerhalb der Welt, und verschieden von ihr, wie eine Insel im Ozean schaffen. Außer diesen Vertretern eines vom Dichter etwas allzu eng aufgefaßten deutschen Idealismus soll die Figur des Oheims Gottfried etwas wesentlich Deutsches zum Ausdruck bringen, nämlich das intuitive Erfassen der Natur und die aus dem Innersten der Seele hervorquellende Musik, während als Einwirkung des lateinischen Geistes auf den deutschen Künstler an dem Helden dargetan wird, wie Klarheit und Ordnung in den Reichtum der germanischen Träume dringen. Der Dichter bringt namentlich im letzten Bande den Gedanken zum Ausdruck, daß Franzosen und Deutsche aufeinander angewiesen seien, daß sie einander helfen müßten, damit ihr Wollen und Können auf allen Gebieten des praktischen und künstlerischen Lebens nicht schwächlich und lahm erscheine.

Der Vortragende besprach dann noch einige Aufsätze von Rolland, die während des Krieges hauptsächlich im *Journal de Genève* bisher erschienen sind, und kam zu dem Ergebnis, daß der französische Dichter sicherlich manches falsch sieht, vieles ebensowenig begreift wie ein anderer Franzose, daß aber keiner seiner Landsleute sich so eifrig bemüht, auch dem Gegner gerecht zu werden, keiner so versöhnliche Worte und solche Sehnsucht nach gegenseitiger Verständigung geäußert hat.

Herr Fuchs berichtet über eine Schrift des Münchener Nervenarztes Hofrat Dr. L. Loewenfeld: *Über den Nationalcharakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse (die Psychopathia gallica) in ihren Beziehungen zum Weltkrieg.* Wiesbaden, Bergmann, 1914. Ausgehend von den Charakteristiken der Gallier bei den alten Schriftstellern (Cäsar, Strabo usw.), zeigt der Verfasser, welche dort angeführten Züge noch den heutigen Franzosen zuzusprechen sind und welche Veränderungen stattgefunden haben. Als die drei wichtigsten hier in Betracht kommenden Eigenschaften werden Eitelkeit, erhöhte Emotivität und Suggestibilität festgestellt. Für die suggestiven Beeinflussungen der Massen wird besonders auf die sich zu pathologischen Wirkungen steigernden 'überwertigen' Ideen hingewiesen, unter denen die Gloire-Idee und der Revanchegedanke an erster Stelle stehen. Die Prognose der *Psychopathia gallica* hält Verf. für günstig; er neigt der Annahme zu, daß nach dem Kriege früher oder später der gesunde Sinn die Oberhand über Eitelkeit und Rachsucht gewinnen werde.

Herr Kuttner verliest im Anschluß an den Vortrag zwei französische Briefe betreffend deutsche Kriegsgefangene.

Herr Dr. Wagner wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 23. Februar 1915.

Herr Lommatzsch spricht über *Deiktische Elemente im Altfranzösischen.* Ausgehend von der französischen Redewendung *tant soit peu* und der deiktischen Interpretation, die sie durch Adolf Tobler erfahren hat (*Archiv* 115, 244), versucht der Vortragende, in weiterem Umfange alle Ausdrucksweisen der alten Sprache zusammenzustellen, die eine ähnliche Erklärung erfordern oder wenigstens zulassen. Der hinweisenden Gebärde, die das gesprochene Wort begleitet und erläutert, ist für die Frühzeit des französischen Sprachlebens wahrscheinlich eine noch höhere Bedeutung zuzuerkennen als ihr in der modernen Sprache zukommt. Ihr Vorhandensein verdeutlicht manch auffällige Funktion der altfranzösischen Demonstrativa. Wenn z. B. afrz. *cil* im Sinn von 'dieser dort' und 'dieser hier' gebraucht wird, so wird eine störende Zweideutigkeit des Wortes sicherlich durch eine verdeutlichende Begleitgeste vermieden worden sein. Zu scheiden sind die deiktischen Gebärden, die ein bestimmtes Objekt, sei es Person oder Sache, bezeichnen, von den vageren Handbewegungen rhetorischer und symbolischer Natur. Jene lassen sich u. a. bei affektischen Ausdrucksweisen voraussetzen (*Merci de ceste lasse!*), dieser bedient sich der Sänger des Heldenliedes zur Belebung seines Vortrags (*cil oisel chantent belement et söé; Tante hanste i ad e fraite e sanglente*). Die altfranzösischen Wendungen *ne ce ne coi* und *ne tant ne cant* gestatten gleichfalls die Annahme irgendwelcher symbolischer Deiktik. Die Hand ist dem Sprechenden allezeit ein bequemes Instrument zur Veranschaulichung seiner Rede. Der Fingernagel, der innig mit dem Fleisch verwachsen ist, die Nacktheit und Flachheit der Hand, zumal auch die Ungleichheit der Finger veranlaßt ihn zu sinnfälligen Vergleichen. *Tuit li doi de vostre main ne sont pas oni, ce dit li vilains* (*Prov. vil.* 116).

Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Herr Tiktin gibt einige Beispiele aus dem Rumänischen. An der Diskussion beteiligen sich die Herren Kuttner, Morf und Fuchs.

Herr Born beginnt einen Vortrag über *Attention und seine Verbindungen.*

Sitzung vom 9. März 1915.

Herr Morf spricht über *Gallus, Gallina, Pullus im Galloromanischen.* Der Vortrag wird in den *Abhandlungen der Akademie* erscheinen. An der Diskussion beteiligen sich die Herren Tiktin, Kabisch, Engwer und Roediger.

Sitzung vom 23. März 1915.

Herr Born setzt seinen Vortrag über *Attention und seine Verbindungen im Englischen und Französischen* fort.

Nach kurzem Hinweis auf die allgemeine Unzulänglichkeit unserer neusprachlichen Wörterbücher in rein lexikographischer und stilistischer Hinsicht wird zunächst auf die Geschichte des Wortes, sein erstes Auftreten und seine Verbreitung im Englischen und Französischen eingegangen. Es werden dann die einzelnen Artikel über *attention* zunächst in den französischen Wörterbüchern besprochen. Littré läßt den Unterschied zwischen älteren und neueren Konstruktionen nicht scharf genug hervortreten, der *Dictionnaire Historique de la Langue française* ... publié par l'Académie Française (4 Bde. 1865—1894), der ziemlich vergessen ist, gibt eine klare und saubere Scheidung der Konstruktionen und eine beachtenswerte Sammlung von Verbindungen wie *avoir, prêter, réveiller* usw. *l'attention.* Einiges Gute bietet auch Larousse in seinem *Grand Dictionnaire universel du XIXe Siècle.* Das reichste Buch in Hinsicht der Verbindungen ist Reum, *Petit Dictionnaire de Style,* 1911, dessen Bedeutung in einigen Worten gewürdigt wird. Er bringt etwa 30 Verbindungen. Diese Zahl ist bei weitem nicht erschöpfend. Es werden 25 weitere gegeben und mit Belegstellen angeführt, z. B. *accorder, demander, exiger, appeler* ohne sur qch., *solliciter, attirer* sur qch., *exciter l'attention.*

Das Englische hat neben *attention* noch drei Synonyma für Aufmerksamkeit: *notice, regard, heed. Regard* und *heed,* die teilweise oder ganz germanisch sind, sind von den romanischen Wörtern *attention* und *notice* stark verdrängt worden. *Attention* wiederum wird *notice* weit vorgezogen. Die feste Konstruktion nach *attention* ist *to,* nur in wenig häufigen Fällen tritt *towards* dafür ein.

Es werden dann die Verbindungen besprochen, die *attention* mit Verben eingehen kann, wie *to call, attract, draw* usw. *attention.* Daraufhin werden die englischen Wörter- und Stilbücher untersucht, und es wird dabei festgestellt, daß nur eine ganz geringe Anzahl der vorkommenden Wendungen verzeichnet ist. Die reichste Ausbeute gewährt Peter Mark Roget, *Thesaurus of English Words and Phrases.* Er bietet etwa 24 derartige Verbindungen. Doch besitzt das Englische deren mehr als 100, die mehrfach zu belegen sind. Diese werden in einzelnen Gruppen vorgeführt: die Aufmerksamkeit erregen (10 Verben), ablenken (10), fesseln (8), erbitten (12) usw.

Wenn *notice* auch weit hinter *attention* in seiner Verwendung zurücksteht, so finden sich doch immerhin noch 40 solcher Verbindungen: die Aufmerksamkeit erregen (4), schenken (3), erbitten (3), gewinnen (3), verdienen (2), sich jemandes Aufmerksamkeit, Beachtung aufdrängen (5) usw.

Auch für das Deutsche ist eine Sammlung solcher Verbindungen wünschenswert. Grimm führt unter Aufmerksamkeit nur 3 Beispiele an, die das Wort nur spärlich erläutern. Daniel Sanders in seinem *Wörterbuch der deutschen Sprache* gibt schon 19 Verbindungen, während Moritz Heyne in

seinem *Deutschen Wörterbuch* 1890 nur deren 6, Albert Heintze in seinem *Deutschen Sprachhort* 1900 nur 8 anführt. Ich habe bisher 34 solcher Verbindungen gesammelt, es gibt deren jedoch sicherlich noch viel mehr.

Herr Wolff spricht *Zur Stoffgeschichte von Shakespeares Much Ado about Nothing.* Der Vortrag wird in den *Englischen Studien* erscheinen.

Sitzung vom 13. April 1915.

Herr Gade spricht über den *Verfall des englischen Bühnendramas und die Versuche, es wieder zu heben.*

Der Vortragende schickt einen kurzen Überblick über die Geschichte des englischen Dramas seit Shakespeare voraus. Der Einfluß des der dramatischen Kunst abholden Puritanismus bewirkt die Abkehr der gebildeten Schichten des Volkes vom Theater, das mehr und mehr vom Geschmack der roheren Klassen beherrscht wird. Dramatische Dichter von Bedeutung werden eine Ausnahme; der im Solde gewinnsüchtiger Theaterdirektoren stehende *playwright* versorgt die Bühne mit der gewünschten Ware. Harte Theatergesetze, die durch Walepoles *Licensing Act* von 1737 ihre letzte und größte Verschärfung erfahren, erhöhen das Theaterelend. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts geben Dichter von Ruf und Bedeutung es auf, für die Bühne zu schreiben. Die englische Literatur besitzt von da ab zwei völlig getrennte dramatische Gattungen, das *literary drama* und das *stage drama.* Versuche von Kunstfreunden und Dichtern, wie Bulwer, Tennyson, Browning, eine Besserung herbeizuführen, scheitern an der gleich unidealistischen Haltung von Bühnenleitern und Publikum. Das nach der Aufhebung des Theatermonopols (1843) sich herausbildende *run-on-* und *star*-System macht dem Repertoiretheater den Garaus. Eine weitere Folge ist noch größere Abhängigkeit von der gute Zugstücke liefernden französischen Dramatik.

Der Vortragende behandelt dann ausführlicher die Theatergeschichte der letzten 25 Jahre. In den neunziger Jahren sind Anzeichen einer entschiedenen Hebung des englischen Dramas wahrnehmbar. Kunstkritiker wie Archer und Walkley unternehmen es, das gebildete Publikum für die Neuerscheinungen der Dramatik, besonders für Ibsen, zu interessieren. Pinero wagt, mit *The Second Mrs. Tanqueray* und *The Notorious Mrs. Ebbsmith* brennende Fragen der Gegenwart zu behandeln. Shaw folgt ihm mit *The Widowers' Houses* und *Mrs. Warren's Profession.* Granville Barker, Hankin treten ihnen zur Seite. Aber Zensur, Bühnenleiter und Publikum lehnen diese die Schäden der herrschenden Gesellschaft, die Hohlheit und Heuchelei ihrer Moral rücksichtslos aufdeckenden Dramen ab. Das *Independent Theatre*, das selbständig denkenden Dramatikern dienen, das Repertoiretheater wieder beleben wollte, geht nach wenigen Jahren wieder ein. Die Privataufführungen der 1899 gegründeten *Stage Society* und ähnlicher Gesellschaften haben den Geschmack des großen Publikums kaum gehoben. Durch den Widerstand, auf den sie im Publikum stoßen, abgeschreckt, lassen die begabten Führer unter den englischen Dramatikern, Pinero und Shaw, davon ab, aufklärend zu wirken. Der noch 1896 in seiner Geschichte des englischen Theaters eine neue Morgenröte des englischen Dramas begrüßende Augustin Filon muß kaum zehn Jahre später wehmütig gestehen: *Le théâtre anglais, à peine né, se meurt.*

Gleichwohl dauern ernsthafte Versuche, das englische Bühnendrama zu heben, noch fort. Namhafte Novellisten, Anthony Hope, R. L. Stevenson, Hall Caine, Arnold Bennett, John Galsworthy, haben für die Bühne geschrieben, ohne es indes zu literarisch wertvollen Dramen zu bringen. Die Begabung der Engländer scheint in neuerer Zeit entschieden der novellistischen Gattung zuzuneigen. Die Tatsache, daß von den sich durch wirklich dramatisches Talent auszeichnenden britischen

Dichtern die überwiegende Mehrzahl nicht Angelsachsen, sondern Iren oder Halbiren sind, scheint dies zu bestätigen.

Was lehrt nun die Geschichte des englischen Bühnendramas? Ist eine Hebung dieser für das Bildungswesen einer Nation so wichtigen Kunstgattung zu erwarten? Der Vortragende bezweifelt dies, solange eine Reihe von bestimmenden Faktoren fortfährt, in der bisherigen Weise zu wirken. Die Kirche steht dem Theater ablehnend gegenüber; mehr noch der Dissenter. Der Staat tut nichts für die Bühnen; er unterstützt sie nicht. Die noch heute ebenso inkonsequente wie philiströse Theaterzensur legt dem unabhängigen Dramatiker schwere Fesseln an. Das größte Hindernis aber für das Aufkommen des ernsten Bühnendramas ist das Publikum selbst. Der Gebildete geht selten ins Theater. Sein noch immer puritanisch orientierter Geschmack, seine bis zur Selbstentäußerung getriebene Unterordnung unter die gültige Moral läßt ihn alles dagegen Ankämpfende unangenehm empfinden. Von dem übrigbleibenden, das Theater besuchenden Teil des Volkes sagt Mario Borsa 1906 in seinem *Il teatro inglese contemporaneo*: '*Ogni pubblico ha il teatro che si merita, e quello che affolla constantemente i teatri inglesi é un pubblico bambino.*'

Das *commercial drama*, das keinerlei Gedankenarbeit vom Hörer verlangende, lediglich auf Befriedigung der Schaulust abzielende, exzentrische oder rührselige Drama bleibt auf der Bühne herrschend, denn der Theaterdirektor hat keinen höheren Wunsch, als der ergebene Diener des Publikums zu sein. So ist das Problem einer Veredelung der Bühne in England mit dem sozialen und Bildungsproblem verknüpft.

Herr Spatz erwähnt eine Schrift: *Kaiser or Christ* und möchte Aufschluß haben, inwieweit der religiöse Geist in England auf Überzeugung beruhe, ebenso in welcher Weise die Zensur gehandhabt werde.

Herr Kuttner fragt, ob die geringe Bedeutung des Theaters in England nicht auf äußeren Gründen beruhe, z. B. der Entwicklung der City-Tätigkeit, den örtlichen Verhältnissen Londons und der Ordnung des Familienlebens.

An der Diskussion beteiligen sich ferner die Herren Ad. Müller, Engel und Herzfeld.

Sitzung vom 27. April 1915.

Herr Paul Schmidt (als Gast) spricht über *Die Anfänge des mitteleuropäischen Volksliedes und ihre Bedeutung für die Metrik und Poetik* (unter Vorführung von eigenen Phonogrammen vokaler und instrumentaler Volksmusik). Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung des Rhythmus wird von der unbestrittenen Tatsache ausgehen müssen, daß Tonkunst und Dichtkunst im gesungenen Liede ihre gemeinsame Wurzel haben. Danach will die moderne Metrik den Versrhythmus aus der Einwirkung der orchestischen Rhythmen der alten Musik auf die Sprachgestaltung erklären. Sie setzt dabei den taktischen Rhythmus bereits für die erste Epoche der Tonkunst voraus und versucht nicht weiter, ihn seinerseits zu erklären. Nun aber lehrt die vergleichende Musikwissenschaft, daß die Musik in ihren Anfängen den isochronen Takt und den taktischen Rhythmus nicht kennt, und daß sowohl die Melodie als auch das Wort erst im Laufe ihres Gemeinschaftslebens zu rhythmischer Ausgestaltung gelangen. Damit bleibt das Problem der Beziehung des Versrhythmus und des musikalischen Rhythmus zueinander ungelöst bestehen und kann nur gelöst werden, wenn es gelingt, von dem unrhythmischen Liede der Vorzeit eine sichere Vorstellung zu gewinnen und an konkreten Fällen ihre Umbildung in rhythmische Lieder zu verfolgen. Im Verlauf einer geschichtlichen und musikpsychologischen Untersuchung versuchte der Vortragende zu erweisen, daß die einfacheren Antiphonien

des römischen Antiphonars typische Beispiele für die unrhythmischen Lieder böten, die der Periode unserer rhythmischen Lieder unmittelbar voraufgingen. Es ließ sich zeigen, daß dieselben Lieder, oftmals Note für Note genau übereinstimmend, noch heute im Volksgesang der Süd- und Westslawen weiterklingen; nur haben sie hier taktischen Rhythmus angenommen. Die hier zutage tretenden Verhältnisse legen folgende genetische Betrachtung des Rhythmus nahe: Die Einheit einer Strophe ist ursprünglich nicht rhythmisch, sondern lediglich musik-psychologisch, nämlich durch den Kadenzcharakter einer Tonfolge begründet. Im Anschluß an die tonale Geschlossenheit einer Strophe entwickelt sich das Stilgesetz, wonach stets ein abgeschlossener Gedanke (ein Satz) innerhalb einer Kadenz untergebracht werden soll. Bei verschieden langen Sätzen müssen den Tönen einer und derselben Kadenz eine verschiedene Anzahl von Wörtern resp. Silben zugeteilt werden. Dabei treten diejenigen Töne bedeutsam hervor, die eine stärkere Belastung vertragen, ohne durch ihr quantitativ begründetes Übergewicht den Ablauf der Kadenz zu stören und die Kadenz zu sprengen. Die Folge davon ist eine Zerdehnung der Kadenz in zwei Teile, deren erster ein Schweben auf dem belastungsfähigen Ton und um ihn herum, deren zweiter die eigentliche Kadenz darstellt. Die letztere wird infolge der Zerdehnung fest; sie prägt die melodische Funktion ihrer Töne innerhalb der Kadenz energisch aus und kann dies bei einer öfteren Wiederholung mit demselben Nachdruck nur bewirken, wenn ihren Tönen annähernd je dieselbe Dauer der Funktion gestattet wird. Aus musikpsychologischen Gründen wird also die eigentliche Kadenz bei ihrer Wiederholung annähernd den gleichen Zeitwert erhalten: sie bildet damit gewissermaßen einen Takt, in dem die Zahl der Taktschläge durch die Zahl der Töne der Kadenz dargestellt wird. Dieser Takt färbt nun auch den übrigen Teil der Strophe, sobald sie nur gehörig oft wiederholt wird, rhythmisch um: er erweist sich so als metrisches Grundelement. Eine Analyse verschiedener primitiver Melodien, insbesondere einiger *street-cries*, zeigte die Fruchtbarkeit der skizzierten Auffassung für die Erklärung von Gesangsmetren. Daran schlossen sich einige Hinweise auf Fragen der Poetik, die von der Auffassung aus, die den vorgetragenen Ansichten zugrunde liegt, neues Licht zu erwarten hätten.

Sitzung vom 11. Mai 1915.

Herr Roediger spricht über *Das Wesen der deutschen Heldensage und die Ausbildung der Heldendichtung.* Die Heldensage tritt erst später zu den uralten Ausflüssen des Erzählungstriebes in Fabel, Märchen, Schwank, Novelle. Sie ist verwandt mit dem Lob- und Preislied, das besonders geeignet war, einen Einzelsänger herauszufordern, während sonst noch Chorgesang herrschte. Vor der Zeit der Völkerwanderung haben wir bei den Germanen von Einzelsängern und Heldensage, die zusammengehören, keine Spur: keine geschichtlich beglaubigte Persönlichkeit der Heldensage reicht über diese Zeit hinaus. So bedeutende Ereignisse, wie das Vordringen der Bastarnen an die Donaumündung, der Zug der Zimbern und Teutonen, die Kämpfe gegen die Römer im 1. bis 3. Jahrhundert, die inneren Kämpfe der Germanen und die Bildung neuer Völkerschaften — sie alle haben keine Spuren in der Heldensage hinterlassen. Die Versuche, Arminius in ihr wiederzufinden, sind noch immer gescheitert. Wie Sagenbildungen vom Mittelalter bis in die neueste Zeit beweisen, entstehen sie unmittelbar nach anregenden Ereignissen, knüpfen aber nicht an ihren Gesamtverlauf, sondern an einzelne Szenen und im besonderen an eine hervorragende Persönlichkeit an. Sie vermeinen, Wahres zu bieten, beanspruchen, wirkliche Geschichte zu sein. Aber phantastische Bestandteile sind ihnen von Anfang an beigemischt, und der Erzähler strebt nach wirksamer Formung. Je

mehr im Laufe der Zeit der Zusammenhang mit den geschichtlichen Vorgängen, Personen, Orten sich lockert, desto mehr werden sie zu bloßen poetischen Stoffen, die Motive aller Art in sich aufnehmen können, darunter auch übernatürliche aus Mythus und Märchen. Aber wie sehr man auch nach und nach Gestalt und Leistungen des Helden steigern möge, seine menschliche Grundlage bleibt ihm: er ist weder ein herabgesunkener Gott noch eine Märchenfigur. Wo etwa dämonische Wesen zu Helden geworden sind, war die Vorbedingung dazu das Vergessen ihrer ursprünglichen Natur, und die allermeisten Helden sind historisch nachweisbar. Daher ihre Bindung an Zeit und Ort, die Göttern und Märchenhelden fehlt, daher die liebevolle Bewunderung, wie man sie nur großen Menschen zollt. Verbindet man sie mit Göttern, so dient das bloß zur Erklärung ihrer Leistungen, ähnlich wie man königliche Geschlechter von Göttern herleitete. Bei einem Märchenhelden bestaunt man Wundertaten nicht: man erwartet sie von ihm. Und auf welchem Wege könnte ein solcher zur historischen Person werden? Doch nur durch Anlehnung an eine vorhandene, also einen älteren menschlichen Helden! Von ihm haben wir daher auszugehen, und eine Gleichheit von Motiven in Sagen und Märchen beweist noch nicht eine Entlehnung der Sage vom Märchen, sondern nur eine Benutzung zu freiem Gebrauch daliegender Motive. — Nach Bemerkungen über den persönlichen, individuellen Charakter der Heldensage und ihre tragische Färbung ging der Vortragende zu ihrer poetischen Form über. Die Sage lebte zunächst in Liedern fort, die die ganze Sage oder in sich abgeschlossene Episoden daraus behandelten. Sie sind uns, abgesehen vom unstrophischen, alliterierenden Hildebrandslied, verloren. Nur in Skandinavien sind strophische Lieder erhalten und daneben Lieder der sogenannten gemischten Form, d. h. solche, in denen die Handlung sich in Reden fortbewegt, welchen kurze szenische Bemerkungen in Prosa eingefügt werden. Auch im Hildebrandsliede schreitet die Handlung in Reden fort, nur sind die Bemerkungen über das Äußerliche auch hier in Verse gefaßt, wie übrigens auch in den meisten nordischen Liedern. Aber der gleichmäßig fortschreitende, ruhig verweilende Stil des Epos fehlt ihnen allen, und auch eine breitere Ausgestaltung würde immer nur zu einem längeren Liede geführt haben. Auch wenn man Lieder, die von demselben Helden handelten, zu Zyklen verband, erhielt man kein Epos. Denn da die Lieder keine Rücksicht aufeinander zu nehmen brauchten, entstanden inhaltliche Widersprüche und Schwierigkeiten: man denke an das Verhältnis der Walküre zu Brünhild, die Stellung der Rabenschlacht in der Dietrichsage. Das Epos benutzte den in den Liedern überlieferten Stoff, auch bedeutsame Einzelheiten, wie gewisse langhin überlieferte Aussprüche oder Werturteile, ist aber nach Anlage und Stil etwas Neues. Woher stammt es? — Wir finden es zuerst in England. Da die Angelsachsen sich am frühesten von allen Germanen eine gelehrte Bildung und Kenntnis des Lateinischen aneigneten, werden zunächst bei ihnen Geistliche oder doch geistlich Gebildete in Anlehnung an das lateinische weltliche und geistliche Epos sogleich zur Niederschrift bestimmte Epen verfaßt haben, die Stoffe der heimischen Heldensage in ihrer Muttersprache behandelten. Es ist daher sehr fraglich, ob man im *Beowulf* die christlichen, geistlichen Bestandteile als Zutaten eines Interpolators ausscheiden darf. Heidnische Religion können wir überhaupt nicht mehr in diesen Dichtungen erwarten und finden sie auch nicht darin. Wohl aber dürfte der Zwiespalt zwischen heidnischer und christlicher Ethik, z. B. in bezug auf die Rachepflicht, der Duldung des Epos durch die Kirche und seiner Entwicklung dort geschadet haben, wo das Christentum noch nicht so festen Fuß gefaßt hatte, wie in England, also gerade bei den Deutschen. In Skandinavien ließ die Einführung der Prosaerzählung aus Irland ein Epos in Versen nicht aufkommen.

Herr Tiktin macht ergänzend darauf aufmerksam, daß die Übertragung fremder Handlungen auf den Helden eines Epos uralt und weit verbreitet ist, z. B. im Buch Salomonis wird die Tötung Goliaths durch einen Soldaten Davids auf diesen selbst übertragen. Ein anderer Widerspruch in dem gleichen biblischen Buch liegt darin, daß David an einer Stelle Sauls Hofsänger ist, an einer anderen ein Hirtenknabe. Auch hier liegt die Absicht, den Helden zu erhöhen, vor.

Sitzung vom 12. Oktober 1915.

Herr Kuttner spricht *Aus französischen Kriegstagebüchern.*

Zu unserem Schrecken und Schaden haben wir erfahren, was aus den flüchtig hingeworfenen Notizen von Leuten herausgelesen werden kann, die aus dem stillen Kreis ihrer Lieben, von Weib und Kind, von friedlicher, aufbauender, Leben erhaltender und schmückender Tätigkeit und beschaulicher Gedankenarbeit plötzlich hineingerissen wurden in den Schlachtenlärm, in Pulver- und Blutgeruch, in das Natur- und Menschenwerk zerschmetternde Toben der Kriegsfurie, wo jeder Augenblick sie bereitfinden mußte, den Tod zu geben oder zu empfangen.

In einem solchen Zustand seelischer Erregung muß zuverlässige Berichterstattung versagen, und die Benutzung derartiger Zeugnisse verlangt sorgsame Kritik.

Das Grauen gibt der Phantasie Flügel, und der ungewohnte Anblick einiger zerfetzter Menschenleiber prägt der Erinnerung das gräßliche Bild einer hingeschlachteten Hekatombe ein. Die Kunde wird weitergetragen, und die Zahl der Opfer mehrt sich noch von Mund zu Mund.

Und eine andere menschliche Schwäche gebeut Vorsicht. Wer sich entschließt, ein Kriegstagebuch zu verfassen, hat nicht den Ehrgeiz, Idyllen zu schreiben. Dann aber liegt die Gaskogne nicht nur in Frankreich.

Viele andere Gründe können noch zwingen, Vorbehalte zu machen, ehe man alles in den Tagebüchern Berichtete für bare Münze nimmt. Das Urteil des Schreibers kann getrübt sein durch mangelnde Bildung, nicht ausreichende Sachkenntnis, beschränkte Beobachtung, durch den Groll über vermeintliche Zurücksetzung, durch den Mißmut über Anstrengungen und Entbehrungen, die allzu leicht auf das Schuldkonto der Führer gesetzt werden, durch politische Befangenheit, durch namentlich dem französischen Soldaten im Blut steckende Kritik und Nörgelsucht, eitle Selbstbespiegelung und, nicht in letzter Linie, auch die Verzerrung des Tatsachengehalts durch alle Geschlechter und Volksschichten, wie ein notwendiger Einschlag in dem Gewebe des französischen Nationalcharakters, durchziehende Phrasenseligkeit.

Wenn man dies und manches andere noch berücksichtigt, dann liefert uns eine systematische Durcharbeitung dieser Dokumente ein unschätzbares Material für die Geschichte des Krieges, gleichsam von unten her gesehen, von dem Standpunkt des einzelnen, an den Begebenheiten unmittelbar Beteiligten, und eröffnet bedeutsame Ausblicke in die kommende Zeit, an deren Schwelle wir stehen und für deren geschichtliches oder politisches Heranreifen wir erste Regungen auch in diesen Tagebüchern beobachten können.

Fällt dabei so manches Streiflicht auf unser eigenes Heer und sein Verhalten, so lassen diese Dokumente uns doch in erster Linie einen tiefen Blick tun in die Psyche des französischen Volkes, und man kann als Motto über sie setzen, was Montaigne in das Vorwort zu seinen Essais schrieb: *je veulx qu'on m'y veoye en ma façon simple, naturelle et ordinaire, sans estude et artifice: car c'est moy que ie peinds.*

Zur Erläuterung dieser Gesichtspunkte gibt der Vortragende dann aus dem Material, das ihm vom Großen Generalstab zur Verfügung gestellt ist, ausführlichere Proben.

Sitzung vom 26. Oktober 1915.

Herr Morf spricht über *Francesca und Paolo.*

Über die Personen der Liebestragödie, die Dante in der zweiten Hälfte des fünften Gesanges der 'Hölle' erzählt, macht er selbst nur wenige Angaben: eine schöne Francesca (V, 116), aus einer Stadt der Po-Niederung stammend (97), begeht mit einem Schwager (VI, 2) Ehebruch und wird mit diesem zusammen vom Gatten und Bruder (V, 106—7) getötet. Ohne die alten Kommentatoren wüßten wir nichts weiter über die Helden, über Ort und Zeit des Geschehnisses. Diese Erklärer, deren Reihe 2—3 Jahre nach Dantes Tod (1321) beginnt, nennen uns Francesca da Polenta von Ravenna und die Brüder Paolo und Gianciotto (lahmer Hans) Malatesta von Rimini. Die beiden Brüder sind historische Persönlichkeiten. Den Paolo mochte der achtzehnjährige Dante gesehen haben, als derselbe 1282/83 *capitano del popolo* von Florenz war. Auch von Francesca hat sich eine urkundliche Spur erhalten. Die blutige Tat fiel etwa in die Mitte der achtziger Jahre. Francesca hinterließ ein Töchterchen; Paolo eine Witwe mit einem Kinderpaar. — Als Dante das Ereignis poetisch gestaltete, um 1305, lag es schon zwanzig Jahre zurück. Schon hatte offenbar die Zeit ihr Werk getan und das furchtbare Geschehnis aus der düsteren Misere des Tages gelöst und mit dem Schimmer der Romantik umgeben. Der suggestive Name des Gatten, Gianciotto, half dabei mit. Bologneser und Florentiner Kommentatoren bauten an der Tradition weiter, und den Abschluß dieser Entwicklung bildet Boccaccio, in dessen Dante-Vorlesung von 1373 die Geschichte von Francesca und Paolo geradezu als Novelle stilisiert erscheint. Boccaccio ist seit 1346 öfters in Ravenna gewesen und war Gast des Hauses Polenta, wie Jahrzehnte zuvor Dante selbst. Was Boccaccio über Francesca berichtet, ist augenscheinlich die Tradition der Polenta, die Tradition des Elternhauses der Unglücklichen. So erzählte man sich dort, seit den Tagen des Guido Novello, bei dem Dante gestorben war, Francescas romantische Verlobung und den Hergang der Bluttat, und wenn jene augenscheinlich apologetische Erfindung ist, so erscheint dieser in seiner etwas vulgären Realistik glaubwürdig. Boccaccio hat sich um die Wahrheit bemüht, und ausdrücklich sagt er, daß es ihm nicht gelungen sei, etwas über die berühmte Leseszene, in welcher die Liebenden zu Falle gekommen sein sollten, zu erfahren. Er erklärt sie deshalb als eine Erfindung (*finzione*) Dantes. Wenn somit diese Szene im Hause Polenta als Erfindung Dantes galt, so kann man wohl annehmen, daß diese Auffassung auf Guido Novello, d. h. auf dessen Freund Dante selbst zurückgeht. Dante hat die sündige Szene aus dem Eigenen hinzugetan: ihr liegt ein Erlebnis des Dichters zugrunde. Das Erlebnis zittert ja auch in jeder Zeile vom ersten Aufschrei *Oh lasso!* bis zum erschütternden Zusammenbruch: *E caddi come corpo morto cade.* Wie blutleer nehmen sich dabei andere Leseszenen der mittelalterlichen Literatur aus! — Der ganze Sinn der Danteschen Darstellung läßt es nicht zu, in dem Verse *Galeotto fu il libro e chi lo scrisse* eine Verwünschung zu sehen und 'Galeotto' einfach als 'Kuppler' aufzufassen. Der Vers enthält nicht den Fluch einer Bußfertigen, denn Francesca ist nicht bußfertig, sie ist noch in der Hölle das liebende Weib. Der König Galahot der mittelalterlichen Erzählungsliteratur ist eine Idealfigur wie sein Freund Lanzelot, und auch Dante selbst hat die glänzenden *mondane operazioni* dieses Fürsten künstlerisch und nicht nach dem Kodex der bürgerlichen Moral beurteilt, wie er denn die ganze Liebestragödie der Francesca rein künstlerisch und mit tiefster menschlicher Teilnahme und Parteilichkeit erzählt und nicht als bürgerlicher Richter. Es ist grausam, in diesen von Leidenschaft durchfluteten Versen des Dichters nach einer platten Moral zu suchen und darin eine Warnung vor Ehebruch oder vor französischen Liebes-

romanen zu sehen, wie dies auch gelehrte moderne Erklärer tun, nachdem ihnen der senile Professor Boccaccio auf diesem Wege mit unglaublichen Ausführungen vorangegangen ist.

Sitzung vom 9. November 1915.

Herr Wagner spricht über *Die spanische Sprache in Amerika.*

Die Ausbreitung der spanischen Sprache in Amerika, die Verdrängung der Indianersprachen, die Aufnahme indianischer Elemente ins Amerikanischspanische und andere Nebenumstände erinnern an die Ausbreitung des Lateins über die ehemalige und heutige Romania. Die Grundlage des Amerikanischspanischen ist die vorklassische spanische Volkssprache. Besonders günstige Verhältnisse erlauben uns, einen Ableger der spanischen Sprache aus derselben Zeit zum Vergleich heranzuziehen, das in der Levante erhaltene Judenspanisch. Es ergibt sich die prinzipiell bedeutungsvolle Tatsache, daß dieses, das bald schon den Zusammenhang mit der Muttersprache der Halbinsel verlor, die Umwälzungen, die sich im spanischen Konsonantismus im 16. Jahrhundert vollzogen, nicht mehr mitgemacht hat und daher heute noch in lautlicher Hinsicht Altspanisch geblieben ist, während das Amerikanischspanische infolge der durch die drei Jahrhunderte des Coloniaje und bis in die neueste Zeit hineinreichenden Kontinuität in lautlicher Beziehung neuspanisches Gepräge zeigt. Man kann darin einen trefflichen Beleg für die Unhaltbarkeit der Gröberschen Theorie erblicken.

Das Amerikanischspanische zerfällt in zwei große Gruppen, deren erstere die Antillen, die atlantischen Küsten von Mexiko, Kolumbien, Venezuela und Argentinien, sowie Teile von Chile umfaßt und sich durch ausgesprochen südwogegen die zweite (das Innere von Mexiko, Venezuela, Kolumbien, sowie spanische Eigentümlichkeiten in Lauten, Formen und Wortgut auszeichnet, Zentralamerika, Peru, Ecuador und Bolivien) dem Schriftspanischen näher steht und ein ausgleichenderes, farbloseres Spanisch darstellt. Die erstere Gruppe umfaßt die Gegenden, die am frühesten und nachhaltigsten kolonisiert wurden, und ihr südspanisches Dichtergepräge erklärt sich aus der nachweisbaren Tatsache, daß in den ersten zwei Jahrhunderten der Conquista die Einwanderung fast ausschließlich aus Südspanien erfolgte. Die später oder spärlicher besiedelten Gegenden der zweiten Gruppe, die erst im Laufe der späteren Jahrhunderte ganz oder teilweise hispanisiert wurden, haben den ausgleichenden Einfluß der späteren Zuwanderung aus den verschiedensten Teilen der Halbinsel erfahren.

Die Entwicklung dieses Zweiges des Amerikanischspanischen erinnert am meisten an die Entwicklung des Vulgärlateins in den romanischen Ländern.

Das gesamte Amerikanischspanische weist in zahlreichen lautlichen, morphologischen und lexikalischen Erscheinungen eine ähnliche Einheitlichkeit auf, wie sie für das Vulgärlatein anzunehmen ist. Neben zahlreichen gemeinsamen und charakteristischen Wörtern herrscht aber anderseits eine große Buntscheckigkeit, insbesondere hinsichtlich des Wortgutes. Im Keime sind im heutigen Amerikanischspanischen alle die Momente vorhanden, die auf romanischem Gebiete das ursprünglich wesentlich einheitliche Volkslatein in eine Reihe von Sondersprachen gehalten haben. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß eine so tiefgehende Spaltung auch im spanischen Amerika vor sich gehen wird. Die Archaismen sind eher im Schwinden begriffen. Die geistige Kontinuität besteht fort und wird durch die spanische Einwanderung, die Schule, das gedruckte Wort, insbesondere die Presse gefördert. Den zentrifugalen Kräften stehen nicht zu unterschätzende zentripetale Kräfte gegenüber.

In der Diskussion weist Herr Morf auf lautliche Einflüsse der vorspanischen Sprachen sowie auf die Verschiedenheit der Sprachmelodie in Spanien und Südamerika hin.

Herr Wolff gibt ein Beispiel für die Verschiedenheit.

Herr Förster fragt, ob die Volkssprache im spanischen Amerika literarisch verwendet worden sei.

Der Vortragende bejaht dies und gibt Beispiele von regionaler Dialektliteratur in Kuba und Mexiko.

Der bisherige Vorstand wird wiedergewählt.

Herr Dr. Söhring tritt wieder in die Gesellschaft ein.

Sitzung vom 23. November 1915.

Herr Paul Schmidt (als Gast) spricht über *Die Entstehung des Rhythmus.*

Der Vortragende versuchte zunächst, Büchers Theorie, die den Rhythmus aus der Regelmäßigkeit der Arbeitsvorgänge erklären will, zurückzuweisen. Er versuchte im einzelnen zu zeigen, daß Büchers Tatsachenmaterial einseitig und unzureichend sei, daß seine Beobachtung der Tatsachen meist ungenau sei, daß seine Methode nicht nach strengen Grundsätzen geregelt sei, so daß man sich nicht wundern könne, wenn Büchers Ergebnisse mit den Tatsachen nicht übereinstimmten. Solche Teilergebnisse wurden dann der Kritik unterzogen. Der Vortragende will die großrhythmische Gliederung aus der Zerdehnung von strophisch aufgefaßten Kadenzen herleiten; die kleinrhythmische Gliederung soll das Ergebnis der Beeinflussung der ganzen Strophe durch die aus der Tonalität einer Kadenz sich ergebende zeitliche Ordnung ihrer Schlußtöne sein.

Sitzung vom 14. Dezember 1915.

Herr Aronstein spricht über *'shall' und 'will' zum Ausdruck der Idealität im Englischen.* Nach Darlegung der Schwierigkeit des Gebrauchs dieser Hilfszeitwörter und der früheren Versuche, dieselben darzustellen und zu erklären, legt der Vortragende, indem er von der Grundbedeutung der beiden Hilfsverben ausgeht, zunächst ihren unabhängigen Gebrauch im Präsens dar. Die fortgeltende Regel wird nach ihrer Entstehung untersucht und dann der Tatbestand sowohl für die erste als für die zweite und dritte Person festgestellt. Dabei ergibt sich ein bedeutsamer Unterschied zwischen dem Gebrauch in der älteren neuenglischen Periode und im modernen Englisch, den der Vortragende im einzelnen darlegt und psychologisch zu deuten versucht. Im Anschluß hieran wird der eigentümliche modale Gebrauch von *will* in der zweiten und dritten Person im Präs. erörtert. Der unabhängige Gebrauch von *should* und *would* ergibt neue Schwierigkeiten, da zu den übrigen Unterschieden, der Unterscheidung der Personen und des modalen und temporalen Gebrauchs, noch ein neues Element, das der Irrealität, hinzukommt. Es ergeben sich hiernach vier Anwendungsweisen. Die beiden Hilfswörter können gebraucht werden: erstens behauptend, und zwar sowohl modal als temporal (Imperf. Fut.), zweitens mit der Nebenbedeutung der Irrealität, und wiederum sowohl modal als temporal (der sog. 'Konditionalis'). Mitten in diesen Darlegungen mußte der Vortragende abbrechen, da die ihm zu Gebote stehende Zeit erschöpft war. Der Vortrag wird vollständig in der *Anglia* im Druck erscheinen.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1916.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Ad. Müller.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ K. Schmidt.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Wolff.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium. Berlin NW 23, Altonaer Str. 21.

„ Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Lohmeyerstr. 6.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW 23, Claudiusstr. 14.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Halensee, Johann-Georg-Str. 6.

„ Bock, Paul, Professor, Direktor der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Schleswiger Ufer 14.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasiums i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Tresckow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Oberlehrer an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Oberlehrer an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Charlottenburg V, Schloßstr. 46.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg 5, Windscheidstr. 2 IV.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W 15, Bregenzer Str. 8 III.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor. Gr.-Lichterfelde O, Bismarckstr. 11.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.

Herr Delmer, Frederic Sefton, Professor.
„ Doegen, Wilh., Oberlehrer an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf, Alsenstr. 121.
„ Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor an der Universität. Kiel, Feldstraße 88.
„ Engel, Hermann, Professor, Oberlehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium. Charlottenburg, Schlüterstr. 56.
„ Engelhardt, Franz, wissensch. Hilfslehrer. Berlin NO 18, Gr. Frankfurter Str. 61.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstraße 76.
„ Featherstonhaugh, Albany.
„ Dr. Fehse, Erich, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium Weißensee. Berlin-Weißensee, Albertinenstr. 24.
„ Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin N 58, Eberswalder Str. 35.
„ Dr. Friedmann, Georg, Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Charlottenburg-Westend, Akazienallee 43.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Gladow, Hans, Oberlehrer am Reform-Gymnasium in Mariendorf. Berlin-Mariendorf, Kaiserstr. 121.
„ Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Direktor der III. städt. Realschule. Berlin W 35, Steglitzer Str. 8 a.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der städt. Oberrealschule I. Charlottenburg, Schloßstr. 27.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C 2, An der Schleuse 5a.
„ Harsley, Fred, M. A.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Professor, Oberlehrer an der städt. Oberrealschule I in Charlottenburg. Charlottenburg, Bismarckstr. 62.
„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer a. D. Charlottenburg, Uhlandstr. 24.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Oberlehrer an der XII. städt. Realschule. Berlin NO, Am Friedrichshain 13.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, Lützowufer 30 III.
„ Dr. Hille, Karl, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Oberlehrer am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Reinickendorf-Ost, Markstr. 4 II.
„ Dr. Hoffmann, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium nebst Realschule zu Friedenau. Friedenau, Fehlerstr. 16.
„ Dr. Hörning, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. Hummel, Fritz, ord. Lehrer am Schiller-Lyzeum. Berlin NW 52, Calvinstr. 10.
„ Dr. Koebe, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin NW 21, Essener Str. 32.

Herr Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.
„ Kündiger, Hans, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NW 21, Bochumer Str. 14.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Berlin-Wilmersdorf, Jenaer Str. 19.
„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S 14, Dresdener Straße 90 I.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C 2, Klosterstr. 73 II.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Privatdozent an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin W 35. Genthiner Str. 41 III.
„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Realschuldirektor a. D. Berlin W 50, Achenbachstr. 2.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.
„ Luft, Friedrich, Professor, Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.
„ Maillet, A. S.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer a. D. Steglitz, Kleiststraße 38.
„ Dr. Morf, Heinrich, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer a. D. Friedenau, Südwest-Korso 13.
„ Dr. Müller, August, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule in Berlin. Köpenick-Wendenschloß, Falkendammer Straße 7.
„ Dr. Mylo, Paul, Oberlehrer an der Oberrealschule in Potsdam. Potsdam, Humboldtstr. 4.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.
„ Dr. Noack, Fritz, Professor, Oberlehrer am Gymnasium in Groß-Lichterfelde. Groß-Lichterfelde, Theklastr. 12.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg I, Guerickestr. 42.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Grenzburgstr. 6.
„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf-Ost, Bernerstr.

Herr Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.

„ Dr. Philipp, Karl, Oberlehrer an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.

„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf-Wa., Bergmannstr. 7.

„ Dr. Polak, Léon, Oberlehrer am städt. Gymnasium. Haarlem (Niederlande), Ripperdastr. 9a.

„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer an der Kierschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.

„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin-Steglitz, Schloßstr. 49.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor a. D. Dresden N, Bautzener Str. 77.

„ Dr. Roediger, Max, Geh. Regierungsrat, außerord. Professor an der Universität. Berlin W 62, Bayreuther Str. 43 II.

„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der 8. Realschule. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.

„ Roland, Max, Oberlehrer. Potsdam, Breite Str. 30.

„ Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Groß-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.

„ Rossi, Giuseppe, Kgl. ital. Vizekonsul, Lektor an der Kgl. technischen Hochschule. Berlin NW, Lüneburger Str. 22.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.

„ Dr. Saß, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.

„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW, Großbeerenstr. 58/59 III.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin W 50, Rankestraße 29 III.

„ Dr. Schmidt, Karl August, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S 61, Lehniner Str. 9 IV.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W 50, Rankestr. 29 III.

„ Schreiber, Wilhelm, Direktor der städt. Humboldt-Realschule in Tegel. Tegel, Hauptstr. 33a.

„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.

„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 9, Gartenhaus III.

„ Dr. Söhring, Otto, Gymnasialdirektor, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Lichterfelde, Elisabethstr. 16.

„ Dr. Spatz, Willy, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 107.

„ Dr. Speck, Johannes, Oberlehrer am Paulsen-Realgymnasium. Steglitz, Birkbuschstr. 16.

„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.

„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule in Berlin. Wilmersdorf-Berlin, Gieselerstr. 22.

„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Leiter des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 187.

„ Stumpff, Emil, Direktor der Friedrich Wilhelm-Realschule, Königswusterhausen.

Herr Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Fehlerstr. 3.
„ Dr. Thurau, Gustav, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Wolgaster Str. 53.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Geh. Regierungsrat, Realgymnasialdirektor a. D. Charlottenburg, Kantstr. 150.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstr. 123.
„ Vorhauer, Ernst, Oberlehrer am Lyzeum Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 19 III.
„ Dr. Wagner, Max Leop., Privatdozent an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31.
„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Berlin W 15, Hohenzollerndamm 3.
„ Dr. Willert, H., Professor, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule. Berlin SW 11, Kleinbeerenstr. 8 I.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Oberlehrer am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Meißner, A. L., Professor. Belfast (Irland).

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Werner Schulze, Gustav Schwab als Balladendichter. Berlin. Mayer & Müller, 1914. (Palaestra CXXVI.)

Die literarhistorische Analyse und Interpretation von Schwabs Lyrik ist eine Aufgabe, die keine schwierigeren Probleme stellt. Schulze ist ihr in seiner sauberen Erstlingsarbeit im wesentlichen gerecht geworden. Nachdem er einleitend Schwabs literarische Stellung und poetische Produktion im ganzen umrissen, die bescheidene Eigenart seiner Dichtung bezeichnet, seine poetische Entwicklung skizziert und einige Beobachtungen über seine Verskunst und seinen sprachlichen Ausdruck zusammengefaßt hat, wendet er sich dem Schwerpunkt von Schwabs dichterischem Schaffen und damit seinem eigentlichen Thema zu, einer Untersuchung von Schwabs lyrisch-epischer Poesie. Dabei handelt es sich ganz überwiegend um das Verhältnis der Balladen zu ihren Quellen. In der Vorrede zu seiner 'Neckarseite der schwäbischen Alb', in Briefen und anderwärts gibt der Dichter selbst Hinweise auf die von ihm als Quellen benutzten Verfasser: Crusius, Memminger, Ernst Meier, Pfaff u. a. Alle diese Werke hat nun Schulze systematisch für seinen Zweck durchgesehen, und er legt die Ergebnisse seiner Exzerpierungsarbeit zunächst in einer den Hauptteil seines Buches bildenden Reihe von Besprechungen der einzelnen sagengeschichtlichen Schöpfungen vor. Mit einem etwas ermüdenden Schematismus nimmt er sie Stück für Stück kommentierend durch, auch im Hinblick auf Entstehung, frühere handschriftliche Fassungen und Lesarten.

Ein knappgehaltener synthetischer Abschnitt zieht dann aus den Einzelanalysen die Folgerungen. Schwab hat planmäßig in den Quellen nach brauchbarem Balladenmaterial gesucht und sich meist recht genau, ja nicht selten unfrei und unselbständig genug, an sie angeschlossen. Ein gewisses Geschick zeigt er in seinen Zyklen, wo es gilt, den Stoff aus verschiedenen Quellenwerken zu kompilieren. Aus dem Nichts hat er kein episches Gedicht hervorgebracht; sein Mangel an Erfindungsgabe ist geradezu auffallend. Stofflich wurzeln seine 'Sagen', wie er mit bezeichnender Ungenauigkeit alle seine Balladen betitelt, im Boden der Romantik; neben dem Wunderbaren spielt auch das Grausige eine Rolle und nähert manches lyrisch-epische Gedicht geradezu der Schauerromanze. Erfreulich sind die humoristischen Zutaten, doch liegt Schwab der eigentliche Schwank (wie Uhlands 'Schwäbische Kunde') nicht. Von romantischer Ironie hält er sich frei.

Ein weiterer zusammenfassender Abschnitt hat es mit seiner epischen Technik zu tun. Schwabs persönliche Note ist ein sachlich durchaus nicht strenges und objektives, sondern vielmehr ein subjektives liebenswürdiges Erzählen, das die Lebendigkeit der Darstellung vorzugsweise gern durch eingeschobene Fragen und Antworten oder gar eingefügte persönliche Züge und Gefühle erzielt. Der Bau seiner Balladen ist mehr locker als gedrungen, ein typischer Fehler in ihnen das geschichtliche Weitergreifen über den Stoff hinaus, das den Dichter zum Historiker werden läßt. Als Historiker zeigt sich Schwab auch, wenn er Märchen und Sage mit geschichtlichen Personen in Verbindung bringt. Schulze unterscheidet in Schwabs Balladen zwei Typen: Gedichte, deren Inhalt in fortlaufender Handlung abrollt, und solche, die durch Aneinanderreihen mehrerer örtlich oder zeitlich getrennter Szenen oder Auftritte den dramatischen Gang ersetzen (S. 195). Im Eingang liebt es der Dichter, vom Allgemeinen auszugehen und das Individuelle als Haupthandlung folgen zu lassen; am Schluß nimmt er gern vorher angeschlagene Motive wieder auf. Übrigens sind Schwabs Balladen nicht über

einen Leisten geschlagen, sondern weisen eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Behandlung auf.

Im Anhang legt Schulze, der den Nachlaß des Dichters im Marbacher Schiller-Museum herangezogen hat, vier ungedruckte epische Gedichte Schwabs vor.

Erfreulich an der ganzen Arbeit ist die ruhige Sachlichkeit, die keine Überschätzung des behandelten Gegenstandes aufkommen läßt. Doch hätte der Verfasser gut getan, in größerem Maße bei anderen Balladendichtern vergleichende Umschau zu halten, z. B. auch bei Theodor Fontane, dessen Balladendichtung kürzlich ein sorgsames Buch von Hans Rhyn ('Sprache und Dichtung' Bd. 15, Bern 1914) untersucht hat. Schulze zieht nicht einmal Justinus Kerners und Mörikes Balladen heran! Er wäre bei weiter eingestelltem Gesichtsfeld wohl auch zu bestimmteren ästhetischen Ergebnissen gelangt, denn 'Charakteristiken von Kunstwerken' — sagt Justi im 'Winckelmann' — 'sind von Vergleichsurteilen abhängig'.

Bern. Harry Mayne.

Berthold Litzmann, Ernst v. Wildenbruch. I. Band. Berlin, Grote 1913. Geh. M. 8, geb. M. 10. 400 S.

Militärische Dienstleistungen machen es dem Rezensenten leider unmöglich, der Wildenbruchbiographie B. Litzmanns, die jetzt als Ergänzung und Krönung der großen Gesamtausgabe des Dichters vor der Öffentlichkeit erscheint, die gebührende kritische Würdigung zuteil werden zu lassen. Sie muß dem nächsten Jahrgang des 'Archivs' vorbehalten bleiben. Man durfte von vornherein aus Litzmanns Feder ein Werk erwarten, das weit über Maßstab und Umfang einer gewöhnlichen Biographie hinausgeht. Nicht allein, daß die bei dem ersten Zusammentreffen im Akademisch-Literarischen Verein Berlin im wahlverwandtschaftlichen Idealismus geknüpften Freundschaftsbande dem kritischen Genossen tiefinnerste Einblicke in das persönliche und poetische Leben Wildenbruchs gewährten, auf noch breiterer Grundlage konnte L. sein Werk aufbauen, weil die Gattin des Verstorbenen 'jeden Tag und jede Stunde hilfsbereit mit nie ermüdenden Händen und mit verstehender und ermunternder Teilnahme' dem Biographen zur Seite gestanden hat und ihm der gesamte Wildenbruchsche Nachlaß, Papiere der Familie und was sonst an Dokumenten vorhanden, zugänglich war. Dank der warmherzigen Bewunderung, mit der Litzmann, als Freund nachfühlend, als Kritiker aufdeckend, die Lebensarbeit des Dichters verfolgt und die Fülle von Material, das der erste 400 Seiten umfassende Band der Biographie schon birgt, gesichtet, geprüft und gestaltet hat, ist denn auch ein überaus farbenreiches und ausdrucksvolles Bild entstanden. In unserer Zeit gewaltiger Volkserregung und nationaler Gemeinschaftsgefühle, die uns vielleicht mehr als je Wildenbruchs ehrliche Männlichkeit verstehen und sein künstlerisches Vermächtnis ohne jede psychologische oder historische Rekonstruktion empfinden läßt, fesselt es besonders, zu verfolgen, wie Litzmann die Erscheinung des Dichters in ihrer engen Verknüpfung mit der deutschen Volksseele mit methodischer Klarheit nachschöpfend entwickelt. Sein Streben, Wildenbruchs Kraft gleichsam aus den Wurzeln seiner Nation abzuleiten, läßt ihn die politischen, sozialen, literarischen und genealogischen Verhältnisse weit umfassen und in einen festen Ring zwingen. Und so liest man das erste Kapitel 'Ahnen und Eltern' fast wie eine kulturhistorische Novelle: Prinz Louis Ferdinands, des Großvaters, tragische Gestalt leuchtet in eindrucksvoller Schilderung auf, die Hofkabalen, die der Vater zu bekämpfen hatte, ehe er die geliebte Ernestine von Langen gewann, verschwinden allmählich vor dem 'Frühlingsgewitter der großen europäischen Krise', die auf den Konstantinopeler Tagen des jungen Paares lastet, und

endlich fehlt es auch der Geburt des Dichters nicht an einem eigenartig tragischen Auftakt. Auch im zweiten und dritten Kapitel, den 'Wanderjahren' und 'Lernjahren', die bis 1876 führen, ist die Geschichte der Familie Wildenbruch in den politischen Horizont eingespannt, aus dem sich allmählich klarer und klarer aufsteigend das Bild des werdenden Dichters heraushebt. In den Analysen der Frankfurter Dichtungen, in den kritischen Auseinandersetzungen namentlich über 'Spartakus' und 'Harald', in der erfolgreichen historisch-psychologischen Quellenforschung, in der Deutung von Wildenbruchs Drang zum nationalen Stoffgebiet, offenbart sich die reiche Fülle des Materials, des verarbeitenden Fleißes, der kritischen Erfassung und der aufrechten Freundestreue. Ein viertes Kapitel, 'Berlin', schildert die Reichshauptstadt der 70er Jahre, künstlerische Bewegungen, die freudige Lebensbejahung der deutschen Studentenschaft nach dem nationalen Aufschwung, Wildenbruchs Beziehungen zu der jungen Generation und die bitteren Kämpfe des angehenden Dramatikers, bis seine eigene Kraft, gestützt von dem Verständnis, das er gerade bei der Studentenschaft findet, endlich die Tore der deutschen Theater sprengt. Als Ausdruck einer Wesenheit mit gleichen Wurzeln und gleichen Zielen wird die nebenhergehende reiche lyrische und novellistische Tätigkeit des Dichters verfolgt, um zum Schluß die seltenen problematischen Seelenkämpfe aufzudecken, die Wildenbruch zu bestehen hat, ehe er Maria v. Weber, eine Enkelin des großen Komponisten, heimführt.

Berlin-Friedenau. Edgar Groß.

E. F. Koßmann. Nieuwe Bijdragen tot de Geschiedenis van het nederlandsche Tooneel in de 17e en 18e Eeuw. 's-Gravenhage. M. Nijhoff. 1915. IX. 172 S. 8° mit vier Abbildungen.

Der schöne Erfolg, den Koßmann 1910 mit der Herausgabe der niederländischen Fausttragödie des 17. Jahrhunderts erzielte, hat ihn zu weiteren Forschungen auf dem Gebiete der älteren niederländischen Theatergeschichte gelockt. Denn aus Schauspielerkreisen ist jene 'Hellevaart van Dokter Joan Faustus Rijndorps hervorgegangen, die uns von dem verlorenen deutschen Faustdrama der fahrenden Komödianten eine so getreue Vorstellung verschafft. Sein inhaltreiches Buch liefert recht wertvolles Material zur Geschichte der Theater im Haag und in Amsterdam sowie der fahrenden Schauspielertruppen, sowohl aus Archiven wie aus gedruckter Literatur. Jede überflüssige Weitläufigkeit ist vermieden, in kurzen Übersichten sind auch die bereits bekannten Tatsachen eingeordnet. Die Haager Bühne stand im 17. Jahrhundert unter der Leitung dreier Schauspieler, des Jan Baptist van Fornenbergh (1624—1697), der auch Kunstreisen nach Stockholm und Hamburg unternahm, des Gillis Noozeman (1626—1682), der die Tochter Fornenberghs heiratete und seine Tochter aus erster Ehe diesem zur Frau gab, und des Jacob van Rijndorp († 1720), der um 1692 die schon genannte Fausttragödie bearbeitete und 1715 in den sogenannten Poetenstreit verwickelt wurde. Aus der Liste der obrigkeitlichen Bewilligungen ersieht man, daß außer den niederländischen Banden auch englische (1605—1648, 1774) und italienische (1697, 1729, 1755, 1759) Komödianten den Haag aufsuchten, am häufigsten freilich französische. Die von Wybrands 1873 veröffentlichte Geschichte des Amsterdamer Theaters ergänzt K. durch ein sorgfältiges Verzeichnis der 1638—1700 aufgetretenen Schauspieler, ihrer Lebensumstände, Rollen und ihrer literarischen Wirksamkeit; denn viele von ihnen, wie J. P. Meerhuysen, der Verfasser des Schwankbuches 'De geest van Jan Tamboer', A. van den Berg, Germez, Isaak Vos, Kalbergen, Leeuw, der Übersetzer von Gryphius, Waltes, Sybant (der Shakespeares 'Gezähmte Wider-

spenstige' übertrug), Kemp, Groen (Faust) usw., waren auch schriftstellerisch für die Bühne tätig. Eine aus der Rijndorpschen Truppe stammende Handschrift v. J. 1710—11 enthält die Tragödien 'Tereus', 'Dido', 'Arteminia', 'Camma', 'Darius', 'Mirrha'. Die 'Arteminia' ist offenbar mit dem deutschen Stück 'Der ehrliche Kuppler' identisch, das J. Velten 1690 in Torgau aufführte; auch die 'Cleopatra' Veltens scheint auf einem holländischen Stück aus Rijndorps Repertoire zu beruhen. Erwähnung verdienen endlich noch die Nachrichten über die Vorstellungen spanischer und deutscher Juden und über die von 1590—1656 in Holland auftretenden englischen Komödianten und die von ihnen mitgebrachten Dramen. Beigegeben sind zwei unedierte Zeichnungen Rembrandts, welche Amsterdamer Schauspieler darstellen.

Berlin. Johannes Bolte.

Daniel Friedrich Heilmann, Mörikes Lyrik und das Volkslied. Berlin. Emil Ebering. 1913. VIII, 132 S. 8°.

Mit Recht betont der Verfasser der vorliegenden Untersuchung immer wieder, daß nur eine begrenzte Gruppe Mörikescher Gedichte Verwandtschaft mit dem Volksliede zeige, daß der Dichter daneben über ganz andere Töne und Stilarten gebot. Gewiß; und man darf hinzufügen, daß jene volkstümliche Gruppe bequem auf weit weniger Druckseiten Platz fände, als dieses Buch enthält. War wirklich noch nach den einleuchtenden Bemerkungen, die Mayne in seiner Mörike-Biographie den Beziehungen des Dichters zum Volksliede widmet, so viel Neues darüber zu sagen?

Der Verfasser hat seine Darlegungen zunächst dadurch ausgeweitet, daß er alles einbezog, was in Mörikes Schaffen in irgendeinem Sinne volkstümlich war, also auch, was in der Volkssprache und Volkssage seine Vergleichspunkte hat, nicht im Liede. Er findet etwa einen mythenbildenden Trieb bei Mörike ('Orplid'), der ähnlich den 'Menschen der Urzeit' eigen sei; oder er sammelt die volkstümlichen Elemente der Sprache Mörikes so emsig, daß sogar der 'Plauderton der vormärzlichen Zeit' und seine zierlichen Fremdwörter (im 'Alten Turmhahn') bedacht werden. In diesem sprachlichen Kapitel scheidet er immerhin die volksliedmäßigen Elemente von den im weiteren Sinne volkstümlichen, erwähnt auch den Einfluß von Hans Sachs und der Bibel. Aber nicht immer ist er so behutsam. Es gibt Stellen in der Arbeit, wo der Begriff 'volksliedmäßig' eine unberechtigte Elastizität gewinnt, die alle möglichen Inhalte umspannen kann. Schon in dem Kapitel über 'volkstümliche Stoffe und Motive' ist man erstaunt, die Totenliebe, die Träume und die Nixenliebe so unterstrichen zu sehen, alles Motive, die im Volksliede nur in einfachen Urformen, in großer Schlichtheit vorkommen, eine üppige Ausgestaltung aber bei Kunstdichtern erfuhren, von denen der Verfasser nur beiläufig spricht. Aus den stilistischen Kapiteln greife ich zwei Punkte heraus, an denen der Verfasser dem Volksliede gibt, was ihm nach meiner Überzeugung nicht zukommt. Das sind die 'Stilverschleierung' und der 'Impressionismus'. 'Stilverschleierung' nennt der Verfasser — im Anschluß an Gedankengänge E l s t e r s in dessen 'Prinzipien der Literaturwissenschaft' — das Verfahren, einen V o r g a n g zu erzählen zu dem klaren Zweck, eine S t i m m u n g zu wecken; äußerlich episch, in der Absicht lyrisch zu sein. So verfährt sicherlich das von H. angezogene Volkslied 'Jetzt gang i ans Brünnele'. Aber so verfahren in noch greifbarerer Weise viele Kunstdichter: Lenau ('Der Postillion'), Chamisso ('Schloß Boncourt'), Eichendorff ('Es schienen so golden die Sterne'), Kerner ('Der Wanderer in der Sägemühle'), Schiller ('Nänie'). Nimmt man vollends die Fälle hinzu, in denen der Vortrag auf der Grenze von Erzählung und B e s c h r e i b u n g sich bewegt — bei Mörike schließt der Verfasser diese Fälle ein —, so fällt eine

große Masse aller Lyrik in diese Gruppe, und es erscheint ganz willkürlich, dergleichen gerade an das Volkslied anzuknüpfen. Der Verfasser macht sich diese Anknüpfung auch ziemlich leicht und scheint selbst die Willkür zu empfinden: 'Es leuchtet ein, daß sie (die Stilverschleierung) dem Volksliede vor allem eignet. Aber auch bei Goethe, Heine, Uhland und anderen finden wir diese Technik' (S. 41). — Von Mörikes 'Impressionismus' aber (Hauptbeispiel 'Die Geister vom Mummelsee') schlägt der Verfasser genau besehen überhaupt nur eine rhetorische Brücke zum Volksliede hinüber; nachdem er des längeren ohne jeden Seitenblick auf das Volkslied davon gesprochen hat, kommt der Satz (S. 44): 'Und hier nun hat das Volkslied — knapp und fest im einzelnen, nicht allzu verschwimmend in seinem Impressionismus — gesundend auf ihn eingewirkt, indem es ihn vor Entartungen bewahrte. Im Anschluß an die Kunst des Volksliedes hat er den andeutenden Stil in bemerkenswerter Weise herausgebildet.' Aber — der 'andeutende Stil' ist doch wieder etwas anderes als der 'Impressionismus', den der Verfasser eine Seite zuvor selbst als passives Verhalten zu den Sinneseindrücken, differenziertes Aufnehmen bei geflissentlichem Fernhalten des Abstrakt-Gedanklichen auffaßt. Und kein Beispiel von Impressionismus in einem Volksliede hat der Verfasser beigebracht!

Heilmann hat offenbar lange und mit feiner Empfänglichkeit die Kunst Mörikes belauscht, mit der Art und Kunst des Volksliedes sich aber nicht in gleichem Grade vertraut gemacht. Nun sucht er von dem vertrauten Ufer aus beständig Brücken nach dem andern zu schlagen, die oft drüben nur recht schwache Stützpunkte finden. Über sein eigentliches Thema sagt er nicht so viel Neues, als der Umfang der Arbeit vermuten ließ; doch sei hervorgehoben, daß er das Metrische nicht umgeht, sondern dazu klare und eindringende vergleichende Beobachtungen anstellt.

Überhaupt fehlt ihm nicht Beobachtungsgabe, und einige Ausführungen sind, wenn auch locker mit dem Volksliede verbunden, an sich kennenswert. Mich fesselten besonders die Seiten, auf denen H. den Unterschied zwischen der volkstümlichen Gruppe Mörikescher Gedichte und den anderen Gruppen in seine einzelnen Ausprägungen hinein verfolgt. Mörike konnte Farben und Klänge ganz einfach, ohne jede Beachtung der Nuance bezeichnen — wie das Volkslied — und er konnte auch aufs feinste differenzieren (S. 53 f.); ihm steht auch ein Doppelvorrat von Beiworten zur Verfügung: 'dort individuelle, neugebildete, komplizierte Epitheta, hier schlichte, meist althergebrachte Bildungen, stehende Beiwörter' (S. 72 f.). Die Proben, die der Verfasser nun von beiden gibt, wirken in der Gegenüberstellung fast verblüffend. Hätte er doch diese Vergleiche noch auf andere Elemente dichterischer Darstellung ausgedehnt!

Ein paar sachliche Versehen seien zum Schluß beiher erwähnt. König Artus (S. 28) ist nicht geeignet, die Erinnerung an die nordische Sagenwelt wachzurufen; er gehört den Kelten. 'Williams Ghost' (S. 24) ist natürlich nicht aus Ossian, sondern aus Percy von Herder übertragen worden; für Bürgers 'Lenore' stellt er nur eine unter vielen Anregungen dar.

Berlin. Heinrich Lohre.

Wilhelm Waiblinger. Liebe und Haß, ungedrucktes Trauerspiel. Nach dem Manuskript hg. von André Fauconnet. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 148. Berlin-Leipzig, B. Behrs Verlag, 1914. Einzelpreis M. 3,60, Subskriptionspreis M. 3.

Durch vorliegenden ersten Druck des bisher unbekannten Dramas 'Liebe und Haß' von Wilhelm Waiblinger wird die Kenntnis dieses schwäbischen

jungen Dichters wesentlich erweitert, und dem Herausgeber dieses Werks, André Fauconnet, gebührt lebhafter Dank für das Geschick, mit dem er sich seiner Aufgabe entledigt hat. Man wußte bereits aus den Arbeiten Eduard Grisebachs und Dr. Karl Freys, daß Waiblinger das Interesse der literarisch geschulten Nachwelt in reichstem Maße verdient, aber nach dieser Veröffentlichung Fauconnets wird es auch strengeren Kritikern klar werden, daß in diesem jungen Dichter — er erreichte nur ein Alter von 25 Jahren — starkes Talent nach reicher Entfaltung gestrebt und feiner poetischer Sinn um geschmackvollen Ausdruck gerungen hat. Gewiß darf das Stück nicht mit absolutem Maßstab gemessen werden. Das Werk eines Primaners! Wer wollte von vornherein daran zweifeln, daß es das Gepräge des Jugendlich-Unreifen Seite für Seite oft allzu deutlich verrät; nicht minder deutlich als etwa Schillers 'Räuber' oder Körners 'Zriny'. Aber was uns diese beiden Dramen trotz offenkundiger Schwächen für alle Zeiten lieb und wert macht, zieht uns auch zu dem Stück des Gymnasiasten Waiblinger hin: ehrlicher Ausdruck starken inneren Empfindens, jugendlich-feuriges Erfassen erster seelischer Erlebnisse, geschmackvolle Formung früher dramatischer Eingebungen. Und so können wir dem Herausgeber zustimmen, wenn er eine längere Rechtfertigung seines herausgeberischen Unternehmens für nicht notwendig hält und das Stück für sich selbst sprechen läßt.

Immerhin geht es ohne das übliche Vorwort nicht ab, und zweifellos ist es für den über das Stück des Verfassers noch nicht genauer unterrichteten Leser von Wichtigkeit, einige Angaben über seine Entstehung zu erhalten. Sie setzen ihn von vornherein in den Stand, ein zutreffenderes und gerechteres Urteil abzugeben, als es bisher geschehen ist. Denn das Drama hat bereits von einer Seite eine sicherlich zu scharfe und vorschnelle Ablehnung erfahren. Dr. K. Frey tut es in seinem sonst sehr lesenswerten Buch über 'Waiblingers Leben und Werke' mit der Bemerkung ab, es bestehe nur aus Reminiszenzen. Allerdings wird es keinem Leser schwer werden, Szene für Szene die unverkennbaren Einflüsse Shakespeares, Lessings, Goethes, Schillers nachzuweisen. Aber man wird sie doch ganz anders einschätzen, wenn man von dem Herausgeber darüber belehrt wird, daß die ganze Handlung des Dramas auf eigenen Erlebnissen des Verfassers beruht, nämlich auf seiner unglücklichen Liebe zu einem jungen Mädchen, das in seinem Hause wohnte und in seinen Tagebuchnotizen unter dem Namen 'Valerine' uns eingehend geschildert wird; daß also die auftretenden Personen im Drama nicht nur nach Vorbildern klassischer Meister, sondern nach eigenen Erfahrungen im Leben des Verfassers geschildert sind. Wenn Fernando den Dichter selbst, Florine seine 'Jungfer Heimin', Enrico und Caracci die sich seiner Liebe widersetzenden Verwandten darstellen, so geht aus dieser Tatsache genugsam hervor, ein wie persönliches Erleben dem ganzen Drama zugrunde liegt. In der Tat ist der Dichter in jener Stimmung an sein Werk herangetreten, die allein echten poetischen Erfolg gewährleistet. Er will sich die Seele frei schreiben, durch sein Dichtwerk Schmerz und Kummer betäuben oder, wie er sich ausdrückt, 'an seinem Helden eine tragische Katharsis erleben'. Das sagt genug, um den Dichter vor dem Vorwurf unfruchtbarer Unselbständigkeit beim Schaffen zu schützen.

Das Stück bietet uns demnach das übliche Bild des talentierten Anfängers: Erinnerungen an berühmte Vorbilder, gestützt auf persönliche Erlebnisse und durchglüht von eigensten Empfindungen. Wir denken dabei an Schillers Jugenddramen oder Goethes 'Götz'; und wenn unsere ganz Großen in ihren ersten Werken nicht ohne Shakespeare und Rousseau auskommen konnten, dürfen wir uns bei einem Waiblinger an ähnlichen Erscheinungen nicht stoßen. Deshalb brauchte der Herausgeber den Dichter z. B. gegen Freys Vorwurf, er habe die Begegnungsszene in der Kirche zu Neapel aus der 'Emilia Galotti' ganz herübergenommen, nicht gar so ängstlich verte-

digen. Hier liegt tatsächlich eine offenkundige Übereinstimmung vor, die sich nicht nur, wie der Herausgeber meint, auf Äußeres bezieht, sondern zum Teil auch auf Wesensart und Stimmung der an der Begegnung beteiligten Personen. Und es ist nicht nur diese Szene aus Waiblingers Drama, die auf den Einfluß der 'Emilia Galotti' hinweist, sondern noch manche andere ist von Erinnerungen an dies Stück getragen. Wie häufig denkt man bei dem hinterlistigen Vorgehen und der höhnisch-rachsüchtigen Ausdrucksweise Caraccis an die Niedertracht Marinellis (vgl. z. B. die Szenen I 4, III 1, III 2), oder bei dem Auftreten des gedungenen Mörders Landonella an Angelo (vgl. II 2, III 5) oder bei dem fürchterlichen Wutausbruch Enricos über die vermeintliche Entehrung Florinens an den aufbrausenden Zorn Odoardos (z. B. IV 3) und bei seiner 'verzweifelten Rene' am Schluß (V 8) an die ganz ähnliche Stimmung des Prinzen am Ende von Lessings Tragödie! Aus diesem Grunde durfte bei der Erwähnung der Einflüsse Shakespeares, Goethes, Schillers der Name Lessing nicht fehlen (S. 4, Z. 19). Es bleibt auch so des Persönlichen genug, das das Werk interessant macht. Schon allein der Zauber echter Romantik, der viele Szenen durchweht, und auf den der Herausgeber mit Recht aufmerksam macht, geben dem Drama ein bestimmtes eigenartiges Gepräge, in dem sich die schwärmerische Seele des jungen Dichters reizvoll offenbart, und in dem sich zugleich die auch für so viele andere Dichter des beginnenden 19. Jahrhunderts bezeichnende Stimmung widerspiegelt. Alles dies zusammengenommen, ergeben sich genügend bemerkenswerte Gesichtspunkte, um das Werk für die literarhistorische Forschung als wertvoll und damit den Druck der Handschrift als lohnend erscheinen zu lassen.

Mit dieser handschriftlichen Überlieferung des Stücks beschäftigt sich der Herausgeber dann noch mit großer Gründlichkeit und nach bewährter Methode in einem 'Textkritischen Anhang'. Hier wird man allen seinen Ausführungen gern folgen: so wenn er ausführlicher begründet, warum er von den beiden vorhandenen Handschriften der in dem Besitz von des Dichters Neffen befindlichen den Vorzug gibt (S. 169 ff.), ebenso wenn er seine Zweifel an der Echtheit des beiden Handschriften vorangestellten Uhlandschen Sonetts vorbringt (S. 175 ff.). Besonders hervorgehoben sei noch der Fleiß, mit dem sich der Herausgeber der Mühe unterzogen hat, sämtliche Abweichungen der späteren Handschrift B von der früheren festzustellen und abzudrucken. Dadurch wird es dem kritischen Leser leicht gemacht, die Betrachtungen des Herausgebers zur Handschriftenfrage selbständig nachzuprüfen und sich sein eigenes Urteil zu bilden.

Berlin-Wannsee. Kurt Levinstein.

Georg Forsters Tagebücher. Hg. von Paul Zincke und Albert Leitzmann in der Sammlung Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 119. Berlin, B. Behrs Verlag. 1914. Einzelpreis M. 10, Subskriptionspreis M. 9.

Frisch und lebendig muten noch heute diese Tagebücher Georg Forsters an, die uns von Paul Zincke und Albert Leitzmann zum erstenmal im Druck beschert werden. Neues Licht wird damit über das Leben und die Persönlichkeit dieses interessanten Gelehrten und späteren geistreichen Tagesschriftstellers des 18. Jahrhunderts verbreitet, und zwar gerade über diejenige Periode seines Lebens, in der das bunte Leben seiner Zeit in den mannigfaltigsten Erscheinungsformen an seine stets aufnahmefähige Seele heranflutete. Es handelt sich um die Jahre 1777, 1784 und 1785, in denen Forster größere Reisen unternahm und das Bedürfnis fühlte, seine Eindrücke

in unmittelbarer Niederschrift festzulegen. Den Mittelpunkt der ganzen Ausgabe bildet das zweite Tagebuch, das die lange Reise des Jahres 1784 mit allen Einzelheiten schildert, während das erste des Jahres 1777 und das dritte von 1785 nur fragmentarisch erhalten sind und uns in wenigen Seiten vorgeführt werden.

Die Reise, um die es sich in den 232 Druckseiten des zweiten Tagebuchs handelt, führt Forster von Kassel, wo er seit Dezember 1778 als Professor am Karolineum wirkte, nach Wilna in Polen. Dorthin folgt er einem ehrenvollen Rufe als Nachfolger des französischen Botanikers Gillibert. Diese Reise fällt in die Zeit von April bis November des Jahres 1784. Forster reist zunächst durch den Harz, kommt dann über Leipzig, Dresden, Freiberg, Prag nach Wien, wo er sich mit fieberhaftem Interesse in den Strudel des Lebens der österreichischen Hauptstadt stürzt, fährt dann weiter über Krakau, Warschau, Grodno und gelangt schließlich am 18. November an seinem Bestimmungsort Wilna an. Mit meist gleichbleibender Teilnahme folgt der Leser dem Verfasser der Tagebücher durch alle die genannten Städte. Sei es, daß Forster von seinem Verkehr mit berühmten Männern der Zeit erzählt, sei es, daß er uns Einblick in seine vielseitigen Studien und Beobachtungen auf botanischem und mineralogischem Gebiet gewährt, sei es, daß wir ihn in Sammlungen, Galerien, Theater begleiten, stets weiß er zu fesseln, in scharfen Strichen das von ihm Geschaute zu schildern und es uns miterleben zu lassen. So geht der Herausgeber dieses zweiten Tagebuchs, Paul Zincke, keineswegs zu weit, wenn er es als ein interessantes Kulturdokument des 18. Jahrhunderts bezeichnet. Mit Recht weist er aber auch in seiner vortrefflich in das Verständnis des Werks einführenden Einleitung darauf hin, daß man es mit keinem sorgfältig ausgearbeiteten Reisejournal zu tun hat, sondern daß Forster vielmehr nur flüchtige, skizzenhafte Impressionen bietet, die sich wie Momentaufnahmen ausnehmen und übrigens niemals von ihm zur Veröffentlichung für einen größeren Leserkreis bestimmt waren (Einl. S. 43/44).

Aber noch darüber hinaus sind wir Zincke zu Dank verpflichtet. Er gibt dem zweiten Tagebuch Forsters einen Kommentar von 114 Druckseiten bei, der von großem Wert für das tiefere Verständnis des Werkes ist. Alles, was irgendwie dem Leser unverständlich bleiben könnte, findet sich darin erklärt. Vor allem über die zahlreichen Persönlichkeiten, die Forster mit Namen nennt, werden in knapper Form Aufschlüsse gegeben, und so mancher wissenschaftliche Fachausdruck wird erklärt. Auch der rein sprachlichen Seite des Tagebuchs hat der Herausgeber seine Aufmerksamkeit zugewandt. Die von der Gattin Forsters, Therese Heyne, herausgegebenen Briefe des Gelehrten geben insofern kein ganz getreues Bild seiner Sprache, als Therese eine ganze Reihe eigenmächtiger Veränderungen an der Form vorgenommen hat. Dies Tagebuch bietet nun eine in jeder Beziehung zuverlässige Wiedergabe der ersten Niederschrift Forsters, so daß es als sicheres Zeugnis für seine Art zu schreiben angesprochen werden kann. Der Herausgeber macht auf eine größere Anzahl von Eigentümlichkeiten Forsters auf den Gebieten des Stils, der Orthographie und der Interpunktion aufmerksam und weist auf die zahlreichen von ihm für seine Zwecke ersonnenen Abkürzungen hin (S. 283—292).

So ist das Studium des zweiten Tagebuchs Forsters nach jeder Seite hin lohnend. Die Bedeutung des fragmentarischen ersten und dritten Tagebuchs tritt dahinter naturgemäß stark zurück. Das erste bezieht sich auf die im Jahre 1777 unternommene Reise von London nach Paris und ist in englischer Sprache geschrieben; das dritte erzählt von der Reise, die Forster im August und September des Jahres 1785 von Wilna nach Göttingen unternahm, um sich mit Therese Heyne zu verheiraten. Wir hören leider nur über den Verlauf des ersten Teils der Reise, von Wilna nach

Dresden. Über alle weiteren Erlebnisse, z. B. über die Aufnahme in Weimar durch Goethe und die Bekanntschaft mit Herder und Wieland, ist nichts auf uns gekommen. Ja, wir wissen nicht einmal, ob Forster überhaupt auf der ganzen Reise sein Tagebuch weitergeführt hat.

Forsters Tagebücher sind in zwei Handschriften überliefert, die dem Herausgeber als Unterlagen gedient haben. Die erste (W H) enthält das erste und zweite Tagebuch (Teil 1—4) und befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, die zweite (J H) den fünften Teil des zweiten Tagebuchs und das dritte; sie ist im Besitze Albert Leitzmanns, des bewährten Forscherkenners, der auch den vorliegenden Druck durch Zugänglichmachung des Manuskripts, Kommentierung des ersten Tagebuchs sowie mancherlei Ratschläge gefördert hat. An der Spitze der ganzen Ausgabe befindet sich das gutgelungene Bild Forsters, das insofern besonderes Interesse beansprucht, als es nach einem Original von Tischbein hergestellt ist und bisher noch nicht bekannt war. Denn die Forster-Monographie von Moleschott enthält das Graffsche Bildnis F.s, dem übrigens F. selbst den Vorzug vor dem Tischbeinschen gegeben haben soll (vgl. Vorwort S. XV). An weiteren Beigaben enthält die Ausgabe noch eine Zeichentafel, in der eine neue Reihe der von Forster häufig angewandten alchimistischen Zeichen mit Hilfe des Tagebuchs erklärt sind; eingehende Literaturangaben, besonders eine lückenlose Zusammenstellung der Forster-Literatur; je einen Stammbaum des Hauses Poniatowski sowie des Hauses Wielopolski; schließlich ein Register, das eine schnelle Orientierung über die in den Tagebüchern erwähnten Persönlichkeiten gestattet.

Aus alledem ersieht man, daß es sich hier um eine herausgeberische Arbeit von vorbildlicher Vielseitigkeit und Gründlichkeit handelt.

Berlin-Wannsee. Kurt Levinstein.

Kurt Kersten, Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. Berlin, Mayer & Müller, 1914.

Diese Schrift bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Einflusses Voltaires auf das deutsche Geistesleben im 18. Jahrhundert. Die scharfe Kritik, die Lessing an den Werken des geistreichen Franzosen geübt hat, ist längst allgemein bekannt und auf ihre Berechtigung geprüft worden. Aber wie sich die Zeit unmittelbar vor Lessing zu Voltaire gestellt hat, bedurfte noch eingehender Untersuchung. Diese Lücke in unserer bisherigen Kenntnis über diesen Gegenstand sucht Kersten auszufüllen, indem er an Voltaires 'Henriade' zeigt, wieviele kritische Stimmen sich gegen Voltaire schon vor dem Auftreten Lessings in Deutschland gewandt haben.

In einem einleitenden Kapitel macht der Verfasser einige treffende Bemerkungen über das Wesen der Henriade im allgemeinen und zeigt, daß in den zahlreichen darin enthaltenen aktuellen Tendenzen der Anlaß zu der Flut von Kritiken zu suchen ist, die das Werk hervorgerufen hat. Nicht zum kleinsten Teil ist es die religiöse Seite des Epos, gegen die eine Schar von Gegnern auf den Plan getreten ist. Kersten zeigt das zunächst an einigen französischen Kritiken des Abbés Desfontaines, St-Hyacinthes und Fagets, sowie an der des Italieners Rolli, um sich dann im dritten Kapitel eingehender mit der Kritik Gottscheds zu beschäftigen, die naturgemäß das regste Interesse vor Lessing erweckt. K. zeigt, daß sie ganz dem Charakter des Leipziger Literaturpapstes entspricht. Sein unsicheres Urteil, das zwischen Ablehnung und Anerkennung hin und her schwankt, sein allzu doktrinärer Standpunkt in Fragen der Ästhetik, seine Unfähigkeit, wirkliche Schönheiten des Werkes kritisch würdigen zu können, alles dies tritt auch bei dem Kritiker der Henriade in deutliche Erscheinung. Schon Zeit-

genossen Gottscheds sprachen sich mißbilligend über seine Henriadekritik aus, so Bodmer, G. F. Meyer in Halle und M. Curtius. Sie hoben die unklare Haltung Gottscheds Voltaire gegenüber hervor (S. 53/54).

Daß Voltaires Henriade trotz solcher scharfen Anfeindungen doch stark auf die deutsche Literatur eingewirkt hat, zeigt Kersten im vierten Kapitel seiner Abhandlung. Eine Reihe deutscher Epen der Zeit weist unverkennbare Züge aus Voltaires Epos auf. K. macht auf J. E. Schlegels 'Heinrich der Löwe', Trillers 'Sächsischen Prinzenraub', Hudemanns 'Der großmütige Friedrich III.', Naumanns 'Nimrod' aufmerksam, die sich alle mehr oder weniger von der Henriade beeinflußt zeigen. Vor allem ist aber Schönaichs im Jahre 1759 erschienenes Epos 'Hermann' zu nennen, in dem sich eine größere Anzahl von Motiven aus der Henriade einfach entlehnt findet. K. gibt eine ausführliche Gegenüberstellung der Übereinstimmungen aus beiden Werken (S. 35—42), und sein Urteil, daß der erste Gesang von Schönaichs Epos fast nur eine Überarbeitung des ersten Gesanges der Henriade ist, erscheint keineswegs zu schroff. Auch ein zweites Epos Schönaichs, 'Heinrich der Vogler', zeigt ähnliche Entlehnungen aus der Henriade. Bezeichnend für die Befangenheit Gottscheds ist es nun, daß er sich für diese mittelmäßigen Werke Schönaichs einsetzt und nicht zögert, dessen 'Hermann' für eine 'deutsche Henriade' auszugeben (S. 33).

Im sechsten Kapitel seiner Arbeit führt uns der Verfasser noch einmal ins Ausland und bespricht eine Reihe französischer, italienischer und englischer Kritiken der Henriade, die alle nach dem Jahre 1730 erschienen sind und größtenteils zeigen, daß der Ruhm Voltaires zu der Zeit immer mehr und mehr im Sinken begriffen war. Am schärfsten wendet sich die Kritik gegen die in der Henriade enthaltenen Allegorien. Nirgend wird aber so streng mit Voltaires Epos ins Gericht gegangen wie in Deutschland, wo nach Gottsched vor allem Klopstock unablässig gegen dasselbe kämpft (Kap. VII). Schon in seiner bekannten Abschiedsrede in Pforta wendet er sich lebhaft gegen die Henriade, und auch später hat er sie in Übereinstimmung mit den Schweizern Haller und Bodmer in einer Reihe von Epigrammen angegriffen. Was Klopstock wie die Schweizer an dem Werk abstieß, war das Konventionelle, Nachempfundene, Unechte (S. 67). Aus ähnlichen Gründen wird auch Hamann zum scharfen Gegner der Henriade, dem wiederum Herder, die Stürmer und Dränger und schließlich auch Goethe folgen. Richtig weist K. auf die unüberbrückbare Kluft hin, die Voltaire und den deutschen Sturm und Drang trennt: auf der einen Seite die Fesselung der Instinkte und Verachtung der Naturkraft, auf der anderen die Entfesselung aller Leidenschaften und der Ausruf 'Natur, Natur!' (S. 68).

In einem Anhang bietet dann die Arbeit außerhalb der Grenzen des Themas noch einen Überblick über 'die Polemik gegen Voltaires Dramen vor Lessing und Gerstenberg in Deutschland'. Hier weist der Verfasser nach, daß nicht nur Voltaires Henriade in Deutschland fast einmütige Ablehnung erfuhr, sondern daß auch seine Dramen bereits bei den meisten Kritikern vor Lessing starke Gegnerschaft fanden. Auf diesem Gebiet der Literatur strebte der Zug der Zeit gleichfalls zu Lessing und dem Sturm und Drang; damit war das Urteil auch über die dramatische Produktion Voltaires schnell gesprochen.

Alle diese Dinge werden in der Arbeit von Kersten eingehend und mit sicherem Urteil erörtert. Nur die Anordnung des Stoffes hätte geschlossener und weniger sprunghaft sein dürfen, dann wären mehrfache störende Wiederholungen vermieden worden (vgl. z. B. S. 34 mit S. 42), und die ganze Untersuchung hätte an Klarheit und Überzeugungskraft gewonnen.

Berlin-Wannsee. Kurt Levinstein.

Ludwig Pfandl, Beiträge zur spanischen und provenzalischen Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der K. B. Kreisoberrealschule Bayreuth für das Schuljahr 1914—1915. Bayreuth, Lorenz Ellwanger, 1915. 58 S. 8°.

Wenn eine wissenschaftliche Abhandlung einen so allgemeinen Titel führt wie die vorliegende, dann ist es besonders wünschenswert, daß ihr Inhalt in unseren Zeitschriften näher dargelegt wird. Um so mehr dürfte ihre Besprechung angemessen erscheinen, wenn sie außerdem auch im Buchhandel nicht zu haben und daher, wie jeder weiß, oft recht schwer zugänglich ist.

Pfandl hat in diesen Beiträgen zwei unter sich unzusammenhängende Aufsätze vereinigt, deren Titel lauten: I. Spanisch-lateinische Quellen des älteren provenzalischen Dramas (pag. 1—30) und II. Spanische Kultur im Lichte eines Nürnberger Reiseberichtes aus dem Jahre 1495 (pag. 31—54), und denen sich ein recht willkommenes Register (pag. 55—58) anschließt.

I. Der Ludus Sancti Jacobi, von dem Pfandl zunächst handelt, ist uns, wie man in den provenzalischen Literaturgeschichten lesen kann, in einer aus der Zeit vor 1495 stammenden Handschrift fragmentarisch überliefert und wurde im Jahre 1858 zum erstenmal veröffentlicht. Niemand hat sich bis jetzt eingehender mit der Herkunft und der Überlieferung des Stoffes beschäftigt. Pfandl ist es gelungen, die Quelle für den Ludus nachzuweisen: es ist eine von den 22 Jacobuslegenden (Liber Sancti Jacobi), die den zweiten Teil des in Compostella aufbewahrten Codex Calixtinus bilden. Das der Erzählung zugrunde liegende Motiv von dem im Reisesack versteckten Becher, dessen Besitzer für den vermeintlichen Diebstahl gehängt wird, stammt sicherlich aus der Bibel. Die Legende dichtet nun die Rettung des Unschuldigen durch Sanct Jacobus hinzu. In dieser Form wurde sie um 1150 schriftlich fixiert und aus dem Codex immer und immer wieder exzerpiert und so verbreitet. Diese Fassung der Legende erzählen auch Caesarius von Heisterbach, Vincentius Bellovacensis (Speculum historiale) und Jacobus a Voragine in der Legenda aurea. Im Laufe des 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts finden wir nun die Legende in erweiterter Form mit dem Josef-Putifar-Motiv verbunden, also mit einem sexuellen Moment: das Becherverstecken geschieht aus Rache von seiten der verschmähten Schönen. Und noch eine zweite Legende wird hinzugedichtet, die vielverbreitete sogenannte Hühnerlegende: Sanct Jacobus läßt zwei gebratene Hühner wieder lebendig werden. (Schriftlich fixiert, soweit bis jetzt nachweisbar, bei Nicolaus Bertrandus 1515, und 1530 bei Lucius Marineus Siculus, *De rebus Hispaniae memorialibus*, der sie in die Stadt San Domingo verlegt, das die Pilger bei ihrer Wallfahrt ebenfalls besuchten.)

Der Ludus ist uns nun leider nicht vollständig überliefert, aber aus dem Prolog läßt sich schließen, daß die Hühnerlegende nicht im Drama verwertet wurde. Der überlieferte Text schließt schon mit dem Nachtmahl, also direkt vor der Josef-Putifar-Szene.

Die Tendenz des Ludus war natürlich die Propaganda für Compostella und die damit verbundene Hebung der Pilgerfahrten. Pfandl glaubt, worin ich ihm vollständig beipflichte, für die Überlieferung dieses Mysteriums eine 'zweckbewußte Tradition innerhalb des Klerus' in Anspruch nehmen zu sollen und für diesen Fall die sonst angenommene volksmäßige Überlieferung ausschalten zu müssen.

Als Anhang werden die Pfandl bekannt gewordenen Bearbeitungen der Legende in ihren verschiedenen Versionen übersichtlich angegeben. Zu er-

wähnen wäre noch, daß Pfandl (was er, ohne seinen Namen zu nennen, nur kurz streift) in seinem schönen Werke über Robert Southey und Spanien bereits eingehend über diese Legende und ihre Verwertung durch Southey handelt *(Revue hispanique* XXVIII, pag. 155—170).

II. Im zweiten Teil liefert Pfandl einen interessanten Beitrag zur spanischen Reiseliteratur. Seitdem Foulché-Delbosc seine umfangreiche 'Bibliographie des Voyages en Espagne et en Portugal' (Paris 1896) veröffentlicht hat, haben sich für die Literatur- und Kulturgeschichte der Pyrenäenhalbinsel die verschiedenartigsten Quellen erschlossen, aus denen bis dahin noch niemand geschöpft hatte. Ein noch fast völlig ungekanntes Neuland tut sich auf, wenn wir die stattliche, durch Farinelli noch ergänzte Reihe von gedruckten und ungedruckten Reiseberichten überblicken. So besitzt auch die Münchener Hof- und Staatsbibliothek unter ihren Schätzen eine umfangreiche lateinische Reisebeschreibung von Hieronymus Monetarius (Münzer). Dieser Nürnberger Arzt unternahm mit mehreren Freunden im August 1494 eine zwei Jahre dauernde Reise über die Schweiz und Südfrankreich nach Spanien. Dieses Manuskript wird von Pfandl in der 'Revue hispanique' mit ausführlicher Einleitung und genauem Register, soweit es von Spanien handelt, herausgegeben. In vorliegendem Programm will er nur einen kurzen zusammenfassenden Überblick geben über verschiedene interessante Einzelheiten der Reisebeschreibung.

Zunächst handelt er über das darin enthaltene ergiebige Material zur Geschichte des Deutschtums in Spanien am Ende des Mittelalters. Es ist staunenswert, mit wie viel Deutschen Münzer in Spanien in Berührung kam, die dorthin als Kaufleute, Handwerker, Soldaten, Buchdrucker und nicht zuletzt als Mönche ihren Weg gefunden hatten.

Der Bericht Münzers ist weiterhin wertvoll, weil der Nürnberger Arzt mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten des damaligen Spanien, so mit D. Iñigo Lopez de Mendoza, dem Vater des Verfassers der 'Guerra de Granada', in Berührung kam und auf Grund seiner Empfehlungsschreiben auch vom König von Portugal und dem spanischen Königspaar in einer Audienz empfangen wurde.

Was er sonst über die damaligen Glaubens- und Rassenkämpfe Spaniens, die Münzer natürlich ganz vom einseitigen, mittelalterlichen Standpunkt aus betrachtet, zu berichten weiß, sind düstere Bilder. Über die Inquisition und die Judenverfolgungen spricht er sich eingehend aus. Seine Schilderung über den Einzug der Sieger in Málaga (1487) ist die ausführlichste, die wir kennen.

Sinn für Kunst und Dichtung scheint Münzer nicht besessen zu haben, denn nichts Wesentliches erfahren wir aus seinem Bericht über die großartige Kultur der Mauren und ihre grandiosen Bauwerke. Ihn interessieren nur die äußeren Lebensbedingungen der Bewohner der Halbinsel.

Man darf sich mit Recht freuen, wenn der ganze Text des Ms. einmal vorliegt, der unserer Kenntnis vom mittelalterlichen Spanien, wie schon aus den wenigen Proben hervorgeht, neue Quellen erschließen wird. Pfandl wird sich durch diese Veröffentlichung ein unbestreitbares Verdienst erwerben.

Würzburg. Adalbert Hämel.

1. Der Trobador Pistoleta, herausgegeben von Erich Niestroy; 2. Der Trobador Guillem Magret, herausgegeben von Fritz Naudieth. Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1914. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Nr. 52.)

Zwei Trobador-Ausgaben in einem Bande! In Nr. 52 der Beihefte zur 'Zeitschrift' gibt auf S. 1—77 Erich Niestroy die Gedichte Pisto-

letas kritisch heraus, und sein Freund Fritz Naudieth auf S. 81—144 diejenigen Wilhelm Magrets.

Was Nostradamus über Pistoleta berichtet, verdient nach Niestroy (S. 11 f.) keinen Glauben. Der wirkliche Name des Dichters ist unbekannt. Pistoleta = 'Briefchen' ist bekanntlich nur ein Pseudonym, von dem der Verf. (S. 7) meint, es sei dem Trobador beigelegt worden, weil er die gereimten Liebesbriefe des Arnaut von Marueil, des Schöpfers dieser lyrischen Gattung, dessen *cantaire* er ja gemäß der prov. Biographie als Jüngling gewesen sein soll, vorzutragen hatte; das Diminutiv erkläre sich eben aus der damaligen Jugend des Überbringers. Geboren sei Pistoleta um 1180 (S. 4) in einem kleinen Orte der Provence (S. 5). Die Entstehung von Gedicht VI setzt der Herausgeber ins Frühjahr 1215 (S. 2) und die der Tenzone mit Blacatz (XI) etwa in die zweite Hälfte des Jahres 1228 (S. 4). Der von P. mehrfach genannte *reis d'Aragon* ist mit Peter II. identisch (S. 3 u. 7), der Graf von Savoyen des Liedes VIII, den der Dichter entgegen Niestroys Ansicht (S. 10)[1] gerade als treuen Freund preist, mit dem Grafen Thomas I. von Savoyen, und die 'Schöne' von Ventadorn, an die Lied V gesandt wird, mit Ebles V. Gattin Maria von Ventadorn (S. 8).

Elf Gedichte bilden Pistoletas poetischen Nachlaß: 7 Kanzonen, 1 Sirventes-Kanzone, 1 Sirventes und 2 Tenzonen, eine echte und eine fingierte. Es sind dies außer den 7 Nummern von Bartschs 'Grundriß' 372 noch die dem Cod. Campori (Hs. a[1]) entnommenen 4 Stücke *Ja nuls amanz*, nun = Grdr. 372, 4a, *La maior temenza*, nun = Grdr. 372, 4b, *Segner Blacatz*, nun = Grdr. 372, 6a und *Se chantars*, nun = Grdr. 372, 8. Das Sirventes (Ged. IX) hatte wohl von allen die größte Verbreitung gefunden; wenigstens spricht dafür das Vorhandensein provenzalischer, französischer und italienischer Nachahmungen.

Zur Herstellung der Texte, von denen ein Teil schon in mehr oder weniger kritischer Bearbeitung vorlag, stand dem Herausgeber das gesamte handschriftliche Material zur Verfügung. Was die von ihm recht geschickt und verständig zurechtgemachten Texte betrifft, die mit Übersetzungen und Kommentar versehen sind, so bin ich in der Lage, für ihre weitere Deutung und definitive Gestaltung hier noch manches anzuführen, unterdrücke dabei aber solche mir noch rechtzeitig bekanntgewordenen Besserungsvorschläge anderer Rezensenten,[2] die sich mit den meinigen ganz oder doch annähernd deckten.

I 15—16. I *laffan*, Kd *lafan*, Niestroy *la fai;* besser mit den Hss. *qu'a tuitz la fan eslire Per la meillor* 'so daß sie (nämlich die Ehre und mit ihr die Demut) bewirken, daß alle sie als die Beste ausersehen'. — 18. 'wenn ihr etwa nicht glaubt'. — 21. 'wegen der Liebe zu ihr'. — 34. *reis de ganz* 'ein König an Freude'. — 40. *Sai ses amic, sens hom e seus servire.* Der Vers ist in den Hss. etwas entstellt, der Schaden aber, was Grammatik — man erwartet *servidor* — und Sinn angeht, leicht wieder gutzumachen. P. nennt sich nämlich auch in der Ferne (*sai*) dem Könige von Aragon gegenüber *sos amics, sos hom e sos servire.* Statt *amics* kann der Schreiber *amic e* gelesen haben, und nachdem das erste *sos* durch Irrtum zu *ses* geworden war, konnte aus dem zweiten und dritten *sos* leicht auch *ses* und *seus* werden.

[1] Der Sinn von *ben aia* 'gesegnet sei' (s. Appel, Chrest.[4], S. 218 unter *ben*) ist dem Hrsg. ebenso entgangen wie J. Anglade, St. 44 II seiner Ausg. des *Peire Vidal*, wo es mit e' heißen muß: *Ben aia·l temps ... Que·l dous cors gais ... De lei ... Me sap ferir al cor d'un dous esgar.*

[2] Vgl. Jeanroy, *Rom.* 43, 445 und *Rev. crit.* 1914, I 426; Spitzer, *Rom.* 43, 448; Bertoni, *Ann. du Midi* 26, 374; Mayer, *Deutsche Litztg.* 36, Sp. 989.

II 3, 5. Man verstehe: 'denn gegen meinen Willen liebe ich und werde nicht geliebt ..., seit ich geboren ward und lieben konnte' und vergleiche des Dichters Behauptung betreffs des ungetreuen Liebhabers (v. 29): *non sap d'amor gaire.* — 8. Wegen des *ni* ist *qan* von Ga dem *qar* vorzuziehen. — 12, 13. *chausimen ni merce Ni nulh conort.*

III 8. *ades* ist hier nicht 'sogleich',[1] sondern 'immer'.

IV 4. Der Vers bereitet dem Herausgeber Verlegenheit. In der einzigen Hs. a[1] lautet die Stelle: *La maier temenza Q'eu aia de re Es que fassa faillenza Vas leis qi·m trai re.* Ich würde nun vorschlagen, v. 4 zu lesen: *Leis qui no·m trai re.* Wie die Anm. zu v. 3 besagt, folgt auf *faire faillenza* der Dativ oder auch *vas*; der Schreiber mag nun hier nach *f. f.* die in der Vorlage gar nicht vorhandene Präpos. *vas* gesetzt und dann, da der Vers jetzt um eine Silbe zu lang geworden wäre, mag er oder ein späterer Kopist die Neg. als nach seiner Auffassung unnütz weggelassen haben. Findet sich nun auch *re* in der Bedeutung 'etwas' als Reimwort in v. 2, so durfte der Dichter es in v. 4 doch abermals in den Reim setzen, da hier *re*, anders als dort, Verstärkung der Verneinung wäre.[2] Daß aber die Geliebte ihn *non trai re* 'gar nicht verrate', das konnte doch der wohl sagen, der ihr gemäß v. 11 ff. 'in festem Vertrauen und in Treue' Liebe darbrachte. — 28. Die Form *dassetz* für *dessetz* findet sich zwar in G. Faidits Gedicht *Al semblan del rei tics*, Hs. AB, steht aber Bartsch-K., *Chrest.* 162, 4 nicht im Texte und auch nicht, wie Niestroys Zitat in der Anm. zu v. 29 glauben macht, bei BBorn (ed. Stimming[1], 21, 79), wo es *Donassetz m'un baisar* heißt. — 43. *senes bistensa* 'ohne Verzug' gehört nicht zu *bon pres*, sondern zu *vai*; vgl. Pistoleta, II 36 *vai dese* (statt *de se*) und V 34 *vai tost e viaz.* — 48—50. *E bels iocs, de qe·m plai Qe non volgues retener Zo qe fai altres dechaer* verstehe ich so: 'und schöne Spiele, wobei mir gefällt, daß er nicht zurückhalten möchte,[3] was andere zugrunde richtet'; d. h. er verzichtete auf den Gewinn, um andere nicht zu schädigen. Bei dieser Auffassung schwindet der etwas sonderbare Wunsch, den der Heraus-

[1] In der ursprünglichen Bedeutung 'alsbald, sofort' findet sich das Wort, wenn meine Auffassung richtig ist, auch da, wo es sich bisher versteckt gehalten hat, nämlich an der von Levy, Sw. 2, 107a für *de(s)rengar* angeführten, von ihm aber, wie er bemerkt, nicht verstandenen und von Diez (L. u. W.[2], S. 235) bei der Übersetzung ausgelassenen Stelle aus dem bekannten *carros* des R. de Vaqueiras (B.Gr. 392, 32) *Truan, mala guerra* (Bartsch-Koschwitz, *Chrest.* 142, 28 und Crescini, *Man.* 284, 80). In Str. VI läßt da der Dichter, nachdem die weiblichen Soldaten auf ein Glockenzeichen hin erschienen waren, um erst ein geordnetes Heer zu bilden, ihr Oberhaupt, die Dame von Savoyen, nicht etwa, wie z. B. Bartsch will, zu den Frauen sagen: *Que chascuna desrenc*, 'jede solle aus der Reihe treten', denn sie hatten sich ja noch gar nicht aufgestellt, sondern im Gegenteil: 'Jede solle sogleich in Reih und Glied treten', *Que chascun' ades renc* (*rengar* wie afz. intr. *arengier* 'se ranger, prendre place'; cf. auch nfz. *ranger* intr.). Nun, da sie sich durch ihren Befehl Ruhe und Gehör verschafft hat, hält sie ihre Ansprache, in der sie ihr Heer zum Kampfe gegen die schöne Beatrix anfeuert.

[2] Bei Bernart von Ventadorn (ed. Appel, Halle 1915) findet sich Nr. 21, 58 u. 59 *via* als Reimwort sogar in zwei aufeinanderfolgenden Versen und ebenso *dire* in Nr. 27, v. 40 u. 41. S. dazu des Herausgebers Anm. S. 124 u. S. 162.

[3] Oder, wenn man das vorzieht, *que non vol ges retener* 'daß er durchaus nicht zurückbehalten will'; auch nach it. *piace che* steht der Indik., wenn eine wirkliche Tatsache ausgedrückt werden soll (s. Vockeradt, *Lehrbuch d. it. Spr.* § 243, 2, 1).

geber in seiner Übersetzung S. 41 dem Dichter zuschreibt, 'daß er (der Fürst) nicht das verhindern möge, was andere zugrunde richtet', und auch die Schlüsse, die Niestroy daraus zieht, werden nunmehr hinfällig, der Adressat des Gedichtes habe 'ein Spielverbot erlassen oder doch angedroht' (S. 9), und P. verrate sich hier durch seine Bitte 'als eifriger Spieler' (S. 42 zu v. 48 ff.).

V 7—8. Nicht *Gardaz, se'ill volgues mal, Si se·n feira preiar*, sondern *Si sen feir'a preiar* 'ob ich mit (meinem) Werben vernünftig handeln würde, wenn ...'. — 9—13. *Car* ist 'warum?' und *endreit d'amor* 'was die Liebe betrifft'; hinter *iasc* ist ein Fragezeichen zu setzen. Mit a¹ folgt darauf *No m'acuoill*. So ergibt sich für Str. II wohl erst der rechte Sinn.

VI 1. 'Wenn Singen willkommen geheißen würde'.

VII 14. 'ich habe bewiesen, daß sie an Trefflichkeit und frischer Tüchtigkeit die Beste ist'. — 22—24 verstehe ich anders als Niestroy und Papon: 'und ich versichere euch ferner fürwahr mit meinem Eide, daß mir, wenn ich einen ganzen Tag bei euch gewesen bin, als erstes Wort das des Abschieds benommen ist', d. h. daß ich, sobald es zum Abschiednehmen kommt, (vor Schmerz) nicht mehr sprechen kann. — 26. *la genser* hier wie in IX 38 'die Hübscheste'. — 28. *sabors* 'Wohlgeschmack, Genuß'.

VIII 29. *petitz*, im Gegensatz zu *pros* 'tüchtig, wacker' (nicht 'stark'), ist nicht 'klein', sondern 'minderwertig, untüchtig'. Raynouard, der die Stelle im *Lex. rom.* 4, 529 anführt, übersetzt *petit* durch 'faible'. — 43—44. In 43 ist *en* 'ihrer' und in 44 'ihretwegen'. — 45—46. 'und mit wem soll denn eine Dame Erbarmen haben, wenn sie es mit dem Ihrigen nicht hat?' — 52. *benz* aus D gehört in den Text.

IX 24. Paul Meyer folgend, schreibt Niestroy: *Ni res (no me pogues) faillir qu'om saubes atriar* und übersetzt: 'noch daß mir etwas fehlen könnte, das man zu verschenken wüßte.' Ein Verbum *atriar* finde ich nirgend belegt. Die Bedeutung 'verschenken' rührt wohl von der Fassung des Verses in J her: *Ni sofranher ren quieu volgues donar*. Hs. G. hat *saubessa triar*, und es ist wohl zu lesen *Ni r. f. qu'om saubes a triar* 'aber[1] es sollte mir nichts fehlen, das man beim Absondern (Aussuchen) zu finden wüßte',[2] d. h. (wenn ich auch nicht zum Sklaven des Reichtums werden will,) möchte ich doch auch anderseits Kostbarkeiten nicht missen.

X 23. *segon vostr' essien* 'nach eurem Wissen, eurer Ansicht'. — 28. *no n'a*. — 29. *ans que* 'bevor'. — 40. *Sol vos plassa ni·l cor vos o cossen*. Niestroy meint, wenn hier nach *sol* 'wofern nur' richtig der Konj. *plassa* und falsch der Ind. *cossen* steht, so erkläre sich letzteres aus der Rücksicht auf den Reim. In T heißt es aber mit geringer Abweichung *uol aconsent*, und so wird wohl auch im Original die Stelle mit richtiger Konjunktivform auch des zweiten Verbums gelautet haben *ni·l cor vol' a consen* 'und wofern das Herz einwilligt' (eigentlich 'im Einklang will'); s. bei Godefroy afz. *consent* 'consentement, accord, concert'. — 54. *mos ditz*, das mehrere Hss. aufweisen, ist vorzuziehen.

XI 11—14. An der Stelle

> Qar on mais mi fa d'amor
> Midonz, adones l'am ieu mais per un detz,
> L'ami e mais e mou la comensanza
> Del douz baizar ...

hat Niestroy, nach Ablehnung der von De Lollis frageweise vorgeschlagenen Änderung der Worte *L'ami e mais* in *L'amei eu mais*, eine eigene Erklärung

[1] *ni* wie oft lat. *nec* im Gegensatze 'und doch nicht, aber nicht'.

[2] Siehe *saber* bei Levy, Sw. 7, 398, 4.

dafür nicht gegeben. Vielleicht wäre da ohne jede Antastung des überlieferten Textes *L'ami', e mais* zu schreiben und zu deuten: 'Denn je mehr meine Herrin mich liebt, desto mehr liebe ich sie, die Freundin, zehnmal so sehr und noch mehr, und ich beginne mit dem süßen Küssen.' Bedenkt man, daß es sich hier um eine Tenzone handelt, so wird man es begreiflich finden, daß Blacatz, nachdem er etwas zurückhaltend von seiner 'Herrin' gesprochen hat, nun, da er wärmer wird, das darauf bezügliche *la* durch das zutraulichere *L'ami'* ergänzt und auch zu dem durch Rücksicht auf den Reim hervorgerufenen *per un detz* noch nachträglich *e mais* hinzufügt, zumal sonst *per un cen* gebräuchlicher ist, wie alle vier von Appel, *Chrest.* S. 287a unter *per* B angegebenen Stellen zeigen. — 18. *cuten* ist nicht 'Geduld', sondern 'Bestreben, Absicht'.

Von Guillem Magrets Dichtungen sind vier Kanzonen, eine Kobla, zwei Sirventese und eine Tenzone auf uns gekommen. Den sechs von Bartsch im 'Grundriß' unter Nr. 223 verzeichneten Stücken gesellen sich nämlich noch hinzu *Trop mielhs m'es pres*, nun = 'Grdr.' 223, 7, und *Mout mi plai quan vei dolenta* ('Grdr.' 80, 27), nun = 'Grdr.' *223, 5a. Diese acht Gedichte* gibt Naudieth heraus — St. IV hatte Pillet bereits kritisch ediert, St. V H. Suchier und St. VII Bartsch — und fügt im Anhang noch die schon früher von Klein bearbeitete Kanzone ('Grdr.' 47, 2) *Aissi quon hom* hinzu, deren Echtheit zweifelhaft sei. Nur zwei der Lieder vermag der Herausgeber zu datieren; er hält es für wahrscheinlich, daß sein Dichter das Sirventes ('Grdr.' 223, 1) *Aiga pucia contramon* bald nach dem 26. April 1196 gedichtet habe (S. 97), für sicher aber, daß die Kanzone ('Grdr.' 223, 4) *Ma domna·m ten pres* Ende 1204 entstanden sei (S. 96).

Aus den Dichtungen ist zu ersehen, daß G. Magret ein Spielmann war, daß er Alfons VIII. von Kastilien sowie Peter II. von Aragon pries und zu Alfons IX. von Leon Beziehungen hatte. Durch seine liederliche Lebensweise sei er allmählich ganz heruntergekommen (S. 99). Wenn er sich dann schließlich, gemäß der prov. *Vida, en un hospital en Espaigna* begeben haben soll, so braucht sein Zufluchtsort nicht notwendig, wie Naudieth meint (S. 100), ein Kloster gewesen zu sein; denn *hospital* kann auch 'Spital' und 'Herberge' bedeuten.

Urkundliche Zeugnisse über Magrets Leben scheint es nicht zu geben (S. 101). Seine Gedichte fand schon Pillet 'lebhaft, selbständig und abwechslungsreich'. Die Stücke 'Grdr.' 223, 1 und 3 sind in W mit Noten versehen (S. 102).

Zu den auch bei Naudieth von Übersetzungen und Anmerkungen begleiteten Texten, auf deren Herstellung und Erklärung der Herausgeber viel Eifer und Sorgfalt verwandt hat, möchte ich den in den obengenannten Anzeigen enthaltenen Bemerkungen meinerseits noch folgende hinzufügen:

I 7—10 verstehe ich: 'wenn er dafür, daß er seiner Dame dient, sterben muß, so erkenne ich, daß ihr mich töten dürft.' — 14—15. 'tut mir[1] schnell, was euch beliebt, und so habe ich euch meinen Tod[2] (schon im voraus) vergeben.' — 26. Man lese nicht *quan duerm, hom me rissida* — ein solcher Vorgang wäre wohl dem Dichter nicht besonders erwähnenswert erschienen —, sondern mit R: *quan velh*. Die Schreiber, derjenige, welcher *velh* durch *duerm* ersetzte, und der von T, der es ganz wegließ, bemerkten eben nicht, daß Magret sagen will, er sei von der Liebe zu seiner Dame derart benommen, daß, wer mit ihm sprechen wollte, ihn, auch wenn er wach wäre, trotzdem erst noch aufwecken müßte. — 37. 'so wahr Gott mich euch gewinnen läßt'. — 50. *ai fait escantir* = *ai escantit* 'ich habe ausgelöscht', s. Tobler, 'Verm. Beitr.' [2]I, 20.

[1] *en* in bezug auf die erste Person, Sw. 2, 410 f.

[2] Oder 'den Mord an mir, meine Tötung', Sw. 5, 322, 2.

II 3. *entro que* 'bis'. — 15—16 zitiert Raynouard 2, 194b und übersetzt *basto* und *campio* durch die entsprechenden franz. Wörter. — 18. *per son dreg* 'gemäß seinem Rechte'. — 20. Nicht 'davon', sondern 'darin'. — 24. Nicht 'weil', sondern 'weshalb'. — 36. *ayc* ist Perf. — 47 zitiert Raynouard 2, 376a s. v. *cenher*.

III. Für die Rekonstruktion des Textes verdienen D I (K), die ja auch allein die Str. IV aufweisen, den Vorzug. Man lese also v. 3 *mais* 'da, denn', v. 6 *q'al seu[s]obs*, v. 8 *Q'aitant val* 'welche . . .', v. 13 *Sai* 'ich weiß' = vielleicht, wohl (s. Sw. 7, 402, 24), v. 16 *denan leis*, v. 20 *prent calt*, v. 21 *A* (= *Ab*), v. 29 *no n'i trob* (*i* 'bei ihr'), v. 31 statt *que nal* (D), *quenal* (I): *Qeu al*, v. 33 *Tot[z] l'als*, v. 47 *q'en loc*, v. 50 *qu'estam* (besser als *que em*). — III 1. *pres* 'gefangen'. — 10. *reclus* 'eingeschlossen'. — 11—12. Das Fesseln 'mit einem Spinngewebe', wie Naudieth *ab un fil d'araigna* übersetzt, hätte wohl keinen Sinn; eher dürfte das Fesseln 'mit einem Drahtseil' gemeint sein; vgl. Mistral und Levy, Sw. 1, 77b, neuprov. *aran*, *eran* 'fil de fer' und Mistral *aragno* 'treillis en fil de fer'. — 15. *on plus mi* (oder *m'i*) *doill* 'je mehr Schmerz ich (dabei) empfinde'. — 17—20 zitiert Levy 7, 156 und schreibt v. 20 *refregus*; die Form mit *d* fehlt im Sw., die mit *g* vermisse ich unter Naudieths Varianten. — 27—28. In dem Satze *sui meravilhaz on es merces e pietaz* ist doch wohl *sui m.* = engl. *I wonder* 'ich möchte gern wissen, bin neugierig'; vgl. auch afz. *avoir merveille* 'se demander avec étonnement'. — 29. *ni pauc ni plus* ist 'nicht das geringste, gar nichts' wie *pauc ni pro* und *pauc ni trop*, Sw. 6, 150, 9. — 36. *acuoill* bedeutet hier, wie 'Zeitschrift' 38, 309 *acuillimen*, 'Gastlichkeit, Leutseligkeit'.

IV 1—3. In dem durch Wegschneiden der Initiale verstümmelten v. 2, an dessen Wiederherstellung Pillet, Thomas und Crescini bereits gearbeitet haben, lese ich *cuy* mit Thomas und *cavallairia* mit Pillet, ergänze nun aber selbst noch *elh*, wovor vier Buchstaben fehlen sollen, zu *querelh*. Alsdann lauten die beiden ersten Verse:

> Trop miells m'es pres qu'a·n Golfier de las Tors,
> Cuy yeu querelh fors' e cavallairia

und bedeuten 'Viel besser steht es mit mir als mit Herrn G., dem ich Kraft und Ritterlichkeit streitig mache'.[1] Nach v. 2 setze ich dann ein Kolon und lese weiter *Eu am*. — 29—30. 'und wenn ihr euch daran erinnertet, wäre es ein großer Schaden für mich, daß ihr soviel wert sein sollt, daß es mir nicht zukommen würde' (euch so zu preisen).

V 4. *liatz* ist unübersetzt geblieben.

VI 27. *naisser de* 'hervorgehen aus, verursacht werden durch, zusammenhängen mit'; also hier etwa 'die Liebe hat ihren Grund im Essen', was unserer volkstümlichen Redensart 'Die Liebe geht durch den Magen' entspräche. — 28. *bes* 'Vorteil, Glück'.

VII steht auch in Thomas' Ausgabe des Bertran de Born, S. 141. — 7. *lur pan acaptar* nicht 'ihr Zeug besorgen', sondern 'sich ihr Brot verschaffen'. Stimming, BBorn[3] und Thomas schreiben *pa*, letzterer fälschlich *achaptan*. Vgl. afz. *achater* 'verschaffen, für etwas sorgen' in A. Toblers 'Altfranz. Wbch.' (Berlin 1915), S. 82. — 30. *per* (im neg. Satze) 'trotz': s. Tobler, 'Verm. Beitr.' II 2, S. 26. — 32. *faitz* 'Besitz, Vermögen', Sw. 3, 368, 4. *Refranher* übersetzt Levy, Sw. 7, 153a, wo er die 4. Str. zitiert, mit 'unterdrücken'.

VIII 10. Setzt man aus Hs. a[1] *qe·us arap* in den Text, so bietet sich die von Magret gemäß v. 16 beabsichtigte rechte Erwiderung dar. Von seinem Gegner beschuldigt, sich viel in Kneipen umherzutreiben, antwortet

[1] Noch im älteren Neufrz. hat *quereller qc. à qu.* diese Bedeutung.

er jenem, daß er ihn mit Gewalt von einem Orte entferne, der das Licht scheut, einer Spelunke, in die, wie der Schlußvers zeigt, Guillem Rainol nicht ohne Laterne gehen könnte. — 15 ist als Frage aufzufassen: 'halte ich denn dann ihr (*lor* La 1) Sprechen für Scherz?' Magret würde doch, wenn er ihr (der Gemeinen) Gespräch für Scherz hielte, dieses nicht meiden und G. Rainol nicht veranlassen, jenen *vilans* aus dem Wege zu gehen. Diese Auffassung der 2. Str. stimmt denn auch mit der Schilderung überein, die G. Rainol in einer Kanzone in Gesprächsform (B. Gr. 231, 4) von sich selbst gibt.[1] — 22. Die Bedeutung 'tête' findet sich in Levys 'Pet. Dict.' bei *cima*, nicht bei *cim*; Naudieth übersetzt *el sim* 'auf der Stirn'. — 29. In der Anm. heißt es, der Zusammenhang sei dem Herausgeber unklar. Magret deutet wohl an, daß G. Rainol Waffen im Gürtel verborgen halte. Vgl. dazu v. 17 und die Worte, die G. R. in 'Grdr.' 231, 1 II der Dame in bezug auf sich in den Mund legt, durch die sie beteuert, daß sie nur ihm angehöre, obwohl er einen Bogen und ein barbarisches Messer bei sich trage.[2] — 43. *maynt* hier = *manh* 'groß'? Vgl. Sw. 5, 102b. — 51. Man erwartet *qan* statt *qal*. — S. 142, v. 10 *e* 'aber, und doch', Sw. 2, 312, 6.

Am Ende der beiden Abhandlungen vermißt man die in den neueren Trobador-Ausgaben üblich gewordenen Register verschiedener Art, die in der Regel recht geeignet sind, die Übersicht und das Nachschlagen zu erleichtern. Hier und da wären auch noch einige Anmerkungen mehr erwünscht gewesen. Die Konjekturen sollten stets durch Kursivschrift kenntlich gemacht werden. Daß die Texte in der 'Zeitschrift' und ihren Beiheften nicht nur, sondern auch ebenso z. B. in der 'Romania' in größeren Lettern gedruckt und die kleineren Typen umgekehrt dem Kommentar vorbehalten bleiben mögen, darin bin ich mit Mayer (a. a. O.) und Spitzer ('Ann. du Midi' 26, S. 490, Anm.) durchaus einverstanden. Letzterem Herrn sei aber auf seine eigenartige Frage, ob man denn bei uns, indem man die Zutaten größer druckt als die Texte, *de la réclame pour les éditeurs* machen wolle, erwidert, daß auch unsere beiden Königsberger Doktoren dieser 'Reklame' durch den Druck nicht erst bedurften. Vielmehr sprechen ihre Leistungen, trotz der mannigfachen Bemerkungen, die ja zumal bei Erstlingsarbeiten auf dem so schweren Gebiete der prov. Textkritik unaus-

[1] Auf das Kompliment der *domna* in v. 9 *Mais anc no vi home tan plasentier* erwidert er da (Str. III, nach D H I):

Domna, tostemps vos ai mon cor cellat;
Per que n'avez de mi lauzor e grat?
C'anc non amest cusson ni fatonier,
Anz lo fugist! Com eu tornei rengat?
Qu'anc no·i foi pois, pos m'o agues vedat:
Mais am flauzons e sopas en sabrier.

('Herrin, immer habe ich euch meine Gesinnung verheimlicht; weshalb zollt ihr mir also Lob und Dank? Denn nie liebtet ihr einen Halunken oder Narren: vielmehr gingt ihr ihm aus dem Wege! Wie wurde ich wieder ordentlich? Da ich mich nie mehr herumtreibe, seit ihr es mir verboten hattet; lieber esse ich (bei euch?) Käsekuchen und Brotschnitten in Brühe.') — Das ganze Gedicht wird in dem in Vorbereitung begriffenen Heft 1 der *Dichtungen der Trobadors* enthalten sein, die ich in Halle bei M. Niemeyer in zwanglosen Lieferungen erscheinen zu lassen gedenke.

[2] Nach I (MG. 315) lauten die vv. 11—13:

C' aissi fos solt'e monda de peccat
Con sui de cel, de cui es adalbat,
Si tot port' arc e coutel barbarin!

bleiblich sind, für sich selbst. Das bestätigen denn auch die anerkennenden Worte, mit denen Herr A. Jeanroy, der Herausgeber der von Sp. für seinen 'Protest' benutzten 'Ann. du Midi', in seiner Besprechung der beiden Dissertationen ('Rom.' 43, 445) E. Niestroy und F. Naudieth, nachdem er bei ihnen auf Grund ihrer Ausgaben 'un savoir déjà étendu, un sens critique et une finesse d'esprit remarquables' festgestellt hat, als 'deux bonnes recrues à la petite phalange des provençalistes' begrüßt und zu weiterem löblichen Tun anspornt.

Berlin. Adolf Kolsen.

Die Lieder des Trobadors Guiraut d'Espanha. Herausgegeben von Otto Hoby. Dissertation Freiburg i. d. Schweiz. Freiburg 1905. VII, 126 S.

Wie jede mit einiger Sorgfalt ausgeführte kritische Bearbeitung eines Trobadors ist auch die vorliegende sehr willkommen. Obwohl alle Gedichte Guirauts d'Espanha nach den bekannten Handschriften gedruckt vorlagen, zum Teil von der Hand geübter Provenzalisten, so war doch eine erneute Betrachtung und Erklärung der Texte keineswegs unerwünscht, und namentlich galt es, die Frage der Verfasserschaft für eine Reihe von anonymen *dansas* und balladenartigen Gedichten sowie für eine *pastorela* einer gründlichen Behandlung zu unterwerfen. Diese Gedichte (Nr. IV—XII, XIV—XVII bei Hoby) gehen in der Hs. E zwei Kanzonen voraus, die den Verfassernamen tragen und ebenso wie eine dritte, nur in der Hs. C überlieferte Kanzone sicherlich von Guiraut d'Espanha herrühren. Dazu kommt noch die *dansa* Nr. XIII, die sich nur in der Hs. W findet. Bartsch hatte im 'Grundriß' alle Stücke mit Ausnahme von Nr. XIII dem Guiraut zugeschrieben und Suchier in den Denkmälern ihm die Autorschaft auch dieses Gedichtes zuerkannt. Chabaneau spricht in seinen 'Biographies' von einer *quinzaine de pièces lyriques*, die Guiraut angehören, während wieder Savj-Lopez in den 'Studi medievali' I, 401 ff. ihm fünf der genannten Gedichte abspricht. Hoby kommt nun zu folgendem Ergebnis: 'G. d'Esp. ist mit absoluter Sicherheit der Verfasser der *dansas* IV—IX. Hinsichtlich der *dansas* X—XII besteht für seine Autorschaft die größte Wahrscheinlichkeit, einige Wahrscheinlichkeit nur bezüglich der *dansa* XII und der *pastorela* XVII. Was hingegen die balladenartigen Lieder XIV—XVI anlangt, so können wir mit Appel auch hier bemerken: Ohne Überschrift, aber mit Gedichten von G. d'Esp. zusammen.'

Für IV—IX gründet sich die Untersuchung, der eine etwas klarere Anordnung nicht geschadet hätte, darauf, daß dort dieselben Verstecknamen *Bel Proensal, Autreiat* und derselbe Name *Berenguoira* erscheinen wie in den Kanzonen, und dieser Umstand ist allerdings beweiskräftig, aber von da ab sind die Anhaltspunkte, die sich aus den Gedichten selbst gewinnen lassen, mehr oder weniger unsicher. In Nr. X wird nur eine Gräfin Beatritz genannt. Diese soll zwar, wie das schon Chabaneau behauptet hat, identisch sein mit der Berenguoira, die Guiraut so genannt habe, weil sie die Tochter von Raimund Berengar V (IV), dem letzten aragonesischen Grafen, war, allein das läßt sich nicht erweisen. Bergert, 'Die Damen der Trobadors' S. 57, hat sich da wohl durch Savj-Lopez (S. 395) beeinflussen lassen, und die Behauptung von Hoby (S. 116, A. 3), 'daß Berenguoira eben diese Beatrix ist, geht zur Evidenz aus der 1. Tornada der Kanzone II hervor', wäre selbst dann noch nicht gerechtfertigt, wenn der letzte Vers jener Tornada von H. befriedigend gedeutet worden wäre (auch das Vorhergehende ist nicht ganz durchsichtig), was nicht der Fall ist, s. unten zu II, 44. Der Einfall, für eine Dame einen Namen aus dem Namen ihrer männlichen Vorfahren zu

bilden, ist m. W. in der Trobadordichtung ohne Seitenstück und überrascht um so mehr, als ja doch der Name *Berengueira* sonst nicht unüblich war, aber auch wenn man ihn dem Guiraut zutrauen wollte, bliebe es doch immer überraschend, daß er die Dame für gewöhnlich so nennt, und dann einmal mit ihrem eigentlichen Namen *Beatritz*. Das hierzu von Hoby S. 117 A. 1 Bemerkte kann nicht zufriedenstellen. Was XI—XII angeht, so lassen sich für die Autorschaft Guirauts nur metrische Stützpunkte beibringen. Mit Obigem soll nun nicht gesagt sein, daß ich nicht X—XII auch als von unserem Dichter herrührend ansehe, und dasselbe gilt für XIV—XVII, nur bildet den Hauptgrund für mich die Tatsache, daß sie in der Hs. E unter den Gedichten stehen, die gewiß Guiraut zum Verfasser haben, wie denn auch Savj-Lopez selbst S. 401 diese *a priori* bestehende *gran probabilità* nicht leugnet. — Es bleibt noch die in der Hs. W überlieferte *dansa* Nr. XIII übrig. Hier drückt sich H. schwankend aus, denn S. 118 sagt er: 'mehr als zu einer Vermutung ist man wohl nicht berechtigt' und S. 120 spricht er von 'einiger Wahrscheinlichkeit', während er S. 124 wieder die Autorschaft auszuschließen scheint. Ich bin ganz der Meinung von Savj-Lopez (S. 408), der gegenüber Suchier bemerkt, daß nach dem Wortlaute des 3. Geleites, welches sich an den König Karl wendet, der Verfasser offenbar diesen nicht gekannt hat. Vergleichen wir den Anfang der 1. Kanzone mit dem genannten Geleite, dort heißt es: *P u s e r a s u y a b s e n h o r Qu'es de plazen eaptenensa E c o m s d'Anjou e d'onor E de pretz e de Proensa*, und hier: *Dansa, car ieu ay a p r e s Que·l r e y s Karles fay gent chan, Per aquo as el ti man*. Guiraut war also am Hofe des Grafen Karl von Anjou, und dann soll er, als dieser später König wurde, in Erfahrung gebracht haben, daß er des Gesanges pflegt. Schon hieraus erhellt, daß er nicht der Verfasser der fraglichen *dansa* sein kann, und hinzu mag noch kommen, daß im 1. Geleit ein Versteckname *Mon Deliech* erscheint, der sonst bei Guiraut nicht begegnet.

Gegenüber der Attributionsfrage treten andere Fragen in die zweite Linie, so ob *na Berengueira* und *Bel Proensal* dieselbe Person bezeichnen — H. erklärt sich für Verschiedenheit —, so ob *Cors car* mit *Bel Proensal* identisch sei. Was übrigens zu letzterem Punkte S. 117, A. 2 als Stütze herangezogen wird, ist nicht stichhaltig, denn es läßt sich nicht erweisen, daß *Restaur* und *Agradiva* bei Sordel sich auf die Guida von Rodez beziehen (s. Bergert S. 53), und ebensowenig, daß mit *Aziman* und *Conort* bei Bernart von Ventadorn ein und dieselbe Person gemeint sei, s. Appel, 'B. von Ventadorn', S. XXXVIII. Wenn S. 116, A. 3 gesagt wird, daß *n'Autreiat* vielleicht in ehelicher Beziehung zu *Bel Proensal* gestanden habe, so müßte doch erst klargelegt werden, wie das *queill pes* (IV, 36) mit Rücksicht auf den Zusammenhang zu verstehen sei; H. übersetzt gewiß nicht richtig: 'er möge sich das angelegen sein lassen'. — Bei der *Tibortz de Proensa* (X, 12) ist zu berücksichtigen, daß die Dichterin Tibortz laut Biographie aus der Provence stammte, was für eine etwaige Identität nicht wenig ins Gewicht fällt (V. 11—12 verstehe ich: 'beinahe hat sie Ähnlichkeit mit der T. der Provence'), während natürlich die von Amanieu de Sescas genannte *Tiborc.r* (Bartsch, 'Lesebuch' S. 147, V. 19) eine andere Dame sein muß. — Zu *na Saisa* hätte doch die Frage nach der Identität mit der in der bekannten Tenzone erwähnten *na Saissa* (Paulet de Marselha ed. Levy, Nr. IX, Str. 1) erörtert werden können; Chabaneau, 'Varia provincialia' S. 18 sagt: *Ce ne peut être, semble-t-il, la même que la nôtre*, Bergert S. 58 bemerkt: 'nicht unmöglich, vielleicht nicht sehr wahrscheinlich'. Da die Tenzone schon zwischen 1255 und 1260 entstanden ist, vermag ich nicht zu sehen, was von Ernstlichem gegen die Annahme der Identität einzuwenden wäre.

Das am Schluß zu V. 2—4 der *pastorela* Gesagte hätte besser in dem Abschnitt 'Aus Guirauts d'Espanha Leben' Platz gefunden, dort stärker betont und weiter ausgeführt werden sollen. Diese hübscheste aller provenzalischen

Pastorelas kann in der Tat nur einen Kunstdichter zum Verfasser haben, der einen volksmäßigen Ton bewußt gesucht und ausgezeichnet getroffen hat, vgl. Mörikes 'Des Morgens, wann die Hähne kräh'n'. Sie ist geradezu eine Perle der provenzalischen Dichtung, und wenn sie, wie anzunehmen, von Guiraut d'Espanha herrührt, so ist ihm dadurch allein ein hoher Rang unter den Trobadors gesichert.

Zu den Texten ist verschiedenes zu bemerken. Der Herausgeber hat sich gewiß in den Anmerkungen um das Verständnis bemüht, und jeder wird ja Fehler machen, der zum erstenmal provenzalische Gedichte behandelt, doch hätte mancherlei bei genauerem Zusehen vermieden werden können.

I, 9. Woher weiß H., daß *pus* eine Dialektform ist? — 24. *Recrezen* kann unter Umständen einer heißen, der sich für besiegt erklärt, wie an der Stelle in Appels 'Chrestomathie', aber das paßt hier nicht; es hat vielmehr wie das voraufgehende *iauzens* verbale Kraft und bedeutet 'ablassend von', also: 'und von der ich wegen (d. h. trotz) schlechter Behandlung nicht abließ'. — 32. *Tan adrechamens.* Der Verweis auf Tobler, V. B., ist unangebracht, denn dort handelt es sich um eine andere Erscheinung. Wir haben hier *tan* im Sinn von 'sehr' vor uns, wie z. B. 'At de Mons' V, 378, vgl. afz. *tant* mit gleicher Bedeutung und prov. *tal* (Belege bei Appel, Chr.). Natürlich ist auch hier ein Folgesatz nicht zum Ausdruck gekommen, aber er würde im Indikativ stehen müssen. — 35. *Totz hom qu'ab fin cor leyal Am ni s'entend' en amia.* Die Hs. hat *senten* (= *s'enten*), und so lesen auch die früheren Herausgeber. Appels Bemerkung freilich, die übrigens H. zum Teil mißverstanden hat, zeigt, daß er an dem Indikativ Anstoß nimmt. Dieser ist jedoch zu belassen. Es liegt derselbe Fall von Asymmetrie Konjunktiv—Indikativ im Relativsatz vor wie bei G. de Montanhagol VII, 33 (s. Anm. von Coulet) und im Klagelied auf König Manfred (Bertoni, 'Trovat. d'Italia' LXXVI, 12—13). Die Erklärung des Konjunktiv durch H. ist, nebenbei bemerkt, schief; er steht hier, wie immer, wo es sich um etwas nur Vorgestelltes handelt.

II, 4. Der Sinn 'betrüben', 'quälen', der *batre* zugesprochen wird, will nicht passen; es genügt 'treffen', wobei denn allerdings eine Änderung in *quel·s bat*, wie sie Appel will, erwünscht, wiewohl nicht unerläßlich erscheint. — 12. *Qu'uz autra part mos volers no biays.* Die beiden Hss. zeigen *mon voler.* Die Übersetzung 'denn anderwärts richte ich mein Begehren nicht' läßt im unklaren darüber, wie H. konstruiert; seine Änderung in *mos volers* scheint darauf hinzudeuten, daß er *biaysar* als intransitiv faßt, allein das geht nicht, weil es dann *biaysa* heißen müßte, indem der Indikativ stehen muß. *Biaysar* ist hier zweifellos transitiv gebraucht, und es ist daher mit Appel bei *mon voler* zu bleiben. — 23-4. Der Verweis zu *descendre* auf Bertoni, 'Trov. d'It.', ist nicht glücklich, denn dort bedeutet es 'herkommen von', während hier in beachtenswerter Weise 'ablassen von', 'aufgeben'. — 31. *Entendre* heißt hier nicht 'bedacht sein auf', wie die Übersetzung will (das heißt *entendre en*), sondern 'wahrnehmen', 'merken', 'fühlen'. — 32. In der Anmerkung war nicht auf Jud zu verweisen, da er sich nicht mit dem Sinne 'tadeln' beschäftigt, den *mespendre* hier hat und den Levy, S.-W., für diese Stelle sowohl als für eine weitere bei Guiraut (VII, 28) nachweist. — 35. In *non de novelh iove tant gent gardan* (sc. *son cors*) bereitet die Interpunktion Schwierigkeit. H. setzt gar keine, aber, wie die Übersetzung 'rein, in erst erblühter Jugend ...' und die Anmerkung zeigen, nimmt er eine Zäsur nach der sechsten Silbe an, zieht also *de novelh* zu *iove*, während Appel es zu *non* zieht und hinter *novelh* ein Komma setzt. H. hat übersehen, daß die sechste Silbe eine unbetonte ist, daher denn bei seiner Auffassung ein zäsurloser Vers angenommen werden müßte, wie ein solcher vielleicht in II, 11 anzuerkennen ist. Aber es bleibt doch sehr fraglich, ob man nicht *de novelh* zu

non zu ziehen und 'ganz frisch' zu verstehen habe; zwar vermag ich eine derartige Verbindung sonst nicht zu belegen, ebensowenig wie H. eine etwaige Stelle mit *de novelh iove* wird beibringen können, aber man darf mit einem *non de novelh* die bekannten tautologisch verstärkenden Figuren *prim preon, pretz prezan, plazen plazer, valor valen, iauzen ioios* wenigstens entfernt vergleichen. — 41. Es handelt sich um einen zehnsilbigen Vers mit überschlagender Zäsur, s. 'Romania' XXII, 593; S. 101 ist er aufgeführt, aber mit unklarer Kennzeichnung. — 44 ist mir trotz der Übersetzung nicht verständlich; *prendre* kann nicht 'sich begeistern' heißen. —

III, 5. Komma nach *meravellaria*. — 8. Zu *pres* = *pretz* erwartet man ein Wort in der Anmerkung, da sonst, soweit ich sehe, *s* für *tz* bei Guiraut durch den Reim nicht gesichert ist (*fes* < *fecit* rechnet aus bekanntem Grunde nicht). — 14. Ein superlativischer Sinn liegt nicht vor, folglich ist die Anmerkung zu streichen. Das 'nur' in der Übersetzung ist vielleicht ein Druckfehler für 'ihr'. — 20. Komma nach *d'amor*. — 27. *Perdre* ist richtig mit 'von sich stoßen' übersetzt, aber es hätte in der Anmerkung die Rede davon sein sollen, weil Levy im S.-W. die Bedeutung 'preisgeben' für zwei Stellen bei R. de Vaqueiras mit einem Fragezeichen versieht. Da übrigens dieser Sinn für das Nordfranzösische m. W. noch nicht festgestellt ist, so sei auf das 'Wilhelmsleben' V. 1552[1] verwiesen, wo das Wort sicher Obiges bedeutet. — 33. *Conoyssens* hat mit dem Gerundium nichts zu tun. Stimming ist schon längst von seiner im 'Bertran de Born', gr. Ausg. 14, 2 vorgetragenen Anschauung zurückgekommen, s. kl. Ausg.[2] 19,15. — 36—37. *E si d'urguelh si lonhava O·s mermava Ab que merces s'aprusmes.* Ein refl. *mermar* im Sinne von 'sich erniedrigen' ist sonst nicht belegt und bedenklich trotz des transitiven auf eine Person bezüglichen *amermar* bei 'B. de Born'[2]; man kann auch mit 'kleiner werden' (im Hinblick auf Stolz) auskommen. Die Bedeutung 'so daß', die *ab que* hier haben zu müssen scheint, wäre besonders anzumerken gewesen, da Levy, S.-W., nur 'sofern nur' oder 'wenn auch' verzeichnet. — 41. Richtig ist, daß bei *entre·l flum d'Ertz e Sava* nicht in *entre·l[s] flum[s]* zu ändern sei, aber unzutreffend, daß der Sing. *flum* auf jeden der beiden Flüsse einzeln bezogen werden könne; dann wäre mindestens ein *de* vor *Sava* erforderlich. *Flum* bezieht sich nur auf *Ertz* (heute *Hers*), und es heißt: 'Zwischen dem Hers-Fluß und der Save'. — 45 ff. Die Übersetzung ist sehr gezwungen und zu ungenau, denn etwas einem 'so' Entsprechendes steht V. 49 hinter *que* nicht im Text. Man hat sich das *ia plus no·m dones, Sol mos chans auzir denhes* in Klammern zu denken; das *que* in V. 49 nimmt das *que* von V. 45 wieder auf, wie das auch V. 58 geschieht. — 56—57. Auch hier ist die Übersetzung nicht richtig. V. 56 gehört zu *ponhava*; *com* nach *ponhar* steht auch Appel, 'Chr.' 27, 32. Der Sinn ist: 'wenn ich es dahin brächte, daß sie mich haßte'. — 59. Es ist ein *pauc* ausgefallen, wodurch der Vers unverständlich wird.

Auf die übrigen Texte kann ich infolge Raummangels nicht näher eingehen; nur einiges Wenige sei noch bemerkt. Da in IV, 29 *na Belengueira*, wie in der Anmerkung richtig gesagt wird, nicht angeredete Person sein kann, so muß ein Dativ vorliegen, daher denn das Komma dahinter zu streichen und das *son* (V. 31) als einigermaßen pleonastisch aufzufassen ist. — Wenn zu X, 20 die Vermutung von Bergert, daß *na lamad'* in *n'Alamand'* zu ändern sei, mit der Begründung zurückgewiesen wird, daß diese Dame dem 12. Jahrhundert angehörte, so ist dem entgegenzuhalten, daß Bergert das betreffende Gedicht nicht als von G. d'Espanha herrührend an-

[1] Der Vers steht mit drei anderen nur in der Hs. P; die ganze Stelle, die in C fehlt, wird von Förster eingeklammert.

[2] *Mermar* bietet nur Hs. R; die Stelle war nach Stimming anzuführen und nicht nach Raynouard, wo auch ein falsches *vetz* steht.

sah; überdies kann es ja noch ein Jahrhundert später eine andere Alamanda gegeben haben. Jedenfalls darf man gegenüber dem *car a l'amad'* (Hs. *na lamad*) *agensa* von Hoby fragen, wo es denn noch sonst vorkommt, daß von einer Dame in der dritten Person als von einer *amada* gesprochen wird. Es scheint H. entgangen zu sein, daß ich mich mit der Pastorela (Nr. XVII) in der 'Ztschr. f. rom. Phil.' VIII, 108 im Hinblick auf eine nordfranzösische Pastourelle beschäftigt habe; wenn er auf die Ähnlichkeit von V. 30—1 mit 'Rom. u. Past.' II, 68, V. 14 hinweist, so habe ich diese schon a. a. O. festgestellt. Über eine etwaige gewisse Abhängigkeit von der genannten Pastourelle, die ich seinerzeit vertrat, äußert sich H. nicht, während Savj-Lopez S. 405 wenigstens nordfranzösischen Einfluß als sicher ansieht. Ganz überein stimme ich mit ihm darin, daß er gegenüber Pillet einen älteren 'volkstümlichen Grundstock' in Abrede stellt.

Das Deutsch des Herausgebers ist hier und da recht sonderbar: S. 55 u. 56 erscheint ein furchtbares Adjektiv 'troubadoursch', S. 11 ein Imperf. Konj. 'mäche' zu machen, S. 67 'der Drittperson' (Nom.).

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Erwin Stimming, Der Accusativus cum Infinitivo im Französischen. (Beihefte zur Ztschr. f. rom. Phil. 59.) Halle 1915. XL u. 189 S. M. 9.

Der Verfasser dieses Buches ist als Kriegsfreiwilliger am 21. Oktober 1914 im 25. Jahre seines hoffnungsreichen Lebens in Flandern gefallen. Sein Vater, der Göttinger Romanist Albert Stimming, hat die fertige Niederschrift zum Druck befördert und eine ausführliche Lebensbeschreibung mit dem Bilde des jungen Gelehrten beigegeben. In schlichtem Feldgrau ist dieser dargestellt, mit dem Helm auf dem Haupte, wie er auszog, um das von allen Seiten angegriffene und angefeindete Vaterland zu verteidigen. Ein blasses, ernstes, nachdenkliches Gesicht mit großen Augen, die fragend in die unverständlich gewordene Welt zu schauen scheinen, in welcher er nach einer arbeitsreichen Jugend kaum schon eine große Enttäuschung erlebt hatte. Von dem unvergänglichen Schimmer des Heldentums umgeben, ist er aus dem Leben geschieden; aber auch in der Wissenschaft bleibt sein Name ehrenvoll verzeichnet. Die Schönheit eines solchen Todes versöhnt einigermaßen mit dem harten Schicksal, das ihm eine glänzende Laufbahn zu eröffnen geschienen, als es ihn mitriß in den alles verzehrenden Weltkrieg.

Nicht gewöhnlich ist die breite Grundlage von Erwin Stimmings wissenschaftlicher Bildung. Er hatte germanische, englische und romanische Philologie in Göttingen und Halle studiert und auch einen Einblick in die indogermanische Sprachwissenschaft gewonnen. So zog es ihn an, die Entwicklung syntaktischer Erscheinungen bis an ihre letzten Wurzeln zu verfolgen. Er geht der Entstehung des Infinitivs und dessen frühester Verwendung nach und begleitet die Konstruktion desselben mit dem Akkusativ des Subjekts durch alle Zeiten vom älteren Latein durch die romanische Periode bis ins neueste Französisch.

Ursprünglich der Dativ (oder Lokativ) eines *nomen actionis* und daher ohne '*genus*', ergänzt der Infinitiv anfänglich die Satzaussage durch eine als beabsichtigt oder als Folge erscheinende Handlung. In dieser Verwendung steht der Inf. altlateinisch, und bei Dichtern auch in der klassischen Zeit, als Ergänzung von Verben der Bewegung wie *venire, mittere, dare* (vgl. *da bibere* 'gib zum Trinken' bei Plautus, fast gleichbedeutend mit *da potioni*). Dann wird der Inf. auch nach Verben der Willensäußerung (lat. *possum*, ahd. *ih mac*), des Veranlassens (*iubeo*) und Zulassens (*sino, patior*), weiter nach Verben der sinnlichen Wahrnehmung gebraucht;

schließlich tritt neben den Inf. noch ein Akkus.-Objekt zum regierenden Verb, wobei der Akkusativ als Subjekt zum Inf. bezogen werden konnte. Für *iubco* sind altlatein. Beispiele häufiger, für *facere* und die Verben der sinnlichen Wahrnehmung seltener. Diese Verwendung, welche fast allen indogerm. Sprachen (in beschränktem Maße auch den germanischen) eigen ist, wird im Griech.-Lat. schon frühzeitig erweitert auf Verba des Wünschens, des Denkens und Sagens, endlich auch auf Verba der geistigen Wahrnehmung und andere. Überall aber ist der Akkus. zunächst Objekt zum Verbum finitum, später erst wird er als Subjekt zum Infin. bezogen. Die Entwicklung schreitet weiter fort; sie tritt auch nach intrans. und unpersönlichen Verben ein und bildet (schon in vorliterarischer Zeit des Lateinischen) aus dem verbal gewordenen Charakter des Infin. heraus eine Form des Inf. perf. und fut. und eines Infin. passivi.

Das klassische Latein weicht in Verkennung und Veränderung dieses ursprünglichen Zustandes davon bedeutend ab. Die klassischen Schriftsteller meiden den Akk. + Inf. nach *facere, efficere* und anderen kausativen Verben (ausgenommen *iubco*), nach welchen Konjunktionalsätze vorgezogen wurden, ebenso nach Verben der sinnlichen Wahrnehmung, meiden ihn also gerade in seiner ältesten, einfachsten und noch durchsichtigen Gestalt; sie gebrauchen ihn aber in neuer und für die klassische Latinität charakteristischer Art nach Verben *dicendi* (sowie in der *oratio obliqua*), *cogitandi* und *declarandi* als regelmäßig. Der ursprüngliche (volkstümliche) Gebrauch erhält sich bloß bei *iubco, sino, patior* u. a. Mit dem Rückgange der klassischen Bildung tritt die alte Ausdrucksweise wieder hervor; statt des Akk. + Inf. der klassischen Schriftsteller treten Objektsätze, eingeleitet durch *quod* (wie schon bei Plautus), *quia, quoniam, ut* auf, so daß einerseits Wiederherstellung, anderseits Verdrängung zu bemerken ist. Diese Erscheinung fällt mit dem Eindringen der Volkssprache in die Literatur seit Ende des 2. Jahrhunderts zusammen und zeigt sich zum erstenmal in der Itala-Bibel häufiger. Griechischen Einfluß anzunehmen hält Verf. (S. 18) für unnötig. Der völlige Wandel der Ausdrucksweise (d. h. *quod*-Sätze nach allen Verben *dicendi* und *sentiendi* neben dem noch Jahrhunderte fortdauernden klassischen Gebrauche des Akk. + Inf.) tritt jedoch erst in der romanischen Periode ein. Bei noch so spärlicher Schulung in der lat. Grammatik findet sich im Spätlatein immer noch die Akkusativ-Konstruktion neben der volksmäßigen, und selbst in dieser wirkt sie im Modus des *quod*-Satzes nach, indem hier meist der Konjunktiv auftritt wie klassisch bei indirekter Rede (S. 21). Verf. bringt auch statistische Ausweise über die Häufigkeit des Auftretens der einen und anderen Satzform und fügt aus Gregor von Tours eigene Belege zu den bisher gesammelten. Neben *quod*-Sätzen findet sich auch Parataxe (fast immer mit dem Konj. des Verbums im logisch abhängigen Satze), und dies ist im Afrz. sehr stark üblich geblieben, wofern nicht der einfache (bzw. der präpos.) Infin. gewählt wurde, wie er schon bei lat. Komikern vorkommt. Das Subjekt zum Inf. wird dabei nicht ausgedrückt, weil es das des regierenden Verbums ist. So nähert sich der romanische und französische Gebrauch wieder dem des alten Lateins und der anderen idg. Sprachen, wie er im römischen Volksmunde fortgelebt haben wird. Während also auf der einen Seite der klass.-lat. Akk. + Inf. Konkurrenz erhielt und damit starke Einschränkung erfuhr, nimmt er nach Verben der Willensäußerung (*facere, iubere* u. a.) zu, was wieder zur Stärkung des einfachen Inf. (und zur Verdrängung des Inf. pass.) führt, so besonders seit Tertullian und den lat. Bibelübersetzungen (S. 29 ff.). Der Gebrauch bei spätlateinischen Schriftstellern ist ein Gemisch von Reminiszenzen aus Grammatikern und Lektüre der Klassiker mit romanischer Redeweise und gibt somit von letzterer, d. h. der lebenden Sprache, kein richtiges Bild.

Nach dieser Betrachtung der lateinischen Verhältnisse kommt Verf. zum romanischen Infinitiv, der die nominale Herkunft leichter erkennen läßt und den Akkus. der tätigen Person immer zum regierenden Verb bezieht. Es wechseln hier mit dem Akk. + Inf. ein Objektsatz (mit *que* im Frz.), Parataxe, Partizipialkonstruktion, Relativsatz, doppelter Akkusativ und schließlich der einfache oder präposit. Inf. ohne Subjektbezeichnung. Fürs Französische, auf das er sich nun im wesentlichen beschränkt, teilt Verf. den Stoff wie folgt: I. Verba, nach welchen Akk. + Inf. zu allen Zeiten volkstümlich ist, wie nach *faire, laisser* und Verben der sinnlichen Wahrnehmung (vorromanisch); dann II. Verba, die ihn nur in begrenzten Zeiträumen verwenden. Was die erste Gruppe anbetrifft, so steht afrz. neben dem trans. Inf. oft auch ein intrans. (S. 54), so daß der Akkus. zu dem einen das Objekt, zum anderen das Subjekt ist, vgl. *faites les prendre et retenir Et tous de male mort morir.* Oder es steht (bei Verben der sinnlichen Wahrnehmung) neben dem Akk. + Inf. noch ein Objekt oder Objektsatz (beigeordnet). In betreff der Übereinstimmung des *Part. pf.* beim *Verbum finitum* + *inf.* macht es bekanntlich keinen Unterschied, ob das Objekt zum Inf. oder zum regierenden Verb gehört. Bis auf Montesquieu finden sich für *faire* mit trans. Inf., bis Desportes bei intrans. Inf. Beispiele für Kongruenz, doch ist schon afrz. die Unveränderlichkeit häufiger, seit dem 14. Jahrhundert sogar das Gewöhnliche. Bei *laiss(i)er, veoir, oüir* (später *entendre*) schwankt der Gebrauch bis ins 17. Jahrhundert, ist aber, seit *-e* völlig stumm geworden, eine rein orthographische Angelegenheit. Bei reflexiven Verben erscheint afrz. der Infin. fast immer ohne Reflexivpron. und steht so dem Nomen näher als dem Verbum. Erst als um die Wende des 15. Jahrhunderts die satzunbetonten Formen des Pron. vor dem Infin. aufkamen, mögen sie, wie Verf. S. 63 vermutet, auch in die Konstruktion des Akk. + Inf. eingedrungen sein, doch wird bei *faire* erst im 16. Jahrhundert das Reflexivum häufiger und seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Regel. Reste alter Ausdrucksweise sind *faire asseoir, f. taire* (S. 66).

Ein besonderes und sehr interessantes Kapitel handelt von dem Dativ der tätigen Person bei *faire, laisser, voir, ouir* (*entendre*) usw. + Infin., denen afrz. noch *sofrir, comander, rover, estuet, covient* u. a. sich anreihen (S. 69 ff.). Tobler, *V. B.* I², 200 ff. (= I¹, 167 ff.) geht von Sätzen wie *je lui vois des pleurs* aus, dem er afrz. *je li voi plorer* gleichsetzt, wobei der Dativ die tätige 'Beteiligung' ausdrücke (vgl. auch Meyer-L., *R. Gramm.* III, § 391). Ursprünglich beim intrans. Infin. gebraucht, erweitere sich die Verwendung auf die trans. Verba, wenn der Infin. ein eigenes direktes Objekt bei sich hat: *je lui fais écrire une lettre*, wie zu sagen neben dem Akkus. der Person noch heute üblicher ist (und so auch in anderen romanischen Sprachen). Eine neue Erklärung dieser Ausdrucksweise gibt H. Fr. Muller, *Origine et histoire de la préposition 'à' dans les locutions du type de 'faire faire quelque chose à quelqu'un'*,[1] Poitiers 1912. Er sieht darin eine dem Sinne nach passivische Fügung, im Dativ (vgl. *mihi est pugnandum, pugnatur tibi*) einen Rest des im Lateinischen ziemlich häufigen sog. *dativus graecus* beim Passivum, der ungefähr mit lat. *ab* + Ablativ verglichen werden kann. Diese im klassischen Latein (vgl. *Sed haec sententia et illi et nobis probatur*, Cic., *Famil.* I, 7, 5) gebrauchte Ausdrucksweise wird vom 5. Jahrhundert an (statt der etwas verschiedenen von *ab* mit dem Abl.) immer öfter angewendet, wobei nun der Inf. praes. passivi lautlich mit dem aktiven Inf. zusammenfiele, aber dem Sinne nach

[1] Der Titel bei E. Stimming weicht von dem bei R. Rübel (*Z. f. rom. Phil.* XXXVIII, 371) ab. Ich habe Mullers Buch nicht selbst, sondern bloß diese Anzeige zu Gesicht bekommen. St. meint das 3. Heft der Zs.

passiv gemeint bliebe. Statt des lat. Dativs trete romanisch danu *ad* beim Substantivum ein, was in unserem Falle einen 'Dativ des Interesses' bezeichne. So nähert sich Muller doch wieder Tobiers Erklärung, aber sein Ausgangspunkt ist ein anderer, viel weiter zurückliegender, weniger aprioristischer. E. Stimming macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, die bei Mullers Deutung in der Übertragung der Funktion des Infin. pass. auf den Infin. activi liege, da doch jener Infin. der volkstümlichen Sprache nicht eigen sei, während der formell aktive Infin. jederzeit passiven Sinn haben könne. Im übrigen kann man zugeben, daß die in Rede stehende Ausdrucksweise durch Muller ansprechend abgeleitet und historisch zu begründen gesucht worden ist. Griechischen (d. h. unvolkstüml.) Einfluß wird man trotz des Zusammentreffens mit diesem 'von Haus aus durchaus dem Lateinischen angehörigen Sprachgebrauch' (vgl. Kühner, *Ausführl. Gramm. der lat. Sprache* II, 1. Teil, S. 324d, '*Dativus auctoris*') nicht als entscheidend, wenngleich als in der klassischen Zeit fördernd, annehmen müssen, da dieser Dativ gelegentlich schon im älteren Latein beim Pron. vorkommt. Ein weiterer Fortschritt in der Deutung der Redeweise vom genannten Typus liegt darin, daß Muller vom transit. Inf. + Objekt ausgeht, da beim intr. im Spätlatein und im ältesten Afrz. immer der Akk.+Inf. stehe (die afrz. Beispiele für diesen Dativ bei Tobler, *V. B.* I 2, 200 ff.: *parler, venir, mesprendre, mesdire* usw. stammen aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und aus späterer Zeit) und bis heute das vorwiegend Übliche geblieben sei. Es kann noch erwähnt werden, daß auch Muller die Fügung *je lui vois pleurer* nicht ohne Bedenken der von Tobler als Ausgangspunkt genommenen (*je lui vois des pleurs*) gleichstellen möchte, und daß — was auch bei E. Stimming unbeachtet geblieben — schon E. Mätzner, *Frz. Gramm.* 2 S. 390, 10 auf den 'lat. Dativ beim Passiv' (*magno studio mihi a pueritia est elaboratum* Cic., *Caec.* 13) hingewiesen hat, um den frz. 'Dativ der beteiligten Person' (die eigentlich das tätige Subjekt ist) zu erklären, allerdings nicht in der eben behandelten Fügung, sondern in Ausdrücken wie *c'est folie à eux de croire* ... und ähnlichen.[1] Im übrigen muß ich mich hier begnügen, auf die von Muller und E. Stimming (S. 72) gebrachten spätlateinischen Beispiele für den 'dativ de l'agent du verbe passif' zu verweisen. Die relativ größere Häufigkeit des Auftretens dieser Dativ-Konstruktion im Französischen bei *facere* + Infin. gegenüber den anderen hierhergehörigen Verben läßt sich aus der engen Zusammengehörigkeit des ganzen Ausdrucks begreifen. Das von Anfang an notwendig erscheinende Objekt zum Infin. kann auch bloß gedacht oder durch einen Objektsatz oder einen präpos. Inf. vertreten sein. Daß der Dativ der tätigen ('beteiligten') Person sekundär auch bei intrans. Infin. vorkomme, erklärt St. (S. 79) gegenüber Muller daraus, daß eine adverbiale oder präpos. Bestimmung dem Sinne nach einem Objekt gleichkomme und daß im Afrz. der Unterschied zwischen Dativ und Akk. nicht sehr bedeutend gewesen sei (so steht der Akk. der Person bisweilen bei *doner, respondre*), wie aus der Gleichheit unbetonter Pers. Pron. (*me, te, nous, vous*) und sonstiger Annäherung dieser beiden Kasus hervorgehe (vgl. Tobler, *V. B.* I2, 89 A.). Muller nennt den Dativ bei intr. Inf. geradezu einen 'Mißbrauch'. — Was das zeitliche Verhältnis anlangt, so findet sich afrz. auch bei trans. Inf. mit Objekt der Akk.+Inf. (Eulalia: *Voldrent la faire diaule servir*) und häufiger sogar als nfrz., aber doch seltener als der Dativ der handelnd 'beteiligten' Person (öfters aus sichtbaren Gründen, wie das Auftreten eines intr. Inf. vor dem trans. bei zusammengezogenen Sätzen oder die Unvereinbarkeit gewisser Pers. Pron.

[1] Er behandelt die hier in Rede stehende Dativkonstruktion anderwärts (S. 367, δ, lat. doppelter Akkus. eines persönlichen und eines sächlichen Objekts, wo franz. das pers. in den Dativ tritt).

vor dem regierenden Verbum). Auch hierfür bringt Verf. zahlreiche Beispiele (S. 80 ff.). Beide Ausdrucksmöglichkeiten bestehen aber bis ins Nfrz. bei *laiss(i)er* fort und noch zwangloser bei *v(e)oir, oïr* (*entendre*). Bei den übrigen Verben der sinnlichen Wahrnehmung, die in verschiedenen Zeitabschnitten üblich geworden sind, wie *vez, voici, ez; choisir, escouter, esgarder, apercevoir, trouver* u. a. findet sich dieser Dativ nicht, und auch der Akk. + Inf. ist nicht so häufig wie bei den obengenannten und zu allen Zeiten damit auftretenden Verben.

Neben dieser Gruppe von Zeitwörtern gibt es afrz. noch andere mit der Akk.+Inf.-Konstruktion, so weitere Verba der Willensäußerung oder des Zulassens (*mander, commander, rover, sofrir, doner, otroiier, consentir*), dann unpersönliche mit dem Akk.-Pron. der tätigen Person (aber auch mit subst. Objekt) wie *estuet, covient, loist, faut* u. a., über deren Verhalten zum einfachen und präpos. Inf. und zur Dativkonstruktion ausführlich berichtet wird (S. 92—103). Eine Übertragung der ursprünglichen Verhältnisse auf andere liegt dort vor, wo der Akk. nicht persönliches Objekt zum regierenden Verbum, sondern Subjekt zum Inf. ist (nach *amer mielz, savoir, voloir, desirer* u. a., S. 113 ff.). So in afrz. Übersetzungen aus dem Latein, wo das regierende Verb meist ein Sagen, Wünschen oder eine geistige Wahrnehmung ausdrückt oder der Akk. mit dem Subjekt des Verbum finitum identisch ist. Der Inf. ist ferner oft eine Nachahmung des lat. Inf. pass. oder Inf. act. perf. und wird gebildet aus *estre* oder *avoir* mit dem Part. perf. Eine Übersicht des Verf. (S. 120—22) zeigt gegenüber dem Nfrz. die viel häufigere Verwendung des Akk.+Inf. selbst in der volksmäßigen Sprache der afrz. Zeit; aber meist nur in Übersetzungen aus dem Latein findet er sich auch nach den Verben des Wünschens, Wollens, Sagens und Denkens, d. h. in Nachahmung der lat. Grammatik. Die Gründe für den allmählichen Rückgang der Konstruktion sind verschiedener Art (Aussterben vieler Verba, Auftreten anderer Ausdrucksweisen, besonders die steigende Beliebtheit des präpos. Inf.).

Seit Mitte des 14. Jahrhunderts tritt nun die klassisch-lateinische Ausdrucksweise in steigender Häufigkeit auf — zuerst in Übersetzungen (Berçuire, Oresme), dann auch in unabhängiger Prosa —, daß sie geradezu ein Kennzeichen der Sprache des folgenden Zeitraums bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts wird. Die lateinische Syntax beherrscht das Französische in diesem Punkte völlig, und da die Schriftsteller sich beider Sprachen bedienen, fällt die bisher bestandene Schranke leicht hinweg. Verf. verzeichnet in französischen Originalwerken aus dem 14. Jahrhundert 16 Verba mit Akk. + Inf., wo er afrz. nicht üblich war, aus dem 15. Jahrhundert weitere 27, und im 16. Jahrhundert kommen 46 neu damit auftretende hinzu. Auch der passive Inf. (umschrieben natürlich) lebt wieder auf (S. 125—174). Zu den schon in früherer Zeit mit dem Akk. + Inf. üblichen Verben kommen in der französischen Renaissance besonders die *verba sentiendi*, selbst wenn regierendes Zeitwort und Inf. dasselbe Subjekt haben (wo afrz. der einfache Inf. vorherrschend war); ja sogar in Fällen, wo die Konstruktion im Lateinischen gar nie recht durchdrang, tritt sie jetzt anspruchsvoll auf. Man kann sich in der Latinisierung der Syntax anscheinend nicht genugtun. Aber daneben bleibt die alte französische Ausdrucksweise; in der Verbindung beider (Akk. + Inf. und *que*-Satz nebeneinander, selbst Verschränkung beider zu einem Satze) wird der Kampf der volkstümlichen und gelehrten Sprache sichtbar. Die Verteilung der Belege aus verschiedenen Schriftstellern ist da besonders lehrreich. Die Farce von Maistre Pathelin weist kein einziges Beispiel auf, die Quinze Joyes du Mariage nur zwei (bei *croire, dire*), während Rabelais, Calvin, Margarete von Navarra und die Plejade darin schwelgen. In der Poesie jener Zeit herrscht etwas mehr Zurückhaltung als in der Prosa (das Zahlenverhältnis

ist etwa 1:3). Villon bietet kein Beispiel, Christine de Pisan, Charles d'Orléans nur wenige. Die Lyrik und Dramatik des 16. Jahrhunderts ist aber nicht verschont geblieben. Vgl. S. 169—171. Das 17. Jahrhundert zeigt noch Nachwirkung bei Descartes, während Verf. in den zehn untersuchten Tragödien Racines keinen Beleg fand. Die Begünstigung des Akk. + Inf. schon in der mittelfranzösischen Zeit werde auch unabhängig von der Lateinschinderei verständlich, wenn man erwäge, daß im Afrz. nach *faire, laissier, sofrir, sentir, veoir, apercevoir, trover* eine besondere Art dieser Konstruktion volkstümlich gewesen, daß auch schon afrz. nach vielen Verben *sentiendi* und *dicendi* (bei gleichem Subjekt des Verb. finitum und infinitum) der einfache Inf. üblich war und bei doppeltem Akk. bloß *estre* hinzugefügt zu werden brauchte, um diese Satzform zu bekommen. Eine Erweiterung dieses afrz. Grundstockes konnte unter lateinischem Einfluß zu dem Zustande führen, wie er in der ganzen Renaissancezeit herrschte und erst langsam im 17. Jahrhundert wieder verschwand. In der Prosa aber blieb bis heute besonders die Konstruktion mit dem Akk. des Relativpronomens (als Subjekt zum Inf.). Die Dichtung in gebundener Sprache bedient sich dieses gelehrten, literarisch-akademischen Stilmittels schon seit langem nicht mehr. Der Unterschied zwischen dem uralten (indogerm.) und dem klassisch-lateinischen Gebrauche des Akk. + Inf. dauert so noch fort, und die Beständigkeit volkstümlicher Ausdrucksweise durch alle Wandlungen der Zeit und Kultur wird an ihr sichtbar.

E. Stimming hat in diesen Untersuchungen gezeigt, was von ihm zu erwarten gewesen wäre, wenn er seine syntaktischen Studien, die in Göttingen, einer nun schon festbegründeten Tradition entsprechend, angeregt worden, hätte fortsetzen und auf weitere und größere Aufgaben hätte ausdehnen können. Unermüdliche Sammlung der Tatsachen, scharfes Erfassen des Wesens der syntaktischen Erscheinung, der er nachgeht, gründliche Umschau in der wissenschaftlichen Literatur nicht bloß des engsten Bezirkes und selbständige Deutung des historisch Gewordenen schon in diesem Erstlingswerke ließen eine reiche und wertvolle Lebensernte erhoffen. Der Krieg hat ihn des Lebens und, mit ihm die Wissenschaft, einer schönen Ernte beraubt.[1]

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Siegfried Lemm, Zur Entstehungsgeschichte von E. Zolas Rougon-Macquart und den Quatre Evangiles (nach unveröffentlichten Manuskripten). Halle, Niemeyer, 1913. 1 Bl. u. 83 S. (Beiträge zur Gesch. d. rom. Sprachen und Lit., hg. von Prof. Dr. M. Fr. Mann, Heft VIII.)

Die Proben, die Lemm aus Zolas Entwürfen veröffentlicht, enthalten sehr viel Interessantes. Sie sind zahlreich genug, um auch dem, der die Handschriften nicht selbst benutzen kann, einen Einblick in die Pläne und Absichten des Dichters, in die Art, wie er konzipierte und formte, zu erlauben. Bedauern wird man jedoch, daß Lemm es unterläßt, anders als in dürftigen Andeutungen die Schlußfolgerungen zu ziehen, die sich bei der

[1] Nachstehend nur einige Verbesserungen, soweit sie sich nicht von selbst ergeben: S. VII, Z. 2: Todesjahr l. 1914 statt 1915; S. XXXVI, Sörgel, l. Rom. 'Forsch.' statt Stud.; S. XL, R. Troie, 4 Bde. statt 7; S. 39, Volt. l. *entendue*, Zadig; S. 84 *choisir* statt *choisier*; S. 88 *vez* aus *vecz* vor Voretzsch schon bei Foerster, Aiol A. zu 1428; S. 103 l. *De par moi*, Fabl. Der treusorgenden Vaterhand hat der Verf. den sauberen Druck der hinterlassenen Schrift als letzte Liebestat zu verdanken.

Lektüre dieser Bekenntnisse (so darf man sie wohl nennen) aufdrängen. Er verspricht zwar (S. 1) einen 'ersten Versuch, die Entwicklungsgeschichte der R.-M. und der 4 Ev. Zolas auf Grund des tatsächlichen Handschriftenmaterials der Bibliothèque Nationale darzustellen', aber was er wirklich bietet, ist fast nur der Rohstoff, der erst noch verarbeitet werden muß. Schade ist auch, daß Lemm sich in der Einleitung gar nicht näher über die Grundsätze äußert, denen er bei seiner Auswahl folgte. Was er zu einigen Romanen und gerade zu ein paar der wichtigsten, so zu *Nana* und *Germinal* mitteilt, ist auffallend knapp. Warum? Hat Lemm hier aus irgendwelchen Erwägungen sparsame Zurückhaltung üben wollen, oder (und das wäre dann eine merkwürdige Erscheinung, wert, sich den Kopf darüber zu zerbrechen) ist Zola selbst so einsilbig?

Dresden. H. Heiss.

Pauline Bernheim, Balzac und Swedenborg. Einfluß der Mystik Swedenborgs und Saint-Martins auf die Romandichtung Balzacs. Berlin, E. Ebering, 1914. 8°. 123 S. u. 1 Bl. (Romanische Studien, Heft XVI.)

Diese Dissertation interessiert vor allem durch den überzeugend geführten Nachweis, daß Balzac seine Kenntnis von Swedenborgs Lehre und wohl ungefähr seine ganze 'mystische Weisheit' im wesentlichen aus einem 1788 erschienenen Auszug aus den Werken Swedenborgs geschöpft hat. Ihm verdankt er auch, was er in *Séraphita* über den Gegenstand vorträgt; er lehnt sich bald enger, bald loser an, häufig schreibt er wortwörtlich ab, manchmal sogar mechanisch und gedankenlos, gelegentlich unterlaufen ihm naive Irrtümer und Mißverständnisse, seine eigne Arbeit gipfelt darin, daß er die Ordnung des Auszuges zerstört, den Inhalt zerfetzt und in heilloser Verworrenheit durcheinanderwirft.

Die Verfasserin hat einen glücklichen Fund getan und dadurch ebenso wie durch ihre Verweise auf andere Beziehungen einen wichtigen Beitrag zur Erforschung von Balzacs Quellen gegeben. Vielleicht gelingt es ihrer Studie darüber hinaus, eine gewisse Art von Balzac-Verehrern zur Besinnung zu bringen, denen dunkles Gestammel köstliche Offenbarung scheint, und die, wie Paul Flat z. B., so viel Verblüffendes über Balzacs Weltanschauung, seine sogenannte Philosophie und Mystik zusammengefaselt haben. Freilich wird man diesen Erfolg, so sehr man ihn herbeiwünschte, mit einiger Skepsis abwarten müssen; denn die Sucht, in einem Dichter, den man bewundert, um jeden Preis einen profunden Denker und Propheten zu entdecken, ist eine der geistigen Seuchen unserer Zeit, gegen die bisher noch kein wirksames Impfmittel gefunden wurde.

Dresden. H. Heiss.

Paul Michaelis, Philosophie und Dichtung bei Ernest Renan. Berlin, Ebering, 1913. 147 S. (Roman. Studien, Heft XIII.)

Es ist immer gefährlich, solche weit abgesteckte, allgemeine Themen zum Gegenstand einer Dissertation zu machen. Die Bedenken, die dagegen bestehen, werden durch die vorliegende Arbeit, obwohl sie fleißig und nicht verständnislos ist, nicht widerlegt. Besonders heikel ist es, wenn sich ein Ausländer daranwagt, den Stil eines französischen Schriftstellers anders als in statistischen Feststellungen zu untersuchen, noch dazu ein Doktorand, von dem man wohl, ohne ihm unrecht zu tun, vermuten darf, daß er erst seit einigen Jahren bestrebt ist, in die französische Sprache und Literatur einzudringen, also kaum die erforderlichen Eigenschaften, innigste Ver-

trautheit mit der Sprache, hochentwickeltes, durch ausgedehnte Belesenheit geschärftes, für die verschwindendsten Feinheiten noch empfindliches Gehör mitbringen wird. Der Verfasser widmet Renans Stil ein langes Kapitel, in dem er Bourgets Urteil nachprüfen will und auch wirklich zu dem Schluß gelangt, der Stil sei *'unique'*. Das ist sehr richtig, wenn auch etwas unbestimmt. Aber mit den Mitteln, die der Verfasser anwendet, läßt sich das Urteil nicht erweisen, läßt sich überhaupt einem so zarten, wunderbaren Gebilde, wie es Renans Stil ist, nicht beikommen. Der Verfasser zählt zuerst auf, welcher Stilmittel sich Renan bedient, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu wecken (rhetorische Frage, Antithese, Einflechtung direkter Rede), dann welcher Stilmittel er sich bedient, um die Aufmerksamkeit zu befriedigen (Anschaulichkeit, erreicht durch Bilder und Vergleiche, Empfindung, erreicht durch ausmalende Adjektive, Häufung, Wort- und Wurzelwiederholung usw.). Die Betrachtungen, die der Verfasser daran knüpft, und in denen er auch an V. Hugo und Michelet erinnert, enthalten wenig Tatsächliches. Man möchte ihm empfehlen, sich einmal ein paar Wochen hindurch mit Prosa von Hugo, Michelet, Chateaubriand, von Napoleon, von einem der großen Redner der Revolution und einem der großen Kanzelredner Frankreichs zu sättigen und übersättigen. Er würde dann Renans Stil mit anderen Augen betrachten können und seine Eigenart von den Zügen unterscheiden, die Gemeingut der Romantik oder gar Gemeingut und uraltes Erbe lateinischer Rhetorik sind.

Dresden. H. Heiss.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XXI, 3. Oktober 1915. [Ritter v. Sawicki, Almenwirtschaft und Hirtenleben in der mährischen Walachei (Schluß). — A. Dachler, Die bäuerliche Beheizung in Oberösterreich (Schluß). — Kleinere Mitteilungen: R. Eder, Volkskundliche Überlieferung aus Nordböhmen. — Eine rumänische Hänge- und Tragewiege (Nachtrag). — Ethnographische Chronik aus Österreich. — Literatur der österreichischen Volkskunde. Besprechungen. — Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde].

Zuwachs der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar in den Jahren 1911 bis 1913. Darin: P. Ortlepp, Schillers Bibliothek. Weimar, H. Böhlau, 1914. LXXVI, 230 S. M. 2,40.

Hilmer, H., Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel. Auf Grundlage der Wahrnehmungen von Schlag, Fall, Bruch und derartigen Vorgängen dargestellt an einigen Lautwurzeln der deutschen und der englischen Sprache. Halle a. S., Niemeyer, 1914. 356 S. [Wundts Lehre von der Lautnachahmung wird hier etwas umgebildet. Lautnachahmung bedeutet für Wundt nicht Nachahmung 'des Lautes', sondern Nachahmung 'durch einen Laut'. Lautnachahmungen oder richtiger Lautbilder entstehen nach Wundt durch 'Lautbewegungen der Sprachorgane, die durch den äußeren Eindruck triebartig ausgelöst werden'. Dagegen vertritt Hilmer eine Lehre von der Schallnachahmung, wobei das Wort entspringt entweder durch unmittelbare Nachahmung eines Schalles oder durch den Eindruck einer Bewegung, die mit einem Schalleindruck assoziiert ist oder durch Übertragung assoziiert wird. Er untersucht nun an einer Reihe von Wörtern sowohl die Schallnachahmungen von Schlag, Fall, Bruch u. dgl., als auch den Zusammenhang mit Formvorstellungen wie Körper, Erhöhung, Vertiefung. Ihm sind also die Schallnachahmungen teils direkt, teils indirekt 'die Hauptquellen der Wortschöpfung oder Worterneuerung überhaupt', S. 159. Seine Beispiele holt er aus der deutschen und der englischen Sprache; in diesen scheinen ihm 'zum mindesten drei Viertel der Ding-, Eigenschafts- und Vorgangsbezeichnungen' so entsprungen. Betrachtet man nun seine Wortlisten, S. 185 bis 355, so fällt vom sprachgeschichtlichen Standpunkte auf, daß die meisten dieser Wörter dunkler Herkunft sind, aber einige doch aus indogermanischen Formen stammen, die der Schallnachahmungstheorie widerstreben, z. B. ne. und nd. *bit* der Biß, S. 218, vgl. lat. *findo*, Sanskr.-Wurzel *bhid:* oder Hecke = Strauchwerk, S. 233, vgl. germ. *hagjo*, ags. *hecg*, ne. *hedge*. Jedenfalls durfte die Sprachgeschichte bei einer solchen Untersuchung nicht unberücksichtigt bleiben. Anderseits wäre auf eine gewisse Lautsymbolik hinzuweisen, die sich z. B. in der Namenschöpfung des Dickens zeigt: bei Pickwick kommt die Seltsamkeit des scheuen Junggesellen, der so heißt, zu ohrenfälligem Ausdruck; bei Bumble die körperliche und geistige Plumpheit des Büttels, dem der zarte Knabe Oliver Twist anvertraut ist; bei Scrooge die grapsende Geldgier des Citykaufmanns im 'Christmas Carol'. Trotz dieser ausmalenden Kraft gewisser Lautgruppen dürfte aber die Zahl der Gattungswörter, die so entstanden sein sollen, beträchtlich geringer sein, als Hilmer sie anschlägt. Ob demnach das Grundwesen der Sprachentstehung durch bloße Schallnachahmung zu lösen ist? Der tapfere Versuch, die Theorie durchzuführen, enthüllt ihre Schwäche.]

Sperber, Hans, Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung. Versuch einer dynamologischen Betrachtung des Sprachlebens. Halle a. S., Niemeyer, 1914. 106 S. M. 2,40. [Behandelt werden Koseformen, Abschwächung von Steigerungswörtern, wie 'sehr', Verdrängung anstößiger Wörter durch farblose u. dgl. Die Darstellung ist populär.]

Jespersen, O., Tid og tempus. Fortsatte logisk — grammatiske studier. Saertryk af oversigt over det kgl. Danske videnskabernes selskabs forhandlinger. 1914. No. 5—6. 54 S.

Henry, G. Kenneth G., The characters of Terence. (Northcarolina Studies in philol. XII, 2, S. 57—98.) Chapel Hill, University, 1915.

Dey, W. M., The Latin prefix *pro* in French. (North Carolina Studies in philol., XII.) Chapel Hill, University, 1915. 182 S.

Thumb, Albert, Grammatik der neugriechischen Volkssprache. (Sammlung Göschen, Nr. 756.) 119 S. M. 0,90.

Walzel, O. D., Die künstlerische Form des Dichtwerks. (Deutsche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, 3. Vortrag.) Berlin, Mittler, 1916. 39 S.

Koebner, R., Venantius Fortunatus. Seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowinger-Reiches. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1915. 149 S. M. 5. [Auf Grund der Forschungen von Wilhelm Meyer gibt Verfasser einen laufenden biographischen Kommentar — ein theologischer wäre noch zu schreiben — zu den Dichtungen des Fortunatus, für den äußere Anregungen immer maßgebend waren, weil ihm das innere poetische Feuer fehlte. Poesie bedeutet für ihn nur rhetorische Einkleidung.]

Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Hg. von August Leskien. Jena, Diederichs, 1915. (Die Märchen der Weltliteratur. Hg. von F. von der Leyen und Paul Zaunert. Ausstattung von Ehmcke.) 332 S. M. 3. [Serbo-kroatische, bulgarische und albanische Märchen sind hier in charakteristischer Auswahl und gut lesbarem Deutsch vereint, während die der Griechen, Mazedo-Walachen und Türken zunächst noch zurückgestellt sind. Griechische und deutsche Einflüsse sind zu beobachten. August Leskien hat die deutschen Texte und die erklärenden Anmerkungen beigesteuert.]

Norrenberg, J., Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens. Leipzig, Teubner, 1916. 275 S. 4°. M. 4,80. [Die hohen Ziele, die sich unsere Unterrichtsverwaltung für das neue Arbeiten nach dem Kriege steckt, werden von einer Reihe Fachmänner erörtert. K. Reinhardt in der Einleitung betont, daß wir bei der reinen und unbedingten Wahrheitssuche bleiben müssen, durch die unser Volk stark und groß geworden ist. Kein Lügenprophet der Nützlichkeit soll uns verführen. Wir nehmen die Wahrheit, wo wir sie finden, auch beim Feinde, und haben uns selber bei Wahrheit zu halten. Solche Selbstzügelung schafft uns Freiheit zum Wohl des Ganzen, macht uns zu Persönlichkeiten, die auch zu gehorchen wissen, verbreitet Vertrauen und ermöglicht Organisation. Mehr davon ist unserer Jugend zu vermitteln, je deutlicher der Lehrer das Beispiel dazu gibt und allen Unterricht zu einem seelischen Erleben gestaltet. Also: hochgesinnte, mit dem heiligen Feuer erfüllte Lehrer! — A. Fischer reiht sich an mit 'Gedanken über die Form der deutschen höheren Schule', wünscht nicht Verminderung, sondern Vermehrung der Schultypen, vor allem aber stärkere Betonung des deutschen Unterrichts; das Einzelne lasse sich erst nach dem Kriege nach Anhörung der Fachleute feststellen. — In ähnlichem Sinne spricht Hans Borbein über den Ausbau der Mädchenschule: deutsche Gesinnung ist zu pflegen, fremde Sprachen aber nicht wesentlich zu beschneiden, auf andere praktische Aufgaben der Frau mit zu achten. — Ferdinand Jakob Schmidt behandelt 'Universität und höheres Schulwesen': letzteres habe wesentlich zu

erziehen, erstere auch zu unterrichten; daher möge die Universität von der höheren Schule nicht zu sehr eine Fachvorbereitung fordern. — Paul Lorentz, 'Das Trugbild der Allgemeinbildung', ist schlecht auf den Geist des Westens zu sprechen und empfiehlt Charakterzucht, wozu u. a. das Berechtigungswesen eingeschränkt, der Hochbegabte vom Mittelschlag mehr gesondert werden solle. — Von den Aufsätzen über einzelne Fächer interessiert uns am meisten der von Theodor Engwer über die neueren Sprachen. Ihre Nützlichkeit im Felde wird gerühmt. Fremdtümelei bekämpfe man am besten durch wirkliche Kenntnis des Fremden. Daher haben wir das Leben, die Sitten, die Geschichte Frankreichs und Englands tiefer zu erfassen. Gegen eine Herabdrückung dieser Studien findet Engwer beredte Worte der Abwehr. Bildungsfragen und auch wirtschaftliche Verhältnisse zwingen uns, die Gegner weiterhin zu beobachten, und zwar noch genauer als bisher. Endlich 'werden die Brücken von Volk zu Volk nicht ewig abgebrochen bleiben'. — Von allgemeinen Artikeln seien noch hervorgehoben: Die Bedeutung der Knabenalumnate von H. Borbein; Jugendbewegung von R. Wähmer; Bedeutung und Stellung der Oberlehrer an staatlichen Organismen von F. Lohr; Vor- und Weiterbildung der Oberlehrer von E. Erythropel; Vertrauen zur höheren Schule von J. Norrenberg; Berechtigungsfragen von J. Kuckhoff; Das Buch im Dienste des Unterrichts von A. Fischer. Ein bedeutsames Werk, voll gärender Energie und umsichtiger Fürsorge.]

Häußner, J., Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914—1915. Karlsruhe, Gutsch. 133 S. [Pietätvoll ist hier den im Kriege gefallenen Lehrern und Schülern des Karlsruher Gymnasiums ein Denkmal gesetzt. Die beigefügten Briefe aus dem Felde enthalten viel des Interessanten. Auch erfahren wir, wie die Schülerinnen und die kleineren Knaben den Krieg auffaßten, und eine Strickerin von Wollspenden hat ihre Begeisterung sogar in Hexametern ausgedrückt, die gar nicht übel sind:

Wir, die wir sitzen daheim am wärmespendenden Ofen,
Denken mit liebender Sorge der Krieger draußen im Felde;
Ach, sie entbehren der Nahrung gar oft und der wärmenden Kleidung!
Deutsche Frauen und Mädchen in allen Städten und Dörfern
Regen mit Lust nun von frühe bis spät die fleißigen Hände,
Fertigen alle jetzt Strümpfe und Socken, von Wolle gestrickt auch
Treffliche Wärmer für Knie, für Puls, für Hals und für Ohren.
Selbst die kleinsten der Mädchen, mit Fingerchen noch nicht geübet,
Stricken voll Eifer nun auch in der Schule für unsere Krieger.
Alle ja wollen sie, ob auch noch klein, sich nützlich erweisen.
Wenn aber dann diese Gaben der Liebe im Felde erscheinen,
Groß ist die Freude bei allen den Wackeren, und sie gedenken
Sicher in heißem Verlangen der Heimat, die sie beschützen.
Wolle Gott, daß sie bald kehren gesund als Sieger nach Hause!]

Schule und Krieg. Sonderausstellung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht Berlin. Mit 49 Abbildungen. Berlin, Weidmann, 1915. 206 S. M. 3.

Essenhans, Th., Charakterbildung. 2., verm. Aufl. (Wissenschaft und Bildung, 32.) Leipzig, Quelle, 1915. VIII, 136 S. [1. Bestimmung des Begriffs Charakter, ausgehend von Theophrast und La Bruyère; Kampf des Willens gegen äußere und innere Hemmung; Ausgleich durch sittliche und ästhetische Momente. — 2. Entstehung des Charakters durch Anlage oder Erwerbung. — 3. Erziehung des Charakters: mit viel oder wenig Selbstenthaltung, durch Suggestion und Beispiel, Lehre und Strafe, Ermahnung und Warnung, Vernunftweckung und Gewohnheit, durch Schule und den Menschen selbst. Am Schluß ein Verzeichnis von Werken über Willenspsychologie.]

Schab, S., Studieren oder nicht? Ein Wort zum Erlaß des Unterrichtsministers behufs 'Eindämmung des Zudrangs zu den Mittelschulen'. Wien u. Leipzig, Anzengruber-Verlag, 1916. 32 S. M. 0,60.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen ..., hg. von W. Viëtor. XXIII, 1. April 1915 [O. Lohmann, Die neuere Philologie und der Krieg. — M. Deutschbein, Shakespeare und die Renaissance. — E. Riedel, Die schriftliche Reifeprüfung in den neueren Sprachen, besonders im Englischen. — F. Karpf, Das neusprachliche Können unserer Schüler (Zweiter Artikel. I). — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIII, 2. Mai 1915 [M. Friedwagner, Jakob Schipper †. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax (I). Zum Gebrauch des französischen Artikels. — F. Karpf, Das neusprachliche Können unserer Schüler (Zweiter Artikel. II. Schluß). — C. Weber, Die Bedeutung der Sprechmaschine für die Sprachwissenschaft, die Spracherlernung und den Sprachunterricht. — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIII, 3. Juni 1915 [K. Wehrmann, Die Ausbildung der Lehrer der neueren Sprachen. — R. Philippsthal, Alfred Tennyson. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax (II—III). — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIII, 4. Juli 1915 [J. Clasen, Die neueren Sprachen und der Krieg. — M. Zabeler, Paul Verlaine. — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIII, 5. August—September 1915 [L. Adolph, Die Frauenbewegung nach englischen Romanen der Gegenwart. — E. Hollack, Der Krieg und die neuere Philologie. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIII, 6. Oktober 1915 [H. Offe, Zur künftigen akademischen Vorbildung der Neuphilologen. — L. Adolph, Die Frauenbewegung nach englischen Romanen der Gegenwart (II). — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax (IV). — Vermischtes — Anzeiger]. XXIII, 7. November 1915 [W. Küchler, Von Sinn und Wert unserer Arbeit. — K. Riemann, Darstellung eines systematischen Lautierkurses im fremdsprachlichen Anfangsunterricht. — L. Adolph, Die Frauenbewegung nach englischen Romanen der Gegenwart (IV). — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIII, 8. Dezember 1915 [Emmy Beckmann, Die Motivierung des Konflikts in den bedeutenderen Herodes- und Mariamnedramen. — L. Adolph, Die Frauenbewegung nach englischen Romanen der Gegenwart (Schluß). — J. Caro, John Galsworthys Dramen. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIII, 9. Januar 1916 [W. Martini, Der demokratische Geist Neufrankreichs im Drama Victor Hugos. — W. Viëtor, Zur Ausmerzung der Fremdwörter. — K. Aug. Schmidt, Charlotte Brontë und Professor Heger (I). — Vermischtes. — Anzeiger].

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXVI, 5. 6. Mai u. Juni 1915 [Lerch: Bally, Le langage et la vie. — Abt: Helm, Altgermanische Religionsgeschichte. — Behaghel: Berger, Die Laute der Mundarten des St. Galler Rheintales. — Bohnenberger, Die Mundart der deutschen Walliser. — Mansion, Althochdeutsches Lesebuch. — Weber, Die Warnung, eine Reimpredigt aus dem 13. Jahrhundert. — Helm: Niewöhner, Der Sperber und verwandte mhd. Novellen. — Busse, Ulrich von Türheim. — Juethe, Der Minnesänger Hiltbolt von Schwangau. — Schian: Petrich, Paul Gerhardt. — Aellen, Quellen und Stil der Lieder Paul Gerhardts. — Snlger-Gebing: Kettner, Goethes Nausikaa. — Kohlund: Erler, Die Namengebung bei Shakespeare. — Budjuhn: König, Byrons English bards and Scotch reviewers. — Körner: Richert, Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romantik. — Minckwitz: Nyrop, Manuel phonétique du français parlé. — Lerch: Soltmann, Syntax der Modi im modernen Französisch. — Spitzer: Bauer, Gebäckbezeichnungen im Gallo-Romanischen. — Golther, Nitze, The romance of Erec, son of Lac. — Bruce, The development of the Mort Arthur theme in mediæval romance. — Sommer, The structure of le

livre d'Arthus. — Schneegans: Jean Calvin, Institution de la religion chrestienne. — Glöde: Marcus, Voltaire als Historiker in seinen Briefen. — Hämel: Restori, Genova nel teatro classico di Spagna. — Restori, Ancora di Genova nel teatro etc. — Cervantes, Obras completas, ed. R. Schevill y A. Bonilla]. XXXVI, 7. 8. Juli u. August 1915 [Abt: Cosquin, Les mongoles et leur rôle ... — Behaghel: Collitz, Das schwache Präteritum. — Götze: Hentrich, Wörterbuch der nordwestthür. Mundart des Eichsfeldes. — Götze: Wustmann, Walther v. d. Vogelweide. — Helm: Seehausen, Michel Wyssenherres Gedicht. — Helm: Brietzmann, Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters. — Behaghel: Scholte, Probleme der Grimmelshausenforschung. — Behaghel: Scholte, Grimmelshausen und die Illustrationen seiner Werke. — Abt: Löwis of Menar, Der Held im deutschen und russischen Märchen. — Abt: Baechthold, Die Verlobung im Volks- und Rechtsbrauch. — Wolff: Wundt, Goethes W. Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals. — Pfandl: Pappritz, Don Carlos in Geschichte und Poesie. — Sulger-Gebing: Saedler, Entstehungsgeschichte von Hebbels Moloch. — Sulger-Gebing: Faconnet, »Die Maccabäer« d'Otto Ludwig. — Fehr: Spira, Engl. Lautentwicklung. — Glöde: Müller, Engl. Lautlehre. — Lerch: Loseth, Notes de syntaxe française. — Lerch: Lorch, Passé défini etc. — Spitzer: Staaff, Développement phonétique des suffixes. — Spitzer: Gauchat, Die französische Schweiz Hüterin lateinischen Sprachguts. — Spitzer: Vogt, Sprachliche Erläuterungen zu Rostands Chantecler. — Schneegans: Olschki, Der ideale Mittelpunkt Frankreichs. — Schneegans: Olschki, Paris nach altfranzösischen nationalen Epen. — Jordan: Farnsworth, Uncle and nephew in the Chansons de geste. — Jordan: Hopkins, Influence of Wace. — Jordan: Andresen, Altfranzösisches Traktat über Schachspiel. — Glöde: Allard, Friedrich der Große in der Literatur Frankreichs. — v. Wurzbach: Franz, Troubadur Marcabru. — v. Wurzbach: Bertoni, Dante. — Pfandl, Teatro español del siglo XVI. I. — Hämel: Schröder, Dramatische Bearbeitung der Don-Juan-Sage. — Hämel: Fitzmaurice-Kelly, Cervantes. — Hämel: Savj-Lopez, Cervantes]. XXXVI, 9. 10. Sept. u. Okt. 1915 [Behaghel: Strauß, Der Übersetzer Nicolaus von Wyle. — Helm: Der Wiener Oswald, hg. von G. Baesecke. — Helm: Keim, Das Spielmannsepos im heiligen Oswald. — Strich: Borchardt, Andreas Tscherning. — Wagner: Strecker, Beiträge zur kritischen Würdigung der dramatischen Dichtungen Körners. — Stammler: Lewin, Friedrich Hebbel. — Götze: Hahn, Ausbreitung der nhd. Schriftsprache in Ostfriesland. — Horn: Franck, Mittelniederländische Grammatik. 2. Aufl. — Horn: Francks Etymologisches Woordenboek der Nederlandsche Taal. — Golther: Neckel, Walhall, Studien über germanischen Jenseitsglauben. — de Boer: Schäfer, Waffenstudien zur Thidrekssaga. — Glöde: Pound, Blends their relation to English word formation. — Glöde: Vohl, Die Erzählungen der Mary Shelley. — Schneegans: Chénier, Œuvres inédites. — Lewent: Carstens, Tenzonen aus dem Kreise der Trobadors Gui, Eble, Elias und Peire d'Uisel. — Wagner: Falcucci, Vocabolario dei dialetti ... della Corsica. — Pfandl: Adam, Übersetzung und Glossar des altspanischen Poema del Cid. — Pfandl, R. M. Pidal, Cantar de Mio Cid. — Hämel: G. de Berceo, El sacrificio de la Misa. — Bibliographie]. XXXVI, 11. 12. Nov. u. Dez. 1915 [Helm: Blume, Germanische Stämme. — Götze: Henrici, Barbavolexis. — Thietz, Die Ballade vom Grafen und der Magd. — Helm: Hartmann v. Aue, Der arme Heinrich. Hg. von Gierach. — Stammler: Röbbeling, Kleists Käthchen. — Stöcker, Karoline Michaelis. — Beyhoff: Bücher, Grillparzer. — Stammler: Bruno, Hebbel und O. Ludwig. — Beyel, Stil des Grünen Heinrich. — Wolf v. Unwerk: Heusler, Altisländisches Elementarbuch. — Golker, Edda, übertr. von Genzmer. — Glöde: Müer, Christopher Ausley. — Ledderbogen, Felicia Dorothea Hemans. — Depken, Sherlock Holmes. — Sondheimer, Herodes-Partien. — Schneegans: Laigle, Le livre

des trois vertus de Christian de Rizau. — Jordan: Biedermann, Pierre de Provence. — Glöde: Pekron, Hof Augusts des Starken. — Schneegans, Voltaire p. p. Caussy. — Glöde: Körding, Chateaubriand. — Schiebris, V. Hugo. — Fach, Naturschilderung bei Nodier. — Löschhorn: Villette, Parisismen. — Lewent: Bertoni, I trovatori d'Italia. — Spitzer, Bulleti de dialectologia catalana Juli—Dez. 1914. — Hämel: Fitzmaurice-Kelly, The Oxford book of Spanish verse. — Pfandl: Foulché-Delbosc, Bibliographie espagnole de Fray Ant. de Guevara. — Coplas que fizo Jorge Maririque por la muerte de su padre. — Hämel: Marques de Rafal, Un mecenas español del siglo XVII. — Pfandl: Lehmann-Nitsch, Folklore argentino I]. XXXVII, 1. Januar 1916 [Junker: Setälä, Lehnbeziehungen. — Götze: Wodick, Ayrers Dramen. — Sulger-Gebing: Muret, Jeremie Gotthelf. — Behaghel: Kern, De mat het Partic. Praet. omschreven Weerkwoordsvormen. — Golther: Heusler, Isländergeschichten. — Horn: Zupitza, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch. — Ries: Kreickemeier, Wortstellung. — Meyer-Lübke: Pieske, Quaestiones morphologicae. — Minckwitz: Michaelisch Passy, Dictionnaire. — Wiese: Bragnoli, Satire di Jacopone da Todi. — Pfandl: Mayrhofer, Spanien. — Stiefel: Cotarelo y Mory, Coleccion de Entremeres usw. — Abt: Hilka, Der undankbare Mensch und die dankbaren Tiere].

Modern language notes. XXX, 5. May 1915 [A. W. Porterfield, Rhetorical contrasts in Schiller's dramas. I. — B. M. Woodbridge, Biographical notes on Gatien de Courtilz, sieur du Verger. — J. M. Berdan, *Speke, Parrot.* An interpretation of Skelton's satire]. XXX, 6. June 1915 [Campbell, G. H., The swinish multitude — Porterfield, A. W., Rhetorical contrasts in Schiller's dramas. II. — Hibbard, L., The books of Sir Simon de Burley, 1387. — Kueffer, L. M., Orphic echoes in modern lyric poetry: Ernst Lissauer's Der Strom. — Whyte, J., The order of monosyllables and dissyllables in alliteration. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention]. XXX, 7. Nov. 1915 [E. M. Albright, Eating a citation. — C. D. Brenner, The influence of Cooper's 'The spy' on Hauff's Lichtenstein. — H. C. Lancaster, Rostand, Magne, and Baro. — M. P. Tilley, Notes on 'All's well that ends well'. — J. P. W. Crawford, Sources of an eclogue of Francisco de la Torre]. XXX, 8. Dec. 1915 [F. N. Scott, Vowel alliteration in modern poetry. — J. Bronk, Notes on Méré. — J. L. Campion, Zu Minnesangs Frühling. — G. G. Laubscher, Depuis with the compound tenses. — H. D. Gray, Greene as a collaborator. — A. H. Upham, Notes on Early English prose fiction].

Publications of the Modern Language Association of America. XXIII, 2. June 1915 [R. S. Crane, The vogue of Guy of Warwick from the close of the middle ages to the romantic revival. — D. H. Miles, The original of the non-juror. — Mc. B. Mitchell, Goethes theory of the novelle: 1785—1827. — J. L. Lowes: Chaucer and the seven deadly sins. — W. W. Lawrence, Beowulf and the tragedy of Finnsburg]. XXIII, 3. Sept. 1915 [C. Scarles, Stendhal and French classicism. — E. M. Albright, To be staied. — H. C. Lancaster, Gaillard's criticism of Corneille, Rotrou, Du Ryer, Marie de Gournay, and other writers. — R. S. Loomis, Richard Cœur de Lion and the pas Saladin in medieval art. — G. H. Campbell, The middle English evangelie. — A. L. Guérard, The academic study of French civilization. — H. D. Gray, The arrangement of the date of Shakespeare's sonnets. — F. M. Warren, A possible forerunner of the national epic in France. — F. Schönemann, Theodor Fontane and England].

Die neueren Sprachen. XXIII, 1. April 1915 [O. Lohmann, Die neuere Philologie und der Krieg. — M. Deutschbein, Shakespeare und die Renaissance. — E. Riedel, Die schriftliche Reifeprüfung in den neueren Sprachen, besonders im Englischen. — F. Karpf, Das neusprachliche Können unserer Schüler. — Vermischtes]. XXIII, 2. Mai 1915 [M Friedwagner, Jacob Schipper †. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. Zum Ge-

branch des französischen Artikels. — F. Karpf, Das neusprachliche Können unserer Schüler. Zweiter Artikel, II. (Schluß.) — C. Weber, Die Bedeutung der Sprechmaschine für die Sprachwissenschaft, die Spracherlernung und den Sprachunterricht. — Berichte. — Vermischtes. — Anzeigen]. XXIII, 3. Juni 1915 [K. Wehrmann, Die Ausbildung der Lehrer der neueren Sprachen. — R. Philippsthal, Alfred Tennyson. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. II. *En cas que* und *au cas que*. III. Geographische Namen in Verbindung mit Präpositionen im Französischen. — Berichte. — Anzeiger]. XXIII, 6. Okt. 1915 [H. Offe, Zur künftigen akademischen Vorbildung der Neuphilologen. — L. Adolph, Die Frauenbewegung nach englischen Romanen der Gegenwart. (II.) — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. (III, IV.) — Vermischtes].

The Sewance review. XXXIII, 2. January 1915 [R. D. O'Leary, Culture. — S. J. Cohen, Julian the Apostate. — G. Bradford, Portrait of a lady: Madame de Sévigné. — L. M. Sears, Glimpses economic in the sixteenth century. — J. B. Cabell, Vitality en vogue: a plea of the average novel-reader. — A. R. H. Ranson, Reminiscences of the civil war by a confederate staff officer. VI. — F. F. Abbott, The referendum and the recall among the ancient Romans. — J. W. Tupper, The growth of the classical in Wordsworth's poetry. — H. M. Allen, Two revolutions: a parallel, and a query]. XXXIII, 3 July 1915 [E. Dawson, The imitation of legislation. — W. C. Abbott, Sir William Monson. — G. Bradford, Portrait of a lady. — J. L. Mc Master, 'The purple testament of bleeding war'. — E. L. Bradsher, Richard Dabney. — E. A. Thurber, Simplicity and 'social' literature. — W. J. Price, A regal home for princely books. — W. Fr. Chislett, The new hellenism of Oscar Wilde. — H. M. Allen, The dull virtuous and the brilliant wicked]. XXXIII, 4. Oct 1915 [A. A. Ewing, Thomas Aquinas: doctor and saint. — M. Eads, The modern working woman and marriage — A. B. Mc Gill, The other Madison Cawein. — E. W. Bowen, Thomas Wentworth Higginson. — M. Tomlinson, Shapeless idleness. — P. H. Fogel, Nietzsche and the present war. — G. Townshend, Irish Mythology. — A. Henderson, The American drama. — S. Kitasawa, Shintoism and the Japanese nation. — H. M. Belden, The mediæval popular ballad].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XIX, 3 [J. Heierli, Die Klettgauer- oder Hallauertracht des Kantons Schaffhausen. — M. Gabbud, Jeux et divertissements du Val de Bagnes. — Ch. Luchsinger, Bei den welschen Sennen. II. — P. Meintel, Die Organisation der Kilbigesellschaft in Schwyz]. XIX, 4 [H. Bächtold, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben. 1. Allgemeines; 2. Rekrutierung; 3. Kriegsvorzeichen und Prophezeiungen; 4. Volksmedizin; 5. Zauber; 6. Lied und Reime; 7. Sprache].

Modern philology. XII, 10. April 1915 [T. P. Cross, The Celtic elements in the lays of *Lanval* and *Graelent*. — E. H. Tuttle, Germanic *nasl* in Gallo-Roman]. XIII, 1. May 1915 [R. H. Griffith, The *Dunciad* of 1728. — J. L. Lowes, Chaucer and Dante's *Convivio*. — Notice of new department. — W. B. Cairns, Some notes on Poe's 'Al Aaraaf'. — H. S. V. Jones, The plan of the 'Canterbury tales'. — P. E. Kretzmann, A few notes on 'The harrowing of hell'. — A forerunner of Warburton's Cook. — R. Withington, Queen Margaret's entry into London, 1445 — Adel. M. Jenney, A further word as to the origin of the Old Testament plays]. XIII, 2. June 1915 [Ch. H. Handschein, Goethe und Dürer. — B. R. Coffman, The influence of English literature on Friedrich von Hagedorn. — R. J. Kellog, Gothic rendering of Greek recurrents with especial reference to Matt. 5, 23. — P. H. Phillipson, Notes on Heine]. XIII, 3. July 1915 [J. B. Fletcher, Dantes 'second love'. — G. T. Northup, The influence of George Borrow upon Prosper Mérimée. — G. Chinard, Notes sur le prologue d'Atala. — C. Searles, Corneille and the Italian doctrinaires. — L. A. Hibbard, Guy of

Warwick and the second mystère of Jean Louvet. — T. A. Jenkins, On the text of 'La bataille des VII arts']. XIII, 4. August 1915 [P. Dargan, Balzac and Cooper; les chouans. — L. Schoell, George Chapman and the Italian neo-latinists of the Quattrocento. — A. Jenkins, An etymon for English 'gun']. XIII, 6. Oct. 1915 [A. W. Porterfield, Graf von Loeben and the legend of Loreley. — Ch. H. Handschin, Goethe und die bildende Kunst: Italien. — J. L. Campion, Aristoteles und Phillis. — F. W. Pierce, Concerning the German relatives 'Das' and 'Was' in clauses dependent upon substantivized adjectives, and upon neuter indefinites, as used in Schiller's prose]. XIII, 7. Nov. 1915 [K. Pietsch, On the language of the Spanish grail fragments. — Ch. J. Cipriani, Future and past future. — H. David, Théophile Gautier: The pavillon sur l'eau: sources et traitement. — G. A. Underwood, Rousseauism in two early works of Mme de Staël]. XIII, 8. Dec. 1915 [J. R. Hulbert, Syr Gawayn and the grene knyȝt. — E. H. Wilkins, The invention of the sonnet. — E. H. Wilkins, The Enueg in Petrarch and in Shakespeare]. XIII, 9. Jan. 1916 [J. Munro, More Shakspere allusions. — T. S. Graves, On the date and significance of *Pericles*. — C. R. Baskervill, John Rastell's activities].

Germanisch-romanische Monatsschrift. VII, 7. Juli 1915 [R. Velten, Das deutsche Gesellschaftslied unter dem Einflusse der italienischen Musik. — W. Buske, Pygmaliondichtungen des 18. Jahrhunderts. — M. J. Wolff, Italienische Komödiendichter, III: Lodovico Ariosto].

Neophilologus. Dreimonatliche Zeitschrift zur wissenschaftlichen Pflege lebender Fremdsprachen und ihrer Literaturen. Hg. von J. J. A. A. Frantzen, J. J. Salverda de Grave u. a. 1, 1. Groningen, Wolters; Leipzig, Harrassowitz, 1915. Der Jahrgang zu M. 4,50 [Frantzen, Zum Walkerfunde. — Schotte, Der 'Angelpunkt' in Goethes 'Theatralischer Sendung'. — Frantzen, Goethe und Beaumarchais — Ders.: G. Richert, Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romantik. — G. Dudok, Has *Jack Juggler* been written by the same author as *Ralph Roister Doister*? — J. F. Beuse, 'Molibeus Old' in Milton's *Comus*. — W. van der Gaaf, The disappearance of the *k* in *asked*].

Viëtor, W., Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. Sechste, überarbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Titelbild und Figuren im Text. Erste Hälfte. Leipzig, Reisland, 1914. 194 S. [Was früher ein knappes Handbuch war, ist durch fleißiges Nachtragen und Verbessern zu einem Nachschlagewerk geworden, in dem sich die Entstehung der herrschenden Lehren über die Sprachorgane und die Sprachlaute für die drei modernen Hauptsprachen verfolgen lassen. Wie der Verfasser im Vorwort betont, haben ihn für die Vokale besonders E. A. Meyers 'Untersuchungen über Lautbildung' gefördert; von anderer Literatur über Experimentalphonetik ist wenig zu finden. Den modernisierenden Ansichten von Zachrisson, 'Pronunciation of English vowels 1400—1700', kann sich Viëtor nicht anschließen.]

Sieper, C., und Hasenclever, M., Zur Vertiefung des fremdsprachlichen Unterrichts. München, Oldenbourg, 1916. 31 S.

Handschin, Charles Hart, The teaching of modern languages in the United States. (United States Bureau of Education bulletin 1913, nr. 3, whole nr. 510.) Washington, Government Printing Office, 1913. 154 S. [Hervorhebenswert ist, was über den deutschen Unterricht gesagt wird, wesentlich auf Grund von Vierecks Buch 'German instruction in the United States', 1900. Die Anfänge wurden in Philadelphia gemacht und waren vielversprechend, bis die Soldatensklaven aus Hessen und Braunschweig, die während des Unabhängigkeitskrieges hinübergeliefert wurden, das Deutschtum in Verruf brachten, während gleichzeitig die Franzosen als die Helfer Washingtons ins Licht traten. Als dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts das preußische Schulwesen sich Achtung errang, wurde dies zwar vielfach

nachgeahmt, aber die Deutschen selbst mißtrauisch angesehen, als wollten sie deutsche Staaten innerhalb der Vereinigten Staaten aufrichten. Dann machte das deutsche Universitätswesen Eroberungen — diese Periode dürfte mit dem gegenwärtigen Kriege abschließen. Aus der Statistik der Colleges und Universitäten 1910 ergibt sich, daß in letzterem Jahre von 340 solcher Schulen 328 Französisch lehrten und 337 Deutsch; auch war dem Deutschen ein wenig mehr Zeit eingeräumt. Von den Lehrern des Deutschen waren 24 % geborene Deutsche, von denen des Französischen nur 11,4 % gebürtige Franzosen. Spanisch und Italienisch haben sich mit viel bescheideneren Ziffern zu begnügen. Gegenüber den alten Sprachen hat sich das modernsprachliche Studium stark durchgesetzt und gilt als ausreichende Grundlage *of a liberal education*. Ein Anhang verzeichnet die seit 1875 erschienenen Lehrbücher und pädagogischen Schriften auf neusprachlichem Gebiet.]

Reform in grammatical nomenclature. A symposium. From the proceedings of the Michigan schoolmasters' club and classical conference held at Ann Arbor, Michigan, April 1, 1911. (Humanistic papers, second series, II. Reprint from The school review, June and November 1911, January 1912.) 64 S. [Beim englischen Unterricht mit den Anfängern hat sich herausgestellt, daß in einem so einfachen Sätzchen wie 'Alfred was king' oder 'Alfred was good' die grammatische Bezeichnung für das Prädikat in den Schulen schwankt. Noch mehr schwankt in den höheren Klassen beim Unterricht in den alten und neueren Fremdsprachen die Auffassung syntaktischer Dinge, z. B. des Konjunktivs. Da solche Unsicherheit zur Vergeudung nationaler Arbeit führt, haben sich zuerst französische Grammatiker 1906 zusammengetan, um solche Namengebung zu vereinfachen. Ein Vortrag mit ähnlichem Zweck, den Professor Dörr beim Neuphilologen-Verband 1910 in Zürich hielt, wurde auswärts nicht übersehen. Ein englischer Ausschuß trat im Oktober 1908 zusammen und regte einen internationalen Kongreß an. Ein Fünfzehner-Ausschuß, den die 'Modern Language Association' 1906 einsetzte, hat in dieser Richtung 1910 zu arbeiten begonnen; eine Reihe Aufsätze, die daraus hervorgingen, sind in vorliegendem Hefte abgedruckt. Der Herausgeber, W. G. Hale von der Universität Chicago, bemerkt dazu: 'What is now desirable for ourselves is joint work on the part of the three leading American bodies whose common interests the work touches — the National Education Association, the Modern Language Association of America, and the American Philological Association.' Es wird für die Männer der Schule schwer sein, sich zu einigen, solange die Männer der Forschung, auf deren Ergebnissen doch der Lehrer zu fußen hat, in den Grundfragen uneinig sind. Ein internationaler Betrieb erweist sich hiermit auch auf dem linguistischen Gebiet als unvermeidlich, und das zu einer Zeit, wo durch den Krieg und den Haß der Völker eine ruhige Verständigung mehr als jemals gehemmt ist.]

Klinghardt, H., Artikulations- und Hörübungen. Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen. 2., völlig umgearbeitete Auflage. Cöthen, O. Schulze, 1914. 255 S. Brosch. M. 6. [Bei der Einübung einzelner Laute und Lautreihen ist es, wie in der 1. Auflage, geblieben. Auch bei der knappen Behandlung der Vokale. Auf Aussprache von Sätzen — und wir sprechen doch im allgemeinen nicht in losgerissenen Lauten, sondern in Sätzen — ist verzichtet. Noch auffallender vielleicht ist es, daß auf die experimentelle Phonetik gar nicht eingegangen wurde; sowohl die Vollvokale als die Gleitelaute würden sich sonst viel bunter und wechselnder gestaltet haben. Im wesentlichen steht das Buch noch immer auf der Linie Viëtor-Brehmer-Jespersen, was nicht einen Fehler bedeuten soll, aber einen Mangel. In der 'vollständig neu geschriebenen' Einleitung wird — allerdings in mildester Form — den Universitätslehrern nahegelegt, nicht bloß Sprachgeschichte und Literatur zu treiben, sondern 'systematisch geregelte Einführung' in phonetisches Wissen

den neusprachlichen Studierenden zu bieten. Hat der gewiß wohlmeinende Verfasser Kenntnis genommen von den möglichst eingehenden phonetischen Forschungen, die neuestens den modern englischen Dialekten auf mehreren Universitäten zugewendet werden und zu nicht leicht übersehbaren Büchern geführt haben?]

Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XIII, 1, January 1914 [Feise, E., Zur Entstehung, Problem und Technik von Goethes 'Werther'. — Seiberth, P., A study in the principles of linguistic change. — Pettengill, R. W., The source of an episode in Heinrich's von Neustadt Apollonius. — Clark, E. F., The fable 'Frosch und Maus' as found in Luther and Hans Sachs. — Lillahei, J., Landsmaal and the languages movement in Norway. — Forsythe, R. S., Modern imitations of the popular ballad. — Kelsey, R. M., Indian dances in 'The tempest'. — Graves, T. S., The origin of the custom of sitting on the stage. — Hughes, H. S., Characterization in Clarissa Harlowe. — Reviews].

Hintze, O., Das Phantom des Pangermanismus in Amerika. (Internat. Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Leipzig, Teubner. IX, 12. 1915.) S. 1213—1255.

Nordisch.

An Icelandic satire written at the beginning of the eighteenth century. Edited by Halldór Hermannsson. (Islandica VIII.) Cornell, university library Ithaca, New York 1915. 54 S. 1 Dollar.

Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten. Übertragen von Paul Herrmann. Mit 8 Ansichten und 1 Karte. (Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. 5. Band. Hg. von Prof. Felix Niedner.) Jena, Diederichs, 1913. 252 S. Brosch. M. 5. [Thule schreitet erfreulich weiter. Mit Grettir wird abermals ein großer bäuerlicher Reckenroman den deutschen Lesern zugänglich. Die Hauptperson, der Dichter Grettir, Sohn des Asmund, wurde 996 geboren, also vier Jahre vor Einführung des Christentums in Island, mußte wegen Totschlags die Insel 1011—14 meiden, verfiel 1016 wegen Mordverdachts der strengen Acht und lebte dann als Verbannter meist im inneren Hochlande, bis er 1031 getötet wurde. Dieser abenteuerliche Geschichtskern wurde durch Lokalsagen, mythische und märchenhafte Züge und mancherlei hinzugedichtete Strophen mündlich erweitert, bis ein unbekannter Dichter in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Ganze niederschrieb. Die Einleitung verzeichnet die Hauptzüge der Geschichte. Beigefügt sind, wie gewöhnlich bei den Thule-Bänden, Karten und Abbildungen der betreffenden Landschaften, sowie ein Bild der Marmorfigur 'Der Ächter', modelliert 1901 durch Einar Jonsson, den ersten und bisher einzigen Bildhauer Islands, der das Wildnisleben eines solchen *outlaw* — wie man in England sagte — ergreifend ausdrückt. Die Übersetzung liest sich fließend.]

Die Geschichte vom weisen Njal. Übertragen von Andreas Heusler. Jena, Diederichs, 1914. (Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. 4. Band. Hg. von Prof. Felix Niedner.) 386 S. M. 6. [Der schlichte Stil der Erzählung wird von Heusler in einer Prosa wiedergegeben, von der jeder Satz klingt, als wäre er in natürlicher Rede gesprochen; Buchdeutsch ist ausgeschlossen. In beachtenswerter Einleitung betont Heusler, daß diese Saga, obwohl aus der Schreibstube eines Geistlichen hervorgegangen, sich vom geistlichen Periodenbau am wenigsten anstecken ließ; sie huldigt einem 'stilvollen Naturalismus'; sie übertreibt beinahe die simple Sprache des Sagamannes und die Nachbildung des mündlichen Erzählers. Das Werk ist entstanden in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts. Der Verfasser malte die Bekehrungszeit mit romantischem Rückblick aus, mit breiten Zustands-

bildern, die sich doch bei näherem Zusehen nicht als Ausfluß direkter Kenntnis erweisen, zum Teil sogar nachweislich aus Rechtsbüchern des 13. Jahrhunderts geschöpft sind. Nur scheinbar ist die Njala eine Art Chronik; tatsächlich streift sie näher an den Roman, genauer den Bauernroman. Die zwei alten Urmotive der Recken dichtung, Rache und Todesmut, werden hier nicht bloß so beredt ausgedrückt wie in keinem andern Werke der germanischen Literaturen, sondern sogar übertrieben; sie werden mit einer hingebenden Innigkeit dargestellt, deren erst ein rückblickender Christ fähig war. Ein Register unterrichtet über die verdeutschten isländischen Ortsnamen, eine Kartenskizze über die Lage der angezogenen Berge, Wasser und Gehöfte. Solche Umdeutschung der Sagas mit wissenschaftlicher Kunst ist kein geringes Verdienst.]

Nordische Volksmärchen. I. Dänemark/Schweden. II. Norwegen. Übersetzt von Klara Stroebe. Jena, Diederichs, 1915. (Die Märchen der Weltliteratur. Hg. von F. von der Leyen und Paul Zaunert. Ausstattung von F. H. Ehmcke. 330 und 338 S. Jeder Band M. 3. [Leider nur eine Auswahl, aber doch mit Nachweisen, woher die einzelnen Märchen geschöpft sind, und mit einer Übersicht der hauptsächlichsten Ausgaben und Übersetzungen, die von schwedischen, dänischen und norwegischen Märchen vorhanden sind.]

Wesle, Karl, Die althochdeutschen Glossen des Schlettstadter Kodex zu kirchlichen Schriften und ihre Verwandten. Untersuchungen zur deutschen Sprachgeschichte, hg. von Rudolf Henning. Heft 3. Straßburg, Karl J. Trübner, 1913. M. 5,35. [Nach Faßbenders Untersuchung der um 800 entstandenen hochalemannischen Vergilglossen dieses Kodex bietet W. eine Untersuchung der biblischen und geistlichen Glossen, die zu einer Reihe kleiner Schriften vorhanden sind. Der erste Teil bietet eine Gesamtübersicht über das lautliche Material, die nicht jede einzelne kleine Schrift durchnimmt und überdies in wohltuender Weise mit dem Mißbrauch bricht, zu jeder ganz regelmäßigen Lauterscheinung die Fülle der Belege auszuschütten. Im zweiten Teil werden die Glossare gesondert, und der Verfasser bemüht sich, zu den einzelnen Originalen zu gelangen. Auch die verwandtschaftlichen Verhältnisse werden berücksichtigt, soweit die fehlenden Vorarbeiten das erlauben. Am gründlichsten sind die Glossen zur Cura pastoralis und zu den Canones und Conzilien behandelt. Der Schluß der interessante lautliche Ausnahmen behandelnden Arbeit weist auf das 'bunte Gemisch vorhandener Dialekte, alter und junger Formen'. Die letzten Niederschriften scheinen alemannisch zu sein. Der Schreiber der Schlettstadter Handschrift hat seine Vorlagen äußerst konservativ behandelt. Wertvoller aber als für die Grammatik ist die Handschrift für die deutsche Lexikographie. Darin ist sie bisher weder von Graff noch von Schade ausgebeutet. Verf. beabsichtigt daher, den ganzen Schlettstadter Kodex mit seinen am Schluß stehenden Sachglossaren in einer späteren Schrift lexikographisch durchzuarbeiten. W. R.]

Deutsch.

Zupitza, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. 11. verbesserte Auflage, besorgt von F. Nobiling. Chemnitz u. Leipzig, Wilhelm Gronau, 1914. 130 S.

Jacobsohn, Minna, Die Farben in der mittelhochdeutschen Dichtung der Blütezeit (Teutonia, 22. Heft). Leipzig, H. Haessel, 1915. VI, 177 S. M. 4.

Weller, Alfred, Die frühmittelhochdeutsche Wiener Genesis nach Quellen, Übersetzungsart, Stil und Syntax. (Palaestra 123. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hg. von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. M. 7,60. [Nimmt eine möglichst erschöpfende Vergleichung der Hauptquelle mit der Dichtung

vor, eine Untersuchung über das Verhältnis des Autors zu den Nebenquellen; das syntaktische und stilistische Material wird derart gruppiert, daß nicht nur die Analogien innerhalb der einzelnen Teile, sondern auch die tatsächlichen Differenzen der Darstellung zur Geltung kommen. Scherer hat die Ungleichheiten des Stils richtig erkannt. Aber die Verschiedenheit der Darstellung bedeutet noch nicht die Verschiedenheit der Konzeption. Eine Sammlung der Parallelen macht die Einheit des Ganzen nahezu gewiß. 'Die Wiener Genesis dokumentiert für Stoffwahl, Stoffgestaltung und Komposition die gleiche Anschauung, Übersetzungsmethode und dichterische Befähigung in allen Teilen.' Auf eine Darstellung der metrischen Verhältnisse ist leider verzichtet. 'Die durchaus selbständige und temperamentvolle Persönlichkeit des Dichters bedingt im letzten Grunde sowohl die Ungleichheiten als auch die Schönheiten der Dichtung.' W. R.]

Päpke, Max, Das Marienleben des Schweizers Wernher. (Palaestra 81. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hg. von Brandl, Roethe, Erich Schmidt.) Berlin, Mayer & Müller, 1913. 182 S. M. 5,60. [Der Wert der Arbeit liegt vor allem in der Festlegung der lateinischen Vorlage nach einer bestimmten Handschriftengruppe. Die Vorlage des Marienlebens, die sog. Vita rhythmica hat P. über seinen Vorgänger Vögtlin hinaus in den verschiedenen Handschriften beobachtet und vor allem die Glossen mit Scharfsinn für die Varianten des deutschen Werkes ausgenutzt. Die mhd. Bearbeiter des Marienlebens, Bruder Philipp, Walther von Rheinau, Wernher weiß P. sehr fein ihrem Können und Wollen nach zu unterscheiden. Des 'Weltgeistlichen' Wernher Sonderart ist ein heiliger Eifer für die religiösen Erlebnisse, der nur in diesem Sinne den Stoff ergründen will. Nur schüchtern konnte sich dabei die Freude an Natur und Welt offenbaren. Die sprachlichen und metrischen Abschnitte halten sich im Hafen der Deskription, wie das bei dem Material auch geboten schien. Von den Reimen macht schließlich doch noch die Häufigkeit von *kun* und *genun* : *sun* mit Hilfe von Analogien aus den lebenden Mundarten die nordöstliche Schweiz als Heimat Wernhers wahrscheinlich. Die Anhänge geben dankenswerte Nachträge zu Vögtlins Ausgabe der lateinischen Marienvita. W. R.]

Gülzow, Erich, Zur Stilkunde der Krone Heinrichs von dem Türlin. (Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, hg. von Dr. Wilhelm Uhl, ao. Professor an der Albertus-Universität zu Königsberg. 18. Heft.) Leipzig, Haessel, 1914. 248 S. M. 6. [Die Einleitung stellt gut die Resultate und Aufgaben der Forschung an der Krone zusammen. Die folgenden Kapitel behandeln in freierer Auswahl die Wortwahl, darunter vor allem das attributive Adjektiv, dessen Gebrauch mit dem anderer Dichter verglichen wird. Pleonasmus, Gebrauch der Negation, Verbalumschreibungen werden durchgenommen, zum Teil mit erwünschten Ausblicken auf andere Dichter oder andere Literaturen. Die Mehrgliedrigkeit in Substantivverbindungen, Metaphern und Vergleiche werden mit Vollständigkeit gebucht, endlich das Hervortreten der Persönlichkeit betrachtet. Im ganzen ist die Auswahl des Behandelten an ähnlichen Vorarbeiten orientiert. Es wird aber ein stilistischer Querschnitt durch die Redeweise der Krone gelegt, der bei dem Umfang und der schlechten Überlieferung des Werkes von Wert sein muß. Die Zusammenfassung betrachtet die Stilmuster Heinrichs, ohne zu wesentlich neuen Resultaten zu führen. Ein hübscher Anhang macht Vorschläge zur Textbesserung. Dem etwas zu umfangreichen Werk darf Fleiß und große Umsicht nachgerühmt werden. W. R.]

Prem, S. M., und Schißel v. Fleschenberg, O., Tirolische Analekten. (Teutonia, 15. Heft.) Leipzig, H. Haessel, 1915. 115 S.

Ludwig, Karl, Untersuchungen zur Chronologie Albrechts von Halberstadt. (Germanist. Arbeiten, hg. von Georg Baesecke, 4.) Heidelberg, Winter, 1915. IV, 71 S. M. 2.

Benz, R., Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur. (Blätter für deutsche Art und Kunst, 1.) Jena, Diederichs, 1915. 40 S. M. 1. [Der Verfasser, bekannt als Herausgeber deutscher Volksbücher und Märchen, wirft der Renaissance vor, daß sie die Einheitlichkeit von Glauben und Schauen, die dem deutschen Mittelalter eigen war, gebrochen und die Kritik dazwischengepflanzt habe; sie habe die Wahrheit zur Hauptsache gemacht und die Schönheit auf die Form beschränkt, die Religion durch die Philosophie ersetzt und die Kunst aus einer Herzenssache des Volkes in einen Luxus der Reichen und Vornehmen verwandelt. Diese Mißstände seien abzuschaffen und die ältere deutsche Art wiederherzustellen. Bei aller Achtung für die guten Absichten dieses volkstümlichen Programms ist aber doch zu fragen, ob zunächst bei den gescheiten Leuten des Mittelalters das Glauben sich wirklich mit dem Schauen deckte; gewiß gaben sich damals die Erzähler regelmäßig den Anschein, als wären sie Historiker; das hat sie aber nicht abgehalten, viele Wunderdinge zu erzählen, an deren reale Wahrheit sie gewiß nicht immer glaubten. Die Renaissance hat insofern mehr eine scheinbare als eine wirkliche Einheit des Geistes beseitigt. Von einem Schönheitszweck pflegte man im Mittelalter überhaupt nicht zu reden; man stilisierte, ohne es zu bekennen; um den Schönheitstrieb, der durch die Renaissance aufkam, zu würdigen, braucht man nur auf ihre glänzenden Früchte zu sehen. Ferner kann man dem Cinquecento nicht vorwerfen, daß es ob der Ausbildung höfisch gelehrter Kunst die Weiterführung älterer Volkskunst ganz vernachlässigt habe. Das Zeitalter Shakespeares hat z. B. noch viele Volksballaden geschaffen, viel Volkslyrik in die Dramen übernommen, die Volksbücher ausgebildet bis zu Volksromanen, Schwänke und Sprichwörter gesammelt und selbst in seinen Meisterwerken das Verständnis des einfachen Mannes berücksichtigt. Überhaupt ist Volkskunst wie Volkstracht nicht vom Volk erfunden, nur treuer bewahrt. Anstatt die Renaissance abzulehnen, empfiehlt es sich, sie mehr zu ergründen und das Gute an ihr noch lebendiger für die Gegenwart zu vermitteln.]

Roe, Adah Blanche, Anna Owena Hoyers, a poetess of the XVII century. Diss. Bryn Mawr, Pennsylvania 1915. [Eine deutsche Dichterin, geboren 1584 zu Coldenbüttel in Schleswig, gestorben 1655 in Stockholm, ist hier mit Liebe und Geschick behandelt. Ihre Gedichte liegen handschriftlich auf der Reichsbibliothek in Stockholm; gedruckt wurden sie zuerst 1650 bei Elzevier in Amsterdam. Die Beschreibung dieser meist religiösen, manchmal auch satirischen Verse und die Biographie der Dichterin machen den Kern des Buches aus. Sie war die Tochter eines bekannten Astronomen, reich und lateinkundig; pietistisch erzogen, wurde sie von einem Manne geheiratet, der sich vorher einer anderen entledigte, und gebar ihm sieben Kinder. Sie lebte nicht in friedlicher Umgebung, erfuhr manchen Verlust, wurde allmählich verbittert und zog nach Dänemark, schließlich nach Schweden. Sie kümmerte sich nicht sehr um literarische Neuerungen, sondern hielt sich an den Stil der Bibel und der Predigt. Drei Bilder von ihr sind beigefügt.]

Klopstock, F. K., Oden. Ausgewählt und erklärt für den Schulgebrauch. Mit einem Anhang: Einige charakteristische Stellen aus dem Messias. Von Rudolf Windel. Vierte, umgearbeitete Auflage. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag. 163 S. M. 0,80.

Bürgers Gedichte in zwei Teilen. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von E. Consentius. Berlin, Bong, 1915. CLX, 246, 462 S. Jeder Teil zu M. 2,50. [Vollständiger als sonstwo sind Bürgers Gedichte hier zusammengetragen, zum Teil aus verschollenen Zeitschriften. Von 18 sind auch die Melodien mitgeteilt, in denen sie einst volkstümlich wurden. Das vorangestellte Lebensbild ist wohlgeordnet und recht eingehend; aus der schlicht

vorgetragenen Tatsachenreihe hebt sich die sinnlich erregbare Natur Bürgers ab, die für sein persönliches Geschick verhängnisvoll und für sein dichterisches Schaffen glücklich war. Vielleicht ist die Liebe sogar etwas zu stark betont, die politische Lage etwas zu wenig: sein Hannover unter britischer Herrschaft hatte geradesoviel mehr Luft, daß man die Schwäche des deutschen Gesamtvolkes um so eher empfand. Mehr Staatsaufgaben, und es wäre ihm weniger Zeit für Liebeleien geblieben. Die literarischen Dinge sind wesentlich in den Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten mitgeteilt. Man braucht nur die Artikel zur 'Lenore' nachzusehen, um sich zu überzeugen, daß der Herausgeber umsichtig vorging. Rühmlich ist das Personenregister am Schluß; es ist ein besonderer Vorzug der Bongschen Klassikerausgaben, die überhaupt unsere Literaturforschung in guter Weise popularisieren.]

Kauenhowen, K., Gottfried August Bürgers Macbeth-Bearbeitung. Diss. Königsberg 1915. Weida i. Thür., Thomas & Hubert. 89 S. [Die Anregung empfing Bürger von Schröder 1777, gedrängt wurde er durch die Not finanzieller Art, vollendet hat er die Übersetzung 1782. Benutzt hat er von deutschen Vorstufen hauptsächlich Eschenburgs Übersetzung und Schröders Bearbeitung. Er blieb dem Original getreuer als diese, hielt sich aber doch recht frei und zog namentlich volkstümliche Elemente herein. In einem Anhang sind die Hexenszenen, der Banquo-Monolog und der Dolch-Monolog in Bürgers Fassung abgedruckt, dazu der Dolch-Monolog nach Eschenburg und Schröder sowie noch drei Szenen aus Schröder; schade, daß der Verfasser nicht noch einige Bogen für solche Abdrucke spendiert hat.]

Jaeck, Emma Gertrude, Madame de Staël and the spread of German literature. New York, Oxford University Press, 1915. (Germanic literature and culture, edit. Julius Goebel.) S. 358. [Der Hauptteil des Buches gilt dem Einfluß, den die deutsche Literatur in den ersten Jahrzehnten nach dem Erscheinen von Madame de Staëls 'De l'Allemagne' auf die englische und amerikanische ausgeübt hat. Ein einleitender Teil, der sich mit der Entstehung dieses Werkes beschäftigt, reicht von Seite 1 bis 114. 'Germany and France' wird auf 25 Seiten behandelt. Aber 'German literature in the English speaking lands' reicht von Seite 141 bis 342. Jaeck greift noch etwas vor die Wirkungszeit der Staël zurück, indem sie William Taylor von Norwich skizziert. Es folgt Henry Crabbe Robinson, der bereits mit der Staël in Jena persönlich bekannt wurde. Die deutschen Elemente bei Coleridge werden etwas ausführlicher behandelt, während Southey übergangen ist. Bei Walter Scott wird erwähnt, daß der Harfner aus Goethes 'Wilhelm Meister' den *harper* im 'Lay' hervorgerufen haben kann und daß sich ein Nachklang der Domszene im 'Faust' in demselben Epos — Strophe 30 des Schlußgesanges — zu finden scheint. Manches andere Gut aus Goethe und auch aus Schiller wird in Scotts Romanen angedeutet. Außer de Quincey, Byron und Shelley werden noch einige kleinere Autoren auf ihre Beziehungen zu Deutschland hin studiert: Gillies, Anster, S. T. Austin, A. B. Jameson, Hemans, Hayward u. a. Am meisten Aufmerksamkeit ist, wie begreiflich, Carlyle zugewendet. Aber auch Dante Gabriel Rossetti ist nicht vergessen, der durch Filmores Übersetzung des Faust und Carlyles Übersetzung des Wilhelm Meister zu einigen Motiven aus Goethe gelangt ist. Allerdings fehlen Leigh Hunt, Kingsley, Thackeray und manche andere, die vor Rossetti unter deutschem Einfluß geschrieben hatten; offenbar wollte Jaeck irgendwo haltmachen, um sich nicht allzu weit von der Staël zu entfernen. Von amerikanischen Schriftstellern sind berücksichtigt Ticknor, beide Everetts, Bancroft, Cogswell, Moses Stuart, Marsh, Rooks, Calvert, Hedge, Ripley, Dwight, Fuller, Clarke, Parker, Emerson, Mrs. Whitman, Ellet. Die vorhandene deutsche Forschung über den deutschen Einfluß auf England ist leider recht lückenhaft ausgebeutet; vermutlich weil die amerikanische Bibliothek für Jaecks Zwecke nicht vollständig war; um so mehr hat sie aus erster Hand zu schöpfen sich bemüht.

In einem Epilog sagt sie mit Recht: 'The number of American writers who were influenced directly or indirectly by *De l'Allemagne* is almost unlimited.' Es war eben nicht bloß eine Strömung der Literatur, sondern der Kultur, die durch jenes Buch entfesselt wurde.]

von Klein, Elsa, Schenkendorfs Liederspiel 'Die Bernsteinküste'. Halle a. S., Max Niemeyer, 1916. 104 S.

Köhler, August, Die Lyrik Max von Schenkendorfs. Eine stilistische Untersuchung. Mit einem Anhang, enthaltend Ergänzungen zur Geschichte der Zeitschriften 'Vesta' und 'Studien', die Prosabeiträge Schenkendorfs in diesen beiden Zeitschriften in ursprünglicher, vollständiger Fassung und zeitgenössische Kritiken. Marburger Diss. Borna-Leipzig, R. Noske, 1915. IX, 231 S.

Witkop, Ph., Heidelberg und die deutsche Dichtung. Mit 6 Tafeln. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1916. 230 S. Geh. M. 3,60.

Kleinberg, A., Franz Grillparzer. Der Mann und das Werk. Mit einem Bildnis Grillparzers. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 513. Bändchen.) Leipzig, Teubner, 1915. 124 S. M. 1,25.

Richter, Helene, Schauspieler-Charakteristiken. (Theatergeschichtliche Forschungen. Hg. von Berthold Litzmann. 27.) Leipzig und Hamburg, L. Voß, 1914. 220 S. [Viele können literarische Abhandlungen schreiben; aber die Kunst, Menschen zu schildern, ist seltener. Helene Richter schildert eine Reihe Schauspieler, die sich zu Persönlichkeiten durchgerungen hatten, und zwar hauptsächlich in Shakespearerollen: die Wolter, Lewinsky, Sonnenthal, Kainz, Baumeister, die Hohenfels. Ihre Skizzen waren für das Shakespeare-Jahrbuch geschrieben und schon deshalb besonders auf den englischen Dramatiker zugespitzt; es kam dazu, daß kein anderer Dramatiker so gute Schauspieler erzieht wie Shakespeare. Ihre Kritik ist ein Schauen und Nachgestalten, wie es das griechische κριτεῖν erfordert: das ist schwerer, aber auch wertvoller als das landläufige Loben und Tadeln. Am Schluß hat sie ein Kapitel mit der Überschrift 'Publikum' beigefügt, worin sie die Summe ihrer Beobachtungen zieht. Theaterliebe, führt sie aus, ist in Wien immer noch viel vorhanden, aber nicht mehr der alte Theatersinn. Das kommt vom Niedergang der Zuschauer, die viel zu sehr dem Zeitungskritiker das Urteil überlassen. Sie sollten mehr mit eigener nachgestaltender Phantasie mitspielen; gut zuhören ist auch eine Kunst; es gehört dazu 'das Erraten der künstlerischen Absicht, die Witterung für das leise Angedeutete, die Gabe des Ausgleichens bei Sprunghaftem und Gegensätzlichem — kurz, ein Zuhilfekommen und Sekundieren im vollsten Sinne des Wortes'. Es mag der Wienerin nicht leicht geworden sein, den Satz zu schreiben, der sich alsbald daranschließt: 'Das Emporkommen der Berliner Bühne ist sicherlich viel weniger das Ergebnis ihrer einzelnen künstlerischen Leistungen als eine Folge des prächtig geschulten Ensembles, wozu auch das Einssein von Künstlerschaft und Publikum gehört.']

Jacobsohn, Siegfried, Das Jahr der Bühne. Bd. III. 1913/14. Berlin, Oesterheld & Co., 1914. 225 S. M. 4. [Als Hauptereignis des Berliner Theaterwinters 1913/14 wird es bezeichnet, daß im Deutschen Theater Abend für Abend immer nur Shakespeare gespielt wurde, immer vor ausverkauftem Hause und auch in immer besserer Darstellung. Diese Shakespeare-Leistungen hat der Verfasser in der vorliegenden Sammlung von Kritiken in den Vordergrund gerückt. Manchmal ist er mit Reinhardt sehr zufrieden, wie bei 'Sommernachtstraum' und 'Viel Lärm'; manchmal hat er ernste Bedenken; im allgemeinen schätzt er ihn als den Mann phantasievoller Verlebendigung, dem am meisten einfällt. Von Schauspielern werden Bassermann und Schildkraut hervorgehoben und Schritt für Schritt miteinander verglichen. Eine Reihe charakteristischer Einzelheiten wird an ihrem Spiel bemerkt, nament-

lich beim Othello. Daneben bekommen wir aber auch manches beachtenswerte Wort über Shakespeare selber; so daß seine Tragik immer mit dem Grotesken sich verbindet, S. 198; daß sein Othello zerfällt in einen stolzen, arglosen, vertrauensvollen, schamhaften und in einen vergifteten, entwurzelten, zerrissenen und zerreißenden Mann, S. 202; daß er mehrere Einzelschicksale zuerst so tief wie möglich für sich tönen läßt und sie dann erst zu einer gewaltigen Symphonie zusammenstimmt, S. 199. Der Philologe kann aus diesem Buch eines kundigen und begeisterten Theatermannes viel lernen.]

Zincke, P., Georg Forster nach seinen Originalbriefen. I. Textkritischer Teil. Grundriß zu einer historisch-kritischen Ausgabe von Forsters gesammelten Briefen mit besonderer Berücksichtigung der Fälschungen Ludwig Ferdinand und Therese Hubers. 318 S. II. Biographisch-historischer Teil. Georg Forsters Ehetragödie. 319 S. Dortmund, Ruhfus, 1915.

Friedrich, K. J., Die Heilige. Erinnerungen an Agnes Günther, die Dichterin von 'Die Heilige und ihr Narr'. Gotha, Perthes A.-G., 1915. 45 S. M. 1,50.

Price, L. M., The attitude of Gustav Freytag and Julian Schmidt toward English literature. (1848—1862.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1915. (Hesperia, Schriften zur germanischen Philologie, Nr. 7.) 119 S. [Ein örtlich abgegrenzter Beitrag zur Geschichte des englischen Einflusses auf die deutsche Literatur in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Julian Schmidts Kritik ist in die Mitte gestellt: in Walter Scott sah er den objektiven Romantiker; in der Seeschule, in der Byron-Gruppe, in Tennyson und den Brownings sah er Dichter mit faustischen Tendenzen, auch mit Skepsis und Blasiertheit; den Jungdeutschen stellte er als Jungengländer gegenüber Bulwer, Carlyle, Kingsley, Thackeray, Elliot, Bronte; in Dickens liebte er einen Humor, eine Ehrlichkeitsliebe, eine Gemütlichkeit eigener, echt englischer Art. Diese Ansichten werden als repräsentative gebucht. Ihnen sind die von Freytag gegenübergestellt, wie sie besonders in den 'Grenzboten' hervortraten. Ein tieferer Einfluß von Schmidt auf Freytag wird nicht angenommen, obwohl sich ihre Urteile und Empfindungen vielfach decken. Freytag hatte ein inneres Verhältnis zu Walter Scott und zu Dickens. Einflüsse dieser Autoren auf Freytags Werke werden angedeutet, namentlich in 'Soll und Haben', 1855, das von zeitgenössischen Kritikern direkt zur englisch-realistischen Schule gerechnet wurde. Es war ein Reifungs- und Klärungsvorgang, der sich im deutschen Roman abspielte und in den von Julian Schmidt und Gustav Freytag 1848—1862 herausgegebenen 'Grenzboten' zugleich theoretischen Ausdruck fand.]

Prem, S. M., Christian Schneller. Ein Beitrag zur tirolischen Literatur und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Mit drei Abbildungen und einem Anhang Schnellerscher Gedichte. Halle, Niemeyer, 1913. 99 S. [Adolf Pichler sagte einmal zu Prem, der ihn zu Barwies besuchte: 'Schnellers Bedeutung ist noch nie recht gewürdigt.' Dieser Ehrenpflicht gegenüber einem wackeren Manne, Forscher und Dichter unterzieht sich Prem mit der Liebe zu seinen tirolischen Heimatsdingen und mit der Sammelfreude auch für Kleinmaterial, die alle seine Arbeiten durchzieht. Er verfolgt wesentlich die Dichtungen Schnellers in der Zeitfolge, in der sie entstanden, und gibt diesem laufenden Kommentar durch die Heranziehung von Anekdoten, kritischen Äußerungen u. dgl. eine lokale Abtönung. Die abgedruckten Verse von Schneller zeigen diesen allerdings nicht in einem neuen Lichte; sein Bestes hat er ohne Zweifel als Epiker geleistet.]

Dreyer, A., Ludwig Steub. (Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. LX, S. 1—154.) München, Franz, 1915. [Steub hat es, besonders durch seine humoristische Prosa, verdient, daß man sein Lebensbild mit freundlichem Griffel festhielt. Das ist hier getan. Über die Fehden, die er

mit den Schriftstellern Tirols, wo er doch so gern und behaglich lebte, mehrfach ausfocht, ist Gras gewachsen. Geblieben ist der leichtlebige Scherz, mit dem er Großes und Kleines überraschend zusammenzubringen wußte, so daß seine 'Sommer in Tirol' und 'Herbsttage in Tirol' noch immer befriedigte Leser finden. Wie sich dies bei dem Münchener Juristen aus der Jugendbegeisterung für Griechenland heraus entwickelte und auch in Erzählungen verkörperte, ist das eigentliche Problem dieser Schrift, die doch mehr als bloß ein Beitrag zur oberbayerischen Heimatsliteratur ist.]

Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches, hg. von Ferdinand Wrede. Marburg, Elwert, 1915. Heft IV [E. Hommer, Studien zur Dialektgeographie des Westerwaldes. Mit einer Karte. — W. Kroh, Beiträge zur Nassauischen Dialektgeographie. Mit einer Karte]. 382 S. M. 13. — Heft VIII [G. Wenker, Das rheinische Platt (Neudruck). — O. Lobbes, Nordbergische Dialektgeographie. — H. Neuse, Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie in den Kreisen Rees, Dinslaken, Hamborn, Mülheim, Duisburg. — A. Hanenberg, Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie zwischen Nymegen und Ürdingen. Mit 4 Karten]. VII, 16 u. 277 S. M. 11,50.

Waag, Albert, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, ein Blick in das Seelenleben der Wörter. 3., verm. Aufl. Lahr i. B., Schauenburg, 1915. XVI, 192 S. M. 3.

Kluge, F., Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze. 3. Aufl. 11.—15. Tausend. (Wissenschaft und Bildung, 1.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 151 S. Geb. M. 1,25.

Elster, E., Deutschtum und Dichtung. Rektoratsrede. (Marburger Akademische Reden Nr. 33.) Marburg a. L., Elwert, 1915. 35 S.

Fleischer, O., Vom Kriege gegen die deutsche Kultur. Ein Beitrag zur Selbsterkenntnis des deutschen Volkes. Frankfurt a. M., H. Keller, 1915. 96 S. M. 1.

Blunck, H. F., Belgien und die niederdeutsche Frage. (Tat-Flugschriften, 9.) Hamburg, A. Janssen, 1915. 32 S. Mit einer Sprachenkarte von Belgien. [Sprachliche Fragen sind in der Gegenwart zugleich politische. Hätten die Diplomaten des Wiener Kongresses die Sprachenverhältnisse der Niederlande gekannt, so würden sie vielleicht nicht so ungeschickt das Land umrissen haben. Tatsächlich zerfiel es in das Gebiet der wesentlich, aber lange nicht ausschließlich protestantischen Holländer, in das der katholischen und agrarischen Flämen, endlich in das der Wallonen, bei denen bereits die Industrie zu erwachsen begann. Der erste Teil wurde abgesondert 1831; die Absonderung des zweiten Teiles erwartet Blunck vom gegenwärtigen Kriege, wobei er die gefährlichen Mischverhältnisse der Hauptstadt Brüssel betont: friedliche Durchdringung durch ein Fremdvolk ist für die Germanen immer gefährlicher gewesen als ein Waffengang. Die statistischen Verhältnisse und ihr Schwanken in den letzten Jahrzehnten werden in den Grundzügen mitgeteilt. Über die gegenwärtige Stimmung unterrichten uns Zeitungsausschnitte und Briefe.]

Wachtfeuer. Künstlerblätter zum Krieg, hg. vom Wirtschaftlichen Verband bildender Künstler in Berlin. Nr. 1—73. Berlin, Zirkelverlag, 1915/16. Zu je 20 Pf. [Jede Nummer enthält zehn Blätter; die Rückseite ist frei gelassen, um die Wirkung der Skizzen nicht zu beeinträchtigen. Nach allen Seiten wird der Krieg dargestellt, in ernsten und heiteren Zeichnungen, immer in origineller, oft in vortrefflicher Art. Dazwischen stehen Verse, auch launige Prosa, meist vom Verfasser selber illustriert. Sehr empfehlenswert.]

Weber, E., Die epische Dichtung (Der Kunstschatz des Lesebuchs.) Zweite Auflage. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1915. 300 S. Geb. M. 4,50.

Das Nibelungenlied (Übersetzung nach der Hs. A). Für den Schulgebrauch (mit teilweiser Benutzung der Übersetzung von Oskar Henke aus-

gewählt und hg. von Dr. A. Koppitz. Vierte, neu durchgesehene Auflage. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen. Schriftleitung: Dr. L. Brandl, Dr. R. Findeis, Dr. R. Latzke, Dr. R. Richter, Dr. K. Bojunga.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag. 158 S. M. 1.

Deutsche Stilproben von Lessing bis auf die Gegenwart, nebst einer Einführung in die Lehre vom deutschen Stil. Für den Schulgebr. hg. von Richard Palleske. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. Ergänzungsband XII.) Paderborn, F. Schöningh, o. J. XI, 212 S. M. 1,50.

Voß, Johann Heinrich, Homers Ilias. Für den Schulgebrauch hg. von Bruno Stehle. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen.) 3. Aufl. Leipzig, G. Freytag, o. J. 272 S. M. 1,20.

von Schiller, Friedrich, Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören. Für den Schulgebrauch hg. von Dr. K. Tumlirz. 3. Aufl. Von Leo Tumlirz. Leipzig, Freytag, 1914. 122 S. Geb. M. 0,70.

Geibel, Emanuel, Klassisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. Schulausg. mit Einl. und Anmerkungen hg. von H. Schmitt. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1915. XXXV, 222 S. M. 1,50.

Heyse, P., Kolberg. Historisches Schauspiel in 5 Akten. 201.—220. Aufl. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1916. 142 S. M. 1. Dazu Erläuterungen von E. Gülzow. 22 S. M. 0,15.

Englisch.

Englische Studien. XLVIII, 3, April 1915 [Rösler, M., Erziehung in England vor der normannischen Eroberung. — Björkman, E., Merc. *onsien* 'facies'. — Routh, J., The purpose of art as conceived in English literary criticism of the sixteenth and seventeenth centuries. — Knothe, F., Zu den Quellen der poetischen Einlagen in Walter Scotts *Redgauntlet*. — Le Sourd Creek, H., The author of Havelock the Dane. — Lawrence, W. J., Night performances in the Elizabethan theatres. A reply to Dr. T. S. Graves. — Eimer, M., Einflüsse deutscher Räuber- und Schauerromantik auf Shelley, Mrs. Shelley und Byron. — Willert, H., Vom substantivischen Infinitiv. — Liljegren, S. B., Has the poet of *Patience* read *De Jona*? — Wolff, M. J., Zur Geschichte des Stoffes von *Much ado about nothing*. — Buyers, G., The influence of Schiller's drama and fiction upon English literature in the period 1780—1830. — Van Draat, P. F., Voluptas aurium. — Berichte. — Besprechungen. — Miszellen]. XLIX, 1, Juli [Slettengren, E., Old french *ai* and *ei* before s, t, d in middle English. — Brie, F., Byron-Studien. — Eimer, M., Ergänzungen zu Captain E. E. William's journal (1821 und 1822). — Clark, J. M., The Irish literary movement. — Brotanek, R., Zum Gedächtnis Jakob Schippers. — Besprechungen. — Miszellen]. 2 [Wolff, M. J., Petrarkismus und Antipetrarkismus in Shakespeares Sonetten. — Dutton, G. B., Theory and practice in English tragedy, 1650—1700. — Schröers, Carola, Ist Richardsons *Pamela* von Marivanas *Vie de Marianne* beeinflußt? — Budjuhn, G., Die ersten vier Auflagen von Byrons *English bards and Scotch reviewers*. — Eimer, M., Briefe an Amely Bölte aus Carlyles Freundeskreis].

Anglia. XXXIX, 1, 1915 [Einenkel, E., Ewald Flügel † — Flügel, E., Nachträge zur Bibliographie der Schriften von Lucy Toulmin Smith. — Pizzo, E., Zur Frage der ästhetischen Einheit des Beowulf. — Briggs, W. D., Studies in Ben Jonson. III. — Dubislav, G., Beiträge zur philologischen Erklärung des Shakespearetextes. — Rothbarth, Marg., Pope und Shakespeare. — Johnsen, O., More notes on Old English adverbs and conjunctions of time. — Minckwitz, M. J., Pope als Übersetzer der Ilias. III. — Minckwitz, M. J., Randglossen zu E. Brownings 'Poems before Congress']. 2 [Gray, H. D., A possible interpretation of Lyly's 'Endimion'. — Perott, J. de, Über

eine Anno 1587 erschienene, heute aber gänzlich vergessene Novelle als Quelle von Massingers 'A very woman'. — Briggs, W. D., Studies in Ben Jonson. IV. — Björkman, E., Zum alliterierenden Morte Arthure. — Draat, P. F. van, The man which. — Curme, G. O., The English gerund once more. — Einenkel, E., Schlußbemerkungen zu Vorstehendem. — Luick, K., Nachtrag. Berichtigung (zu *a good one*). — Einenkel, E., Bemerkungen zum Vorstehenden]. 3, Oktober [Hübener, G., Zur Erklärung der Wortstellungsentwicklung im Ags. — Briggs, W. D., Studies in Ben Jonson. V. — Draat, P. F. van, The authorship of the Old English Bede. A study in rhythm. — Lange, H., Zur Datierung des Gg.-Prologs zu Chaucers Legende von den Guten Frauen. Eine heraldische Studie. — Gerould, G. H., The source of the Middle English prose St. Elizabeth of Spalbeck. — Björkman, E., Zur englischen Wortkunde. — Luick, K., Nachwort. — Einenkel, E., Schlußwort]. 4 [Holthausen, F., Zur Erklärung und Textkritik der me. Romanze 'Sir Tristrem'. — Studien zur me. Lyrik. — Kern, J. K., Urtexte einiger Dichtungen Thomas Hoccleve's. — Emerson, O. F., The Shepherd's Star in English poetry].

Beiblatt zur Anglia. XXVI, 4, April 1915 [Ewald Flügel †. — Eichler, A glossary of Tudor and Stuart words, especially from the dramatists, coll. by W. Skeat. Ed. with add. by A. L. Mayhew. — Ackermann, Der Seelenglaube bei Shakespeare. — Mann: Eidam, Zur Geschichte der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. — Fehr: Patience, ed. J. Gollancz. — El Merrill, The dialogue in English literature. — Just, die romantische Bewegung in der amerikanischen Literatur: Brown, Poe, Hawthorne. — Eimer, Die persönlichen Beziehungen zwischen Byron und den Shelleys. — Delattre, De Byron à Francis Thompson]. 5, Mai [Mutschmann: Zachrisson, Two instances of French influence on English place-names. — Price: Morsbach, Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen. — Krüger, Die wichtigsten sinnverwandten Wörter des Englischen. — Mc Knight, Middle English humorous tales in verse. — Caro: Young, A primer of English literature. — Fehr: Schenk, Charles Shadwell, his comedy 'The fair quaker of Deal'. — Mainzer, Die schöne Literatur Englands und die literarische Kritik in einigen der kleineren englischen Zeitschriften des 18 Jahrhunderts. — Frey, Die Romane George Merediths. — Trevelyan, The poetical works of George Meredith. — Letters of George Meredith. — Bosson, Slang and cant in Jerome K. Jerome's works]. 6, Juni [Viëtor: Ekwall, Historische ne. Laut- und Formenlehre. — Bödtker: Callaway, The infinitive in Anglo Saxon. — Klaeber: Beowulf, A metrical translation into modern English by J. Cl. Hall. — Fehr: McCabe, G. B. Shaw. — Mutschmann: Wirth, Tod und Grab in der schottisch-englischen Volksballade]. 7, Juli [Kellner, J. Schipper. — Koeppel, Letters of Edw. Dowden and his correspondents. — Fehr: Samuel, Modernities. — Hofmann, Studien zum englischen Schauerroman. — Dibelius, England und wir. — Keutgen, Britische Reichsprobleme und der Krieg. — Mutschmann: Walter, Die neuere englische Sozialpolitik]. 8, August [Brotanek: Foerster, Il codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone. — Foerster, Der Vercelli-Kodex CXVII nebst Abdruck einiger ae. Homilien der Hs. — Eimer: Maier, Christopher Anstey und der New Bath guide. — König, Byrons 'English bards and Scotch reviewers'. — Fehr: Minneskr. af forna lärjungar tillägnad Prof. Axel Erdmann. — Winther, Das gerettete Venedig]. 9, September [Walde: Pokorny, A concise Old Irish grammar and reader. — Thurneysen, Die Kelten in ihrer Sprache und Literatur. — Jiriczek: Edda. I. Heldendichtung. Übertragen von F. Genzmer, mit Einl. und Anm. von A. Heusler. — Eimer: Chew, The dramas of Lord Byron. — Fehr: Schultze, Die politische Bildung in England. — Curtis: Schröer, Neuengl. Aussprachewörterbuch]. 10, Oktober [Fehr: Chambers, Widsith. — Smyth, Biblical quotations in ME. literature. — Haberl, Die Entwicklung des optischen und akustischen Sinnes bei Shakespeare. — Güttler, Wordsworths politische Ent-

wicklung. — Weiser, Englische Literaturgeschichte. — Mutschmann: Meyer, Die Charakterzeichnung bei Chaucer. — Andrae: Tardel, Zwei Liedstudien: I. Die englisch-schottische Rabenballade. II. Das Lammerstratenlied]. 11, November [Ekwall: Jesperson, A modern English grammar on historical principles. Part II. Syntax. — Bödtker: Wendt, Syntax des heutigen Englisch. II. Teil: Die Satzlehre. — Horn: Brilioth, A grammar of the dialect of Lorton (Cumberland). — Mutschmann: Torrens and Parker, English idiomatic and slang expressions done into German. — Fehr: Waugh, Reticence in literature and other paper. — Fehr: Jackson, The eighteen nineties]. 12, Dezember [Koeppel: Kärre, Nomina agentis in Old English. Part. I. — Koeppel: Shelley, The life and letters of Edward Young. — Kellner: Albrecht, Neue Untersuchungen zu Shakespeares 'Maß für Maß'. — Fehr: Hanford, Wine, beere, ale, and tobacco. A seventeenth century interlude. — Fehr: Numeratzky, Michael Draytons Belesenheit und literarische Kritik. — Fehr: Hoffmann, Voltaires Stellung zu Pope. — Horn: Sargeaunt, The poems of John Dryden. — Mutschmann: Baumgartner, On Dryden's relation to Germany in the eighteenth century. — Mutschmann: Price, The attitude of Gustav Freytag and Julian Schmidt toward English literature (1848—1862). — Eimer: Budjuhn, Die zwei ersten erhaltenen Redaktionen von Byrons English bards, and Scotch reviewers. — Eimer: Graf, Lord Byrons Leben und Treiben in Venedig. — Eimer: Bader, Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung. — Koch, Erinnerungen an J. Schippers erste akademische Lehrtätigkeit. — Neue Bücher. — Mitteilungen]. XXVII, 1, Januar 1916 [Wasserzieher: Trautmann, Die ae. Rätsel. — Eichler: Barth, Epitheton in den Dramen des jungen Shakespeare. — Kellner, Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft — Binz: Schröer, Grundzüge der engl. Literaturgeschichte. — Koch: Heidrich, Das geographische Weltbild des späteren englischen Mittelalters]. 2, Februar [Björkman: Krüger, Schwierigkeiten des Englischen. — Bödtker: Kreickemeier, Die Wortstellung im Nebensatz des Englischen. — Groth: Frisch, Der revolutionäre Roman in England. — Fehr: Paterna, Das Übersinnliche im engl. Roman. — Morf, Civitas Dei. — Boie, Irland, Deutschland und der Krieg. — Rostand, Emerson über den englischen Charakter. — Sarrazin, Der Imperialismus in der neueren englischen Literatur. — Björkman, Wortgeschichtliches. — Andrae, Zu Longfellow's and Chaucer's tales].

Weiser, C., Englische Literaturgeschichte. (Sammlung Göschen, 69.) 4. verbesserte und vermehrte Auflage. 1914. Berlin, Göschen, 1915. 184 S. Geb. M. 0,90. [Ein unverläßliches Büchlein, wie einige Proben zeigen mögen. Nach S. 13 'drangen die Angeln und Jüten von Jütland aus in den nordöstlichen Teil Britanniens ein'. Diese 'Doppelinvasion' soll für die Briten 'offenbar eine Erleichterung gegenüber den früheren Zuständen' bedeutet haben: hat denn niemals ein Gildas de excedio Britanniae gejammert? Die Moralitäten sollen 'früh unter Heinrichs VIII. Regierung' aufgetaucht sein: alle Moralitäten des 15. Jahrhunderts und das wohlbezeugte Paternosterspiel um 1375 sind also übergangen. Bei Shakespeare ist 'die erste, aus 1589 datierte Erwähnung seiner Person seitens mehrerer Zeitgenossen' völlig unverständlich. Im Kapitel 'Die Bühne zu Shakespeares Zeit' ist noch immer, trotz einer bewegten, ja erregten Forschung von zwei Jahrzehnten, zu lesen: 'Ein Brett mit einer Aufschrift belehrte über Ort und Zeit des Stückes.' Fast noch mehr tut es weh, den Verfasser über Volksdichtung so unklar zu finden, daß er in diese Abteilung als typische Vertreter einreiht den 'Grauen Mönch', der doch von Percy erst zusammengestoppelt wurde, das 'Nußbraune Mädchen', das doch eine höfische Kunstballade aus der Zeit Heinrichs VII. ist, und die Bänkelsängerballade 'Schön-Rosamunde'. Was Auswahl betrifft, sei nur bemerkt, daß unter den Dramatikern des 19. Jahrhunderts nur Wilde und Pinero beschrieben, Shaw, Jerrold und Jones

erwähnt werden. Nicht bloß Einzelheiten wären zu bessern, sondern die ganze Leistung ist schmerzlich.]

Kreickemeier, H., Die Wortstellung im Nebensatz des Englischen. Diss. Gießen 1915. Darmstadt, Bender. 122 S. [Untersucht werden Beowulf, Elene, Orosius, Cura Past., ws. Matthaeus, Ælfric's Saints, Wulfstan, Annalen; Perle, Langland, Chaucer, Hoccleve, Townley Plays und viel me. Prosa, einschließlich Peacock, Fortescue, doch ohne Wiclif. Zuerst werden die ae., dann die me. Nebensätze betreffs Stellung des Verbums erstens zum Subjekt, zweitens zu den übrigen Satzgliedern untersucht. Für jedes Denkmal erhalten wir Prozentziffern. Es ergibt sich, daß in ae. Zeit auch das Verbum überwiegend am Ende des Nebensatzes steht. Abweichungen werden besonders auf logische und rhythmische Gründe zurückgeführt. Dazu gesellte sich in me. Zeit der Einfluß der Wortstellung im Hauptsatz, und 'wahrscheinlich auch der des französischen Satzes' — letzteres dürfte allerdings schwer zu erhärten sein. Immer häufiger wurde jetzt das Verbum an das Subjekt herangerückt, bis in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Verbalstellung im Nebensatz gleich der im Hauptsatz wird. Chaucer verhält sich in seinen Dichtungen konservativer als in seiner Prosa. Diese wieder ist etwas rückständiger als die Mandeville-Übersetzung, die bereits in 97,5% der Fälle die ne. Stellung aufweist. Darüber hinaus geht nur Capgrave mit 99,4%. In verschiedenen Werken Hoccleves wechselt die Prozentzahl zwischen 61,9 und 66,7, dagegen sind 'Vices and Virtues' mit 56,4% ungemein altertümlich. Vielleicht werden sich die Zahlen mit der Zeit noch in Qualitätsunterschiede auflösen lassen.]

More, Paul Elmer, The paradox of Oxford (University Bulletin. New series XV, 5. From the Proceedings of the Michigan Schoolmasters' Club and Classical Conference held at Ann Arbor, Michigan, April 4, 1913. Humanistic papers, second series III). Reprint from the School review, Juni 1913. University of Michigan. 19 S. [Das Paradoxe besteht darin, daß eifriges Christentum und antikes Heidentum in Oxford nebeneinanderstehen. Doch sei dies für unsere ganze moderne Bildung charakteristisch. Was soll demgegenüber der Lehrer tun? Er kann die Methode reformieren. Der Fleiß und die Genauigkeit des deutschen Seminars sind zu übernehmen; aber die Klassiker sollen nicht als ein abgeschlossenes Feld für Sozialisten behandelt werden, vielmehr ist die Ausschöpfung derjenigen alten Schriftsteller, die wirklich Klassiker waren, zu vertiefen und die Ausbeute möglichst weiten Kreisen zuzuwenden.]

Brandl, A., Zur Geographie der ae. Dialekte. Aus den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1915. Phil.-Hist. Klasse. Nr. 4. Mit einer Tafel. Verlag der Königl. Akademie der Wissenschaften. In Kommission bei Georg Reimer. Berlin 1915 [I. Siedlungsberichte. II. Entstehung der Bistümer. III. Mittelenglische Ortsnamen. 77 S.].

Lindelöf, U., Grundzüge der Geschichte der englischen Sprache. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. 141 S. Geheftet M. 2,—. [Ein Einleitungskapitel handelt über das Verhältnis der Angelsachsen zu Indogermanen und Germanen, über ihre Eroberung Britanniens und ihre Leiden durch die Wikingerzüge. Es folgt eine übersichtliche Beschreibung der ae. Laut- und Flexionslehre, der Fremdeinflüsse auf die ae. und me Sprache der aufkommenden Schriftsprache, der weiteren Laut- und Flexionsentwicklung zum Neuenglischen. In Auslese und Urteil verrät sich überall der eingeweihte Forscher.]

Schücking, L. L., Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ags. Dichtersprache. (Germanische Bibliothek, hg. von Streitberg. Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte, 11.) Heidelberg, Carl Winter, 1915. 109 S.

Wuth, A., Aktionsarten der Verba bei Cynewulf. Diss. Leipzig, 1915. Weida i. Thür., Thomas & Hubert. 123 S.

Klaeber, Fr., The later Genesis and other Old English and Old Saxon texts relating to the fall of man. (Englische Textbibliothek, hg. von J. Hoops, 15). Heidelberg, Carl Winter, 1913. 69 S. [Dem sorgsam revidierten Text ist beigegeben Bibliographie, Anmerkungen und Glossar.]

Cook, A. S., Some accounts of the Bewcastle cross between the years 1607 and 1861. Reprinted and annotated. (Yale studies in English.) New York, Henry Holt and company, 1911. 148 S. [Cook druckt hier, um seine Bedenken gegen eine frühe Entstehung der Kreuze von Ruthwell und Bewcastle zu bekräftigen, die 14 wichtigsten Beschreibungen dieser Kreuze von 1607—1861 ab. Er findet, daß die beiden ältesten Beschreiber, Roscarrock und Camden, beide 1607, sie dem 12. Jahrhundert zuwiesen. Zwei andere, die am meisten die öffentliche Meinung für das 7. Jahrhundert gewannen, Haigh und Manghan, widersprachen einander in wesentlichen Punkten. Auch zeigt sich, daß es mit der Lesbarkeit der Runen schon vor zwei Jahrhunderten nicht besser bestellt war als jetzt.]

Rubens, Georg, Parataxe und Hypotaxe in dem ältesten Teil der Sachsenchronik (Parker Hs. bis z. J. 891). In: Morsbachs Studien zur engl. Philologie, Heft 56. Halle a. S., Niemeyer, 1915. X, 53 S. M. 1,80.

Booker, J. M., The French 'inchoative' suffix *-iss, -ir* and the French conjugation in Middle English. (North Carolina studies in philol. IX, 2.) Chapel Hill, University, 1912.

Kennedy, A. G., The pronoun of address in English literature of the thirteenth century. Diss. Leland Stanford Junior University, California. 1915. (Leland Stanford Junior University Publications. University Series.) 91 S. [Eingehender und vollständiger als bisher ist hier die Literatur des 13. Jahrhunderts auf die Verwendung von *thou* und *ye* hin durchforscht. Die Pluralform ging hauptsächlich vom Hofe aus unter französischem Einfluß, wurde jedoch nirgend durchgeführt. Mit der Höflichkeit aber verband sich zugleich eine gewisse Rücksicht auf eine Mehrzahl von Zuhörern; geistliche Autoren liebten daher im Stil der Kanzel den Plural, während sie in dem des Beichtstuhls den Singular vorzogen. Im Cursor Mundi finden wir in Erzählungen mehr den Plural, in den Homilien mehr den Singular. Bemerkenswert sind einige frühe Nachweise des possessiven *yours* aus Cursor Mundi und Havelok, die auf S. 48 zu finden sind. Die wechselnden Schreibungen für *you* sind zusammengestellt, leider nicht auch die Reime. Eine Biographie verzeichnet sorgsam die vorhandenen Vorarbeiten.]

Wieland, Günther, Lustspielelemente im me. Drama (bis 1500). Ein Beitrag zur Kenntnis des me. Dramas. Diss. Kiel 1913. 159 S.

Engeroff, K. W., Untersuchung des Verwandtschaftsverhältnisses der anglo-französischen und mittelenglischen Überlieferungen der 'Usages of Winchester' mit Paralleldruck der drei Texte. (Bonner Studien zur Englischen Philologie. Hg. von K. D. Bülbring. Heft XII.) Bonn, Peter Hanstein, 1914. 106 S. [Das Denkmal ist hauptsächlich deshalb wertvoll, weil es sicher in Winchester entstand und wahrscheinlich nur in Winchester abgeschrieben wurde; wir haben also ein örtlich gesichertes Werk. Alle drei Hss. liegen in genannter Stadt und wurden dort vom Herausgeber eingesehen. Die erste Hs. stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die zweite aus dem 14. Jahrhundert, die dritte aus der Zeit um 1430. Letztere war bisher nur im Auszug mitgeteilt; jetzt erscheinen alle drei synoptisch in diplomatisch getreuer Wiedergabe. Die erste und zweite sind, unabhängig voneinander, aus dem französischen Original übersetzt, die dritte ist lediglich eine Abschrift von der zweiten. Inhaltlich unterrichten uns die 'Usages' über Verfassung, Zoll, Steuer und Gerichtswesen der Stadt, erklärende Anmerkungen sind beigegeben; eine grammatische Ausbeutung ist nicht versucht.]

Görnemann, Gertrud, Zur Verfasserschaft und Entstehungsgeschichte von 'Piers the Plowman'. (Anglist. Forschungen, 48.) Heidelberg, Winter,

1916. VIII, 145 S. M. 4. [Weder Skeat und Jusserand mit der Annahme, daß Langland als einziger Autor drei Redaktionen verfaßte, noch Manly mit seiner Annahme mehrerer Autoren soll recht haben. Sondern Langland habe, als er bald nach 1376 starb, seine Hs. ungeordnet hinterlassen, so daß die Schreiber sich nicht auskannten und vieles änderten. Bei dem gegenwärtigen Stande der Hss.-Abdrucke ist es schwer, diese Lehre nachzuprüfen. Das hat Görnemann jedenfalls erwiesen: mehr Hss. müssen mitgeteilt und ihre gegenseitigen Beziehungen genauer untersucht werden. Die Unterschiede der Hss. innerhalb einer 'Redaktion' sind manchmal stärker als die der 'Redaktionen' gegeneinander.]

Heidrich, Käte, Das geographische Weltbild des späteren englischen Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der Vorstellungen Chaucers und seiner Zeitgenossen. Diss. Freiburg i. Breisgau, Hammerschlag & Kahle, 1915. 126 S. [Viel dankenswertes Material wird beigebracht; deutlich heben sich als Faktoren, die das schulmäßige Weltbild beeinflußten, die Handelsverhältnisse, die Wallfahrten und die Sagen ab, zu denen nicht selten noch die Mißverständnisse der Schreiber kamen. Genauere Zitate möchte man öfters wünschen; so wird uns Seite 49 zur Erklärung von Chaucers *Palatye* einfach gesagt, daß 1351 der *Lord of Palatye* in einen Krieg mit dem Sultan von Magnesia verwickelt war, während man doch gern gewußt hätte, daß dieser Krieg aus Mas Latrie, 'Trésor de chronologie d'histoire et de géographie', Paris, 1889, stammt, aus einem Werke, das S. 115 nur inmitten der Bibliographie erwähnt ist.]

Wild, F., Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der wichtigsten Chaucer-Handschriften und der Sprache Chaucers. Mit dem Preise der Leopold, Anton und Marie Dierlschen Stiftung gekrönte Preisarbeit. (Wiener Beitr. zur engl. Philol., 44.) Wien, Braumüller, 1915. XVI, 573 S. [I. Beschreibung der Hss. von jedem Denkmal mit Angabe der Verwandtschaft. II. Vollständige Laut- und Formenlehre, wobei Reime, ältere und jüngere Schreibungen gegeneinander abgewogen werden. Zusammenfassung: sächsische, anglische und südöstliche Elemente werden gesondert, eine Verdrängung älterer sächsischer Formen durch anglische im Laufe der Chaucer-Zeit für die Londoner Sprache festgestellt und aus dieser allgemeinen Verschiebung, nicht aus der Tätigkeit von Chaucers Einzelpersönlichkeit, die ne. Schriftsprache hergeleitet. Ein Nachtrag behandelt die Monophthongierung von früh-me. $\bar{e}_3 > i$ und $\bar{o}_3 > u$. Das Register ist nach ne. Stichformen geordnet. Ein sorgsames, sachkundiges und wichtiges Werk.]

Chaucer, Geoffrey, Canterbury Tales. Nach dem Ellesmere-Ms. mit Lesarten, Anmerkungen und Glossar hg. von John Koch. (Englische Textbibliothek, 16.) Heidelberg, Winter, 1915. 475 S. [Die Frucht vieljähriger Emsigkeit wird uns in einer auszugartigen Handausgabe geboten. Durch das Studium der 55 Pardoner-Hss. hat sich ergeben, daß keine einen zuverlässigeren Text bietet als den, welchen die 8 vollständig abgedruckten enthalten, nämlich die des Six-Text Harley 7334 und Cambridge Dd. 4. 24. Diese Hss. wieder zerfallen in den A-Typus, der unzweifelhaft der bessere ist, und den B-Typus. Jener liegt am vollständigsten und treuesten vor in der Ellesmere-Hs. Diese Hs. hat daher Koch hier genau abgedruckt und jede Abweichung, die der Sinn, der Vers oder die Grammatik erforderte, genau verzeichnet. Auch die Orthographie ist nur in wenigen Äußerlichkeiten uniformiert. Von anderen Hss. sind der Kürze halber bloß solche Lesarten verzeichnet worden, welche offenbare Fehler in E verbessern oder bei unsicheren Lesungen in Betracht kommen können oder doch von anderen Herausgebern in Betracht gezogen wurden. Beigegeben ist eine knappe, klare Einleitung über die Entstehung und Quellen der C. T. und deren bisherige Ausgaben, ein Anhang, der die längeren lateinischen Randglossen bietet, und ein Glossar, das wenigstens für den ersten Anprall dem Anfänger

den Sinn schwieriger Wörter andeutet. Über Einzelheiten ließe sich manchmal plaudern. So hat Koch im Prolog, Vers 10, Zupitzas *ye* verwandelt in [*e*]*ye*, obwohl es hier auf *melodye* reimt und nach Angabe des Glossars immer nur mit *-ye* gebunden wird; dagegen ließ er *dye* gelegentlich stehen, auch *hy*, *ny* u. dgl. Es war offenbar schwer, alle Sonderfragen zu erörtern, ohne das Buch zu dickleibig und kostspielig zu machen. Innerhalb dieses Rahmens aber ist für weitere Chaucerstudien eine angenehme Textfundierung erreicht, was sehr dankenswert ist.]

Joerden, Otto, Das Verhältnis von Wort-, Satz- und Versakzent in Chaucers Canterbury Tales. (Morsbachs Studien zur engl. Philologie, Heft 55.) Halle a. S., Niemeyer, 1915. VIII, 56 S. M. 1,80.

Fansler, Dean Spruill, Chaucer and the Roman de la rose. (Columbia university studies in English and comparative literature.) New York, Columbia University Press, 1914. 269 S. [R. R. war um 1369 sicherlich Chaucers Lieblingsbuch, und zwar nicht bloß ein Teil davon, sondern als Ganzes. Durch R. R. kamen alle Boëthius-Elemente in das Buch von der Herzogin, daher wohl Chaucer selber zu Boëthius. Ebense führte R. R. den Dichter zu Macrobius' und Scipios Traum. Nachdem diese grundlegenden Tatsachen im ersten Kapitel festgelegt sind, zählt das zweite die Persönlichkeiten und Geschichten auf, die Chaucer durch R. R. kennenlernte; das dritte die mythologischen, das vierte die rhetorischen Elemente; das fünfte die Situationen und Beschreibungen; das sechste die Sprichwörter, worauf das siebente den Einfluß des R. R. auf Chaucers Denken über Fortuna, Schicksal, freien Willen und Notwendigkeit, Träume, Gewohnheiten und Instinkte, Ehe und Zölibat zusammenfaßt. Chaucer erweist sich dabei als ein Beobachter, der gern beide Seiten einer Frage darstellt, jede bis zu gewissem Grade sich zu eigen macht und dann der Entscheidung sich mit einem Anflug von Humor entzieht. Deutsche Forschungen, besonders die von Koeppel, sind sorgsam berücksichtigt, mehrere Register erleichtern die Übersicht.]

Cook, A. S., The historical background of Chaucer's knight. (Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences, vol. 20, p. 161—240, February 1916.) Yale University Press, 1916. [Inhalt: The Earl of Derby's return to London in 1393. Chaucer and Henry's relation and dependents. Henry at the siege of Vilna. Other Englishmen in Prussia. Henry's acquaintance with the Table of Honour and its bearing on the date of the Prologue. The current theory regarding the date of the Prologue. Chaucer's knight and his exploits in the south.]

Tatlock, John S. P., The scene of the Franklin's tale visited. (Chaucer Society, II 51.) London, Paul, Trench, Trübner & Co. Ltd. 1914 for the issue of 1911. 77 S. [Die Frage, um die es sich eigentlich dreht, ist die Quelle der 'Franklin's tale'. Chaucer wußte von Penmark und dessen Felsen, er wußte, daß Kayrrud ein bretonischer Name war und daß es in der Nähe lag; er borgte den Namen Dorigen von einem britischen Manne oder Orte; aber daß die Geschichte als Ganzes auf einem bretonischen Lay beruhe, leuchtet Tatlock nicht ein; dafür sei sie *too Breton*. Die Fabel, Personen Umwelt und Form der Geschichte lassen sich vielmehr aus Boccaccios 'Filocolo' herleiten, wozu sich wahrscheinlich Galfried von Monmouth gesellte, samt einigem Wissen von der Bretagne und von bretonischen Lays.]

Cohen, Helen Louise, The ballade. (Columbia University studies in English and comparative literature.) New York, Columbia University Press, 1915. 397 S. [Das Buch gilt nicht Dichtungen, die man seit dem 18. Jahrhundert in emphatischer Weise als Balladen bezeichnet, sondern der altfranzösischen Art von Kunstlyrik, die als *ballade* ins Me. kam. Was Schipper, Metrik II, S. 588 f., über diese Gattung sagt, wird hier näher ausgeführt. Weder bei den altfranzösischen Dichtern noch bei den französischen

Rhetorikern bis herab zu Boileau ist ihre Form klar umrissen. Auf me. Gebiet erscheint sie bei Gower, Chaucer und Lydgate, dann bei wenigen und unbedeutenden Dichtern des 15. Jahrhunderts, und zwar besteht sie meist aus drei Stanzen, deren Schlußzeile jedesmal dieselbe ist, mit oder ohne Geleit. Padelford in der Cambridge Hist. Engl. Lit. II, 442 hat ihr eine sehr große Beliebtheit in England zugeschrieben, worüber sich Cohen im Hinblick auf die wenigen erhaltenen Proben S. 223 verwundert; aber solch flüchtige Erzeugnisse der Gelegenheit wurden wohl nicht immer aufgeschrieben; die erhaltenen Zeugnisse, z. B. betreffs Chaucer, deuten in der Tat weit mehr solche Gedichte an, als erhalten sind. Zum zweitenmal, und ohne Rücksicht auf den me. Vorgang, wurde die Gattung 1876 nach England übernommen; teils im Hinblick auf ältere französische Dichter, die sie gepflegt hatten, wie Karl von Orleans und Franz Villon, teils auf die modernen 'Trente-six ballades joyeuses' von Banville. Die englischen Einführer waren hauptsächlich Stevenson, Dowden, Gosse und D. G. Rossetti; unter den Nachdichtern ragt Swinburne hervor; doch blieb die Gattung ein Spiel raffinierter Ästheten und hat weder inhaltlich noch formell mit dem nationalen Leben zusammenzuwachsen vermocht.]

Smith, Alphonso, Ballads surviving in the United States. Repr. from the Musical quarterly. London, Schirmer, 1916. S. 1—20. [Als Beweise für *communal origin* der Volksballaden zieht Smith einige Negerlieder an; sie enthalten allerdings keine Geschichte. Er bietet ferner vier neue Strophen zu 'Barbara Allen' aus Buchanan County, Virginia, sowie bisher unbekannte Fassungen von 'The Jew's daughter', 'Our goodman' und 'Lord Randal'. Diese Funde wurden durch ein Anschreiben des Bureau of Education in Washington an die Volksschullehrer 1914 veranlaßt, um in jedem Staate die noch vorhandenen Volkslieder zu sammeln. Smith berücksichtigt auch die Melodien; von 'Barbara Allen' allein hat er sieben Liedweisen mitgeteilt.]

Royster, S. F., A M. E. treatise on the commandments. II. (North Carolina studies in English philology, VIII.) Chapel Hill, University, 1911.

John Lydgate. Einige religiöse Gedichte. Bearbeitet von O. Mahir. Berlin, Mayer & Müller, 1914. 159 S. [Bereits 1910 hatte Mahir in seiner Münchener Dissertation vier Gedichte von Lydgate mitgeteilt: 'Paster noster', 'Benedic anima', 'S. Valentine's day' und 'Prayer for King, queen and people'. Hiezu ist jetzt ein zweiter Teil gekommen, der die Überlieferung der Gedichte, ihre metrische Form, ihre Quellen und Entstehungszeit eingehend behandelt. Die Gedichte sind inzwischen auch von McCracken für die E. E. T. S. 1911 herausgegeben worden; Mahir hat diesen Abdruck nicht nur mit seinen eigenen Abschriften, sondern auch mit den Originalhandschriften im Britischen Museum 1912 verglichen und dabei leider eine Anzahl von erheblichen Versehen feststellen müssen.]

Morte Arthure. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar hg. von Erik Björkman. (Alt- und mittelenglische Texte hg. von Morsbach und Holthausen. 9.) Heidelberg, Carl Winter, 1915. 263 S. [Außer dem Text, der nach der Ausgabe von Banks hergestellt ist, erhalten wir eine Inhaltsangabe des Epos, eine kurze Orientierung über die Hs. und frühere Ausgaben, eine Bibliographie der Huchoun-Frage, eine Laut- und Formenlehre der Handschriftensprache, eine Seite über die Metrik und ein knappes Referat über den bisherigen Stand der Quellenfrage, endlich Anmerkungen zu vielen einzelnen Stellen und ein Glossar. Nielsen hat auch über historische Anspielungen in diesem Adelsepos gehandelt, in einem ganzen Kapitel seines 'Huchown' 1902; er glaubt, der Dichter habe die französisch-englischen Kriege von 1346—61 vor Augen gehabt und Eduard III. als Helden gefeiert; Björkman zitiert die Schrift, geht aber auf diese Dinge, die doch für die Datierung und das Verständnis des Epos wichtig wären, leider nicht ein.]

Trench, W. F., An introduction to the study of the renaissance in its relation to English literature. Inaugural lecture delivered in Trinity College,

Dublin, 3. Febr. 1914. Dublin, Hodges, 1914. 31 S. [Die Renaissance machte die Literatur modern. In ihr wurzelt Chaucer, der Sittenschilderer. Durch sie kamen Temperamentsdinge in die englische Literatur, die eine große politische Bedeutung haben. Der Engländer nennt sich Brite, obwohl er *not Celtic at all* ist, weil er geographisch denkt: das Land, auf dem er lebt, ist ihm mehr als die Rasse. Dies nationale Gefühl empfiehlt Trench seiner irischen Umgebung. Von diesem Standpunkt aus betont er den scheinbar ganz unenglischen Grundsatz: *An ounce of theory is worth a ton of fact.* Stärker als Tatsachen ist ihre *significance*: man kann dies Wort als 'Bedeutung' oder 'Deutung' übersetzen. Ideen müssen nicht bloß aufgenommen, sondern auch eingereiht werden: das heiße erziehen, und das Endziel der Studien ist *education.* Aber Ideen können sich widersprechen, wie man in Shakespeares Gestalten oft sehen kann; von welchem Gesichtspunkt nun ist über ihre Annahme oder Ablehnung zu entscheiden? Gebrauche deinen Willen, *as a moral and rational being.* 'Die Hauptaufgabe des menschlichen Willens besteht in der Annahme oder Verwerfung von Gedanken, die der Vernunft sich anbieten.' Rezeptiv sollen wir sein, aber zugleich aktiv. Dazu will Trench als Literaturprofessor Nahrung und Material bieten. Es ist das Programm einer angewandten und nicht einer reinen Wissenschaft; letztere wäre ein Ideal und nimmer erreichbar; erstere gebe 'Persönlichkeit' und nütze dem Lande. — Diese Gedankengänge sind sehr beachtenswert und erklären vieles im Tun und Lassen der englischen Presse.]

Freeburg, Victor Oscar, Disguise plots in Elizabethan drama. A study in stage tradition. New York, Columbia University Press, 1915. 241 S. [Auf ein Einleitungskapitel über die Technik der Verkleidung im Drama überhaupt folgt das Hauptkapitel: 'Origin and extent of dramatic disguise.' Es wird festgestellt, daß in der griechischen Tragödie und alten Komödie dies Motiv nur selten und nebensächlich vorkommt; erst in der neuen Komödie der Griechen, dann bei Plautus wird es häufig und wichtig, denn in vier Stücken des Plautus, sowie in einem des Terenz spielt es eine Rolle. Aber die Verkleidung eines Mädchens als Diener, wie sie bei den Elisabethanern besonders beliebt war, ist nicht antik, sondern kam aus italienischen Novellen nach England. Die englischen Stücke, die von Freeburg besprochen werden, beginnen mit Skeltons 'Magnificence', also erst 16. Jahrhundert. Die Gattung der Moralitäten hätte Beispiele aus früherer Zeit und noch viel mehr aus späterer Zeit bieten können. Auch gehörten Verkleidungen im Mittelalter zu den Kunststückchen der Mimen, wie Reich in seinen Studien über den Eselskopf nachgewiesen hat: das ist immerhin ein beachtenswerter Zusammenhang zwischen römischer und Elisabethanischer Komödie. Freeburg wendet sich dann den Hauptformen der Verkleidung bei Shakespeare und seinen Mitdramatikern zu, nämlich: das Fräulein als Page, der Knabe als Frau, der Schelm, der Spion, der Liebhaber. Dabei zeigt er viel Belesenheit und geht auch den Zwecken der Dichter nach, sowie den Einflüssen des Plautus und der Italiener. Er fragt sich, inwiefern englische Sitte, nämlich die Vorliebe für Pantomimen und Aufzüge zur Häufigkeit dieses Kunstmittels beigetragen haben mag. Er deutet an, daß die Engländer stets mehr auf Stimmung und Charakterzeichnung abzielten, während den Italienern Intrige und überraschende Fabelführung an sich zusagten.]

Knoch, A., Die schottische Livinsübersetzung des John Bellenden. (1533.) Diss. Königsberg i. Pr., Hartung, 1915. 139 S.

Galvez, José Maria, Guevara in England, nebst Neudruck von Lord Berners' 'Golden boke of Marcus Aurelius' 1535. (Palaestra 109.) Berlin, Mayer & Müller, 1916. XVI, 444 S. M. 16.

Hettler, A., Roger Ascham, sein Stil und seine Beziehung zur Antike. Ein Beitrag zur Entwicklung des englischen Prosastils unter dem Einfluß des Humanismus. Diss. Freiburg i. B., Wuppertaler Druckerei A.-G. Elber-

feld 1915. 100 S. [Die Untersuchung betrifft: A. Inhaltliches: Vergleiche, Zitate, Sprichwörter, Mythologisches, Szenisches; B. Formales. Rhetorik, Personifikation, Satire, Stabreim, Satzbau, Wortschatz.]

Cowl, R. P., The theory of poetry in England. Its development in doctrines and ideas from the sixteenth century to the nineteenth century. London, Macmillan & Co., 1914. 319 S. Sh. 5. [Übersichtliche Zusammenstellung dessen, was die bedeutenderen englischen Kritiker dachten über poetisches Schaffen und über die Poesie als Nachahmung, über Regeln und Übersetzen, Stoffwahl und Stil, Versmaß und Kritik. In jeder Abteilung ist die Anordnung nach der Zeit getroffen. Durch das ganze, geschickt geordnete Buch ziehen sich deutlich zwei Grundsätze: der romantische, der im 16. Jahrhundert für *inspiration and imaginative creation* war und um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als Rechtfertigung des 'Gotischen', wieder auftauchte, um bei Coleridge die Richtung auf das Organische zu gewinnen; anderseits *the neo-classical view of poetry*, die von der aristotelischen Lehre von der Poesie als Nachahmung ausging und im 17. und früh 18. Jahrhundert herrschte. Zweck des Buches ist, diese Entwicklung durch Proben zu verdeutlichen und dem denkenden Leser hiemit den Weg zu eigener Erkenntnis zu ermöglichen.]

Graves, Th. S., The court and the London theatres during the reign of Elizabeth. A dissertation. The University of Chicago. Menasha, Wis. The Collegiate Press, George Banta Publishing Co., 1913. 93 S. [Eine Menge zeitgenössische Andeutungen gedruckter Art sind hier gesammelt und für die Aufhellung der Shakespearischen Theaterverhältnisse ausgebeutet. Schon 1511 ist in Halls Chronik ein Vorhang bezeugt, der an einem Ende der höfischen Festhalle plötzlich fiel und *a gorgeous pageant* enthüllte; Ende 1527 ein gemalter Vorhang in der Halle zu Greenwich, hinter dem sich eine Höhle zeigte; viele andere Beispiele reihen sich daran, so daß Graves die vorhanglose Bühne für die Zeit Shakespeares als *inconceivable idea* ablehnt, S. 7. Dann wendet er sich zu Dekorationskünsten, durch die man den Himmel und die Wolken mit gemalter Leinwand darstellte, und bezeichnet es als seltsam, wenn man solche weitverbreitete Künste dem berühmten Theater des Burbage nicht zutraut. Daß die öffentlichen Theater damals nur teilweise überdacht waren, erklärt er durch die in jenen Pestzeiten häufige Klage, daß vollgedrängte Häuser *somewhat too close for infection* seien, S. 40. Er führt eine Reihe beachtenswerter Gründe an, um zu beweisen, daß die Einrichtung jener Theater betreffs Bühne und Zuschauerraum von Hofaufführungen herstammen konnte, nicht von Wirtshauseinrichtungen. Hervorzuheben ist ein früher Nachweis von Türüberschriften in 'Common conditions', wo über der einen Tür *Phrygia* stand, während die andere zum Schloß der Cardolus führte, S. 62. Nicht ganz folgerichtig wehrt sich dann Graves gegen *alternation* selbst dann, wenn fünf, sechs oder mehr verschiedene Örtlichkeiten innerhalb eines Stückes darzustellen waren: *we should not be surprised to find here and there in such plays the stage representing at the same time two entirely different places*, S. 65. Die Schrift, aus der noch viele Einzelheiten mitzuteilen wären, verdient Aufmerksamkeit.]

Fansler, H. E., The evolution of technic in Elizabethan tragedy. Chicago, Peterson and Co., 1914. 283 S. [Dem Verfasser ist eine in Amerika nicht gewöhnliche Kenntnis dramaturgischer Dinge aus Theaterbesuch und eigener Lektüre anzumerken. Zugleich hat ihn Freytags 'Technik des Dramas' in die Fragen des Aufbaues und der Fabelführung eingeweiht. Nach drei Einleitungskapiteln, die sich mit den tragischen Situationen der Bibelstücke, der Katastrophe in den Tragödien vor Shakespeare und den Grundmotiven der Senecastücke beschäftigen, kommt er im vierten zu Marlowe, bei dem der Träger des Spiels — *the protagonist* — mächtig entwickelt ist. Aber Shakespeare stellt ein Nebenspiel dagegen, einen *antagonist*, S. 89; dafür liefern Richard III. und Romeo typische Beispiele. In den folgen-

den Kapiteln VI—XI wird *the rise and the crisis-emphasis including the tragic incident* an Julius Cäsar verfolgt, *the arrest of the catastrophe* an Hamlet, *the exciting force* an Jago, der ein einheitlicherer Bösewicht ist als Richard III., die Doppelhandlung an Lear, *rise in deeds, fall in soul* an Macbeth, *climax in falling action* an Coriolan. Ein Überblick am Schluß verweist auf Shakespeares wachsende Kunst, durch die Fabelführung den Hauptcharakter zu entfalten. Der Verfasser hat fast etwas zuviel Sinn für *construction*; sicherlich ist sein Buch eindringlich und gedankenhaft.]

Marlowe, Ch., Eduard II. Deutsch von A. W. Heymel. Nr. 118. Leipzig, Inselverlag, 1915. 123 S. M. 0,50. [In einem taktvoll kurzen Epilog sagt Heymel, warum er dies Stück für 'eine der großartigsten Tragödien der englischen, ja vielleicht der gesamten Literatur' ansieht: er fällt dies Urteil 'hauptsächlich, weil sich in ihr die Hauptfiguren und Träger der Handlung aus dem Historisch-Chronistischen gegen Schluß des Stückes ins Reinmenschliche hinauf entwickeln und problematisch vertiefen'. Er führt sogar die Meinung von Havelok Ellis, dem Herausgeber Marlowes in der Mermaid Series, an, wonach der Vergleich mit Richard II. zu Shakespeares Ungunsten ausfallen müsse, 'da der melodramatische und leichtsinnige Mord an Richard nicht in Parallele gestellt werden dürfe mit der keuschen Tragik und dem hochstilisierten Pathos der letzten Tage Eduards'. Ohne über solche Wertschätzung entscheiden zu wollen, muß man dem Übersetzer es sehr danken, daß er dies dem Geiste Shakespeares besonders nah verwandte Trauerspiel durch Umgießung in wirklich poetisches Deutsch unserem Volke gewonnen hat. Bodenstedt hatte in 'Shakespeares Zeitgenossen', Bd. III, 1860, nur Teile daraus verdeutscht und das übrige durch einen Auszug markiert. Aber auch da, wo Bodenstedt Verse bietet, bleibt er an Treue, an Kraft und an Schönheit hinter Heymel zurück. Man vergleiche z. B., wie er in Eduards Abdankungsrede die Stelle übersetzt, wo der König die Krone abnimmt.

Bedenke, Leicester, wie es schwer mir fällt,
Ohn Ursach Reich und Krone zu verlieren,
Mein Recht dem stolzen Mortimer zu geben,
Der, wie ein Berg, mein Glück ganz überwältigt,
So daß mein Herz erstickt im Unterliegen.
Doch, was der Himmel will, das muß ich tun.
Hier, nimm die Krone und auch Eduards Leben!
Zwei Könige können nicht zugleich bestehen.
Doch wart', laß mich zur Nacht noch König sein,
Daß ich an dieser Krone Glanz mich labe;
So wird mein Aug zum letztenmal erfreut,
Zum letzten Male wird mein Haupt geehrt,
Zusammen geben beide auf ihr Recht.

Dagegen heißt es bei Heymel, S. 91:

Lester, bedenk', wie schwer ich's tragen muß,
So grundlos Reich und Krone zu verlieren,
Und an die Ehrsucht Mortimers mein Recht,
Der wie ein Berg mein Glück im Sturz begräbt.
Wie völlig jetzt ist doch mein Geist vernichtet!
Doch was der Himmel will, ich muß gehorchen:
Hier, nehmt den Reif und Eduards Leben auch.
Zwei Könige Englands kann's zugleich nicht geben.
Doch halt — laßt bis zur Nacht mich König sein,
Daß ich aufs Funkeln dieser Krone starre,
Mein Auge soll sein letztes Labsal haben,
Mein Haupt die letzte Ehre, die ihm ziemt,
Und beide verlieren zugleich ihr gutes Recht.]

Lazarus, G., Technik und Stil von Hero and Leander, begun by Ch. Marlowe and finished by G. Chapman. Diss. Bonn, Rhenania, 1915. 174 S.

Morsbach, L., Zur Charakteristik der Persönlichkeit Shakespeares. (Rede zu Kaisers Geburtstag 1916.) Göttingen, Kaestner, 1916. 27 S.

Ackermann, A., Der Seelenglaube bei Shakespeare. Eine mythologisch-literar-wissenschaftliche Abhandlung. Frauenfeld, Huber & Co., 1914. 151 S. [Was sich auf den Seelenaberglauben bei Shakespeare bezieht, ist hier in ziemlich reichem Umfange zusammengetragen. Der Begriff Seele wird in zweifacher Bedeutung gefaßt: als bewegendes Moment und als überlebender Teil des Menschen nach dem Tode. Die modernen Forschungen über jene Untergründe der Mythe, die der Dämonenlehre nahestehen, sind dabei verwertet, und mit kundiger Quellenkritik ist in den meisten Fällen gezeigt, aus welch bunten Elementen sich die Vorstellungen Shakespeares von der außersinnlichen Welt zusammensetzen. Ackermann findet z. B., daß unter den Zeichen, die der Ermordung Cäsars vorangehen, das Schlachtengetöse von großen miteinander ringenden Gespensterheeren nicht aus Plutarch stammt, wie die übrigen Zeichen, auch nicht aus dem Plutarchübersetzer North, sondern aus Ovid, Met. XV, 783 f., der selbst wieder einer Stelle des Vergil, Georgica I, 474 f., folgt, wonach dies Wunderzeichen in Germanien wahrgenommen wurde; Ackermann sieht darin eine Spur des wütenden Heeres. Bei dem Raben, der den Tod des Duncan ankündigt, wäre ähnlich auf einen heimischen Glauben zu verweisen, der sich u. a. in der Volksballade 'The three ravens', Child, Nr. XXVI, ausspricht. Die Anspielung auf S. Withold im 'Lear' wird auf S. Swithin bezogen, den ags. Bischof, † 863, der bei Nachtzeit zu wandern pflegte, um den Leuten möglichst wenig aufzufallen. Trotz möglichsten Fleißes ist übrigens noch nicht alles klargelegt; der böse Geist Flibbertigibbet im Lear hat auch dem Scharfsinn Ackermanns getrotzt; und ob man für *nine-fold* im Lear wirklich *kine-fold* lesen solle, ist bedenklich. Anderseits hat Shakespeare manchen Mythenzug aus eigener Phantasie weitergebildet, wie es überhaupt die Elisabethaner gern taten; so wenn er den Naturgeist Puck mit menschlichen Zügen ausstattete und zu einer klar umrissenen Persönlichkeit machte. Bemerkenswert ist eine kurze Andeutung, wonach Shakespeare sich von den düsteren und finsteren Vorstellungen des Todes loszuringen suchte, um lichtere und lebensmutigere an ihre Stelle zu setzen, S. 65 f. Immer blieb er dabei auf der Denkstufe seiner Zeit, wie sich vielfach noch zeigen ließe; wenn er z. B. auch einen bewegungslosen Körper als Seelenwesen faßt, S. 48, ist dies ganz parallel mit der Formseele, die Bacon in jedem Körper annimmt, abgesehen von der Lebensseele, die bei den Tieren hinzukommt, und von der Denkseele, die dem Menschen allein eigen sei. Vom künstlerischen Standpunkt wäre endlich noch der Frage nachzugehen, wie Shakespeare den Seelenaberglauben benutzt, um das Treiben der Leidenschaft im Menschen und gewisse Stimmungen auszumalen; denn daß er sie nicht als bare Münze nahm, wird durch die wahlfreie Buntheit am deutlichsten, mit der er sie aus den verschiedensten Quellen bezog.]

Haberl, Meinrad, Die Entwicklung des optischen und akustischen Sinnes bei Shakspere. Münchener Diss. Berlin, Trenkel, 1913. 70 S. [Das Verhältnis Shakespeares zur Musik ist schon öfters untersucht worden, das zu den bildenden Künsten noch nicht. Es wäre interessant gewesen, einmal zu erfahren, wie seine Umgebung über Maler und Malerei dachte. Ohne solche Vorstudie fehlt es den Äußerungen des Dramatikers, die Haberl hier zusammenstellt, am Hintergrund. Haberl sagt, Sh. habe mehr auf Umrisse und Proportionen der Zeichnung geachtet als auf Farben, mehr auf Lebenstreue als auf Schönheit eines Gemäldes. Das mag zutreffen. Ferner: Sh. habe in der Jugend viele unnatürliche Vorstellungen ausgemalt, z. B. die Zerstücke-

lung des Romeo in kleine Sterne, Rom. III, 2, 21. Vielleicht wäre hierbei die Bezeichnung 'literarische Bilder' geeigneter; denn gerade bei dem angegebenen Bilde fällt die Nachwirkung von Ovids 'Verwandlungen' sofort auf, und so fühlt man sich in solchen Fällen immer wieder an Lieblingsmotive damaliger Verskünstler erinnert. Daß Sh. in mittleren Jahren mehr auf Musik einging, ist begreiflich, wenn man das Aufblühen der Madrigale in den neunziger Jahren beachtet; Haberl hätte darüber in Bolles Neudruck der englischen Madrigalbücher mancherlei gefunden. Die Bekämpfung von Geistesstörung durch Musik, wie sie Sh. z. B. im Lear üben läßt, ist aber nicht 'eine seiner Zeit vorauseilende Einsicht', wie Haberl S. 59 bemerkt; sie findet sich vielmehr schon in Thomas Elyots 'Castle of Health' 1534. Prinzipiell verfehlt ist der Versuch Haberls, durch das Zählen von malerischen und musikalischen Elementen bei Sh. etwas über die Entstehungsreihe der Dramen erforschen zu können; solche subjektive Dinge hängen nicht mit kleinen Altersunterschieden zusammen, sondern viel mehr mit Stoffen und Stimmungen. Haberl hat dies auch, sobald er das Kriterium praktisch nutzen wollte, selbst erkannt. Mehr Erfolg wäre zu erreichen, wenn ein folgender Forscher das Verhältnis anderer Dichter der Elisabethzeit zu den Künsten klarstellen und vergleichen wollte; die von Haberl angezogenen Worte Goethes zu dieser Frage liegen doch etwas zu fern.]

Pellissier, Shakespeare et la superstition shakespearienne. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1914. 303 S. Fr. 3,50 [Der Shakespeare-Aberglaube besteht für den Verfasser in der blinden Vergötterung Shakespeares: ihr tritt er entgegen, ohne die Größe von Shakespeares Poesie bestreiten zu wollen. Der Dramatiker sei vielmehr von seiner Phantasie besessen gewesen, als daß er sie besessen habe — *incapable de contenir son imagination, il s'y abandonne à corps perdu.* Sein Standpunkt ist in folgendem Satz zusammengefaßt: *Notre goût, ce goût classique de la sobriété, de l'ordre, de la proportion harmonieuse, nous rend, encore aujourd'hui, quand nous ne nous laissons pas séduire par des influences étrangères, plus sensibles à certains défauts que les Anglais et les Allemands.* Dies wird im einzelnen durchgeführt in bezug auf *composition, les conventions, invention, le pathétique et le comique, l'exactitude historique et la couleur locale, la morale, les caractères, la psychologie dans les grands personnages,* wobei Macbeth, Othello und Hamlet eingehendere Behandlung erfahren. Die Mängel Shakespeares werden hauptsächlich daraus erklärt, daß er sich selber an die Stelle seiner Personen setzt und daß er ihnen eine künstliche Sprache verleiht, ungefähr wie es Lily im Romane tat. Das Buch ist ein interessanter Beitrag zur Geschmackskunde der abendländischen Völker. Die französische Kultur war bereits gefestigt, als Shakespeare für sie entdeckt wurde; die deutsche hat sich erst unter seinem Anhauch zu Ende des 18. Jahrhunderts gebildet; diese geschichtlichen Tatsachen erklären genügend eine Urteilsverschiedenheit, über die schwerlich eine Logik oder Ästhetik hinweghilft.]

Friedrich, P., Studien zur englischen Stenographie im Zeitalter Shakespeares: Timothe Brights Characterie entwicklungsgeschichtlich und kritisch betrachtet. Mit einem Anhang: Neue Gesichtspunkte für stenographische Untersuchungen von Shakespeare-Quartos, dargelegt an der ersten Quarto der 'Merry Wives of Windsor', 1602. Diss. Leipzig, Koehler, 1914. 94 S. [Was Davischeit als möglich erwiesen hatte, wird hier für die 1. Quarto der 'Lustigen Weiber' überzeuglich dargetan, daß nämlich die Aufzeichnung mit Hilfe von Brights Stenographie 1588 gemacht wurde. Besonders schwerwiegend ist die Verwechslung von *hand* und *honest*, vgl. S. 89. Nachdem auch Pape für Richard II. und Seeberger für Jeronimo ähnliche Mitwirkung von Stenographen wahrscheinlich gemacht haben, liegt es nahe, die übrigen Quartos von Shakespeare daraufhin aufzuarbeiten. Friedrichs Arbeit erscheint zugleich im Archiv für Schriftkunde 1914. H. II—IV.]

Shakspere tercentennial celebration by the department of English of the University of Chicago, Febr. 25, 1916. A program illustrating the chief types of drama before Shakspere. Chicago. 24 pages. [Aufgeführt wurden: 1. Das liturgische Spiel 'Sponsus' von ca. 1125, gedruckt von Cloetta, Rom. 22, und hier in modern englischer Übersetzung mit Chormusik mitgeteilt; 2. 'Secunda pastorum' aus den Townely Misteries; 3. 'Nice wanton', das bekannte Schulstück; 4. 'The wooing of Nan', ein *jig* aus dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, das gewöhnlich unter Marlowes Werken als 'A dialogus in verse' gedruckt wurde.]

Countess de Chambrun, The sonnets of William Shakespeare. New light and old evidence. G. P. Putnam's Sons. New York and London. The Knickerbocker Press, 1913. 276 S. 7/6 sh. [Die Dame hat sich in die schwierige Frage mit viel Liebe versenkt, von der vorhandenen Literatur einen beträchtlichen Teil gelesen und ihre Meinung darüber freimütig ausgedrückt. Als Freund der Sonette gilt ihr Southampton; seine Gestalt glaubt sie auch im Romeo und in einigen Gestalten der Jugendlustspiele wiederzuerkennen; selbst von Lady Southampton fühlt sie in Desdemona und Ophelia einen Nachklang. Die dunkle Dame ist ihr die Mutter des Davenant, was zu Achesons Theorie stimmt. Nicht bloß die Sonette sind mit abgedruckt, sondern auch Rowe's 'Life of Shakespeare', ein Teil von Stowe's Annalen (1586 bis 1603) und Auszüge von Rowland Whyte's Berichten an Robert Sidney, den Bruder des Dichters, über Essex und Southampton 1597—1600, endlich einige Notizen über Fulman, Aubrey, Florio, Davenant. Mehrere Abbildungen, darunter zwei von Southampton, schmücken das etwas lose gefügte Buch.]

Shakespeares Königsdramen, für die Bühne bearbeitet und hg. von E. Lewinges und R. Roenneke. 2. König Richard II. (72 S.) 3. König Heinrich IV., 1. Teil. (77 S.) 4. König Heinrich IV., 2. Teil. (72 S.) 5. König Heinrich V. (72 S.) Dresden, Ehlermann, zum 23. April 1916. [Schlegels Text liegt zugrunde. Für jede Szene ist die Bühneneinrichtung vorgezeichnet, so daß Pausen möglichst durch den Mittelvorhang vermieden werden. Die Erläuterung gilt vornehmlich den Geschichtsdingen. In Heinrich IV., I. Teil, ist für die Tochter Glendowers ein altes walisisches Liebeslied abgedruckt, nebst Aussprachebezeichnung und Übersetzung, das zuerst im Deutschen Theater unter Reinhardt gesungen wurde.]

Wolff, G., Der Fall Hamlet. Ein Vortrag mit einem Anhang: Shakespeares Hamlet in neuer Verdeutschung. München, Reinhardt, 1914. Geb. M. 4. [Der Professor der Psychiatrie an der Universität Basel untersucht das Hamlet-Problem. Mit den Ergebnissen der Freidischen Schule kann er sich nicht befreunden, Hamlets Wut gegen den König nicht als eine Eifersucht fassen, die als verdrängter Komplex im Unterbewußtsein des Prinzen wirkt. Hamlet findet vielmehr, daß er in einer so widerwärtigen Welt von Lüge, Heuchelei, Verbrechen, Gemeinheit und Dummheit leben muß, daß es seiner wahren Natur widerstrebt, auch nur eine Hand zu rühren, um an diesem Sumpfe zu arbeiten. Seine Innenwelt zieht ihn zu philosophischen Betrachtungen, mit der äußeren Welt aber findet er sich ab, indem er mit ihr Theater spielt, und zwar in wechselnder Weise, bald als Sonderling oder als Theaterliebhaber, bald als Narr oder als Wahnsinniger. Aber trotz alles Kampfes gelingt es ihm nicht, sich von dieser Welt zu lösen. Er verachtet sie, vermag sich aber nicht völlig über sie zu erheben: das sei der tragische Inhalt des Stückes. Er veranlaßt das Schauspiel im Schauspiel, wie um Gewißheit zu suchen über den Charakter des Königs; in Wirklichkeit aber ist ihm das Schauspiel Selbstzweck; einen Wegweiser findet er nachher nicht besser als vorher. Er trifft den Gegner beim Gebet; es ist die denkbar günstigste Gelegenheit, seine Aufgabe zu vollbringen; aber rechtzeitig lügt er sich vor, sein Schwert müsse noch furchtbarer strafen. Dolche will es zur Mutter sprechen, doch ohne solche zu gebrauchen. Auch in der Kirch-

hofszene verdrängt er das wirkliche Handeln durch eine theatralische Handlung, und beim Duell entzieht er sich nochmals der dramatischen Aufgabe, um das Pathos des Laërtes mit glänzender Virtuosität zu übertrumpfen. Er handelt fortwährend, aber sein Handeln besteht darin, durch immer neue Theateraktionen sich der Aufgabe zu entziehen, zu der ihn innere Stimmen und Selbstanklagen beständig rufen. Subzitierend ist hiermit Wolffs Auffassung wiedergegeben, wenigstens in der Hauptsache. Als Anhang folgt eine neue Übersetzung des Hamlet. Ernsthaft hat der Übersetzer mit dem englischen Original gerungen und vieles an Schlegel verändert. Wenn *conscience* im Monolog über Sein oder Nichtsein hier nicht mit 'Gewissen' wiedergegeben ist, wie bei Schlegel, sondern mit 'Selbstbesinnung', so ist dies vielleicht eine inhaltliche Verbesserung; ob deshalb der geflügelte Vers Schlegels 'so macht Gewissen Memmen aus uns allen' jemals zu verdrängen sein wird, durch 'so macht uns alle feig die Selbstbesinnung', muß die Zukunft lehren. An anderen Stellen ist doch Schlegel inhaltlich der Treuere geblieben, vgl. *the undiscover'd country* = dem dunklen Land, *with a bare bodkin* = mit einem kleinen Stahl. In der Gefechtszene redet die Königin nicht mehr vom 'fetten' Hamlet, sondern sagt: 'Er ist erhitzt und ringt nach Atem'. So ist durchaus ein fleißiges Bosseln zu ersehen; die Schrift ist offenbar ein Ausfluß großer Shakespeareliebe; freilich hat sie auch viel Subjektives.]

Sullivan, Mary, Court masques of James I. Their influence on Shakespeare and the public theatres. Illustrated. Putnam's sons. New York and London. The Knickerbocker Press, 1913. 259 S. [Das Wichtige an dem Buche ist der Nachweis, daß die Masken am englischen Hofe zu Anfang des 17. Jahrhunderts, also noch in der späteren Shakespearezeit, in einem bisher ungeahnten Grade mit politischen und diplomatischen Vorgängen zusammenhingen. Die Beweisstücke sind in einem Anhang aus Handschriften und Drucken mitgeteilt, S. 191—252. Die Truppe Shakespeares, von der *Phillippes* und *Hemyngs* mit Namen angeführt werden, hatte im August 1604 dem spanischen Botschafter in Somerset House durch 18 Tage aufzuwarten, S. 141. Mit dem spanischen Gesandten waren ein Erzherzog von Österreich, ein Graf von Aremberg und ein kaiserlicher Staatssekretär Verreiken und andere ausländische, überdies eine Reihe englischer Diplomaten beauftragt, im Somerset House einen Staatsvertrag aufzusetzen; ein Bild dieser Versammlung ist dem Buche vorangestellt. In großem Umfange wurde Ben Jonson zu den Masken herangezogen. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß Shakespeare eine genaue Kenntnis höfischer Ausdrucksweise verrät, sowie daß mancherlei höfische Tendenzen in seine späteren Stücke gelangten, namentlich in 'Heinrich VIII' und 'Sturm'. Für die Ausstattung der Bühne, wenn bei Hofe gespielt wurde, ist lehrreich, was der Bericht über die Aufführung eines Robin Goodfellow-Stückes des Jahres 1603 enthält: da sah man am Ende der Halle *a hearen built*, aus dem ein Zauberer hervortrat, um vor dem König einen langen Prolog zu sprechen, worauf *a travers was drawne and the masquers* — in diesem Falle Ritter aus Indien und China — *seen sitting in a voulty place with theyr torch bearers* etc., S. 192. In einer Maske von 1607 erfahren wir von einer Tanzbühne, die um eine Elle höher war und *all enclosed with a double rale, so artificially painted, that it seemed, as if darke cloudes hade hung before it: within that shrowde was concealed a greene valley with greene trees round about it* etc., S. 186. Werden die Schauspieler und Zuschauer, die bei Hof an solche Bühnenausstattung gewöhnt waren, sie nicht auch in die öffentlichen Theater übertragen haben, über deren Ausstattungspracht der Italiener Busino sich verwunderte? So fragt der Verfasser S. 183 und fügt einen Plan Inigo Jones bei für die Bühne, die 1635 für eine Maske in der Banketthalle zu Whitehall aufgeführt wurde.]

Nason, A. H., James Shirley dramatist. A biographical and critical

study. Nason, University Heights, New York City, 1915. 471 S. [In diesem stattlichen Bande mit mehreren Abbildungen ergänzt Nason zunächst die Biographie Shirleys, verlegt seine Taufe mit Wahrscheinlichkeit auf den 7. September 1596 und setzt die Zeitfolge seiner Dramen fest. Daran schließt er eine Beschreibung und Würdigung seiner dramatischen Tätigkeit, wobei sich ergibt, daß er als Realist nach Art des Jonson und Fletcher begann, dann zu einem Idealstil überging und als Romantiker endete. Als sein bestes Stück wird 'The royal master' bezeichnet, mit Recht habe Schipper gerade dieses übersetzt. Eine Bibliographie beschließt die Studie, die durch Professor Trent angeregt und unter Professor Thorndike vollendet wurde.]

Hanford, J. H., Wine, beere, ale, and tobacco. A seventeenth century interlude. (North Carolina studies in philol. XII, 1.) Chapel Hill, University, 1915.

Eichler, A., Schriftbild und Lautwert in Charles Butler's English Grammar (1633, 1634) und Feminin 'Monarchi' (1634). (Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken IV, 2.) Halle a. S., Niemeyer, 1913. 134 S. M. 6. [Butler erweist sich als sehr durch das Lautbild beherrscht; solchen Zeugen gegenüber ist Zachrissons Skeptik durchaus begreiflich. Er stammte aus Buckinghamshire, und sein Heimatdialekt scheint noch da und dort in der Wortwahl durchzuklingen. Seine Aussprachangaben für die verschiedenen Vokale und Konsonanten sind von Eichler sorgsam gedeutet, seine Aussprachbeispiele durch ein Register bequem übersehbar gemacht.]

von der Heide, Anna, Das Naturgefühl in der englischen Dichtung im Zeitalter Miltons. (Anglistische Forschungen. Hg. von Dr. Johannes Hoops. Heft 45.) Heidelberg, Carl Winter, 1915. 131 S.

Milton, J., The ready and easy way to establish a free commonwealth. Edited with introduction, notes and glossary by E. M. Clark. A thesis. (Yale studies in English, 57.) New Haven, Yale University Press, 1915. LXXI, 198 S. $ 1,50.

Winther, F., Das gerettete Venedig. Eine vergleichende Studie. (University of California Publications.) Leipzig, Otto Harrassowitz, 1914. 160 S. [Verglichen werden Otway's 'Venice preserved', dessen französische Bearbeitung von La Fosse zu Ende des 17. Jahrhunderts und die moderne Umdichtung des Hugo von Hofmannsthal. Die Vergleichung erstreckt sich weniger auf die Charaktere und die Fabel als vielmehr auf gewisse Dinge der Auffassung: Verstand, Phantasie und Leidenschaft, Normen und Triebe, Gewissen und Anstand, Orient und Renaissance; endlich auf lyrische und sprachliche Momente. Die Unterschiede sollen aus der Zeit und den Lebensumständen der Dramatiker erklärt werden, was natürlich nicht ohne subjektive Auslese und Ausdeutung abgeht. Namentlich erhalten wir eine Studie über Hofmannsthals Verhältnis zu seiner Quelle, wobei der Zusammenfluß von Überfeinheit und Kindlichkeit, von modernem Denken und von sensitiver Anlage in seinem Wesen betont wird.]

Frey, E., Der Einfluß der englischen, französischen, italienischen und lateinischen Literatur auf die Dichtungen Matthew Priors. Straßburg, J. Trübner, 1915. 189 S. M. 5. [Der Erneuerer der alten höfischen Ballade vom nußbraunen Mädchen erweist sich als ein Mann ohne Sinn für Volksdichtung. Er hat auch kein Verhältnis zu Milton. Von den Shakespearischen Gestalten spricht ihn fast nur Falstaff an. Die englischen Autoren, mit denen ihn die meisten Fäden verbinden, sind Cowley, Butler und Buckingham. Überragend ist der Einfluß der Franzosen, von der Pleiade bis herab zu Boileau und Fontenelle. Doch hat Prior darüber nicht das Studium der alten Lateiner vernachlässigt, und auch für Erasmus hatte er noch einiges Interesse übrig.]

Müller, Ch., Die englische Lautentwicklung nach Lediard (1725) und anderen Grammatikern. Diss. Gießen. Darmstadt, Bender. 1915. 149 S. [Außer Lediard sind benutzt die Grammatiken von Strong 1676, Osborn 1688,

Brightland 1711 und 1714, Greenwood 1711 und 1729, Isaac Watts 1721. Die meisten nehmen Bezug auf Wallis. Ihre Lautbeschreibungen werden gebucht, und die einzelnen Wörter, deren Aussprache sie wiedergeben, durch ein Register auffindbar gemacht. Wie sie von Wallis sich unterscheiden, kann der Leser von Fall zu Fall sich leicht selber zurechtlegen.]

Stichel, H., Die englische Aussprache nach den Grammatiken Peytons (1756, 1765). Diss. Gießen. Darmstadt, Bender, 1915. 141 S.

Macpherson, J., Fragments of ancient poetry (1760). In diplomatischem Neudruck mit den Lesarten der Umarbeitungen hg. von O. Jiriczek. (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops Heft 47.) Heidelberg, C. Winter, 1915. 64 S. [Sorgsame Wiedergabe der seltenen Originaldrucke. In der Vorrede Macphersons ist bereits deutlich auf das Fingal-Epos vorausgewiesen. Die Rhythmik und Rhetorik der Fragmente steht noch auf einer einfacheren, ursprünglicheren Stufe der Entwicklung.]

Paterna, W. A., Das Übersinnliche im englischen Roman. (Von Horace Walpole bis Walter Scott.) Diss. Gießen. Hamburg, Berngruber & Henning, 1915. 144 S. [Behandelt werden die Romane von Walpole, Reeve, Radcliffe, Lewis, Godwin, Beckford — nach der Zeitfolge hätte er wohl vor Lewis und Godwin gehört —, den Lees und Shelleys, Maturin und Walter Scott. Gab es nicht schon vor Walpole Übersinnliches im Roman? Auf Quellenfragen hat sich der Verfasser nicht eingelassen, dagegen sucht er jeden seiner Autoren ästhetisch zu würdigen und zu beurteilen, um eine Entwicklung der Unheimlichkeitstechnik herauszubringen.

Güttler, F., Wordsworths politische Entwicklung. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Hg. von Max Koch und Gregor Sarazin in Breslau. Neuere Folge. 41. Heft.) Stuttgart, J. B. Metzler, 1914. 133 S. [Die ersten drei Kapitel handeln ungefähr über dasselbe: Wordsworth und die französische Revolution, W. als Republikaner, W. als Freiheitsdichter. Seine Sinnesänderung, die bekanntlich von Byron am leidenschaftlichsten als Verrat an der Sache der Freiheit angegriffen wurde, soll aus allmählicher, ernüchternder Beobachtung der französischen Verhältnisse hervorgegangen sein. In Wirklichkeit wird die Schwenkung durch Wordsworths eigene Aussprüche nicht ganz deutlich. Das Zeugnis von Coleridge, wonach die Vergewaltigung der Schweiz durch die französische Republik dem englischen Dichterrepublikaner die Augen geöffnet hätte, wäre vielleicht schärferer Nachprüfung würdig gewesen. Das vierte Kapitel schildert uns Wordsworth als hochkirchlichen Tory. Das fünfte gibt auf ca. vier Seiten einen 'Überblick über die sozialen Zustände Englands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts'; es stellt eine Auslese bemerkenswerter Tatsachen aus den allgemeinen Geschichtswerken von Stern, Brosch, Cunningham und Overton dar. Kapitel 6 gilt seiner Haltung gegenüber Bauern und Fabrikarbeitern, Lohn- und Schulfragen; es zeigt ihn von der besten Seite. War nicht ein gut Teil seiner anfänglichen Grundsätze auf literarischem Wege von Thomson und Burns ihm zugeflossen? Solange er mit den Augen dieser Vorgänger sah, schwärmte er für ideale Welten; der Anfang des eigenen Schauens war für ihn zugleich der des konservativen Denkens. Dabei war er volkstümlich genug, als die Chartistenzeit anbrach, ihre Probleme in sich aufzunehmen und hiermit auf eigene Jugendwege zurückzulenken. Sein eigenes Bekenntnis aus der letzten Zeit lautete ja eher konservativ als liberal; *but if you will dig deep enough, you may yet at the chartist.*]

Binkert, Dora, Historische Romane vor Walter Scott. Berlin, Mayer & Müller, 1915. 120 S. M. 2,60. [Die Darstellung beginnt mit Delonys Handwerkerromanen aus der Shakespearezeit; aber mit gleichem Recht könnte sie mit dem aus dem Französischen übersetzten Alexander in Prosa beginnen, der schon in der Thornton-Hs. ca. 1440 überliefert ist. Von den näheren Vorgängern Walter Scotts werden mehrere bisher übersehene gewürdigt;

namentlich Thomas Leland, der 1762 die Erzählung 'Longsword. Earl of Salisbury' herausgab, und Jane Porter, die Verfasserin von 'Thaddeus of Warsaw' 1803 und 'The Scottish chiefs' 1810. Letzteres Werk kommt dem Waverley zeitlich und stilistisch am nächsten, und doch zeigt der Vergleich der beiden Erzählungen am deutlichsten den riesigen Fortschritt Walter Scotts, der eine bedeutsame Begebenheit der Geschichte zu geben verstand und zugleich ein lebendiges Sittenbild, wozu er von der Edgeworth und Austin die Technik gelernt hatte. Wünschenswert wäre es, daß die hier behandelten Romane, die oft sehr schwer zugänglich sind, wie z. B. Hugh Murrays 'Swiss emigrants' (1804) und Joseph Strutts 'Queenhoo Hall' (1808), nach Inhalt und Stil ausreichend beschrieben würden; zu oft müssen wir uns mit einer oberflächlichen Charakteristik, die aus einer Literaturgeschichte abgedruckt wird, oder mit einer Textprobe, oder mit noch weniger begnügen.]

England in seiner tiefsten Erniedrigung. München u. Berlin, Georg Müller, 1915. 202 S. [Der erste Teil erschien bereits 1808 in Posen und nahm mit seinem Titel offenbar Bezug auf die Schrift des Patrioten Palm 'Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung', 1806. Es ist eine bittere Klage über geringe, späte und ungeschickte Hilfe, die Preußen damals von seinem britischen Patron erfahren hat. Beigefügt ist ein zweiter Teil, dessen Nachschrift aus Gohlis 1816 datiert ist, als mutmaßlichen Verfasser des ersten Teils Karl August von Rade bezeichnet und aus dessen fast verschollener Schrift 'Meine Flucht nach und aus Frankreich' allerlei Charakteristisches mitteilt.]

English textbooks, selected from the Tauchnitz-edition. Leipzig, B. Tauchnitz:

No. 1: Byron, Childe Harold's pilgrimage. M. 1.
„ 2: Byron, The giaour, The corsair. M. 0,90.
„ 3: Byron, The prisoner of Chillon, Mazeppo, Beppo. M. 0,80.
„ 4: Byron, The bride of Abydos, The island. M. 0,80.
„ 5: Byron, Manfred. M. 0,60.
„ 6: Ewing, J. H., The Brownies and other tales. M. 0,90.
„ 7: Ewing, J. H., Christmas crackers and other tales. M. 90.
„ 8: Ewing, J. H., Daddy Darwin's Dovecot. M. 0,80.
„ 9: Galsworthy, J., Justice. M. 0,90.
„ 10: Galsworthy, J., The silver box. M. 0,80.
„ 11: Galsworthy, J., Strife. M. 0,80.
„ 12: Goldsmith, O., The Vicar of Wakefield. M. 0,90.
„ 13: Hardy, Th., Life's little ironies. M. 1.
„ 14: Jacobs, W., Many cargoes. M. 0,90.
„ 15: Jacobs, W., Many Cargoes. M. 0,90.
„ 16: Lamb, Ch. & M., Tales from Shakspeare. M. 0,90.
„ 17: Lamb, Ch. & M., Tales from Shakspeare. M. 0,90.
„ 18: Macaulay, The Earl of Chatham. M. 0,80.
„ 19: Macaulay, Frederic the Great. M. 0,80.
„ 20: Macaulay, Lord Clive. M. 0,80.
„ 21: Macaulay, Warren Hastings. M. 0,90.
„ 22: Poe, E. A., Tales. M. 0,90.
„ 23: Poe, E. A., Tales. M. 0,90.
„ 24: Ruskin, J., Munera pulveris. M. 0,90.
„ 25: Ruskin, J., Unto this last. M. 0,90.
„ 26: Stevenson, R., Dr. Jekyll and Mr. Hyde. M. 0,90.
„ 27: Stevenson, R., An inland voyage. M. 0,90.
„ 28: Tennyson, A., Idylls of the king. M. 0,90.
„ 29: Tennyson, A., In memoriam. M. 0,90.
„ 30: Thackeray, W. M., The book of snobs. M. 0,90.
„ 31: Thackeray, W. M., Samuel Titmarsh. M. 0,90.

No. 32: Twain, Mark, Sketches. M. 0,90.
„ 33: Wells, H. G., Tales of space and time. M. 0,90.
„ 34: Wells, H. G., The time machine. M. 0,90.
„ 35: Wilde, O., A house of pomegranates. M. 1.
„ 36: Wilde, O., A house of pomegranates. M. 1.
„ 37: Wilde, O., De Profundis. M. 1.
„ 38: Wilde, O., The ballad of Reading gaol. M. 0,80.

König, Karl, Byrons English bards and Scotch reviewers. Entstehung und Beziehungen zur zeitgenössischen Satire und Kritik. Diss. Freiburg i. Br. 113 S. [Die innere Entstehungsgeschichte des Werkes wird methodisch dargelegt. Es ergeben sich zahlreiche Einflüsse der vorausgehenden englischen Satiriker bis zurück auf Pope, namentlich aber ein manchmal wörtlicher Einfluß von Anzeigen in der Edinburgh Review auf die erste Fassung, die Byron 1807 schrieb. Zweck der Satire in jener Urform war es, die Romantiker zu bekämpfen, ganz im Sinne der Edinburgh Review. Erst in der Fassung von 1808 gesellte sich die Absicht hinzu, an der Edinburgh Review und ihrem Vertreter Jeffrey für die böse Anzeige von Byrons Jugendgedichten Rache zu üben. Die Veränderungen in den ersten gedruckten Fassungen werden auch noch sorgsam verfolgt, obwohl sie nicht bedeutend waren. Die Anlehnung an die Edinburgh Review verkehrte sich nach deren Juli-Nummer von 1807 in leidenschaftlichen Angriff, und diese Abkehr, wenn auch nicht die Leidenschaft des Satirikers, hielt sich auf die Dauer.]

Budjuhn, G., Die zwei ersten erhaltenen Redaktionen von Byrons English bards and Scotch reviewers. Ein Beitrag zur Textgeschichte der Dichtung. Diss. Erlangen 1915. 70 S. [Zwei handschriftliche Fassungen, beide aus dem Herbst 1808 und aus dem Besitz des Verlegers Murray, werden hier abgedruckt, mit einer Einleitung von 14 Seiten, in der die Hss. leider nicht sehr genau beschrieben sind, mit einer Bibliographie, deren Inhalt in der Schrift selber nur wenig benutzt ist, und mit einigen Anmerkungen. Die Dissertation von König war für Budjuhn eine angenehme Vorstufe und hätte ihm vielfach als Muster dienen können; um so mehr befremdet es, daß Budjuhn gleich auf der ersten Seite mit seinem Vorgänger scharf ins Gericht geht und über eine gar nicht so arge Äußerung von ihm schreibt: 'So viel Behauptungen, so viel Unrichtigkeiten!']

Chew, S. C., The dramas of Lord Byron. A critical study. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1915. (Hesperia. Ergänzungsreihe: Schriften zur englischen Philologie, edit. James W. Bright mit H. Collitz.) 181 S. [Am eingehendsten ist natürlich Manfred behandelt. Chew hält für die Grundanregung das Verhältnis Byrons zu Mary Chaworth, die ihn als einen Bruder betrachtete: *even as a brother* heißt es in 'The dream'. Ob daneben die Erklärung, die mit den Namen Lady Byron, Mrs. Stowe und Lord Lovelace zusammenhängt, auch zu berücksichtigen ist oder nicht, bleibt ungewiß Unter den literarischen Vorbildern dieses Dramas werden Prometheus, Don Juan und Faust hervorgehoben — Hamlet ist übergangen. Wie Byron die dramatischen Einheiten berücksichtigt, ist in einem eigenen Anhang studiert. Ein anderer Anhang stellt Anklänge an Shakespeare in 'Marino Faliero' zusammen.]

Bader, F., Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung. (Bis 1830.) Diss. Erlangen 1915. 107 S. [Ein wichtiger Beitrag zur Byron-Literatur. Der erste Teil reicht bis 1814. Die ersten Verse über Byron stammen von Miß Pigot, sind an ihn selbst gerichtet und belächeln seine Hundeliebe. Dann grüßte Freund Hodgson den vom Orient heimkehrenden Dichter als einen Mann von düsterer Schwermut, bevor noch 'Childe Harold' erschienen war. Elegische und bittere Verskritiken wurden durch die ersten Gesänge dieses Epos veranlaßt. Dann ging seine Freundin Lady

Lamb unter die Spötter auf seine Persönlichkeit; ihr Roman 'Glenarvon' bietet dafür reiche Ausbeute. Das Byron-Porträt, das Richard Westall 1813 bis 1814 malte, weckte manchen gereimten Widerhall. Anonyme Dichterlinge denunzierten schon vor der Eheirrung seine moralischen Fehler. Eine ganze Reihe Gedichte entstanden 1815—16 durch seine Familienverhältnisse. Zuerst spottete Lady Byron in Versen an ihre Schwägerin Augusta Leigh über ihren Gatten, daß er sich als Mitglied des Drury-Lane-Komitees wie ein gewiegter Finanzverwalter aufspiele, während er doch schon durch sein Äußeres sich als den größten Dandy verrate. Eifersucht meldet sich bereits in dem Verse: 'For 't was thought there were too many catz in the house.' So geschrieben zwischen 9. September und 10. Dezember 1815. Nach dem Scheidungsskandal tauchten teils sentimentale, teils ironische Gedichte auf, die Byron in den Mund gelegt wurden, auch Entgegnungen auf 'Fare thee well', die man Lady Byron unterschob oder zu ihrer Verteidigung schrieb. Möglicherweise sind einige Verse an die kleine Ada wirklich von ihr verfaßt. Als Antwort auf Byrons 'Sketch' erschien ein 'Sketch from private life', dessen Autor als Rächer der öffentlichen Sittlichkeit und Tugend auftritt, den Dichter der Untreue bezichtigt und jede Regung der Nächstenliebe ihm abspricht. Sein eigener Vetter, Robert Wilmot, erhob sich gegen seinen 'Wahnsinn'. Ein Ungenannter redet so scharf von Byrons 'guiltiness', als hätte er von den Verdächtigungen Byrons und dessen Halbschwester gewußt, die seit Ende Februar nicht mehr verstummen wollten. — Ein drittes Kapitel umfaßt die Jahre 1817—24, es sind meist Schmähverse gegen das italienische Treiben des Dichters und noch mehr gegen seinen 'Don Juan' und 'Cain'; doch wird auch manchmal das Genie des Dichters anerkannt und der Undank seiner Landsleute getadelt. Ja, ein Geistlicher namens Unlock schöpft aus dem Aufschrei von Byrons sündigem Herzen in 'Cain' sogar eine leise Hoffnung, daß schließlich die Wahrheit bei ihm durchdringen werde. — Die Äußerungen aus den Jahren 1824—30 sind beherrscht durch den erschütternden Eindruck, den sein Tod zu Missolonghi auf die Zeitgenossen machte. Was er für die Befreiung der Griechen tat, wird vollauf anerkannt, seine poetische Kraft bewundert. Selbst ehemalige Gegner mäßigten jetzt ihre Sprache, während alte Freunde und Diener treu für ihn eintraten. Nur der hochtoristische Thimotheus Tickler rügte es im Hinblick auf das Kapitel 'Die Hochzeitsnacht' aus den angeblichen Byronschen Memoiren, daß 'the genius of Harold could stoop to such dirt'. Unfreundliche Äußerungen von Hunt führten zu einer scharfen Entgegnung von Thomas Moore. Schließlich erfahren wir noch von persönlichen Versen der Lady Byron, die sie an den Dekan der Westminsterabtei richtete, als dieser kein Denkmal für den Dichter erlaubte: 'Think ye to tear the laurel from his brow?' Die Dissertation wirkt wie ein beschreibender Katalog zu einem Corpus Byronicum, in dem das Urteil der Mitwelt über ihn mit vollem Wortlaut zusammenzustellen wäre.]

Dibelius, W., Charles Dickens. Leipzig, Teubner, 1916. XVI, 525 S.

Edelmann, E., Die Charakterzeichnung in den Romanen von Dickens. Diss. Gießen. Darmstadt, Bender, 1915. 77 S. [Unterschieden wird zwischen beschreibender Charakteristik, sei es, daß diese unmittelbar beschreibt oder Eigenschaften in Handlung umsetzt, und darstellender Charakteristik, die das erste Auftreten markiert oder die körperliche Erscheinung, die Geste, die Rede mit allerlei Besonderheiten der Wiederholung, Gegenüberstellung, Steigerung, Vergleiche, Bilder und Wortspiele. Dickens hat hauptsächlich einige der letzteren Kunstmittel, die vor ihm wenig gebraucht wurden, ausgebildet, nämlich: erstes Auftreten, körperliche Erscheinung, Geste, Wiederholung in der Rede. Am meisten Kunst entfaltet er in der zweiten Periode seines Schaffens.]

Schiller, Johannes. Thomas Osborne Davis, ein irischer Freiheitssänger. (Wiener Beitr. z. Engl. Philol. 46.) Wien, Braumüller, 1915. XII,

237 S. M. 4. [Davis war ein politischer Dichter, der seine Verse vorwiegend in der Wochenschrift 'The nation' 1842—46 veröffentlichte; selbständig erschienen seine 'National and historical ballads' erst 1846 und im selben Jahre auch seine 'Literary and historical essays'. Er stand unter dem Einfluß der Balladenerneuerer auf epischem, des Burns auf lyrischem Gebiete. Inhaltlich gehörte seine ganze Liebe und Kunst den irischen Landsleuten, speziell der jungirischen Bewegung, die von Schiller in der Einleitung lebendig beschrieben wird. Da die Werke des Davis in Deutschland wohl nur in einem einzigen Exemplar vorhanden sind, hat Schiller sie eingehend beschrieben und zum Teil sogar übersetzt, von einigen auch die Melodien beigefügt. Davis wird fortan wenigstens in deutschen Werken über die englische Literatur der Früh-Viktoriazeit nicht vergessen werden dürfen.]

Poe, Edgar Allan, Fantastic tales. (Selected and arranged by Richard A. Röhmer.) Tauchnitz Edition 4511. Leipzig 1915 [Ms. found in a bottle. — The balloon-hoax. — The mystery of Marie Rogêt. — The cask of Amontillado. — The tell-tale heart. — The imp of the perverse. — Hop-frog. — The pit and the pendulum. — The masque of red death. — The premature burial. — The system of Dr. Tarr and Professor Fether. — The oblong box. — Berenice. — The oval portrait. — The assignation. — Eleonora. — The power of words. — The conversation of Eiros and Charmion].

Emerson, Ralph Waldo, Essays. Tauchnitz Edition 4510. Leipzig 1915 [History. — Self-reliance. — Compensation. — The oversoul. — Spiritual laws. — Friendship. — Heroism. — Circles. — Intellect. — The poet. — Character. — Manners. — Gifts].

Emerson, Ralph Waldo, Nature and thought. Tauchnitz Edition 4512. Leipzig 1915 [Nature I (1835). — Nature II (1841). — The American scholar. — Literary ethics. — The method of nature. — Perpetual forces. — Country life. — Natural history of intellect].

Rosbund, Max, Emerson über den englischen Charakter. Internationale Monatsschrift IX, 12, S. 1279—1295.

Vettermann, E., Die Ballindichtungen und ihre Quellen. Kap. I—IV. Diss. Leipzig 1914. Halle a. d. S., Karras. 84 S. [Swinburne und Tennyson erweisen sich in ihren einschlägigen Epen beide von Malory, und nur von Malory, abhängig. Aber während Swinburne den Stoff fast durchaus festhielt und nur den Stil verfeinerte, hat Tennyson wenig Stilkunst aufgeboten und dafür den Inhalt so frei umgemodelt, daß vom alten Balin fast nichts mehr übrigblieb. Betreffs Malory bestätigt sich, daß er die Huth-Fassung des Morte Darthure benutzt und sie auf etwa den vierten Teil zusammengezogen hat. Namentlich ist auch Charakterisierung und Motivierung vielfach übergangen. Da er nicht über seinem Stoffe stand, wirken einige seiner Zutaten verwirrend. Daneben hat er ganze Sätze fast wörtlich übernommen. Auf den stilistischen Schmuck des Originals hat er verzichtet; seine Darstellung ist ungemein schlicht, oft sogar prosaisch geworden.]

Bendz, E., The influence of Pater and Matthew Arnold in the prose-writings of Oscar Wilde. Gothenburg, Wettergren & Kerber, and London, H. Grevel & Co., 1914. 114 S. [Ein methodischer Literarhistoriker hätte zuerst die Kunstlehren des Pater und Matthew Arnold systematisch zusammengestellt, darauf die des Oskar Wilde, und dann hätte sich durch einfache Abziehung ergeben, was Wilde übernommen und was er aus Eigenem hinzugefügt hat. Bendz untersucht wenigstens eine Reihe einzelner Aussprüche von Wilde auf ihre Übereinstimmung mit Paterschen Aussprüchen hin, z. B.: daß Schönheit möglichst konkret zu fassen sei; daß in der Musik am meisten Stoff und Form sich decken; daß Kunst sich nicht an die Sinne oder den Verstand richte, sondern nur an das innere Schönheitsgefühl; daß die Natur vielfach eine Nachahmung der Kunst sei, u. a. Weniger Übereinstimmung ergibt sich zwischen Matthew Arnold, für den die Poesie wesentlich eine

Lehrerin war, und dem feinen Hedonisten Wilde. Am ehesten begegnen sie sich in Ansichten wie: daß die Kritik auch eine Kunst, ja die höchste Form des Schaffens sei, daß es ohne Kritik kein künstlerisches Schaffen höherer Art gebe, daß Wahrheit und Schönheit zusammengehen u. dgl. Auch auf Ähnlichkeiten der Ausdrucksweise zwischen den genannten Autoren ist geachtet.]

Jones, H. A., The devine gift. A play in three acts. London, Duckworth & Co., 1913. 178 S. [Ein gefälliger Lustspieldichter, der mitten im Theaterschaffen des modernen London steht, klagt über die mehr als bescheidene Haltung der heutigen Stücke, Kritiker und Zuschauer. Er ist frei von herkömmlichen Regeln und Vorurteilen, verlangt von einem Drama nichts als *to unify a story so as to present the greatest quantity and variety of action and character in the allotted time*, S. 28. Aber etwas von Schönheit und von Gehalt soll doch dabei sein, und gerade das fassen die Schauspieler nicht auf. Es ist nur wenig übertrieben, wenn der verstorbene Sir William Gilbert zu sagen pflegte, daß es nur wenige Darsteller oder Darstellerinnen auf der englischen Bühne gebe, *who can effectively and arrestingly deliver a speech of thirty lines, so as to avoid giving the impression that the author is a talkative bore*, S. 37. Wird der Ruf nach *ideas* genügen, um dies Übel zu heben, das in mangelhafter Schulbildung wurzelt? Jones hofft mit einem einfacheren Heilmittel durchzukommen: um ein literarisches Drama zu schaffen, solle man die Dramen zuerst drucken, damit sie gelesen werden. Beim bloßen Anschauungsurteil vor den Suffitten komme alles andere eher zur Geltung — Mode, Schauspielermätzchen, Stofffragen, selbst das Wetter — als die Arbeit des Verfassers selbst. Deshalb legt er in diesem Bande seinen neuen Dreiakter 'The devine gift' zuerst gedruckt vor und hat obige Gedanken in einer beweglichen Einleitung vorangestellt. Das Stück selbst ist wieder gefällig, wie alles, was Jones schreibt, ohne aber den Leser tiefer aufzuregen. Auch in Shakespeares Zeit wäre London nicht zu einem literarischen Theater gekommen, wenn damals nicht viel literarischer Bildungseifer in den höheren und mittleren Bevölkerungsschichten geherrscht hätte.]

Jones, Henry Arthur, Talks with playgoers. No. I. Municipal and repertory theatres. A lecture delivered to the Sheffield Playgoers' Society. Sept. 29th 1913. With an introductory letter to Sir Johnston Forbes Robertson. London, G. Bell & Sons, Ltd. London, York House, Portugal Street, Kingsway. 34 S. 6 d. [Am 1. Juli 1913 hörte Jones in einem Vortrag, den ein deutscher Anglist in London hielt, welchen Segen das literarische Theater für unsere Städte bedeutet. Da um dieselbe Zeit der englische Schauspieler Forbes Robertson in einer Abschiedsansprache den Engländern sagte, ihr Theater habe sich niemals in einem blühenderen Zustande befunden und die Zuschauer niemals *the higher drama* besser geschätzt als jetzt, stellte Jones die Stücke zusammen, die in einer Septemberwoche 1913 von sämtlichen englischen Provinztruppen gespielt wurden, und bezeichnet die erdrückende Mehrzahl dieser Stücke als *cheap sensation and vulgar nonsense*. In West-London sei während der ganzen Saison nicht ein einziges Shakespearestück aufgeführt worden; in den Vorstädten kam Shakespeare nur sechs- oder achtmal zu Worte; in der Provinz kaum ein- oder zweimal in der Woche. Miß Horniman mit ihrer Repertoiretruppe habe eine einfache Vorführung des 'Julius Cäsar' nur versprochen. Der Vergleich fiel sehr zugunsten Deutschlands aus, und so verlangt denn Jones, daß auch die englischen Stadtvertretungen gleich den deutschen für die Hebung ihrer Theater etwas tun sollten. Die edlen Stadtväter würden dabei wohl etwas tiefe Veränderungen in der Schul- und Kirchenbildung der heranwachsenden Generation zu wagen haben, um die Theaterverhältnisse wirklich zu bessern. Mit der Veranstaltung jährlicher Festabende, bei denen Bürgermeister und Magistrat in der Amtstracht erscheinen, mit der Begründung von Vereinen zur Pflege eines Re-

pertoires und mit der finanziellen Sicherstellung literarisch gehobener Vorstellungsreihen ist schwerlich viel geholfen, solange der Engländer zwar seinen Sport ernsthaft nimmt, aber durchaus nicht sein Theater.]

Jones, H. A., The foundation of national drama. A collection of lectures, essays and speeches, delivered and written in the years 1896—1912. (Revised and corrected, with additions.) London, Chapman & Hall, 1913. 358 S. [Der Band enthält Vorträge und Aufsätze über mannigfache Theaterfragen, hauptsächlich jedoch über ein Nationaltheater literarischer Art, wie es für London geplant, aber im Zentralpark zu Neuyork 1909 durch amerikanische Millionäre errichtet wurde. Es war ein imposantes Gebäude, das mit 'Antonius und Kleopatra' glänzend eröffnet wurde. Aber es war etwas zu groß für intime Wirkung; es sah die verschiedensten Darbietungen, aber ohne klare Führung; nach zwei Wintern und ungeheuren Verlusten wurde das Unternehmen aufgegeben, und das Haus dient seitdem zu populären Spektakelstücken. 'It remains a staring monument of the futility of building a National Theatre for intellectual drama before some considerable knowledge and appreciation of intellectual drama are spread amongst the general playgoing public': so faßte Jones das Ergebnis im September 1912 zu einem betrübten Bekenntnis zusammen. Die Menschen sind wichtiger als die Mauern. — An drei amerikanischen Universitäten hatte Jones vorher für ein literarisches Theater gesprochen, gewirkt und mit den Professoren Baker und Brander Matthews, als den Hauptförderern dieses Gedankens, zusammen gearbeitet, über die puritanische Zurückhaltung der englischen und amerikanischen Gebildeten furchtlos die Wahrheit gesagt und am ehesten noch von amerikanischer Begeisterung Hilfe erwartet. Aber er selbst hatte den Ausgang bereits 1911 in einem Vortrage an der Columbia University vorausgesagt: Paulus begann nicht mit dem Bau der Canterbury-Kathedrale, sondern mit der Predigt des Evangeliums. Vergeblich war die Freigebigkeit der Millionäre, solange die Zuschauer nicht entschlossen waren, das Theater ernsthaft zu nehmen. Bezeichnend ist die Anekdote, wie ein hocharistokratischer Herr von mittleren Jahren einmal in einem Klub sagte: 'I don't like these problem plays, I like legs' (S. 12). — Nach allen Seiten späht Jones, der trotz bitterer Erfahrungen seiner Fahne treu bleibt, nach Hilfe aus. Er hat eine richtige Auffassung von dramatischer Kunst: sie darf nicht bloße Wirklichkeit bieten, sondern eine Auslese aus der Wirklichkeit, 'transformed by the imagination into something rich and strange; into something impossible, yet most creditable, most veritable' (S. 59 f.). Er weiß, daß sein Volk ein solches Theater brauchen würde, denn 'life without art', sagt er mit Ruskin, 'is mere brutality', und seine Schilderung der Philisterei in den Ziegelkästen der kleinen englischen Städte trifft ins Schwarze; er weiß genau, was für die Franzosen nicht bloß ihr klassisches, sondern noch mehr ihr modernes Drama mit seiner Klarheit und Logik bedeutet; er hat eine wirkliche Hochachtung für Ibsen und Goethe; aber wie soll er seine Landsleute zu ständigen Theaterbesuchern machen? London ist so übergroß und die Wünsche betreffs Ausstattung sind so gewachsen, daß selbst Shakespeare fast nur dann zu spielen ist, ohne den Direktor zu verderben, wenn die Aufführung wenigstens durch hundert Abende laufen kann. Im Februar 1910, mitten in der Wintersaison, fand er landauf, landab ein einziges Shakespearestück auf den englischen Brettern: 'Twelfth night' im Queen's Theatre zu Manchester; im Mai, auf dem Höhepunkt der Londoner Saison, als die Shakespeare-Feier in 'His Majesty's' vorüber war, konnte man in ganz London nicht ein einziges Shakespearestück mehr sehen. Hat vielleicht der Blankvers, den die Leute nicht mehr hören wollen, schuld an solchem Niedergang? Würden einfache Reime und einfache Gewänder, einfache Dekorationen ohne lange Zwischenpausen wenigstens für Shakespeare Rettung bringen? Vom Zensor erwartet sich Jones keine Besserung; er führt S. 288 die Stücke auf,

die von dem Zensor in den letzten Jahren verboten wurden, und siehe da, es waren lauter hochliterarische: Shelleys 'Cenci', Sophokles' 'Oedipus tyrannus', Ibsens 'Gespenster', Maeterlincks 'Mona Vanna', Granville Barkers 'Waste', zwei Stücke von Brieux und drei von Bernhard Shaw. Der Zensor wirkt also nicht günstig, sondern verderblich. Soll der Staat helfen? Es ist ein Jammer, daß schon Coleridge einmal gesagt hat: 'The darkest despotisms of the Continent have done more for the growth and elevation of the fine arts than the English Government' (S. 130). Ja, wenn ein Repertoiretheater aufzubringen wäre, dann könnte man sich die richtigen Zuschauer erziehen, die richtigen Schauspieler, die richtigen Kritiker. Aber — und dies hat Jones leider nicht gesehen, weil er vom Festland fast nur Frankreich genauer zu kennen scheint — die Voraussetzung dafür ist die deutsche Schule, die jedem Knaben und Mädchen den Sinn für ein literarisches Stück mitgibt. Ein Volk hat immer die Bühne, die es nach seinem Bildungsgrad verdient. Beim Unterrichtswesen müßte die Besserung einsetzen, und das wäre ein Eingriff in die englische Freiheit und eine viel zu große Annäherung an das deutsche System der sozialen Fürsorge für hoch und niedrig. Es ist sehr belehrend, diese Schriftensammlung von Jones zu lesen, der ein ehrlicher, begeisterter Theatermann ist und sich nicht über geringen Erfolg der eigenen Stücke zu beklagen hat. Man sieht, was England in der Gegenwart zu tun hätte — außer der Niederwerfung des deutschen Militarismus.]

Wells, H. G., The world set free. (Tauchnitz edition, 4496.) Leipzig 1914. 287 S. [Eine futuristische Phantasiegeschichte, wie Wells sie gerne schreibt, mit einem Radiumforscher in der Mitte und innerlich beherrscht von der Erwartung des Weltkrieges. Zu Anfang finden wir uns in der Urzeit, die allerdings mit etwas fraglicher Anthropologie ausgemalt wird; wenn es da vom Menschen heißt: 'he knew no future then', so erheben sich vor unserem Geiste die frühen Grabkulte und Verbrennungssitten, die als Ausflüsse eines tiefen Unsterblichkeitsglaubens gegen den rasch hingeworfenen Satz von Wells protestieren. In raschem Fluge deutet er an, wie sich die Menschheit durch die Not zur heutigen Kulturstufe erhob und durch die Einfangung der Sonne — 'catching the sun', S. 19 — noch weiter heben wird. Durch Panik entsteht der Weltkrieg des 20. Jahrhunderts; eine Luftbombe neuer Art — *a continuing explosive* — zerstört Berlin mit seinem Königsschloß, so daß fortan von den Deutschen nicht mehr die Rede ist. Englisch wird zur Weltsprache; allerdings hat es dabei auf viele grammatische Besonderheiten, namentlich auf den Konjunktiv und die meisten unregelmäßigen Plurale, zu verzichten, die Schreibung systematischer zu gestalten, die festländischen Vokallaute anzunehmen und den Wortschatz durch ungeheure Anlehen auf 250000 Wörter zu erweitern. Als Münzen werden gleichzeitig *units of energy* eingeführt. Die Könige haben abzudanken und einem Klub von hundert Leuten Platz zu machen, die die Weltrepublik regieren. Den Religionen und dem persönlichen Eigentum geht es schlecht. Von der Versumpfung geistiger und sittlicher Art, die einer solchen naturwissenschaftlichen Friedens-, Freiheits- und Gleichheitsschöpfung folgen müßte, ließe sich ein Fortsetzungsroman schreiben.]

Rehbach, George Bernhard Shaw als Dramatiker. Erlanger Dissertation. Leipzig, Fock, 1915. 182 S. [Die biographische Einleitung erzählt uns kurz, wie Shaw zum Dramatiker wurde: er sah und empfand tief den Mangel eines literarischen Theaters in London, wollte einem Freunde bei der Gründung eines solchen beistehen und vollendete für ihn das Stück 'Widowers' houses', das er 1885 gemeinsam mit William Archer begonnen hatte. So kam er 1892, nachdem es ihm mit Romanen mißglückt war, auf die Bühne. Kapitel I erörtert seine theoretischen Ansichten, wonach das Theater 'a temple of the ascent of man' sei und die unwahre Romantik bekämpfen sollte. Im zweiten Kapitel werden sieben seiner Hauptstücke besprochen, eingehend

und mit reifem Urteil. Jeder Regisseur kann daraus lernen. Das dritte Kapitel zeigt, wie er von den Kritikern mißverstanden wurde. Dabei räumt Rehbach ein, daß Shaw durch den hohen Ernst, der ihn beseelte, manchmal zu sehr Erörterungen über Geistesfragen bot, daß daher die Hauptpersonen meist ohne Leidenschaft sind und nur auf den Verstand wirken; endlich, daß die Beimischung des Humors oft recht seltsam ist. Dennoch stellt er Shaw im Schlußkapitel in Vergleich mit Ibsen, mit den französischen Tendenzdramatikern Hervieu und Brieux sowie mit dem Engländer Pinero und verficht nachdrücklich seinen künstlerischen und erziehlichen Ernst.]

Beerbohm Tree, H., Thoughts and afterthoughts. London, Cassell and Company, 1913. 315 S. [Durchaus kein gewöhnlicher Theatermann! Mit feiner Ironie beschreibt er im 1. Kapitel *our betters*, die auf Schauspieler und Theaterdirektoren herunterblicken. *A gentleman*, sagt er ihnen ins Gesicht, *is one who does not care a button whether he is one or not;* in seiner natürlichen Art fühlt er sich als eine Persönlichkeit, und er weiß, daß dies *the greatest luxury in the world* ist, ja zugleich *the most expensive*. Schauspiel — so führt er im Kapitel 'The imaginative faculty' aus — ist lediglich eine Sache der Phantasie, insofern der Künstler sich so in den Charakter hineinzuversetzen hat, daß seine eigene Persönlichkeit sich auflöst in der angenommenen; aber dabei gibt es unendlich viel zu lernen, *an infinity to learn*, obwohl *infinitely little that can be taught*. Der Künstler muß eben selber eine Persönlichkeit sein. Universitätsbildung ist dabei nicht immer ein Vorteil, oft sogar ein Hindernis. Will er speziell die Charaktere Shakespeares ganz herausbringen, so muß er selber Charakter haben, *individuality, to interpret individuality*, S. 202. Dazu gehört ein gewisses Empfinden — es durchzieht das Kapitel 'The humanity of Shakespeare'; und ein gut Teil Studium — dies ist im Kapitel über Heinrich VIII. durch Beispiel gezeigt, denn hier legt Sir Herbert die Hauptrollen dieses Stückes mit Hilfe von vier Geschichtswerken aus, die er wirklich und eingehend gelesen hat, nämlich: Ernest Law's 'History of Hampton Court'; Strickland's 'Queens of England'; Taunton's 'Thomas Wolsey, Legate and Reformer'; Cavendish's 'Life of Wolsey'. Bei solcher Anlage und Bildung nur vermag der Theatermann die Aufgabe aller Kunst zu erfüllen, die uns über die schmutzige Umgebung des Alltags hinaustragen soll *into the realms of idealized truth*, S. 118. Am besten kann er diese Aufgabe natürlich an Shakespeare erfüllen. Als einen lebendigen Autor wünscht ihn Sir Herbert dargestellt zu sehen; nicht im Holzschnittstil des 16. Jahrhunderts — die modernen Forschungen über die Illusionsbühne der Elisabethzeit sind ihm offenbar noch nicht vor Augen gekommen —, sondern mit reicher Ausstattung, wie der Dramatiker selber an manchen Textstellen sie vorschreibt. Besser ein Stück von ihm gut gespielt als viele in mittelmäßiger Weise; daß man viele nacheinander gut spielt, *no company of ordinary dimensions could possibly achieve*, S. 48. Sehen soll man seine Stücke und lesen und wieder sehen, und zu immer tieferem Studium Shakespeares sollen seine Aufführungen anregen. Merkwürdig ist nachzulesen, wie er sich im Kapitel 'The Tempest in a tea-cup' gegen den Vorwurf verteidigt, er habe für dies Stück zuviel Ausstattung spendiert: er kann nicht einsehen, warum Shakespeare mit weniger Sorgfalt und Ehrfurcht und Aufwand gegeben werden soll, als moderne Dramatiker beanspruchen; er hat tief in die Tasche gegriffen, weil ihm Shakespeare dies zu fordern schien; wenn ihn die Kritik deshalb verurteilt, so tröstet ihn die Tatsache, daß er dadurch die Schöpfungen des Dichters vor Hunderttausende von Zuschauern bringen konnte. Dieser Theatermann hat ein Selbstgefühl, das er sich verdient; er darf behaupten, der Schauspieler tue mehr für Shakespeare als alle Literaten; ja, die Literatur sei mehr das Kind als der Vater des Theaters. Shakespearefreunden sei noch besonders empfohlen das Kapitel 'Hamlet from an actor's prompt-book'; es zielt darauf ab, daß Hamlet vieles nacheinander ist, aber niemals verrückt;

bald hat er ein zu wildes Feuer, das sich selbst verzehrt; oder er simuliert Wahnwitz aus Schlauheit; er philosophiert zuviel, bis ihm gut und bös nur mehr als Ergebnisse des eigenen Denkens vorkommen; er will den König durch das Schauspiel ergründen; er will sich selbst das Leben nehmen, um nicht das des Königs nehmen zu müssen; er beruhigt sich mit schrecklichen Worten, er verzehrt sich selbst in Grübelei. So tastet sich dieser Direktor-Schauspieler durch die Rolle, nachdem er Goethe und Lessing, Hazlitt, Klein und Viktor Hugo gelesen hat, und glaubt durch die Mannigfaltigkeit dieser Eigenschaften das Wesen des Dänenprinzen erklären und verlebendigen zu können. — Schließlich noch eine Einzelheit: anstatt des beanstandeten 'fetten' Hamlet pflegt er zu sagen *faint*, S. 150; die Änderung verrät einen denkenden Darsteller; schade, daß ihm die Verbesserung *hot* nicht bekannt geworden ist.]

England und die Völker: 1. Dehn, Paul, England und die Vereinigten Staaten. 40 S. — 2. Peters, Karl, England und Irland. 31 S. — 3. Heyck, Ed., England und Holland. 31 S. — 4. Kirchhoff, Hermann, England und Skandinavien. 30 S. — 5. Lulvès, J., England und Italien. 38 S. — 6. Schultze, E., England und Spanien. 38 S. — 7. Dehn, Paul, England und Frankreich. 30 S. [Diese Sammlung aktueller Flugschriften atmet das brennende Interesse für das Studium Englands, wie es sich kurz nach dem Kriegsausbruch in Deutschland einstellte. Als neuer Feind mußte Britannien anders als je zuvor ins Auge gefaßt werden. Dazu kam das Bedürfnis, auch die Nachbarn aufzuklären. Lebhaftigkeit der Darstellung war unter solchen Umständen eher zu erreichen als Tiefe der Forschung. Wieviel die Vereinigten Staaten von englischer Unbill erfahren und vergessen haben, hat Paul Dehn kräftig gezeichnet. Heyck setzt überzeuglich auseinander, daß es den Holländern nach vielen Siegen über England schlecht erging, weil sie versuchten, sich mit ihm zu vertragen. Lulvès hat leider die literarischen und künstlerischen Beziehungen Italiens zu England, also die wichtigsten, übergangen. Die Spannung zwischen Frankreich und England wird erst seit Napoleon geschildert. Flugschriften ist das nicht weiter zu verübeln. Eine sorgsame und lehrreiche Untersuchung aber ist die von Dehn über die englische Presse: Arbeitsweise, Zusammenhang mit der Diplomatik, Lieblingsphrasen, Wirkung auf Freund und Feind und Neutrale treten ins Licht: werden wir jemals ähnliche Tagesschriftsteller auszubilden vermögen?]

Keller, Wolfgang, Das moderne England. (Kriegsvorträge der Universität Münster i. W., 10.) Münster i. W., Borgmeyer, 1915. 32 S. M. 0,50. [Als Ursachen des Krieges werden behandelt Schul- und Religonsverhältnisse, Eigenart und Interesse der regierenden Klasse, Angst vor Deutschland, Neid.]

Sarrazin, G., Der Imperialismus in der neueren englischen Literatur (Internat. Monatsschrift. Leipzig, Teubner. IX, 11.).

Oppenheimer, Fr., Engländer über England. Von einem hohen russischen Militär. München u. Berlin, G. Müller, 1915. 158 S. Geb. M. 3. [Das Büchlein erschien zuerst 1881 unter dem Titel 'Rußland und England, äußere und innere Gegensätze', angeblich verfaßt von E. von Ugény — einem Pseudonym, hinter dem sich ein hoher russischer Militär verbarg, der von Dixons 'Free Russia' und Grenville-Murrays 'Russia of to-day' zur Polemik gereizt war. Er hat ein scharfes Auge für die Schattenseiten des englischen Wesens und leitet sie hauptsächlich von dem Inselgefühl ab. Das Kapitel 'Indien' trägt als Motto das Ovidische Wort: 'Amor sceleratus habendi'. Besondere Gegenwärtigkeit ist dem Kapitel 'Diplomatische Gepflogenheiten' nachzurühmen].

Münsterberg, Hugo, The war and America (Tauchnitz 4107) 1915. — The peace in America (Tauchnitz 4109) 1915. 270 S. [Der englische Weltverlag des Festlandes erwirbt sich ein Verdienst, indem er diese hervorragenden Kampfschriften für die Sache unseres Volkes aufnimmt und verbreitet. Münsterberg hat den deutschen Geist der Gegenwart mit der

Gründlichkeit des Psychologen erfaßt. Er hatte in ihm den Stern für seine amerikanische Adoptivheimat erhofft, und ergreifend beklagt er es in den Aufsätzen des ersten Bandes, die während der ersten Kriegswochen entstanden, daß Amerika sich in der Stunde der Entscheidung ungebärdig abkehrte. Die Enttäuschung, die darob in jedem gebildeten Deutschen aufwallte, ist von ihm in dauernde Form gegossen worden. Im zweiten Bande, der im Frühjahr 1915 entstand, klingt zunächst die Empörung weiter, daß Amerika, weit entfernt von Neutralität, mit Gold und Munition unseren Feinden hilft, daß überhaupt kein energischer Widerstand gegen solche Parteilichkeit eingesetzt hat, daß die Erregung gegen Deutschland und Österreich-Ungarn sich vielmehr bis zur Hysterie gesteigert hat. Der Deutsche in den ostamerikanischen Städten fühlt sich gesellschaftlich interniert. Die Aussprüche des Präsidenten Eliot über unsere Erziehung, unsere Freiheit, unsere Ordnung, wie sie vor und nach dem Kriegsausbruch von ihm getan wurden, wirken in ihrer Gegenüberstellung drastisch. Allmählich geht dann Münsterberg zur Frage über, wie sich solch Mißdenken erklären läßt; mit einer Art wissenschaftlicher Selbstberuhigung stellt er fest, daß der Amerikaner in erster Linie individuelle Freiheit und Glückseligkeit anstrebt, der Deutsche aber soziale Fürsorge. Er zeigt, daß bei dem deutschen System unvergleichlich mehr Menschen beglückt werden und daß sie mehr Freiheit genießen. Er verweist auf die Stimmen einzelner Engländer, die dies eher begreifen als seine Amerikaner. Er hat ein schönes Kapitel über unseren Kaiser, dessen Verunglimpfung in englischer Sprache bekanntlich ins Ungemessene gewachsen ist. Dagegen erweist sich ihm der Geist Englands als *pitiless aggression*. Nachdem sich Münsterberg so über die *bitterest tragedy* ausgesprochen hat, die den Millionen Deutschamerikanern widerfahren konnte, geht er zu einem hoffnungsvolleren Tone über; wenn nur die Landsleute und ihre Nachkommen in den Vereinigten Staaten zusammenhalten und entsprechende Vertreter nach Washington senden, so wird sich eine solche *unspeakable moral misery* für sie nicht mehr wiederholen. Indem er ihnen ihre Zukunftsaufgabe ausmalt, kommt er sogar dazu, ihnen Versöhnlichkeit mit den irregeleiteten Anglo-Amerikanern zu empfehlen.]

Poutsma, H., A grammar of Late Modern English for the use of continental, especially Dutch, students. Part II. The parts of speech. Section I A: nouns, adjectives and articles. Groningen, Noordhoff, 1914. 702 S. [Der erste Band ist bereits 1904 erschienen und behandelte in je einer Sektion den einfachen und den zusammengesetzten Satz. Vom zweiten Band ist jetzt Sektion I A bereits ebenso umfänglich, obwohl sie nur dem Substantiv, Adjektiv und Artikel gilt; der Verfasser konnte also sehr ins einzelne gehen. In der Vorrede widerspricht er der Ansicht, das Englische habe keine strikten Syntaxregeln. Im Gegenteil: 'The least change of comparatively insignificant words, the least tampering with the order of words in a sentence or phrase, and the slightest modification of stress and pitch, almost invariably produce changes of meaning which the most obtuse observer could not fail to notice at once. The prevailing freedom never degenerates into licence. Then there is the important influence of rhythm and metre, overlooked or slighted by many grammarians.' Für solche ins Feine gehende Gesetze hat er in der Tat viel Material zusammengetragen. Das Geschlecht der Nomina z. B. ist in Kap. 27 so behandelt, daß die Geschlechtsbezeichnung durch eigene Wurzeln, durch Suffixe und Zusammensetzungen ins Licht tritt; die Belege sind geschöpft aus Shakespeare, Shirley, Walton, Crabbe, Thomas Moore, Scott, Bulwer und mit Vorliebe aus der modernen Literatur seit Thackeray, selbst aus abgelegenen Zeitungen; die Geschlechtsverteilung wird nicht erörtert. In Kap. 29 — Verwandlung von Adjektiven in Substantive — erhalten wir abermals viel Material, zum Teil sogar aus ags. Literatur; der Verfasser sucht auch zu sondern zwischen *total conversion* und *partial conversion*; ein bisher wenig bebautes Gebiet der

neuenglischen Syntax wird hiermit der Förderung entgegengeführt; Regeln selbst werden noch nicht ausgesprochen. Kap. 24 behandelt den Genitiv, von welchem zunächst die Form und dann folgende Bedeutungsunterschiede durch viel Material erläutert werden: 1. *individualising genitiv* zum Ausdruck von *possesion or origin*, von *ageney*, von *measure*, auch *apposition or specialising*, sowie pleonast. Genitiv; 2. beim *classifying genitiv* werden unterschieden *quality, relation* und *proper names*. — Überall sieht man Problemstellung durch viele Beispiele besonders aus der lebenden Sprache, doch Vorsicht gegenüber synthetischer Darstellung.]

Pound, L., Blends their relation to English word formation. (Anglistische Forschungen, Heft 42, hg. von J. Hoops.) Heidelberg, Carl Winter, 1914.

Otten, G., Die Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft im französischen und englischen Unterricht. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. V, 87 S. M. 1,80. [Gut gemeint und schwach gemacht.]

Lee, Sir Sidney, The place of English literature in the modern university. Inaugural lecture delivered in East London College, 2. Oct. 1913. Oxford, Smith, 1913. 30 S. Sh. 1. [Lee will die Literatur so pflegen, daß die Schüler systematisch in Kritik ausgebildet werden, die sprachlichen Zusammenhänge verstehen und selber gut schreiben lernen. Dichtung ist ihm die Schatzkammer der besten Gedanken in ansprechendster Form: diese müssen ausgemünzt werden. Das Studium der Sprache ist dafür nur eine Hilfsdisziplin; eigentlich erziehlich — und auf dieses Ziel ist alle englische Universitätsarbeit im Grunde gerichtet — ist nur die Literatur. Schließlich empfiehlt Sir Sidney die Anlegung guter Bibliotheken.]

Link, Th., An abstract of English grammar for the use of upper classes. München, Lindauer, 1915. IV, 106 S. M. 1,70.

Becker, G., Kurzgefaßte englische Schulgrammatik. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1915. 203 S. M. 2,40. [Becker strebt nach einer Verbesserung des modern-englischen Grammatikunterrichts auf zweifachem Wege: durch Voranstellung der Beispiele vor die Regel — in dieser methodischen Hinsicht hat er eine Menge gut idiomatischer Sätze beigebracht, aus denen man wirklich die Regeln selber gut ablesen kann; und durch Verwertung der historischen Grammatik. Dies ist ein ebenso richtiges Bestreben, bei dem jedoch die Ausführung schwieriger ist, weil die ältere englische Syntax selbst noch vielfach der zutreffenden Formulierung entbehrt. Wenn z. B. S. 38 erwähnt wird, wie das Dativobjekt bei der Wendung ins Passiv zum Subjekt werden kann — *I was given to understand* — so liegt, historisch genommen, eine syntaktische Verwechslung des Dativs mit dem Akkusativ vor, hervorgerufen dadurch, daß in me. Zeit die Flexion des Dativs im allgemeinen in der des Akkusativs aufgegangen war; angesichts dieser Entwicklung war es vielleicht nicht nötig, für solche Dative die Bezeichnung 'germanisch' oder 'unbezeichnet' aufzubringen. Die bekannte Wendung *I had better* mit Infinitv ohne *to* erklärt sich historisch als Anlehnung an *I should*; ein Wink dieser Art würde S. 45 nicht schaden. Das Verbalsubstantiv auf *-ing*, das S. 58 behandelt wird, läßt sich fehlerlos treffen, wenn man seine ursprüngliche Gleichheit mit deutschen Ableitungen auf *-ung* dem Schüler verrät. 'Adverbien in adjektivischer Form' S. 128 — vgl. *work hard* — ist eine Bezeichnung, für die man auf historischer Grundlage lieber vorschlagen möchte: 'ne. Objekt bei deutscher Adverbauffassung'. Vorangestellt ist der Grammatik ein knapper Überblick über die Geschichte der englischen Sprache; bemerkenswert ist darin, daß das Westsächsische schon zur Zeit des Königs Alfred als Schriftsprache aufgefaßt wird und daß als Entstehungszeit des 'Beowulf' schon das siebente Jahrhundert erscheint, S. 3. Vor dem Kapitel 'Laut und Schrift', S. 5, heißt es: 'Jeder kurze betonte Vokal wird in einsilbigen Wörtern vor stimmhaftem Konsonant halblang, der lange Vokal wird vor stimmlosen Konsonanten bis zur Halblänge gekürzt'; dann erst folgt die Lehre von kurzem und langem *i*, wie in *bit, bite* usw. Vielleicht nimmt der Anfänger diese

schwierigen Quantitätsdinge leichter auf, wenn man ihm zuerst die historische Längebezeichnung vorführt, wie sie durch Stellung in offener Silbe — *bite* — oder durch Schreibung mit zwei Vokalzeichen — *see, sea* — bewerkstelligt wurde; dann erst empfiehlt es sich, zu sagen, daß sowohl langer als kurzer Vokal, wenn betont, langsam verklingen, außer wenn stimmloser Konsonant oder zweite Silbe folgt, also *go˷, ha˷nd*, aber *hŭnt, ĕrer*. Tatsächlich ist letztere Sonderung von gestoßenem und geschleiftem Vokalausgang erst seit dem 15. Jahrhundert erweisbar, während das, was man als Länge und Kürze bezeichnet, in viel ältere Zeit zurückreicht. Es ist offenbar nicht so leicht, den modern-englischen Grammatikunterricht vom historischen wie vom phonetischen Standpunkt aus zu heben. Beckers ernster Ansatz dazu ist doppelt dankenswert.]

Swoboda, W., Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen und andere höhere Mädchenschulen. Dritte umgearbeitete Auflage, besorgt von Brandeis und Reitterer. I. Teil: An English Primer. With a diagram showing the organs of speech, a table of English coins and 6 illustrations. Wien und Leipzig, Deuticke, 1915. 177 S. Geb. K 3.

Swoboda, W., Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Brandeis und Reitterer. IV. Teil: An English grammar with exercises. Wien u. Leipzig, Deuticke, 1915. 147 S. Geb. K 2,80.

Swoboda, W., Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen. Teil II: 'Senior Book.' Part I. Lehr- und Lesebuch für den zweiten Jahrgang des englischen Unterrichts. Zweite veränderte Auflage, besorgt von H. Grohmann. Mit einem 'Pictorial Plan of London' und 7 Tafeln. Wien, Deuticke, 1916. 187 S. K 3,20.

Swoboda, W., Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen. Teil IV: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Geschäftssprache. Zweite verbesserte Auflage, besorgt von H. Grohmann. Wien, Deuticke, 1915. 110 S. K 2,20.

Ackermann, R., A practical English vocabulary. Wortschatz und Realien. Für die mittleren und oberen Klassen der höheren Schulen. Mit einer Karte von Großbritannien. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1915. 106 S. Kartoniert M. 1,35.

Förster, M., English prose with biographical notices, on the basis of a selection by L. Herrig. Braunschweig, Westermann, 1915. 157 S. Geb. M. 2. [Bacons berühmter Essay 'Of studies' macht den Anfang. Bunyan und Locke vertreten das 17. Jahrhundert. Aus dem 18. Jahrhundert erhalten wir die schönen Worte von Shaftesbury über 'the beauty and harmony of the world', Johnsons berühmte Kritik über 'Shakespeare and the unities', Adam Smiths Darlegung über Teilung der Arbeit, Humes Charakterskizze der Königin Elisabeth und den Kern seiner Erkenntnislehre, Reden von Burke und Pitt, außerdem Proben aus den großen Erzählern und Geschichtschreibern. Bei dem 19. Jahrhundert ist Carlyles Brief 'On the Franco-German war' zeitgemäß abgedruckt. Mit feinem Sinn für Schönheit, Gedankengeschichte und Volkserziehung sind auf kleinem Raume wertvolle Stücke zusammengetragen, die alle reines Gold sind. Es ist wirklich ein Auszug des Lesenswertesten aus der großen Ausgabe Herrig-Förster. Lehrer und Schüler werden das dünne, billige Büchlein als eine Fundgrube der Unterhaltung, Anregung und Belehrung erproben.]

Brandeis, A., and Reitterer, Th., A second English reader. With a pocket inclosing the 'notes'. Vienna and Leipzig, Deuticke, 1915. (Lehrgang der englischen Sprache für österreichische Realgymnasien. Mit teilweiser Benutzung von Swobodas Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen. Von A. Brandeis und Th. Reitterer. V. Teil. Für die 6. und 7. Klasse.) 217 S. K 3,80.

Turner, Josiah, The romance of British history. Für den Schulgebrauch

eingerichtet von Prof. Dr. Perschmann. Mit 7 Karten. (Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Pariselle und Gaede. Reihe A. Band 188.) Leipzig, Renger, 1916. 124 S.

Stories from English history. By various authors. Für den Schulgebrauch hg. von J. Bube. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 23 Abbild. und 3 Karten. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1915. 137 S. Geb. M. 1,50. Dazu ein Wörterbuch. 58 S. M. 0,75.

Kron, R., The little Londoner. Fourteenth edition. With a map of London. Freiburg (Baden), J. Bielefeld, 1914. 238 S. M. 2,50.

Kreuser, E., A concise account of the Waterloo campaign from various authors. Für den Schulgebrauch ausgewählt und bearbeitet. Mit 3 farbigen Karten. (Dyks neusprachliche Schulausgaben. 21. Band.) Leipzig, Dyk, 1915. 95 S. Dazu ein Beiheft, 58 S.

Reed, T. B., English boys. Für den Schulgebrauch hg. von K. Münster. 2. Aufl. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag, 1915. 86, 22 S. Geb. M. 1,20. Dazu Wörterbuch. 57 S. M. 0,60.

Hill, Alex, Round the British empire. Adapted for the use of schools by Joseph Mellin. (Diesterwegs neusprachl. Reformausgaben, 44.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1915. IV, 140 S. M. 2.

Stanley in Central Africa. Chapters from H. M. Stanley's autobiography. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von A. Paul. Mit drei Abbildungen und einer Karte von Mittelafrika. (Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Bd. 71.) Berlin u. Glogau, Flemming, 1915. 114 S. Ausg. A mit deutschen, Ausg. B mit englischen Anmerkungen.

Sheridan, R. Br., The school for scandal. Mit Einl. und Anm. für den Schulgebr. hg. von Bruno Herlet. (Freytags Sammlung französ. und engl. Schriftsteller.) Wien u. Leipzig, Freytag, 1915. 38 S. M. 1,30.

English fairy tales. Für den Schulgebrauch hg. von Prof. Dr. L. Kellner. Zweite Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. Adolf Müller. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1915. 86 S. Dazu Wörterbuch, 43 S. M. 1. [Die erste Auflage erschien 1899. Die Texte stammen aus Jos Jacobs, English fairy tales, London, Nutt, unter Kollation der Ausgabe von W. Scott in drei Bänden und mehreren *chapbooks* im Britischen Museum.]

Romanisch.

The Romanic Review, ed. by H. A. Todd and R. Weeks. VI, 2, april-june 1915 [B. Cerf, Rabelais, an appreciation. — W. Crawford, *Echarse pullas*, a popular form of Tenzone. — Stanley L. Galpin, Elements of mediaeval christian eschatology in french allegory of the XIIIth and XIVth centuries. — Helen J. Harvitt, Eustorg de Beaulieu, a disciple of Marot. — Reviews]. VI, 3, july-september 1915 [L. Imbert, *El juego del hombre*, auto sacramental. — R. Sh. Phelps, A translation of Cene da la Chitarra's parodies on the sonnet of the months. — Helen J. Harvitt, Eustorg de Beaulieu, a disciple of Marot (continued). — H. A. Kenyon, Color symbolism in early spanish ballads. — H. C. Lancaster, Jodelle and Ovid. — E. H. Tuttle, Etimolojie notes. — Reviews].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXXIV, 3; ausgegeben im September 1915 [K. Leuschner, Antoine Furetière und sein Streit mit der französischen Akademie. — P. Bellezza, La satira del citatore. — Aug. Andrae, Französische Belege zu Wanderanekdoten und anekdotenhaften Erzählungen. — K. Vollmöller, Bibliographie der 'Romanischen Forschungen', zugleich 10. Verzeichnis der für den 'Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie' eingelieferten Rezensionsexemplare (Schluß)]. XXXV, 2; ausgegeben im Januar 1916 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, X. Band. Sursettisch, Sutsettisch, Münsterisch. Zweite Lieferung].

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur in Hamburg, Bd. III (mit 28 Karten): 1. Beiträge zur romanischen Sprachgeographie. 2. B. Schädel, Mitteilungen für Phonetik der Mundart von St.-Remy-de Provence. S.-A. aus dem Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, 6. Beiheft. Bd. XXXII, 1914. Hamburg, Meißner, 1915. 59 S.

Meyer-Lübke, W., Romanisches Etymologisches Wörterbuch (Sammlung Romanischer Elementar- und Handbücher, hg. von W. Meyer-Lübke. III. Reihe: Wörterbücher. Lieferung 9. S. 641—720 (taberna—volare). Heidelberg, Winter, 1916. M. 2.

Zauner, A., Romanische Sprachwissenschaft. I. Teil: Lautlehre und Wortlehre I. Dritte verbesserte Auflage. 160 S. 90 Pf. II. Teil: Wortlehre II und Syntax. Dritte verbesserte Auflage. Berlin u. Leipzig, Göschen. 1914. 156 S. 90 Pf. [Die bekannten Bändchen bedürfen kaum der Empfehlung. Überall ist Übersichtlichkeit und Klarheit erstrebt und größtenteils auch erreicht worden. Zuweilen ist es die Kürze, die zur Undeutlichkeit führt, so in § 71 des zweiten Bändchens, wo von der 'vierfachen Stammform' die Rede ist, die afrz. *romanz* entwickelt habe (*la Suisse romande* gehört übrigens nicht dahin). Daß man im Altfranzösischen nach Belieben *il est tot liez* oder *il est toz liez* 'er ist ganz froh' habe sagen können, wie S. 50 behauptet wird, ist nicht zutreffend, vielmehr kongruiert *tot* vor Adjektiv und Partizip immer mit diesem, oder genauer mit dem Subjekt, was aus den Denkmälern erhellt, die die Nominalflexion strenge beobachten, s. Tobler, V. B. I 2, 83 ff. und Beyer, Über den Gebrauch von *tout* im Alt- und Neufranzösischen S. 8. § 151 muß es 'Aussagesatz' statt 'Satz' heißen. S. 144 oben ist das Französische von den anderen Sprachen zu trennen. § 153, 1 läßt sich afrz. *si* 'und' aus naheliegendem Grunde nicht mit unserem 'sowie' vergleichen. Wenn es S. 146 letzte Zeile 'überall' heißt, so ist damit zuviel gesagt. Wie die 'grammatische Analyse' (§ 154) zeigen soll, daß es sich in den § 155 aufgeführten Sätzen um Nebensätze handelt, ist nicht ersichtlich.]

Gesellschaft für Romanische Literatur, Dresden. Vierzehnter Jahrgang, 1915:

I. Band, der ganzen Reihe Band 38. Folque de Candie von Herbert le Duc de Danmartin nach den festländischen Handschriften zum erstenmal vollständig herausgegeben von O. Schultz-Gora, Band II. Dresden 1915. XXI, 450 S.

II. Band, der ganzen Reihe Band 39. Les Merveilles de Rigomer von Jehan, altfranzösischer Artusroman des 13. Jahrhunderts nach der einzigen Aumale-Handschrift in Chantilly zum erstenmal herausgegeben von W. Förster, Band II: Vorwort, Einleitung, Anmerkungen, Glossar, Namenverzeichnis, Sprichwörter von W. Förster und H. Breuer. Dresden 1915. I, 284 S.

Melander, J., Étude sur 'magis' et les expressions adversatives dans les langues romanes. Thèse pour le doctorat. Upsal, Almquist et Wiksell. 1916. VII, 167 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLIV, 1 u. 3 [W. Schulz, Beiträge zur Entwicklung der Wilhelmslieder. — H. Andresen, Zur französischen Ortsnamenforschung. — W. Meyer-Lübke, Zur *u*—*ü*-Frage. Zur Konjugation im Galloromanischen. Wortgeschichtliches. — M. Friedwagner, Franz. *Noël*. — E. Melis, Der Gebrauch von *duplu* als Ersatz für Proportionalia in den romanischen Sprachen. — G. Richert, Briefe romanischer Philologen aus der Sammlung Varnhagen von Ense].

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XXVIIIe anné, 1914, cf. *Archiv* 132, 251 [M. Krepinsky, Le changement d'accent dans

les patois galloromans, mit 6 Karten. — L. Clédat, Contribution à un nouveau dictionnaire: le verbe 'pouvoir'; Emploi explétif du pronom personnel régime indirect. — A. Dauzat, Essai de géographie linguistique, I. Animaux d'élevage, mit 6 Karten. — E. Lerch et L. Clédat, Pourquoi le participe présent est-il invariable? — E. Baldensperger, Notes lexicologiques, 2o série, suite. — G. Esnault, Lois de l'argot, suite. — A. Jourjon, Remarques lexicographiques, suite. — Comptes rendus. — Publications adressées à la revue. — Correspondance. — Chronique].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande p. p. la rédaction du Glossaire. Zürich, Bureau du Glossaire. Treizième année 1914; cf. *Arch.* 132, 468. No 3 [E. Tappolet, Synonymie patoise. — L. Gauchat, Les noms des vents dans la Suisse romande: encore la *vaudaire*]. — No 4 [L. Gauchat, La trilogie de la vie. III. La mort. — Etymologies: *menau, menantho* 'vieillard'; *fethaula* 'petite saucisse attachée à une plus grande']. — Quatorzième année 1915, No 1—2 [L. Gauchat, La trilogie de la vie (fin)]. — No 3—4 [E. Muret, Au souffle de la *vaudaire*, lettre à M. Louis Gauchat. — E. Tappolet, Etymologies jurassiennes: 1. *siva* 'beau-père' et *dènïn* 'belle-mère'; 2. *djœtujiɔ* 'châtier'; 3. *nünbïn* 'imbécile'; 4. *étrió* 'sorcier'. — L. Gauchat, Un cas d'Umlaut dans le dialecte gruyerien. — J. Jeanjaquet, Ritournelle patoise sur les noms des jours de la semaine. — La Rédaction: A nos lecteurs, denen die Redaktion mitteilt, daß das *Bulletin* nicht weitererscheinen wird. — E. Tappolet, Table générale des années I—XIV du Bulletin].

Tobler, A., Altfranzösisches Wörterbuch. Aus dem Nachlaß hg. von E. Lommatzsch. 2. Lieferung, Sp. 49—240 (*abevron—äimant*). Berlin. Weidmann, 1915. M. 4.

Ovide moralisé, poème du commencement du quatorzième siècle publié d'après tous les manuscrits par C. de Boer. Tome I (Livres I—III), avec une introduction (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel XV). Amsterdam, Müller, 1915. 374 S.

Sternberg, E., Das Tragische in den Chansons de geste. Berlin, Mayer & Müller, 1915. XIV, 205 S. M. 3.

Hatzfeld, H., Über die Objektivierung subjektiver Begriffe im Mittelfranzösischen. Ein Beitrag zur Bedeutungslehre. Münchener Diss. Borna-Leipzig, Noske, 1915. 94 S. [Nützliche, von guter Methode zeugende Arbeit, die ein leider wenig beackertes Gebiet betritt. Daß *fier* 'groß', 'stark' von *fer* < *firmus* beeinflußt worden sei, ist wenig wahrscheinlich, auch das nach Godefroy aus dem Renart angeführte Beispiel gehört kaum dahin; der Sinn 'groß' ist übrigens schon häufig in guter altfranzösischer Zeit belegt, s. God. III, 187a und Zwei altfranz. Dichtungen II. 222, 285, vgl. Levy, S.-W. III, 450. Bei *joyeux* 'freudeerzeugend' konnte an afrz. *honteus* 'Schande bereitend' und andere Adjektiva mit gleicher Bedeutungsverschiebung erinnert werden. *Soi repentir* heißt schon beim Schloßherrn von Coucy 'aufhören', *soi feindre* schon bei Crestien und der Marie de France 'träge sein', 'nachlassen', *reconoistre* ebenfalls schon oft bei Crestien 'bekennen'.]

Andresen, H., I. Beiträge zur französischen Ortsnamenforschung. II. Zur Vie de Saint Quentin, publiée et annotée par W. Söderhjelm. Münster 1915. 8 S.

Nyrop, Kr., Étude syntaxique sur le pronom indéfini 'on'. Oversigt over det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger 1916. No 2. 11 S.

Hammerschmidt, W., Amadis Jamyn, sein Leben und seine Werke. Berliner Diss. 1915. 159 S. [Zur Kenntnis von Jamyns Werken war es nicht leicht zu gelangen, da die Ausgabe von Brunet und Blanchemain v. J. 1879 nur einen Auszug daraus bieten. Diesem Übelstande wird durch die vorliegende gründliche Schrift abgeholfen, die uns auch über des Dichters Leben und seine Stellung in und zu der Plejade den nötigen Aufschluß gibt.

Der Verfasser ist in der einschlägigen Literatur sehr bewandert und zieht auch das entfernteste Material heran. Beachtenswert ist das sinnliche Moment, das bei Jamyn stärker als bei irgendeinem anderen Dichter der Plejade hervortritt. Hier und da nimmt man etwelche Überschätzung wahr, so wenn das von Gesuchtheit nicht ganz freie Gedicht als eine 'Perle französischer Liebeslyrik' bezeichnet wird. Das mit Unrecht 'vielgenannte' *Quand vous serez bien vieille* Ronsards ist weniger eine Klage als eine geschmacklose, mit einer ganz gehörigen Zugabe von Eitelkeit untermischte Variation des 'carpe diem'.]

Jäger, K., Der Empirestil in der schöngeistigen Literatur Frankreichs zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Romanisches Museum, hg. von G. Thurau, VI. Heft). Greifswald, Bruncken & Ko., 1914. 125 S. M. 1,80.

Gauchat, L., La Trilogie de la vie. Articles-spécimens du Glossaire des Patois de la Suisse romande (Extraits du Bulletin du Glossaire, années IX—XIV). Lausanne, Imprimeries réunies, o. J. 101 S.

Appel, E., Beiträge zur Geschichte der Teilungsformel im Französischen. Münch. Diss. 1915. 101 S. [Im ganzen sorgsame und mit Überlegung, wenn auch für die ältere Zeit nicht sehr übersichtlich geschriebene Arbeit, die den Versuch macht, den Gebrauch des Partitivobjekts historisch-genetisch zu erklären. Sie würde noch gewonnen haben, wenn, besonders für das Provenzalische, eine größere Anzahl von Texten zugrunde gelegt worden wäre; dann hätte Verfasserin vielleicht nicht behauptet, daß im Provenzalischen die Entwicklung gerade den dem Französischen entgegengesetzten Weg gegangen zu sein scheint. Auch da finden wir doch mehr als einmal (vgl. mein Elementarbuch § 172) den bestimmten Artikel, nicht nur in dem einen S. 12 A. 1 aus P. d'Alvernhe angeführten Beispiel *del espaven* 80, 75 (schreibe so statt *des e.* 80, 84), sondern auch in *pois li darem del vin* (P. Vidal ed. Bartsch S. 65, V. 11, Bertoni, Trov. d'It. S. 203) und in *aprendo de l'eserima* (MW. II, 219); allerdings scheint er erheblich seltener als im Norden aufzutreten,[1] und es ist wohl bezeichnend, daß an den beiden einzigen Stellen, wo im ganzen (bisher gedruckten) 'Jaufre' ein Partitivobjekt begegnet, es *d'aiga* und nicht *de l'aiga* heißt (Lex. Rom. I, 75a, 156a) gegenüber dem so häufigen *de l'aigue* des Altfranzösischen. Die Deutung von *prent de ses serjanz* (S. 5) leidet an zu großer Künstlichkeit. Schade, daß die interessanten Fälle *paga, paga de le marc* (Carmina Burana S. 20 Str. 14) und *des fois* (vgl. ital. *delle volte*), das schon afrz. anzutreffen ist (Parise la duchesse S. 83) nicht berührt worden sind.]

Böddeker und Leitritz, Frankreich in Geschichte und Gegenwart. Dritte Auflage. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1915. XVIII, 227 S. M. 3,40. Wörterbuch dazu M. 0,20.

Schönherr, W., Direkte und indirekte Methode im neusprachlichen Unterricht. Experimentelle Beiträge. Leipzig, Quelle & Meyer, 1915. 83 S. M. 2,60.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus, hg. von J. Klapperich. Band 69. Ausgabe B: L'homme et la société, hg. von F. Lotsch. Berlin u. Glogau, C. Flemming, 1915. 88 S. — Band 70: Conteurs de nos jours. III. Reihe, Ausgabe A von A. Mühlan. 86 S. Wörterbuch dazu 25 S.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gaede. Reihe A:

Band 57. H. Taine, Les Origines de la France contemporaine. „A l'usage des classes par O. Hoffmann, édition annotée en français par Eug. Pariselle. Leipzig, Renger, 1916. VIII, 150 S.

[1] Die beiden von Diez, Gr. III, 46 angezogenen Stellen, von denen übrigens die zweite nicht auffindbar ist, da die Belegziffer nicht stimmt, rechne ich nicht, da sie aus dem Girart stammen.

Band 187. G. Fischbach, Le siège de Strasbourg en 1870, hg. von M. Thamm. Mit 2 Plänen und 11 Abbildungen. Leipzig, Renger, 1917. 115 S. Wörterbuch dazu 29 S.

Band 190. Le siècle de Louis XIV. Ausgewählte Abschnitte aus der Histoire générale von Lavisse und Rambaud. Mit Anmerkungen hg. von G. Huth. Mit 9 Abbildungen. Leipzig, Renger, 1916. VIII, 150 S.

Klein, R., Die Wortstellung im Französischen. Leipzig, Foek, 1915. 47 S.

Kron, R., Le petit Parisien. Lectures et conversations françaises sur tous les sujets de la vie pratique. 18e édition (126e—158e mille). Avec un plan de Paris. Freiburg i. Br., Bielefelds Verlag, 1914. VI, 239 S. M. 2,50.

Kron, R., Le petit soldat. Manuel des principales institutions militaires et guide pratique en pays ennemi. 3e éd. (9e—15e mille). Freiburg i. Br., Bielefelds Verlag, 1915. 82 S. M. 1.

Alge, S., et Rippmann, W., Nouvelles leçons de français basées sur les tableaux de Hölzel. Avec trois tableaux. 2e éd. Arrangée pour les deux premières années de français. St-Gall, Fehr, 1915. 338 S. M. 2,80.

Alge, S., Méthode d'enseignement du français et Commentaire aux 'Leçons de français' et aux 'Nouvelles leçons de français'. 2e édition remaniée par A. Alge. St-Gall, Fehr, 1916. 94 S. M. 1,30.

Jeanne Mairet, La tâche du petit Pierre. Édition préparée à l'usage des écoles par S. Alge. St-Gall, Fehr, 1915. 155 S. M. 1,60.

Rey, A., La France industrieuse et littéraire. 2e éd. Vienne et Leipzig, Deuticke, 1915. VIII, 285 S. M. 3,60.

Gall, W., Kämmerer, M., Stehling, J., Lehrbuch der französischen Sprache für Lyzeen und weiterführende Bildungsanstalten. Lesebuch für die Oberstufe des Lyzeums, das Oberlyzeum und die Studienanstalten. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1915. VI, 182 S. Geb. M. 2,60.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Dritter Teil. Zweite Auflage. Wien. Deuticke, 1915. VIII, 230 S. Geb K. 3,50.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Bürgerschulen von Heinrich Hohl. Zweiter Teil. Wien, Deuticke, 1915. VI. 134 S. Geb. K. 1.80.

Strohmeyer: Französisches Unterrichtswerk. C. Elementarbuch für die Quarta, Untertertia und Obertertia der Gymnasien und Realgymnasien (alten Stils). Leipzig u. Berlin, Teubner, 1915. VIII, 287 S. Geb. M. 2,80.

Strohmeyer: Cours de français. B. 2. A travers la France. Zweites französisches Elementarbuch für die Quinta und Quarta der Oberrealschulen und Realschulen sowie der Gymnasien und Realgymnasien nach Frankfurter System. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1915. VIII, 258 S. Geb. M. 2,80.

Strohmeyer: Französisches Unterrichtswerk. Französische Schulgrammatik von Fritz Strohmeyer. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1916. IV, 227 S. Geb. M. 2,60.

Weehssler, E., Die Franzosen und Wir. Der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914. Jena, Diederichs, 1915. 82 S.

Meyers Sprachführer. Französisch von G. Monod. 5. neubearbeitete Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, o. J. [1915]. VI, 452 S. Geb. M. 2,50.

Beyer, Fr., Französische Phonetik für Lehrer und Studierende. Mit vier Tafeln und Diagrammen im Text. Vierte überarbeitete und erweiterte Auflage. Köthen, Otto Schulze, 1916. XV, 272 S. M. 5,50. [Das bewährte Buch (s. Besprechung der zweiten Auflage durch A. Tobler im *Archiv* 100. 217), dessen dritte Auflage (1908) von Klinghardt besorgt wurde, ist in der vorliegenden wieder vom Verfasser selbst bearbeitet worden. Sie ist um 30 Seiten stärker als die vorige und weist mannigfache Bereicherungen auf,

so z. B. die die Zungenstellung erkennenlassenden röntgenographischen Lautbilder für die Vokale in norddeutscher Aussprache (S. 16) nach E. A. Meyer. Hier kann man nur bedauern, daß ihnen nicht gleiche für die französischen Vokale zur Seite stehen. Auch für ein paar andere Wünsche bleibt noch Raum. Die auf Tafel IV unter Figur 1 gebotenen Abbildungen für Falsettstimme und Bruststimme sind wenig verständlich und mit den Diagrammen auf S. 2 schwer in Einklang zu bringen; von letzteren möchte man übrigens wissen, aus welchem Werke sie stammen. Bei den Nasalvokalen (§ 42) ist immer noch zu wenig auf das Verständnis des Studierenden Rücksicht genommen; wirklich klar würde für diesen der ganze Vorgang erst dann werden, wenn die Beschreibung schon mit dem Vokal begänne und gesagt würde, daß das Gaumensegel in die Höhe fliegt, um ebenso schnell in die Ruhelage zurückzukehren. Die Darstellung bei Beyer erweckt, wie ich es oft habe wahrnehmen können, bei dem Studenten die falsche Vorstellung, daß das Gaumensegel sich aus seiner Ruhelage nach unten hin bewegen könne, und diese wird noch dadurch begünstigt, daß S. 52 über den deutschen Nasal bemerkt wird: 'Gaumensegel und Zungenrücken schließen sich zusammen', während eine deutliche Anschauung erst dann entsteht, wenn man sagt, daß die Hinterzunge sich hebt und sich an das Gaumensegel andrückt. Wenn es in Nr. 4 desselben Paragraphen von der sog. normannischen Bindung bei Nasal heißt, daß sie vielleicht nicht historisch berechtigt sein mag, so ist zu erinnern, daß sie gerade das ist. Der ebenda gebrauchte Ausdruck 'gebundene Vokalnasalierung' erscheint recht unglücklich. Unter dem dritten Kapitel 'Nachdruck' fällt es auf, nicht der Erscheinung des 'semantischen' Akzentes bei den Infinitiven auf *-er* gedacht zu sehen, s. Meyer-Lübke, 'Hist. Gr. d. franz. Spr.' I, 110, Elise Richter in Beiheft zur 'Zs. f. rom. Phil.' Nr. 27, S. 142 und O. Scherk, Über den franz. Akzent S. 56. Auf S. 44 wird als Erscheinungsjahr von Zünd-Burguet, 'Das franz. Alphabet in Bildern' 1893 angegeben, auf S. 253 aber das Jahr 1903. Was in der 'Literatur' auf S. 253—4 von Baker bis Paris angegeben ist, bleibt besser als nicht dahingehörig fort.]

Provenzalisch.

Die Lieder des Trobadors Guiraut d'Espanha, hg. von O. Hoby. Diss. Freiburg (Schweiz). Freiburg, 1915. VII, 126 S. [S. die Besprechung S. 431 ff.]

Andresen, H., Zu provenzalischen und altfranzösischen Texten. I. Zu Bertolome Zorzi. II. Zur Karlsreise. III. Zur Vie de Grégoire le Grand p. p. A. de Montaiglon. Münster, 1915. 11 S. [Aus der ersten Nummer verdient die Erklärung *Anzalos* bei Zorzi 18, 31 = *Anzalos* = Absalon hervorgehoben zu werden; sie findet sich übrigens schon in der Münsterer Dissertation von Wittenberg, Die Hohenstaufen im Munde der Troubadours S. 39, geht aber gewiß auf Andresen zurück. Allerdings erscheint bei B. Paris de Roergue (Bartsch, Denkm. S. 86 V. 6) die Form *Apsalon*, und auch im Erec 2266 heißt es *Assalon* (Hs. V: *Absalon*), aber die Hs. C weist daselbst *Ausalon* auf, und auf die gleiche Form trifft man im Gral (Abdruck von Baist [1912] V. 4754). Die Deutung ist daher zweifellos richtig.]

Schultz-Gora, O., Altprovenzalisches Elementarbuch. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hg. von W. Meyer-Lübke, I. Reihe: Grammatiken 3.) Heidelberg, Winter, 1915. XII, 201 S. M. 3,60, geb. M. 4,50. [Das nützliche Buch, dessen Wert bekannt ist, liegt jetzt in dritter Auflage vor. Das Buch soll, wie der Verf. im Vorwort nochmals besonders hervorhebt, ein Elementarbuch und kein Buch für gelehrte Fachgenossen sein. Aber auch diese werden es gewiß oft und nicht ohne Nutzen zu Rate ziehen und gerne — besonders bei noch nicht endgültig gelösten Fragen — aus ihm die Ansicht des erfahrenen Verfassers kennenlernen. — § 19 wäre beim Umlaut von ǫ : u wohl

conuc anzuführen. — § 64. *Nembrar* und *nembre* sind dialektisch. — § 79 b. In *feiron, feira* liegt doch kein *s* vor *r* vor. Ob in *preiron, meiron* wirklich *s* vor *r* zu *i* geworden ist? Sollte nicht Analogiebildung zu *feiron* vorliegen? — § 102. S. Agnes 931 findet sich der Nom. *li putans*. — § 121. *Es* = *cis* steht Marcabrun 25, 21. — *So* als Artikel siehe Suppl.-Wb. VI, 671. — § 132. Als prov. Ergebnis von *vendęsti* wäre *vendist*, nicht *vendęst* zu erwarten. — § 175. 'Folgen zwei Adverbia auf *-men* aufeinander, so scheint es, daß ein zweites *-men* niemals zum Ausdruck kommt.' In der zweiten Auflage hieß es: 'so kommt zuweilen ein zweites *-men* nicht zum Ausdruck'. An der Änderung bin ich schuld, da ich beim Lesen der Korrekturen dem Verf. bemerkte, daß ich mich nicht erinnerte, je zwei aufeinanderfolgende Adverbia auf *-men* gefunden zu haben. Seitdem sind mir aber ein paar Beispiele aufgestoßen: *E desvestit s'en, e vestit en lor bonamen e franchamen* Appel, Bern. de Vent. S. CXXV Anm. Z. 9; *cum los dichs devers ... puscan estre puecubutz e levatz paziblament et quietament per lo dich B.* Chartes Agen I, 180, Z. 28; *e per tenor d'aqueste ... carte ... gurpihs e relaexe bonemens e franquemens ... a Gassarnaud Daguerre ...* Établ. Bayonne S. 302, Z. 14. — § 176 Schluß. *Autra de mi* in *Mas elh m'oblida e s'esfera Per autra de mi* (XIII, 33—4) soll 'eine andere als ich' bedeuten. Das ist nicht sicher; vgl. die im Suppl.-Wb. III, 216 s. v. *esferar* vorgeschlagene Deutung der Stelle. — § 211 Schluß. *La comtessa G., moiller que fo del comte de Proenza* heißt nicht 'Frau G., die die Gattin des Grafen von P. war', sondern 'Frau G., die Witwe des Grafen', vgl. Suppl.-Wb. V, 298 b. Man wird also nicht sagen dürfen, daß hier infolge hastiger Vorwegnahme das prädikative Substantiv dem Relativpronomen vorangestellt wird. — Die Zahl der Texte ist dankenswerterweise von 16 auf 24 erhöht worden. Ob 4, 12 nicht *qu'el* statt *que·l* zu lesen und 10, 22 *ben* statt *ren* zu ändern ist? — *Desgarnir* 16, 32 ist doch nicht 'zunichte machen', sondern 'des Schmuckes berauben'. Im Glossar fehlt *ambratge* 16, 45; wie will der Verf. hier das Wort verstanden wissen? E. Levy.]

Meyer-Lübke, W., Die Diphthonge im Provenzalischen, mit einer Tafel, in 'Sitzungsberichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften' S. 342—370. Mitteilung vom 17. Februar 1916.

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez Pidal. Madrid, Centro de Estudios históricos. II, cuaderno 2 o [R. Menéndez Pidal, Poesía popular y Romancero. — José R. Lomba y Pedraja, Enrique Gil y Carrasco: su vida y su obra literaria. — Notas bibliográficas. — Bibliografía]. — II, cuaderno 3 o [Federico de Onís, Sobre la trasmisión de la obra literaria de fray Luis de León. — Carolina Michaelis de Vasconcellos, A. proposito de Martim Codax e das suas cantigas de amor. — A. Reyes, Góngora y 'La gloria de Niquea'. — A. G. Solalinde, Intervención de Alfonso X en la redacción de sus obras. — José de Perott, Reminiscencias de romances en libros de Caballerías. — Notas bibliográficas. — Noticias].

La Cultura latino-americana. Crónica y bibliografía de sus progresos, publicada por el Seminar für romanische Sprachen und Kultur, Hamburg. Vol. I, Num. 1. Köthen, O. Schulze, 1915. 136 S. Preis des Jahrgangs M. 12. [Diese Zeitschrift setzt sich laut einer Einführung von B. Schädel zum Ziel, einerseits die Europäer und namentlich Deutschen verstehen zu lehren, was Süd- und Zentralamerika ist und leistet, und anderseits die geistige Produktion der europäischen Kulturländer dem gebildeten Publikum Südamerikas nahezubringen. Für alles, was aus Europa zu melden ist, kommt das Spanische und Portugiesische zur Anwendung; für alles, was aus Südamerika berichtet wird, das Deutsche. Wir können der neuen Unternehmung nur das beste Gedeihen wünschen. Gleichzeitig hat Schädel in einem Aufsatz in der Internationalen Monatsschrift, Dezemberheft 1915, über

'Unsere kulturellen Beziehungen zu Südamerika vor und nach dem Kriege' gehandelt.]

Llorens y Clariana, E. L., Lehrbuch der spanischen Sprache. Mit 7 Abbildungen. Hamburg, Meißner, 1915. IV, 240 S. M. 3, geb. M. 4.

Italienisch.

Wagner, M. L., Südsardische Trutz- und Liebes-, Wiegen- und Kinderlieder (Beiheft 57 zur 'Zeitschrift für romanische Philologie'). Halle, Niemeyer, 1914. 60 S. M. 2,60.

Federn, K., Dante und seine Zeit. Zweite neubearbeitete Auflage mit 26 Abbildungen. Leipzig, Kröner, 1916. VIII, 247 S. M. 4,50.

Maaß, G., Die altitalienische Storia Josaphas (Romanisches Museum, hg. von G. Thurau, II. Heft). Greifswald, Bruncken & Ko., 1914. LIV, 112 S. M. 3.

Chiesa, F., Poesie e Prose. Zurigo, Füssli, o. J. (1915). 128 S. M. 1,50.

Rumänisch.

Mitteilungen des Rumänischen Instituts an der Universität Wien, hg. von W. Meyer-Lübke. Erster Band. Heidelberg, Carl Winter. 418 S. M. 13,50. [Die 'Mitteilungen' stellen eine Sammlung von Arbeiten dar, die im Institut entstanden oder von demselben ihre Anregung empfingen. Es sind 14 an der Zahl: I. An der Spitze steht der Herausgeber mit einem gleichsam programmatischen Artikel, *Rumänisch, Romanisch, Albanesisch*, dessen Ziel es ist, die inneren Zusammenhänge im Aufbau der östlichen romanischen Sprachen und ihre Beziehungen zur übrigen Romania zu untersuchen. M.-L. will zunächst die Grundtendenzen der Lautentwicklung der einzelnen Sprachgruppen erkennen und prüft das Rumänische, Dalmatische, Albanesische nacheinander auf ihren Rhythmus, das Verhalten der unbetonten Vokale, Diphthongierung, den Konsonantismus und die Silbentrennung. Die Übereinstimmungen zwischen Dalmatisch und Albanesisch beschränken sich bei genauerem Zusehen eigentlich auf *ū* > *ü*, die zwischen Dalmatisch und Rumänisch auf *ct* > *pt* und *gn* > *mn*. Mehr haben Rumänisch und Albanesisch gemein, nämlich den Rhythmus, ein gleichmäßiges Decrescendo, das Verhalten der unbetonten Vokale und die Nasalierung. Entnasalierung hat das Toskische mit dem nördlichen Dakorumänischen gemein, ebenso den Rotazismus. Allen drei ostromanischen Sprachen gemeinsam wäre die 'Prädisposition zu der Diphthongierung' von *ę* und *ǫ* und in gewissem Sinne das Verhalten von *k* vor *e, i*. — II. *Zur rumänischen Lautlehre* von F. Schürr, ein Versuch, die Entwicklung der Lautgruppe *-lla* in lautphysiologisch und historisch befriedigender, auch allen dialektischen Formen gerechtwerdender Art, im wesentlichen wie folgt zu erklären: *cása-llà*>**cásăla*>**cásăa*>**cásăa*>*casa*, d. h. unter Annahme des Schwundes von *a*<*ll* nur fern vom Hauptton zwischen der zweiten und dritten Silbe. Demnach *stélla-llà*>**stélăla*>**steauăua* **steauăa*>*steaua* artikuliert und *stella*>**stelă*>**steuă*>*steauă* unartikuliert. *steauă*>*steao* wie die Wörter vom Typus *novem*. Die Form *steao* aber verliert ihr *-o* unter analogischem Einfluß der Gruppe *mea, rea, grea, nea, curea*. Im Anschluß eine Erklärung von *cot*<*cŭbĭtum* und *în-, îm-*. — III. L. Spitzer bringt in seinen *Syntaktischen Beiträgen* zunächst 'Romanische Parallelen zum rumänischen Prädikatspleonasmus', sodann zu Wendungen wie mazedr. *kaft-aná, kaft-akló* (vgl. Text in Weigands Ib. III, 164). — IV. D. Caracostea in *Wortgeographisches und Wortgeschichtliches vom Standpunkte der Homonymität* untersucht die Bedeutung der letzteren für das Rumänische und erweist durch eine Anzahl von Beispielen, daß sie beim Substantivum oft die Ursache von Entlehnungen neuer Bezeichnungen oder auch von Flexionsendungen (pl. f. *-ĭ* aus dem Bulgar.) aus den Nachbarsprachen, beim Verbum die Ursache von Konjugationswechsel, Stammveränderungen,

Bedeutungsveränderungen (z. B. *a săruta* = küssen) oder auch des Absterbens einzelner Zeitwörter ist. — V. *Rumänische Etymologien* von L. Spitzer. — VI. B. Tenora in seiner Untersuchung *Über die kirchenslavische Vorlage des Codice Voroneţean* präzisiert die Gruppe der Handschriften, der die Vorlage angehört haben muß, sowie die Art der Übersetzung. — VII. J. Grămadă bringt in dem Aufsatze *Mihail Eminescu (Contribuţii la studiul vieţii şi operei sale)* zum Teil neue wichtige Aufschlüsse über die Studienzeit E.s in Wien, seine Mitgliedschaft in den Wiener rumänischen Studentenvereinen, seine Teilnahme an der Putna-Feier, seinen Aufenthalt im Sanatorium zu Döbling. Sodann vergleicht er den ersten Teil von Scrisoarea III und das bekannte Sonett 'Veneţia' mit ihren deutschen Quellen, einer Stelle von J. v. Hammers 'Geschichte des osmanischen Reiches' und einem Gedicht von G. Cerri. — VIII. St. Wędkiewicz, *Zur Charakteristik der rumänischen Lehnwörter im Westslawischen*, untersucht — ohne eine vollständige Liste bieten zu wollen — die lautlichen Eigentümlichkeiten derselben, die vielfach gewisse ältere rumänische Lautstufen widerspiegeln. — IX. L. Spitzer bringt *Zu den linguistischen Beziehungen der Albanesen und Rumänen* Gegengründe gegen die von Puşcariu, ZrPh. Bh. XXVI, 62 ff. angeführten, eine Theorie des Historikers Pârvan stützenden lautlichen Kriterien. — X. N. Jokl, *Eine albanesisch-neugriechische Wortparallele*. — XI. K. Treimer sucht nach Spuren von *Keltischen Beziehungen zum Balkan*. — XII. L. Spitzer, *Albanesische Etymologien*. — XIII. K. Treimer, *Beiträge zur albanischen Sprachgeschichte* und XIV. K. Treimer, *Biri i begut*, ein albanisches Märchen aus Durazzo, aus mündlicher Quelle aufgezeichnet. F. Schürr.]

Pascu, G., Stiinţa germană şi Romînii. Jaşi, Viaţa romînească. Maiu 1916. 14 S. [Zusammenstellung und sympathische Würdigung dessen, was die Deutschen für die Erforschung des Rumänischen geleistet haben (eine Übersetzung davon hat die Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung Nr. 17 gebracht). Interessant ist es, daß, wie man auf S. 13 erfährt, Herr Mario Roques, der Herausgeber der 'Romania', im Oktober 1914 einen Vortrag in Bukarest gehalten hat, in dem er es für die Pflicht der Rumänen erklärte, dem Vierverbande beizutreten, um die 'lateinische Zivilisation' vor der 'teutonischen Barbarei' zu retten (!).]

Varia.

Schuchardt, H., Aus dem Herzen eines Romanisten. Graz 1915, Leuschner & Lubensky. 15 S. M. 0,40.

Albert Thumb. Zum Gedächtnis (Nachrufe in der Tagespresse, Reden am Grabe). Freiburg i. Br. 1915. 36 S.

Zu Archiv 134 S. 235.

Laut Zuschrift, die mir Herr Privatdozent Dr. Hilka sendet, wird in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XVI (1914) 88 ff. gezeigt, daß in *Neteplaistba* ein polnischer Name vorliegt = *Nc tepla isba* 'kalte (nicht warme) Stube'. Wegen der Unwirtlichkeit des Aufenthaltes in jener Gegend vgl. *Tepli-koda, Sbitzko* u. a. Sch.-G.

Berichtigung.

Archiv 134 S. 146 Zeile 13 von oben ist 'Herzog' statt 'Spitzer' zu lesen. Sch.-G.

Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

ENGLISH POEMS

WITH BIOGRAPHICAL NOTICES

ON THE BASIS OF A SELECTION BY **LUDWIG HERRIG**

EDITED BY **MAX FÖRSTER**

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY OF LEIPZIG

In Pappband M. 1,40

Die vorliegende Sammlung englischer Gedichte verdankt ihre Entstehung der Anregung einer hohen pädagogischen Autorität, die darauf hinwies, daß solche Schulen, welche grundsätzlich an der zusammenhängenden Schriftstellerlektüre festhalten, doch für die Poesie einer knappen, das Beste heraushebenden Gedichtsammlung nicht entbehren können, und daß ein gesonderter Abdruck der in den „English authors" gebotenen Gedichte mit den zugehörigen Biographien diesem Bedürfnis entgegenkommen würde. Bei der Ausführung dieser Anregung wurde die Auswahl einer erneuten ernstlichen Prüfung unterzogen, ob sie wirklich diejenigen englischen Gedichte enthalte, welche nach den in der Vorrede zu den „British classical authors" und den „English authors" niedergelegten Prinzipien Anspruch darauf erheben könnten, von unserer heranwachsenden Jugend gelesen zu werden. Die von berufenster Seite getroffene Auswahl wird gewiß allen Wünschen und Anforderungen entsprechen.

ENGLISH PROSE

WITH BIOGRAPHICAL NOTICES

ON THE BASIS OF A SELECTION BY **LUDWIG HERRIG**

EDITED BY **MAX FÖRSTER**

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY OF LEIPZIG

Gebunden M. 2,—

Wie die 1912 veröffentlichen *English Poems* will auch das vorliegende Büchlein den Bestrebungen entgegenkommen, welche auf eine möglichst geringe Belastung des Schulranzens der Kinder wie des Geldbeutels der Eltern abzielen. Daher versucht es, eine Sammlung inhaltlich wertvoller und zugleich charakteristischer Abschnitte aus den hervorragendsten englischen Prosaschriftstellern des 16. bis 19. Jahrhunderts in möglichst handlicher und billiger Form zu bieten, indem es die in den *English Authors* enthaltenen Prosatexte gesondert abdruckt, deren Auswahl mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Schulordnungen hergestellt war und in Schulkreisen allgemeine Billigung gefunden hat.

Ausführliche Prospekte stehen auf Verlangen kostenfrei zu Diensten.

DIE TÜRKEI

EINE MODERNE GEOGRAPHIE

von EWALD BANSE

Mit Buchschmuck von CARLOS TIPS

Mit einem farbigen Titelbild, einer farbigen Kulturkarte und 61 Abbildungen auf Tafeln

In vornehmen Leinenband gebunden Preis M. 16,—

Es handelt sich um eine gründliche Monographie, die sowohl weite Überblicke als auch ins einzelne gehende Landschaftsschilderungen gibt. „Banse als Naturschilderer und Sprachschöpfer" — man könnte schon einen ganzen Aufsatz über dieses Thema schreiben. Seine Palette ist farbenreich, seine Vergleiche sind überraschend, oft auch wirklich schön — aber er wird nur Widerhall finden in künstlerisch stark empfindenden Seelen und bei den Hochgebildeten. Die hohen Anforderungen, die Banse an die künstlerische Durchbildung des Lesers stellt, wiederholt er auch nach der wissenschaftlichen Seite. Die geistige Oberschicht, insbesondere die geographisch Durchgebildeten, werden dem Buche reiche Anregung verdanken.

Paul Wagner in „Aus der Natur".

DIE LÄNDER UND VÖLKER DER TÜRKEI

EINE KLEINE ÄSTHETISCHE GEOGRAPHIE

VON EWALD BANSE

Preis in Pappband gebunden M. 3,—

„Die Länder und Völker der Türkei" ist der Titel einer soeben erschienenen Schrift von Ewald Banse, dem schnell berühmt gewordenen großen Geographen und Orientreisenden. Um nun die Kenntnis des verbündeten Sultanats auch den weitesten Kreisen zu vermitteln, ist eine kleinere Ausgabe des großen Werkes „Die Türkei" veranstaltet worden, welche Kürze und Billigkeit miteinander verbindet und wirklich einem weitschichtigen Bedürfnis entgegenkommt. Hier finden wir die allgemeinen Abschnitte aus dem Hauptwerke nahezu vollständig zusammengestellt: Türkei, Kleinasien, Armenien, Mesopotamien, Syrien, Westarabien. Auf die künstlerische Gestaltung des Stoffes weist auch der Nebentitel hin: „Eine kleine ästhetische Geographie". Nicht wenig Leser werden nach dem wahren Hochgenuß auslösenden Studium dieses gut ausgestatteten Buches zu dem Hauptwerke greifen.

Braunschweigische Landeszeitung.

Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Deutsche Meisterprosa

Gesammelt von

Professor Dr. Eduard Engel

Mit dem Bildnis Lessings und 8 handschriftl. Lesestücken

Geschmackvoll in Ganzleinen geb. M. 5,—

In schlichter Ausstattung für Schulzwecke M. 3,50

In dem Buche sind unter andern enthalten Musterstücke von:

Martin Luther / Gotthold Ephraim Lessing / Johann Gottfried Herder / Johann Wolfgang Goethe / Friedrich Schiller / Immanuel Kant / Jakob Grimm / Wilhelm Grimm / Luise, Königin von Preußen / Heinrich von Kleist / Ludwig Uhland / Joseph von Eichendorff / Alexander von Humboldt / Arthur Schopenhauer / Franz Grillparzer / Adelbert von Chamisso / Heinrich Heine / Otto Ludwig / Friedrich Hebbel / Emanuel Geibel / Paul Heyse / Theodor Storm / Richard Wagner / Gustav Freytag / Fritz Reuter / Peter Rosegger / Wilhelm Raabe / Gottfried Keller / Conrad Ferdinand Meyer / Marie von Ebner-Eschenbach / Friedrich Nietzsche / Fürst Otto von Bismarck / Graf Hellmuth von Moltke / Kaiser Wilhelm I. / Kaiser Friedrich / Kaiser Wilhelm II.

So sind alle Gattungen des Stils und mit ihnen alle Hauptzweige des Lebens in diesem Buche vertreten und machen es zu einer mustergültigen Sammlung vornehmer deutscher Prosa, durch die nicht nur ein künstlerischer und literarischer, sondern zugleich ein nationaler Geist weht.

Danziger Zeitung.

... eine sehr reiche Auswahl des Besten aus der gesamten Prosaliteratur.

Pfälzischer Kurier.

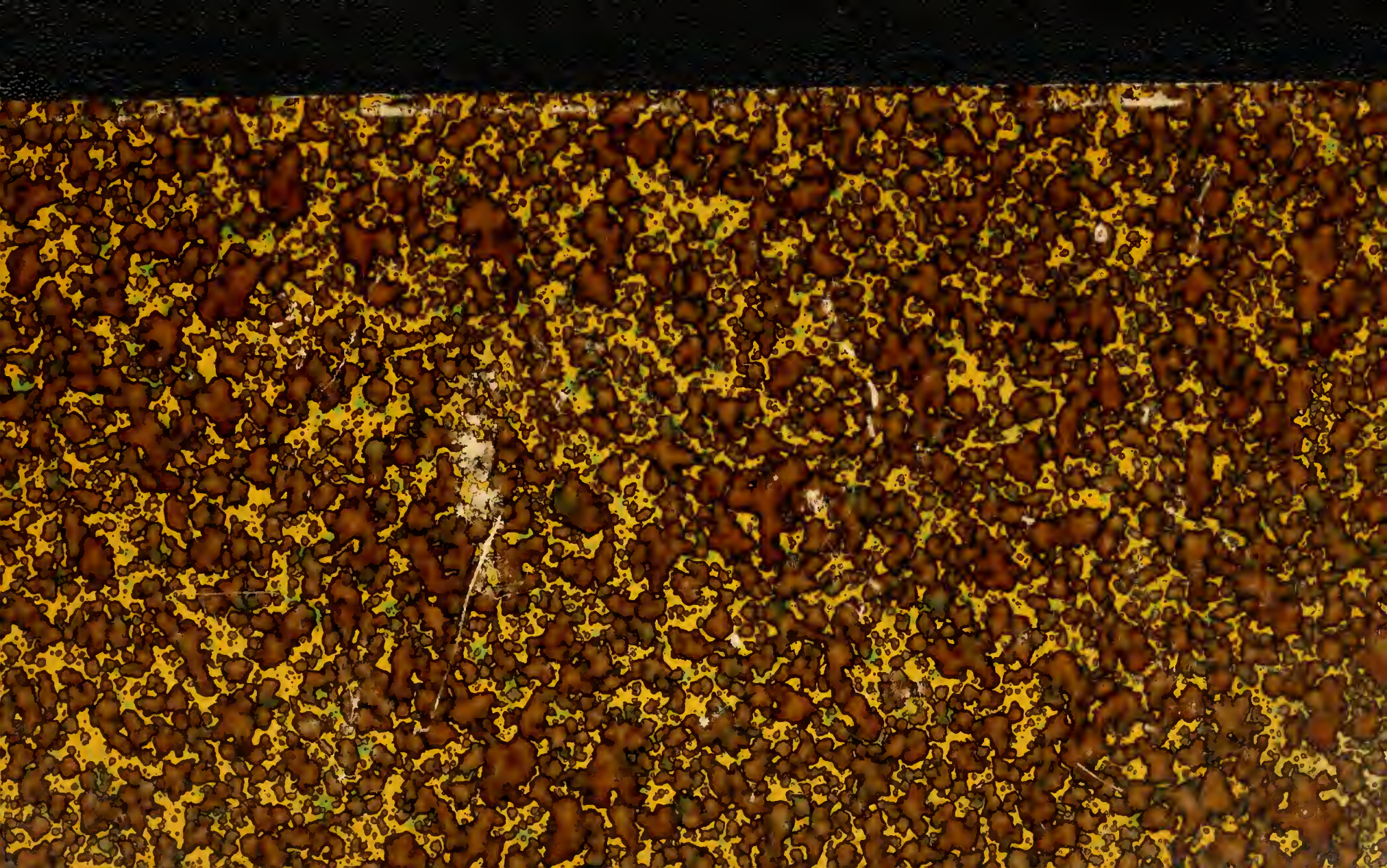
Es ist ein Hochwald deutschen Geistes, deutscher Kultur und Sprache, deutschen Forschens und deutscher Kunst, in dessen rauschende Wipfel wir hier eingeführt werden, und sie klingen alle zusammen zu dem Hohenlied von deutschem Wesen und Vaterlandstreue, das insbesondere unsrer Jugend voll und eindringlich zu Herzen tönen soll.

Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht.

Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

PB
3
A5
Bd.134

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY